3 1761 07357920 3

Ludwig Börnes gesammelte Schriften.

Inhalts-Übersicht.

I. Ludwig Börnes Leben und Wirken. Von Alfred Klaar. — Ludw. Börnes Ankündigung seiner gesammelten Schriften. — Erzählungen. — Reisen. — Vermischte Aufsätze.

II. Schilderungen aus Paris. — Aus meinem Tagebuche. — Dramaturgische Blätter.

III. Kritiken.

IV. Briefe aus Frankfurt. — Menzel der Franzosenfresser. — Fragmente und Aphorismen. — Französische Aufsätze

V. Briefe aus Paris. 1—66.

VI. Briefe aus Paris. 67—115.

VII. Nachgelassene Schriften. 1. Bd. Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821.

VIII. Nachgelassene Schriften. 2 Bd Briefe und vermischte Aufsätze aus 1822. — Tagebuch 1817. — Geschichte meiner Gefangenschaft. — Geschichte des preußischen Staates. — Die zwecklose Gesellschaft in Breslau. — Tagebuch 1828—29. — Der Jude Shylock. — Brief an Cotta. — Fragmente und Aphorismen.

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Professor Heichelheim

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Dritter Band:

Nachträge zu den dramaturgischen Blättern. — Kritiken.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

MAR
10
1981

Inhalt.

Seite

Nachträge zu den dramaturgischen Blättern. (1818) . 5

Kritiken.

I. La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy 55
II. Aristokratismus 60
III. De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot . . 63
IV. Coopers Romane 65
V. Nouvelles lettres Provinciales 69
VI. Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w. Von Sigismund Stille 79
VII. Zeitgenossen 81
VIII. Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf 84
IX. Die gute Sache, von Heinrich Steffens 86
X. Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette . . 91
XI. Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon 96
XII. Les Loisirs d'un Banni. Par M. A. V. Arnault 98
XIII. De l'Éducation. Par Madame Campan 99
XIV. Der Mord Augusts von Kotzebue. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué 102
XV. Humoralpathologie 105
XVI. Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Von G. A. Freih. v. Maltitz 109
XVII. Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst geschrieben 117
XVIII. Irländische Erzählungen 118
XIX. 1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'ile de Léon, par Alph. Rabbe. — 2. Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours par J. F. Simonot 120
XX. Fortgesetzte Reise nach Hammelburg 126
XXI. Histoire de la Révolution Helvétique. Par M. Raoul-Rochette 126
XXII. Etwas aus den Papieren des deutschen Michels 131
XXIII. Isloar, der christliche Barde. Novelle von N. A. v. Salvandy . . 132
XXIV. L'exalté. Par L. B. Picard 133
XXV. Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville 136

Seite

XXVI. Der ewige Jude 139
XXVII. Les Pyrénées et le midi de la France. Par A. Thiers . . 172
XXVIII. L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers . . 173
XXIX. Über etwas, das der Heilkunst not thut. Von C. J. H. Windisch-mann 174
XXX. Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart 179
XXXI. Die Serapionsbrüder. Von E. T. A. Hoffmann 185
XXXII. Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin 190
XXXIII. Voyages des frères Bacheville 192
XXXIV. Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft, von Dr. S. Stiebel . . . 194
XXXV. Histoire de la Révolution Française. Par Thiers 196
XXXVI. Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis 200
XXXVII. Truthähnchen. Ein satirisch-komischer Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky 207
XXXVIII. Satirisch-humoristische Gedichte. Von Heinrich Döring . . . 209
XXXIX. Die Staatsnationalbildung. Von Julius Graf von Soden . . 212
XL. Über Herrn von Villele und dessen politische Stellung. Paris 1822. Mit Anmerkungen von Börne 227
XLI. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 239

Nachträge
zu den
dramaturgischen Blättern.
(1818.)

1. Am 28. Juni. Der Vorsatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die so anspruchlos hervortreten, erhalten oft mehr als sie erwarten mochten. Anmutige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die sich eben so ungezwungen auflöst, geben dieser Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatischen Künsteleien, die mit Geräusch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** spielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künstlerin und machte sie vergessen. Sie wußte die Naivetät eines Landmädchens von städtischer Ziererei und bäurischer Derbheit frei zu halten. Ihr Liebster, der Soldat Hans, von Herrn *** dargestellt, schien sich auf den Drang seiner Gefühle verlassen und daher auf das, was er sagen wollte, sich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verschwieg, ihm nicht bloß den Arm steif gemacht? Wahrscheinlich.

2. Raphael, ein historisches Lustspiel von Castelli, in einem Aufzuge.

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung: das sind — nicht die Eigentümlichkeiten dieser Dichterarbeit, denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung solche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in diesem historischen Lustspiele herrscht:

Fürst.

„Ihr malt so gerne Jungfrauen."

Raphael.

„Weil sie was Seltenes sind, gemalten darf man trauen."

Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Aufs Krankenlager sank mein armer Vater hin,
Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn."

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Totenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstlers sollte anderen als Muster dienen. Frau *** spielte die Cäcilie .... aber sie war auch gar zu schön! in der 8. Scene wendet sie sich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,
So sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen u. s. w."

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der besseren Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein bas-relief sein, das bloß auf der einen, der Betrachtung zugewendeten Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wohl seinen Standpunkt so wählen, daß er vorteilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen. — Herr *** gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte keiner in ihm erraten.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly den Verführer der Babekan und Tonis Vater hätte entdecken lassen.

Demoiselle W.... gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd — unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urteil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen, wie man sie nennt) sind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. — Warum Herr *** bei seinem Eintritte in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgiebt, bedarf einer Erklärung. —

Frau *** in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. — Herr W. .... machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen Rolle fand er Zeit, den sinnvollen Künstler zu entwickeln. Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen, den Übermut des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini.

Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächeln abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch nichts willkommener gemacht. Nur Demoiselle P ... verdiente wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beifall, den sie ungeteilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte und die Gesinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

5. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius von Voß.

Ach, der Kunstfreund findet auf seinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künstler; freilich sind sie anderer Art — jenem wird oft für seine Kunst kein Geld, und diesem für sein Geld keine Kunst zu teil. In diesem Original-Lustspiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Luise hat es nicht geschrieben, das merkt man einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zusammengeflickten Lappen der verbrauchtesten Histörchen! Als wenn es nötig wäre, die Langeweile von so vielen Seiten her mit Mühe herbeizuschleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauspielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am anderen Tage findet man sich betrogen. —

Herr *** spielte den Magister Lämmermeier, manchmal seiner selbst, manchmal der Posse würdig. Man sagt, daß er in dieser Rolle Iffland kopiere; so hätte also das Vorbild seine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** stellt den Magister zuweilen als einen eingebildeten Menschen dar, der stolz auf sein umfassendes Wissen sei; aber Lämmermaier ist nicht so. Er dünkt sich keineswegs was Großes, sondern die poetische Kunst scheint ihm nur was Kleines zu sein, mit dem man leichte Arbeit habe. Es ist also ein Mißgriff, wenn sich der Schauspieler in die Brust wirft und sich hochtrabend und tragisch gebärdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgesitteter junger Mensch, der nie die Achtung aus den Augen

verliert, die man einer großen Versammlung schuldig ist. Ein anderer, der es mit den feinen Sitten nicht so genau nähme, würde beim Nachhausekommen aus dem Konzerte, in welchem er zur Thüre hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick aufs Parterre, unterdrückte seinen Schmerz, und betrug sich, als wäre nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hause sei. Es ist recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden so bequeme Rollen hat. — Frau *** spielte die Virtuosin Tempioni in einer Scene meisterhaft, in der nämlichen, wo sie sich vom Magister Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorlesen läßt. Auch Herr *** war in dieser Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbarossa, Oper von Fränzl. Die Lärmschüsse in der Ouverture haben nicht unnötig Angst gemacht; so wurde man wenigstens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Porträt geschrieben ist: das soll Herr N. sein, dann mag man, ohne das Gemälde zu sehen, seinen Unwert beurteilen. Diese Oper ist eine musikalische Herberge, die gastlich viele Fußgänger und mehrere Passagiere aus dem Mittelstande aufnahm, und wohin sich einige vornehme Reisende verirrten. —

Madame H... als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro haben die Kosten der Unterhaltung diesen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldatenchöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmutigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Zirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwischen die Flügel dieser letzteren gerät; er mag sehen, wie er sich heraushelfe!

7. Das verlorene Kind, Schauspiel von Kotzebue. Sehr rührend wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde tot schießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jetzt wird er satirisch und sagt: das beste am Leben sei, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er ans Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich wehklagend ein. Dessen Vater ist des

Lords eigener verstoßener Sohn. Versöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorschrift „mit unheimlicher Wildheit" auftreten soll, sehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Gebärdenspiel nichts zu wünschen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einstudiert; aber auch ihr war der Fehler, sich den Zuschauern zu viel en face zu zeigen, schon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiselle S . . . spielte die Toni als Gast, und zeigte so viel künstlerische Fähigkeit, als nur diese Rolle zu entwickeln verstattet. Ein warmes und seelenvolles, aber dennoch besonnenes, die Überlegung der Künstlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei anderen so oft vermißte Anschwellen und Sinkenlassen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Gebärdenspiele (Tonis Hinneigung zu Gustav ist nur erst eine Tugend, noch keine Leidenschaft) — diese Vorzüge sind es, welche uns den weiteren Darstellungen der Dem. S . . . mit angenehmer Erwartung entgegensehen lassen.

Wer Kants oder eines anderen physische Geographie besitzt, den bitte ich dringend darin nachzulesen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sei — die Sache wäre äußerst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster graue, finstere Nacht und durch das andere der hellste, freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimnis, Oper von Solié.

Die französische Konversationsmusik will mit einer eigenen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester, wie das unserige, ist fast zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein Spiel wird zu ausgesprochen sein; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: Femmes, voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Teilnahme.

10. Am 11. Juli. Kaiser Hadrian, Oper von Weigl.

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von seiner Würde zu verlieren.

Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche Kraft Weigl in der Schweizerfamilie verbraucht. — Hr. *** hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen sein, daß er sich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu teil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino sang und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der sie jetzt unterworfen sind.

11. Am 12. Juli. — Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigene Tonart. Es werde mir dafür verstattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzuteilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man sie nach ihrem Rossini beurteilt. Herr Wild, dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Teil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Mad. ***, Altstimme, sang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer fast eigentümlichen tönenden Weise. Sie hat das große, seltene Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K... als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüte prangende Gestalt, mit unnennbarer Anmut ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächeln sollten einer schlechten Sängerin zu teil geworden sein, damit das Auge das Ohr bestehe. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft, Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! — Herr D... hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, sich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er sich den Übrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele

den verdienten Beifall nicht versagt. — Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendsten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem allem sichtbar wird und wodurch sich die Darmstädter Bühne auszeichnet, soll ein andermal ausführlicher gesprochen und die Vergleichung, zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla, Oper von Paer.

Paers Camilla hat einen guten unantastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, sie zu verleumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag, stellte den Herzog vor. Wenn die böhmischen Stände keine besseren Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. — Mad. *** sang die Camilla. Welch ein grausames Vergnügen, diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla ist wie eine Büßende, nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? — Demoiselle W..., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13. Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieser Aufführung begaben sich wunderbare Dinge. Mozarts Geist schritt polternd durch das Komödienhaus — die dickste Saite des Kontrabasses zersprang — die große Trommel seufzte — eine Klarinette lachte laut auf. Ich habe dieses alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorstellung von Elise v. Valberg eingeschlafen war und im Schauspielhause übernachten mußte. — Herr *** sang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geschehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller.

Offenherzig zu gestehen: nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu sagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringste Berücksichtigung. Gleich nach den ersten Scenen mißmutig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und geriet in eine solche Stimmung, daß ich ganz die Geistesfreiheit verlor, die zur Beurteilung einer theatralischen Vorstellung erforderlich ist. Höchst wahrscheinlich haben sie

alle vortrefflich gespielt und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erschien mir alles so schleppend und seelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuschauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche sogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünfteil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr ***, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine sehr komische Weise den Geist aufgab. Eine ganze Loge voll schöner Damen in meiner Nähe belachte diese Sterbescene. Ernst zu sprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht starb, sondern sich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei fast nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrscheinlich um akustisch darzuthun, wie einstimmig das Volk in seiner Freude sei.

15. Am 28. Juli. — Der Unsichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der „Unhörbare" zur Vorstellung gebracht, dann wäre schwer zu unterscheiden, wer die Hauptrolle verdiene, denn gar viele hätten Ansprüche darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht schnurrig gespielt. Ging es nur immer lustig zu auf unserer Bühne, da wäre man noch am besten daran, dann wüßte man wenigstens, wo alles hinaus wolle.

16. Die Rosen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Susette; Herr ***, Malesherbes; Herr ***, Peter. — Keine Rose ohne Dornen! Dem. Lindner war die Rose.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Heldenjüngling, den im Leben wie im Gedichte das teure Vaterland begeistert, und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenstrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Wert deiner Hedwig mit dir feilschen, wie sollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sei? Dein Geist, dein Herz ist darin; deine Dichtungen sind Heiligtümer einer verstorbenen geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurteilen! ... Aber, warum mußte ich mich auch so hoch hinauf schwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** spielte den Julius. Teure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unserer Bühne so oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es ist mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere

Meinung zu reden. Vielleicht verstehe ich nichts von der Sache, es mag sein; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunst, die der in Raum und Zeit eingeengte Künstler nicht zu gewähren vermag. Ist es so, dann bitte ich um Belehrung und fordere jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich *schriftlich* zurechtzuweisen (mit *mündlichen* Erörterungen wünsche ich verschont zu bleiben, sie rühren mich zu sehr). Widerlegungen solcher Art, und sollte auch jede Waffe darin benutzt sein, die man *außer* Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu bestreiten, und sollte auch mein Mangel an Einsicht in Beurteilung schauspielerischer Darstellungen noch so fühlbar gemacht worden sein — wird niemals, ich verspreche es feierlich, die Aufnahme in diese Zeitschrift versagt werden. Aber dafür verstatte man mir auch freimütig auszusprechen, was ich denke, und ich denke, daß Der kein Schauspieler zu nennen ist, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu sehen, der uns das langweilige melancholische Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören giebt; der in leidenschaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf spielte. Hier ist Grazie selbst im wilden Ungestüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. *Vergleicht* damit, sage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. *Der Sie*, Lustspiel von Castelli.

Eine dumme Geschichte! Denkt euch nur, es kommt dahin, daß ein Vater den eigenen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heiraten will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener seinen alten Vater verlacht und verspottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich sein. — Herr *** spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? — Herr W... als Herr von Anker wußte die komische Wirkung hervorzubringen, welche mit dieser Rolle beabsichtigt wird. — Frau *** spielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und mutwillig. — Demoiselle A... war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eigenen Regsamkeit und Laune. Dieser Künstler weiß sich immer zu beschäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit giebt. —

19. Am 2. August. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiselle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher sie begann, verriet, daß sie bescheiden genug ist, den Wert ihres Gesanges nicht zu überschätzen. Demoiselle *** fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenstrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutschen Übersetzung: sie mißfiel sehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu ersuchen, daß sie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen ist, von neuem möchten drucken lassen. Bei mehreren anderen Opern ist derselbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn nicht bloß die Gesänge, sondern auch die gesprochenen Worte und die ganze scenische Anordnung des Singstückes zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. August. — Die Indianer in England*), Lustspiel von Kotzebue.

Mit „Au weh" beginnt dieses Lustspiel, wenn das nicht herzbrechend wird, so ist's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundertdreiunddreißig Male (bedachtsam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgesprochen, es gurlt einem ums Ohr herum, daß man vor Angst und Wehmut vergehen möchte. Närrischer Samuel, hat je eine abgeschmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: Nein. Es wird gewiß keine besorgte Mutter ihre Tochter zum zweiten Male in dieses Schauspiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine stilistische Bemerkungen zur Übung unseres Geschmackes machen. In der vierten Scene des zweiten Akts sagt Liddy: „Pfui! keine romantischen Thorheiten! Kaberdar ist ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verschmähen, dessen Herz ich bloß aus seinen Augen kenne, daß hieße auf der Lebensreise den Kompaß gegen einen Schmetterling vertauschen." Eine schöne Zusammenstellung; man hätte ebensogut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren

*) Die Handschrift, welche die Berichte über die schauspielerischen Darstellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Tasche verloren und einiges nach der Erinnerung wieder herzustellen vermocht. Daher die Unvollständigkeit dieses Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen Finder des Verlorenen, es mir zurückzugeben, denn dieser thut es wohl von selbst, sondern den unehrlichen, und es sei ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund wert ist, dafür zugesagt.

können! — Ein andermal heißt es: „unglückschwangere Blitze.“ Sehr falsch. Der Blitz kann nicht schwanger werden; schon dessen langgestreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufassen. Übrigens ist der Blitz das Geborene, nicht das Gebärende: wenn die unglückschwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu sagen pflegt, ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnötige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entatmet gesprochen. — Frau *** als Mistreß Smith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich, wenn man die Wörter und Silben zu viel schleift, sie müssen, wie Frau *** es gethan, gestoßen werden. — Aschgrau, dürr, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Herr L... den trocknen, vorsichtigen, sich selbst kontrollierenden Zollinspektor sehr lobenswert dar und ließ nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffskapitän Robert machte, ließ seine rote Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er spielte gar nicht. — Herr *** war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. Eine Rüge sei verstattet. In der siebenten Scene des ersten Akts, wo er ganz entatmet zu seinem Vorgesetzten, dem Zollinspektor, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, sprach Herr *** schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte, kriechend, und allzeitfertig wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, sobald ihn der Zollinspektor verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langsam und kühl sprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. — Herr H... als Bootsknecht sprach recht wacker seemännisch. — Herr U... und Herr K... waren als beide Notarien sehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte sich, um das possierliche des Faustkampfes zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen. — Aber wo bleibt die schöne Gurli-***?

Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll lieb haben, Gurli soll küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagei füttern, Gurli soll heiraten, heiraten, heiraten — — aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. — Madame ***, Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch. —

21. Die Proberollen, Posse von Breitenstein.

Dem. Lindner machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — diese Selbstgefälligkeit, wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerspiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die sehr gute Aussprache des Französischen. Als Kadett — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, rasch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamierstück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuversicht, die ausgespreizten Finger. Wenn ich nichts weiter zu sagen weiß, so ist es die Schuld derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen lassen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und sie diesen Abend nicht herausrufen sollen — der schönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Sept. — Der Vorsatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurteilung. Den Vorsatz, gelenker zu sein, hatte Herr ***, wie es sich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräter, Lustspiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, diese als Klärchen, hatten so angenehm und mit so reicher Laune gespielt, daß sie sich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den sie verdient, dem armen Jakob ein Almosen abzugeben. Es war diesen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe. (Zum ersten Male wiederholt.)

Wenn auf unserem Zettel steht: zum ersten Male wiederholt, so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirtshausschildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit." Die Sache ist gut gemeint und darum löblich. —

Ich hätte schon früher des Herrn Schwind gedenken sollen, der so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallenflöte, bald süß bald

kräftig, tändeln oder schmettern ließ. Die Flöte ist ja hier alles, die wahrhafte Schicksalsgöttin dieser Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Possenspiel, das unter zehn Menschen auch nur einen froh gemacht, verschmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Lust und des Lachens, die der Thränen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Herr Rochus Pumpernickel, saß drollig zu Pferde, ergötzte sehr, da er seine Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemütsruhe zu Ende aß, war überall, was er sein sollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Borthal verstand seine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene passive Komik, wie sie dem kränklichen, ängstlichen, jede Gemütsbewegung fürchtenden Manne vorgeschrieben ist, zur Last fiel. Er ist besser an seinem Platze, wo er seiner gärenden Laune Luft machen kann. Madame H. hat gut gespielt. Madame H. auch, Herr O. auch, Herr H. auch, Herr K. und Herr B. auch auch, Herr H. auch, Herr J. auch, Demoiselle U. und Madame S. auch auch, Demoiselle W. auch, Herr U. auch, Herr H. auch. Es ist doch niemand vergessen? Auch die Straßenjungen haben gut geschrieen und sind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müssen sich mit diesem Regimentslobe begnügen, wer kann wissen, wie sie alle heißen!

26. Stille Wasser sind tief.

Ein herrliches Lustspiel alter guter Art, wo ernster Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigsten Verschwisterung sich zeigen. Alles gehörig schattiert, nichts von jenen Farbensprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele solcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg sehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Übergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und bescheidene Zuversicht zum anmaßenden herrischen Wesen gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln sollen lassen. Diese Rolle hat Klippen, die nicht jeder zu vermeiden versteht. — Frau ***, die Frau von Holmbach. Junge, reiche Witwen, die heiraten wollen und nicht wollen, und nicht wissen, was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um keinen Beifall erst zu werben,

er ist ihr ein- für allemal zuerkannt. Herr Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt sich als Schauspieler zeigen! Mit so vieler Liebe, Laune und neckendem Übermute auftretend, kann einem Künstler, der so reich ist, wie dieser, an aufgespartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Lust nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, schlau und lauernd, wie es sich gebührt; Herr H . . ., braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Gebärden nicht einem Zierling, der eine schöne Frau, sondern einem linkischen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiselle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, so gut sie auch sonst spielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anständig und edel aufgetreten sein.

27. Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Musik, die nur bis ins Ohr, dieses Vorzimmer des Herzens, gelangt, und wie alles, was sich in Antichambren aufhält, zwar geschmeidig ist und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O . . . war als Kapellmeister das Ergötzen des Hauses, besonders in dem Sextett, worin er den Kontrabaß mit der Stimme nachzumachen hat, spielte er mit unübertrefflicher Laune. — Herr K . . . den Marco, gut; aber ist nicht der musikalische Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonsetzer einen gichtischen Gesang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorsatz schlecht gesungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu spielen. Bei seinem ersten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bukephalus, singen beide letztere: „O weh! er scheint von Sinnen." — „Was macht er für Grimassen? Mir graut ihn anzusehen. Er faselt." Aber von dem allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug sich wie der vernünftigste Mensch und war so gelassen als ein Lamm.

28. Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Komödienzettel stand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine solche Aufführung hätte wohl weder einer Entschuldigung, noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünschte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroisch-komische Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen. Die Musik ist von Mozart," welches jedermann auswendig weiß; sondern: „Der Ertrag der Einnahme ist für das Denkmal bestimmt,

welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon niemand etwas weiß.

Madame *** sang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man sie würdig preisen. — Man ist gewohnt, von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darstellen zu sehen und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechtesten Beifall. Er vereinigt in seinem Spiele Laune, Feuer, Anstand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonstigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, so wäre Madame *** die wohlgefälligste, artigste Zerline, die sich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Komödienzettel steht, ist ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es ist verdienstlich für jeden Sänger, in dem Glanze unseres Orchesters nicht scheinlos unterzugehen. Wem dieses noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von solchen Künstlern, deren die meisten ausgestattet sind mit eigener selbständiger Kraft, sich so willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, so daß man ein einziges Instrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, ist um so bewunderungswürdiger, je seltener sonst Verläugnung des Ichs mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam, finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgend einer deutschen Bühne. Das hiesige Publikum, welches in seiner Gesamtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie, demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann.

29. Am 8. Oktober. — Der tote Mann, Lustspiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Personen, welche in diesem Stücke vorkommen, haben schlecht gespielt für sechs. Wer dieses Rätsel nicht zu lösen weiß, mag froh sein; sein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen. (Aufführung der drei ersten Akte.) Herr B... machte den Junker Hans, und richtiger kann man diese Rolle nicht auffassen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenste Bild der herzlichsten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unschuld. Wo dieser Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da ist das

Spiel schon verfehlt. Das Schnipp Schnapp. Schnurr muß Herr B . . . fertiger auszusprechen lernen; er sprach es zu langsam. Auch an dem Lirum Larum schien mir etwas zu mangeln. Für so ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine stehende Melodie, die nicht moduliert werden darf; es muß einmal wie das andermal gesagt werden. — Herr O . . . war ein guter allerliebster Matz. — Herr W . . ., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat seine Scene sehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargestellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präsentieren des Wechsels sich nicht so sehr ärgern sollen, als er gethan. Bei solchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung bleibt man kalt, und weiß, was man zu thun hat, oder man erschrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kommt den Personen, durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen einkassieren zu lassen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter. —

31. Der Geizige, von Molière.

Herr K . . . spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgnis war auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas Altfranzösisches im Anstande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen sollen. Er künstelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauseriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menschennatur, wie sie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Hauptscene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebstahl, gelang gut, und am Schlusse bildete Herr K . . ., vor seiner Kassette sich hinwerfend, eine schöne malerische Stellung.

32. Am 11. Oktober. — Das Geständnis, Lustspiel von Kotzebue.

Ursprünglich heißt dieses Stück die Beichte; aber die Menschen sind in der Gottlosigkeit so weit gekommen, daß sie sich sogar nicht scheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu sein. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzustellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfest verspotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beschämen glauben; das sind

zwei ganz verschiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen beweisen, daß, wenn Sie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche seiner üblen Wirtschaft wenigstens nicht so freundlich lächelnd auf ihre eigene Rechnung hätten setzen lassen ... Aber wer möchte mit Ihnen streiten, Liebenswürdigste?

33. Der Dichter und der Tonsetzer, Oper von d'Allayrac. Die Handlung ist munter, die Verwickelung kunstvoll, die Auflösung witzig, die Musik leicht, sehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Gesang der Mitspielenden war, wie wir ihn an jedem und jeder kennen. Übrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzstreitigkeiten zwischen Schauspielern und Sängern in dem zunftsüchtigen Frankfurt noch immer nicht geschlichtet sind. Jene wollen diesen das Spielen nicht erlauben, das, wie sie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, sie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indessen den Klageführenden nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wird in der Oper so selten und verstohlen als nur möglich gespielt.

34. Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob sie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben sie nicht gesehen, aber wenn auch, sie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel schöner sein als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenspiel? Die sonst so freigebigen Feen sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägern so stark in das alte Futteral hineinklopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen, als spiele er selbst die Glocken, die hinter den Coulissen bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? — — Dieser nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, sein Papagenoweibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzerkomödie. — Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitationssystem und das ganze Kompendium der Physik stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verschwinden. Paminas Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen preiszugeben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Herr *** spielte den Sarastro. Dieser sein erster theatralischer Versuch gelang ihm gut und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgesang werden nach einem anderen Maßstabe gemacht und sie sind darum schwerer zu erfüllen, als die Leistungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Instrumenten befreundeter, werden von denselben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Basse nicht stattfindet; dieser steht einsamer da. Auch ist ihm, bei seiner ernsteren Art, nicht so viel als jenen verstattet, seine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verstecken.

35. Am 20. Oktober. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterstädtisches Herz schlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr auf dem Komödienzettel das Landsturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere wohlgemut herbeiströmen, zweihundert Quadratschuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutsches Auge weint auch, wenn es sieht, wie, nach geschehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabsteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergessenheit, und einige Große, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für sich allein behalten. O Just, o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Älterer und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, sich täglich dafür lobpreisen lassen, daß ihr Quadrupelspiel und Rütlivertrag das Land frei gemacht? .... Hätte ich meine Zeit während dieser Vorstellung besser verwenden können, als zu solchen patriotischen Phantasien? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das ist kein braver Mann, der über nichtswürdige Possen, und ob dieser oder jener Schauspieler die gehörige Fratze gemacht, sich breit und wichtig aussprechen, aber an des Lebens heiligem Ernste unbekümmert und dämisch wie ein grasendes Hornvieh vorüberschreiten mag! Denkt ihr, daß diese Theaterkritiken, woran ihr so gut seid, eure Freude finden zu wollen, auch mich selbst belustigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimnis daraus, muß mir zur Versilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geschickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war stets das schlaue Losungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpossen zugafften, leerten uns geschickte Beutelschneider die Taschen aus. Lasse sich, wer da wolle, zum besten haben; aber glaubt mir's, ich thäte keinen Schritt ins Parterre, wo

es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schreckhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen.

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun in der Censur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich sein hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein österreichischer Statthalter in der Schweiz schlecht hausgehalten und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich solcher Herrschaft satt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Österreich mit allen daraus gebildeten Adjektiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, so daß keiner, der des Dramas oder der Geschichte unkundig ist, wissen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört (welches Wort zuweilen statt Österreicher gesetzt ist), ob Christen oder Hottentotten darunter gemeint sind? . . . Da seht ihr selbst, welche üble Folgen es hat, wenn eure Circenses so schlecht sind, und man aus Langeweile genötigt ist, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer ist man so glücklich, zu seiner Zerstreuung lustige Einfälle zu erjagen, folgendem gleich. Während der ganzen Verschwörungsscene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachlässigkeit des Maschinisten, das wäre ein köstlicher Bissen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück ist folgender Weise solfeggiert worden. Doch zuerst von denen, die mehr gethan, als das. Am besten unter allen hat Ida Weidner, als Tells Knabe, gespielt. Dieses Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch besseren Lehrmeister. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?"

verschränkte es die Ärmchen, um sich eine nachsinnende Stellung zu geben; diese Bewegung ist aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** stellte seine schwierige Rolle als Freiherr von Attinghausen mit großer Kunst und Einsicht dar. Die Sterbescene gelang ihm sehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnstuhl weiter vorwärts stehen, oder daß Attinghausen erst tot zusammensinken sollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten ist. Herr *** starb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ sich als Leichnam durch das ganze Zimmer schleppen und dann auf den Sessel niedersetzen; dies nahm sich nicht gut aus. — Herr *** spielte den Tell mit der edelsten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte spielt. Melpomene mag sich

freilich geärgert haben, sich mit ihrer Feindin Thalia in einer Gesellschaft zu finden. Aber der Schelm von Wirt hatte seine Lust daran gehabt, sie beide zugleich einzuladen. Doch . . . ich will mich nicht bezwingen, ich will grob sein. Giebt es keine Theatergesetze, die einen Schauspieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Besitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch so oft, mit Geringschätzung der Zuhörer und seiner Pflicht, schlecht und mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit seine Rolle abwickelt? und ermangelt unsere Bühne solcher Gesetze, warum übt das Publikum nicht selbst Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geschehen, daß man seine Langmut täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte den Geßler. Es fällt auf, in unseren Tagen keinen Tyrannen spielen zu können. Mit dem rauhen und barschen Tone, dessen sich Herr *** befleißigte, wird nichts ausgerichtet. Dieser ist eher der warme Zobelpelz der Gutmütigkeit, dagegen schlüpft die Tücke mit einer leisen und glatten Sprache, aus ihrer Schlangenhaut, vors Ohr vorbei. Boshafte Menschen lispeln gewöhnlich, sie haben den Katzentritt der Zunge. Überhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in seinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demselben Ausdrucke, mit dem er sagte:

Doch will ich raten, ziele gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß,

hätte er auch sagen können: „Hier, mein Söhnchen, hast du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in acht, daß du dich nicht verbrennst“ . . . . Auch sein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeschickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieser Scene nicht minder, denn er ließ sich seine Vorbereitung, den sinkenden Geßler in seine Arme aufzufassen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal und las wieder das ganze Wörterbuch schauspielerischer Mißgriffe und Fehler in unalphabetischer Ordnung durch. Dieser Künstler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urteil für ihn nicht ganz verloren ist, und je sichtbarer es ward, wie schwer ihm die Enthaltung von gewissen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für sein Bestreben. Herr *** fühlt, was er spricht, aber der Schauspieler soll nur denken, was er zu fühlen scheinen soll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** ist so unglücklich, niemals den Schwerpunkt seines Geistes, noch den seines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierstange einer hyperpathetischen Deklamation; daher sein Herüberneigen des Ober-

körpers, sein öfteres sich Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewisser Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen und in seinen Fehlern bestärken. Man kann mit seiner Stimme steigen und steigen, und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Galerie, wenn man das Lächeln der Verständigen für nichts achtet. Herr *** nimmt mit seinem Munde stets einen zu starken Anlauf, so daß er, wenn ihn jemand im Zweigespräche ablöst, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexierwalzern, die plötzlich aufhören und wo man ohne Musik forttanzt; man glaubt, Herr *** müsse noch etwas zu sagen haben, und ist über sein Schweigen ganz verdutzt. Jede Rede pflegt er, gleichsam um einen Trumpf darauf zu setzen, mit einer schleudernden Bewegung der Faust zu endigen. Es ist dies ein mimischer Schnörkelzug, dem kalligraphischen gleich, ohne welchen viele Menschen ihren Namen nicht schreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des ersten Aktes vorgestellt wird, den Beschluß machen Von diesem Hause heißt es an verschiedenen Stellen:

— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;

. . . . . .

Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.

. . . . . .

Vor diesem Hause hielt er wundernd an; (der Vogt.)

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher in einer so ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtliche Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satire auf die Dekorationen unserer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchons liebenswürdigem Gesellschaftskreise wäre es wohl leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben ihr linkisches, holperiges und kleinstädtisches Benehmen mit Schonung und darüber wegscherzend vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das Verschweigen. Doch haben Herr . . . als Saintval, und Herr K . . . als Abbé es an der nötigen Gewandtheit nicht fehlen lassen. — Herr *** spielte als Gast den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu

berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. — Herr *** zeigte als Fanchons Bruder einige Natur, besonders da er den Tapezier aufs Sofa warf und durchprügelte. — Herr *** spielte den Gewürzkrämer possierlich. — Herr ***, Fanchons Haushofmeister, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müssen. Ob hierdurch Alterschwäche oder was sonst bezeichnet werden sollte, weiß ich nicht.

Da ich soeben des Herrn *** erwähnte, so will ich es meinen Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen sind geteilt. Die anderen behaupten, er wäre nur gekommen, mich zu bitten, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch seine Absicht gewesen sein mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht, meinem Urteile über ihre Darstellungen eine gewisse Richtung zu geben, mich zu besuchen kommen. Sie mögen sich hierin das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, obzwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Ansicht Einfluß zu erlangen, und sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend sein, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst, oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

37. Am 26. Oktober. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Übertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang durch eine schmächtige, zarte Gestalt Lügen gestraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Madame S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen, echt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober. — Die Kreuzfahrer, Schauspiel von Kotzebue.

Türkenthränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß, so gut wie die anderen. Aber der christliche Teil der Rührung zeigte diesmal

Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden soll. —

Madame *** spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urteilen, so thue ich es hiermit. —

39. Am 31. Oktober. — Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuskript.)

Tausendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück ist wenigstens schon vier Jahre lang gedruckt, und also kein Manuskript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn entweder ist darunter eine Charlatanerie verborgen: es sollen nämlich die Schaulustigen stärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durchs Lesen nicht kennen lernen kann; oder: es ist dieses abermals obzwar ein kleiner Beweis von gedankenloser Bühnenleitung. Ursprünglich stand auf dem Zettel: Manuskript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert so stehen bleiben. Desgleichen liest man sehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für drei Batzen zu haben" und frägt man darnach, so ist er nicht zu haben. Götter! sendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritischen Ärgers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur gespeist werde. — Liebe Leser, da also Hedwig gedruckt ist, so leset lieber das Stück, als daß ihr es vorstellen sehet; jenes bekommt euch besser. — Madame *** spielte die Hedwig. Ich schone sie noch einmal. — Frau *** als Gräfin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich spitzte ich die Ohren sehr; denn zum ersten Male auf unserer Bühne hörte ich diminuendo und piano sprechen. Halt, dachte ich, der Mann versteht's, da giebt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr *** konnte unter so manchem, was er nicht konnte, auch kein böses Gesicht machen; er lächelte auch in den betrübtesten Lagen, und dies gar nicht verstohlen, sondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet sich ein Räuber von Ehre, der sich mit solchem unbehilflichen, verlegenen, abgeschmackten Lumpengesindel, als wir es im Walde sahen, abgeben mag, so muß das Handwerk sehr gesunken sein.

40. Das Standrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayfisch, entfaltete die üppigste

Laune, der man nicht widerstehen konnte. — Demoiselle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmut. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtenteils aus Handwerksburschen und anderen Paradiesvögeln, sowie aus Knaben bestand, verschweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben, als eine Blattseite. Nur zwei Worte. In Deutschland am meisten finden rohe und kräftige Menschen, oder Kinder, die noch keine Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unseren gotischen Staatsverfassungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespiskarren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtung, so kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so wollte ich für meinen Extragulden auch etwas genießen; und — sah nur zwei Akte. — Herr *** (Karl Moor) war schon gleich anfänglich auf dem Chimborazo der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. — Herr ***: Franz, mittelmäßiges Fabrikspiel; — Madame ***, Amalia, ebenso. —

42. Am 14. Nov. — Welches ist die Braut? Lustspiel von Johanna v. Weissenthurn.

Das ist eine von den Verwickelungen, die sich auf eine vorherzubestimmende Weise auflösen. Ich vermochte durch Hilfe des Komödienzettels mir die ganze Geschichte so zusammenzufügen, als ich sie nachher bei der Vorstellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümlein, war ganz in seinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theezirkel deklamieren, so sollen sie nicht dabei der ganzen Gesellschaft den Rücken zukehren, sondern im Gegenteil. Wollen sie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, so brauchen sie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Rossini.

Arsir ging mit unbedecktem Haupte, sogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger singt gleich anfänglich mit allem Schmelze Rossinischer Musik:

In den Armen treuer Liebe
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürst gefährlichere Soldaten hätte, als solche Minnesänger? Demoiselle ***, als Tancred, erwarb sich nicht allein den Beifall aller, sondern sie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht bloß in Tancred, sondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich Ihres Beifalls wert zu machen suchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiderung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Posse von Kotzebue. Auf unserer Bühne erscheinen solche Spiele wie ein mutwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgespannt; nur muß das Gleichnis umgekehrt werden. Die armen Leute sind nicht rührig genug. „Lachen Sie doch, Marinelli!“ — Des Herrn von Langsalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitspielenden übergegangen; wenn nicht auch auf die Zuhörer, so lag dies nur an der unwiderstehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr v. Langsalm, war matt, er wußte seinem Spiele nicht Frische und Kolorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieser Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwischenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenspiel ausgefüllt und so die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame ***, Frau v. Langsalm, war in Sprache, Gebärde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die sie zu sprechen hatte, im übrigen ganz ihrem schlafl ustigen Gemahl, statt daß sie überall dessen Gegensatz hätte bilden sollen. Herrschsüchtig, heftig, jungsüchtig, putzsüchtig, nicht korpulent, nicht so ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmütigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiselle Lindner, Doris. Daß diese Künstlerin die Gabe, schlecht zu spielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebusch, Herr ***, Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durchs Zimmer thut's noch nicht. Herr ***, als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne giebt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Ist einer ein junger Sausewind, so geht er nie, er läuft

beständig. Man soll aber die Natur studieren. Meine Herren, beobachten Sie den lustigsten jungen Menschen Ihrer Bekanntschaft, wenn er auch erst 18 Jahre alt wäre, und sehen Sie, ob er wie ein Knabe springe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langsalm. Es muß ihm zum Verdienste gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle übrigen viel besser spielten, als vorher. — Demoiselle *** als Babet, war nicht natürlich genug und deklamierte manchmal an unpassenden Stellen. Sie möge sich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu lassen, dies ist das unfehlbarste Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeschicklichkeit war's, daß sie die Kaffeetasse so regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß diese ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf und zerbrach sie in zwanzig Stücke. —

45. Am 28. März 1819. — Der Haupttreffer in der Güterlotterie, von Frau v. Weissenthurn, Lustspiel in vier Abteilungen.

Dieses Lustspiel der sehr beflissenen Frau v. Weissenthurn als ein Zug, den wir in der Güterlotterie gethan, ist zwar nicht völlig eine Niete, aber ein so kleiner Treffer, daß er dem Einsatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkommt. Da ist weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menschengeist, nicht Menschenherz, nicht Witz, nicht Laune. — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zusammenhaltende Spiel fast aller Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen besseren Stoff, an dem er sich übe, nur noch wünschenswerter.

46. Das Fischermädchen, lyrisches Drama in einem Akt von Körner, Musik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgesponnene Verhältnisse und große Gemütsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überstürzt sich alles in diesem kleinen Drama, wegen seiner Hast, und was genießbar gewesen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm ist die Sprache und jugendlich frisch. Die Musik ist etwas chaotisch. Kenner sagen, es seien Elemente fremder Meister darin; mag sein! aber sie sind nur gemengt untereinander, nicht wahlverwandtschaftlich gemischt. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abteilungen von Herrn Kapellmeister Spohr (zum ersten Male).

Wer weiß es nicht, welche hohe Gabe Spohr besitzt, in seinen Tondichtungen Anmut mit Würde, Freundlichkeit mit Ernst zu paaren? Diese reizende Lieblichkeit in allen seinen Gesängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen strenger Kunstrichter nicht weniger genug, als sie das Ohr des lüsternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der Tonkunst ist man dem Geiste und Gemüte eines jeden um so erreichbarer, je höher man steht; in anderen Künsten verdient man nicht den besten zu gefallen, wenn man vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunstwerk, das in allen seinen Teilen seines Bildners wert ist, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunst und der Verstandesfassung der Kenner sich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unsichtbare Chor, der sich nach Erhebung des Vorhanges vernehmen läßt, ist so groß und herrlich gedacht als ausgesprochen. Die kühne und erfindungsschöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menschenstimmen geflochten worden, überraschte so stark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azors Nr. 6: „Nein, ich will nicht klagen"; Zemirens Arie Nr. 8: „Rose, wie bist du reizend und mild", und so viele andere herrliche Tonstücke machen diese Oper zu einer der reichbegabtesten, die wir je gehört. Das kunstliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltsam fortgezogen, es konnte nicht widerstehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeisters Spohr, daß es auch seine schwachen Minuten habe, wo es sich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man seine Chladnischen Klangnoten ausfindig mache und es an diesen Stellen tüchtig treffe.

Der bescheidene Spohr wird gewiß selbst der erste sein, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung seine Oper ausgestattet hat. Der wunderschöne Feenpalast, in welchem der reisende Kaufmann und seine Diener Milchbrei aßen, war ein Meisterstück von überirdischer Baukunst. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Heide durchreisen und findet keinen ähnlichen. Und die Spukgeister von Genien, worunter eine tanzende, und als diese erst in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke

herabhingen wie Quinquets! Es ist recht schön gewesen von der Theaterdirektion, daß sie, um den Künstler zu ehren, der sich um unsere Bühne, wenn auch ohne seine Schuld vergebens, so sehr bemüht hat, an dem äußeren Glanze seiner neuen Oper nichts hatte fehlen lassen. Indessen war dieser Beweis von Achtung überflüssig. Daß Spohr ein großer Künstler ist, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlassen. Im Herbste geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, ist das schlimmste nicht, das schlimmste ist, daß er nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unserer Heimat, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künstler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen lassen. Er hatte sehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ständige, gesicherte Anstellung verlangt, damit er (so sagt er seinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und sich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiste einer einsichtslosen Direktion nicht brauche gängeln zu lassen. Diese aber wollte den Künstler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kommt es, daß die Frankfurter sich eine so erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen lassen, da man doch sonst ein Volk, wenn auch über seinen wahren Vorteil zuweilen, aber nie über sein Vergnügen täuschen kann? Es kommt daher, weil die Direktoren, als hiesige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wissen. Da ist auch wieder ein bejammernswürdiges Erzeugnis aristokratischer Herrschaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiselle F . . . sang als Zemire ausgezeichnet schön und hat für einen, den sie vom Zauber befreite, hundert andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunstgewandten geistvollen Sänger, der, so oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größeren Billigkeit stimmt. Seelenvoll und anmutig war er besonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte" und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in die Gesänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K . . ., als Sander, und die beiden Demoiselle *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlassen unsere Bühne. Wahrscheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige rumfordische Sparsängerinnen verschreiben, und bis diese ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — Fridolin, Schauspiel von Franz v. Holbein. Nach Schillers Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit, die sich der Verfasser genommen, ist etwas zu groß. Es sollte billig jedem selbst überlassen bleiben, wie viel Wasser er sich zu seinem Weine gießen wolle. Der Schillersche Geist ist hier durch fünf Akte so verdünnt (als umgekehrte Quintessenz), daß von dem herrlichen Getränke nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmische Prosa — die Menuettschritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchse, welche aufgeblasene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätschern des Brunnens" (dazu gehört kein großer Lärm) . . . „O Gewißheit, breite deine eisernen Fittige über mich und gieb meinem Wanken Festigkeit" (wie erhaben gesagt!). — Wie konnte ein Robert nur so dumm sein, der Gräfin seine ruchlosen Absichten offenherzig mitzuteilen? Zu solchen albernen Streichen braucht man keine rote Haare. — Die shakespearierende Unterredung der beiden Eisenhammerknechte ist ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um diese unserem Schauspieldichter abgelernte Bombastsprache ins Deutsche zu übersetzen) — sie ist nicht zum aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unschuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloser Reue ausbricht, war sein Spiel sehr gut. Es ist's immer bei diesem Schauspieler in solchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur so heftig und so furchtbar sind, daß keine falsche Kunst sie überbieten kann. Im übrigen wären nur die so oft ausgesprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er selbst ist, und seinen Fehlern keine andere Abwechselung als die des Grades giebt, so muß auch die Beurteilung stets die nämliche bleiben. Besonders auffallend war mir heute der rhythmische Gang des Herrn ***, er ging immer in Versen, wie der griechische Chor. Es ist dieses ein eigenes Taktschlagen zum Spiele der inneren Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künstler bedarf. Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Luitgarde: Demoiselle ***. Einen leisen Tadel möge sie sich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen lassen. Thränen, ja selbst erstickte, sind ein Luxus der Empfindung, welche nur selten bei großen Festlichkeiten des Herzens zu genehmigen sind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eisenhammer, als sie Fridolins blutige

Sendung erfuhr, war meisterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuschauer zugewendet, konnte man doch ihren inneren Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, solange sein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerscenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Der Wasserkrug, den Luitgarde zum begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemessen. . . . Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter ein so schmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erschien, eine Ruhebank angebracht worden sei; man pflegt dazu breitästige Bäume zu gebrauchen . . . Die Gartenmauer, die sich in der dritten Scene des ersten Akts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, ist durchaus nicht gotisch gebaut. Es ist dieselbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden spielen sieht. Hat man das Stück gelesen und gesehen, und nicht die kleinste Lust dabei empfunden, so bleibt doch etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr sind, wo es einem eifersüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen seiner Unterthanen braten zu lassen. Es liegt etwas Angenehmes in dieser Vorstellung.

49. Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abteilungen, Musik vom K. Hannövr. Musikdirektor Sutor (zum ersten Male).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen Burg", sitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Minister ein Pasquill geschrieben hatte; aber schon nach einigen Jahren wird er wieder freigegeben und erhält sein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man sieht, es ist eine Feenoper. Seine liebende Gattin Pauline hat sich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingenistet. Ein Fischer und ein Gefängniswärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum besten gehalten, und singen eifersüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt sich in einen Prinzen, und der Edle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. —

50. Am 14. März. — Das Vogelschießen, Lustspiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechselnd und rasch; und das ist gut, denn um so schneller schlüpfen die dem Dichter eigenen plastischen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Lust fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Ägypter Särge aufgestellt waren, so wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutsche Landwehr verspottet.

Im fünften Akte werden Scenen aus Goethes Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da sie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich rasch gespielt. Dem. Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität, Herr Becker als Selting, wegen seines Feuers und Anstandes, Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen seiner Komik, die um so wirksamer war, weil sie passiv blieb, verdienen eine besondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürsten. Seine Rolle ist zwar klein; aber das Stillleben der Großen und Vornehmen mit solcher Leichtigkeit zu spielen, scheint leicht und ist schwer. — Der Schauplatz mit seinen Buden, Schänken, Gauklern und Lustspielern, war so gut als möglich angeordnet. Unsere Bühne ist zu eng für solches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Akt, von Fischer. Musik ohne Bedeutung. Weder deutsches Gewicht noch französische Leichtigkeit. Madame H..., als die junge Witwe, sang beifällig und spielte mit Anmut ihre verwandelnden Rollen. Schauspieler spielen am besten, wenn sie sich selbst kopieren, weil sie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Lustspiel in drei Abteilungen, von Reinbeck.

Ein junger Mensch, der sich nach Herzenslust in den Dukaten seines gutmütigen Onkels sonnen darf, will heiraten. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel ist so sehr gegen das heiraten eingenommen, daß er, so oft davon die Rede ist, „pfui Teufel" ruft und dabei ausspuckt. (Das ist gewiß zu arg; ist die Ehe auch kein Nektar, so ist sie doch wenigstens kein Vomitiv!) Dann befindet sich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der sich von seinem Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag und daher beide erheiraten will. Es kommt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überlisten. Der Zufall leistet hilfreiche Hand. Ein französischer Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menschen sein Einquartierungsbillet und bittet um Zurechtweisung. Siehe da! es ist die Nummer des Hauses, worin die Geliebte wohnt. Der junge Mensch führt den Franzosen in ein Weinhaus, schleicht sich mit dem Zettel davon, verkleidet sich gehörig und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige giebt. Der Onkel sucht voller Angst den Neffen überall auf und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund

des letzteren, der mit unter der Decke spielt, verrät endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe sagt: aus Liebe habe er sich bei den Franzosen anwerben lassen (nämlich aus Liebe zu seinem Mädchen), jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirat erlange. Der liebende Onkel läßt sich auch aufbinden, daß die Franzosen unter solchen erotischen Bedingungen Rekruten anwerben, und giebt seine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Lustspiels mit saurem Gesichte endlich beistimmen.

53. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaschine, Lustspiel nach dem Englischen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Ruff spielte, war eine ganze Oktave zu tief genommen. Worin der Mißgriff bestand, das läßt sich, so viel die allzu possenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe deutlich zeigen; schwerer aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie ist die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben und ihre Reitbahnkünste zu schanden zu machen sich wild gebärdet, mag hingehen, mag ergötzlich sein. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

54. Am 14. Juni. Die Zauberflöte.

Seitdem unsere Bühne besteht, ist von allen Singspielen Mozarts Zauberflöte am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum ersten Male erschien, wurde sie siebenzehn Male, in dem darauffolgenden Jahre sechsundzwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, später seltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in aller Ohren, in aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester könnte sie wohl auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet und so dauernd die Liebe fesselt, so beweist dieses nicht bloß ihren Wert, sondern auch die Anerkennung ihres Wertes. Schon als Deutsche können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum bloß, weil er ein Deutscher, sondern auch weil seine Kunst die einzige ist, worin, durch ihn, die Deutschen sich vor allen Völkern Europas des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt für alle Wissen-

schaften und Künste eine große, für einige, verglichen mit anderen Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetsten dürfen sich jene anderen rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist.) Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theaterkasse gebracht hat, so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theaterkasse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die schon vor 27 Jahren gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft und der Ausbesserung bedürftig, geschweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandschachtel, woraus das Glockenspiel, von zwei hölzernen Trommelschlägeln angeschlagen, erklingt. Feen kosten ihre Geschenke keinen Heller, darum sind sie auch immer prächtig; welche Pracht sich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuschen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tausend Jahre den Tamino schrecken und noch millionenmal totgestochen werden: — so eine Schlange hat ein zähes Leben; — aber der Papagenorock taugt nichts. Der arme Vogelfänger sieht darin aus wie ein Hanswurst. Das Kleid mag buntbefiedert sein, so bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau; aber welcher Vogel hat so abgezirkelte, symmetrische Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn besetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verstorbenen, wenn auch nicht unersetzlichen, doch unersetzten Lux (möchte unser fiat lux! erhört werden) begegnete es als Papageno, daß er sich unter dem Spiele mauste. Er extemporierte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeschafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, sondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf sitzen, wieder verdorben ist. Auch wäre zu wünschen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel gesperrt werde; es sind nicht mehr als zwei ausgestopfte magere Hinkel darin. Würden diese Verbesserungen eingeführt, dann bliebe nichts mehr zu wünschen übrig, da die Priesterkutten vor zwei Jahren gewaschen worden sind. Die

Zeitgenossen sind immer undankbar gegen lebende große Männer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben; aber die späte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Priesterkutten veranlaßt hatte.

55. Der neue Gutsherr. Oper von Boieldieu.

Der Amtsschulze ward von Herrn Obermayer sehr brav und sehr fein in italienischer Manier dargestellt. Er brachte mehrere sinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieses extemporisieren in jedem Lustspiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Souffleur nachgesprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, sang mit silberreiner Stimme so leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und spielte mit der ihr eigenen Anmut. Herr Leißring erquickte ungemein durch sein komisches Spiel, das nie die Grenze des Anstandes überschreitet und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.

Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Boieldieus heute abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es schien mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich nichts hiervon, und urteile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie nichts verstehen, sollten Sie auch nichts sprechen", könnte man mir erwidern. Freilich, und darauf könnte ich nichts antworten als, daß einen Journalisten, der jetzt so sklavisch behandelt wird, wohl auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

56. Am 20. Juni. — Pagenstreiche, Lustspiel von Kotzebue.

Semper lustig, nunquam traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht, und fragen, den Hofrat Schiller parodierend: „Was kann denn dieser Misère lustiges begegnen?" Kotzebue selbst hat die Pagenstreiche eine Posse benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen erhabenen Dingen, und nennen sie darum ein Lustspiel. In einigen Tagen giebt man uns wieder ein neues Lustspiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns sehr darauf.

57. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Französischen bearbeitet von Huber. Musik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darstellung kennen lernt, die das Konversationslexikon davon giebt, mag sich wundern, daß ein so hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeug einer kleinen Kokette herabsinken und sich so armselig gebärden konnte. Er fragt: ist denn die Geschichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäische Sklavin geheiratet und seinen Thron mit ihr geteilt? So wird wenigstens allgemein behauptet. Roxelane nennt sie die Geschichte und Marmontel, der seine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht seinen Lindors, seinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie sie für die polygamischen Pariser in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane soll eine Italienerin gewesen sein; doch Marmontel hat sie in eine Französin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Lessing in seiner Dramaturgie sagt) weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine französische, einen so seltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne.“ Wenn aber Marmontels französische Eitelkeit gerade in diesem Falle zu entschuldigen ist, weil allerdings eine quecksilberne Pariserin geeigneter erscheint, sich in der Barometerröhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuschmiegen, als eine starre, stolze Römerin; so verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in seiner Oper jene siegreiche Sklavin zur Deutschen gemacht hat. Marianne nennt er sie; aber haben sie einen noch so schmeichelnden, schmelzenden Namen, eine Deutsche bleibt immer eine brave, schwere Gertrude, die Not hat, an einen Mann zu kommen, geschweige an einen Kaiser. Was nur das für einen deutschen Gelehrten ein sonderbarer Ehrgeiz ist, für seine tugendhaften Landsmänninnen um das höchste Verdienst in der Koketterie zu streiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulanischen Rollen beträfe — aber so etwas!

Ich habe Lessings und seiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß sehr ungeschickt, sich einer solchen Vergleichung preiszugeben. Indessen es ist einmal geschehen, und weil es geschehen ist, will ich einige Stellen aus der ungemein geistreichen und scharfsinnigen Beurteilung, die Lessing von jener Erzählung Marmontels bei Gelegenheit eines französischen Lustspieles giebt, zu der, wie zur besprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schoße der Wollüste gähnet, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte

Genuß unschmackhaft und ekel gemacht hat, der seine schlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes wieder gespannt und gereizt wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinierteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende: der Lecker hat sich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen und vergessen. Endlich erscheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei wie mit der Thüre ins Haus: Grâces au ciel, voici une figure humaine! — Und so wie dieses Eingangskompliment, so das übrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc. — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern, und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr ebenso glücklich sein, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wohl der Mühe!"

„.... Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot sein. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden

haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Atem erhalten sein:" so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal giebt, so kommt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freieren Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe sein, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf dem Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf dem Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier sein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genusse auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe wert halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahommed, wo habe ich meine Augen gehabt?"

So urteilte Lessing von Marmontels Erzählung, der er jedoch im allgemeinen großes Lob gewährt, sie vortrefflich, allerliebst nennt. Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie Soliman in Hubers Oper bis zu einem bleichsüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er seine Reden gelesen hätte: „die Grausame! sie flieht vor mir. Ist das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie spottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das süße

Gift einsaugen, daß sie kann fühllos sein?" Oder: „Amors sanfte Zaubertriebe machen selig und vergnügt, wird das Hindernis der Liebe stufenweise nur besiegt . . ." Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einsam jedes Herz, niemand teilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieser Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt bestürmt!)

Die Ouverture dieser Oper erinnert an die der Entführung und des Kalifen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vorteile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim ersten Paukenschlage und Schellenklange sich viele Parterregesichter aufheiterten und Beifall zeigten. — Herr *** als Soliman spielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindsamkeit vorherrschen: er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen sangen brav, wetteifernd; aber die erstere als Marianne war in ihrem Spiele ganz die deutsche Gertrude. Sie wollte losgebunden scheinen, sie hüpfte, drehte sich im Kreisel, aber zehnmal fürchtete ich, sie würde mit ihrer hohen stolzen Gestalt den Sultan umrennen. — Herr *** als Osmin zeigte von der Stimme eines zuverlässigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitsche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zusammengepeitscht? Das ist nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als sie zu wünschen sich wenigstens anstellen mochte, erzählt nichts hiervon. — Im ersten Akte, gleich in der ersten Scene, zeigen sich nach aufgezogenem Vorhange die versammelten Sklavinnen, die wechselseitig neidisch und eifersüchtig wegen der bevorstehenden Wahl des Sultans mit der Zunge gegeneinander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig und schreit: „Ha! was soll denn dieses Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen." Aber hat einer schwärmen gesehen und lärmen gehört? Die Mädchen standen ruhig im Halbkreise und bewegten weder Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polster noch sonstiges Gerät. Glaubt man, daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierher kommt, wird er niemals müde und wünscht sich zu setzen? —

58. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel von Kotzebue.

Eine der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebues. Aber ein Dritteil Schläfrigkeit mit zwei Dritteil Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert — sie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli. — Die Bestürmung von Smolensk, Schauspiel von Johanna von Weissenthurn.

Ein schönes Schlachtstück, das man mit Wohlgefallen sehen mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehul.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodischen Ärger! Auf dem Zettel stand: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben". Als ich ihn aber bei der Kasse kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu lesen, aber es gebührt sich doch. Wenn der Text nicht zu haben ist, warum wird gedruckt, daß er zu haben sei? So vieles überflüssige wird gedruckt! rufe ich hier in der menschenfreundlichen Absicht aus, damit sich einer oder der andere meiner Leser das Vergnügen machen könne zu seufzen: Jawohl!

61. Am 22. Juli. — Der tote Mann, Lustspiel von Thienemann.

Ein trockener und invalider Spaß. Die Langeweile muß elastisch sein, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Aktes zusammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten sich vergebens; wir erkannten sie sogleich, wie sie nun sind, so oder so.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieser als Handlung und Musik gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der besten eine, verdiente das Spiel der Madame H . . ., als Rose, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünschen. — Habe ich recht gesehen, so drohten zwei Balken an der Decke der Schänkstube gefährlichen Einsturz. — Auf dem Zettel stand gedruckt: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wohl ein verborgener Eingang sein, den ich noch nicht kenne. „Schillers Gedichte" — „Mit hochobrigkeitlicher Erlaubnis" — „Heute rot, morgen tot" — „Diejenigen Personen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden." — Alles das kann stereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben", darf nicht stereotyp gedruckt werden, da es Zeiten giebt, wo er nicht zu haben ist. Delenda est Carthago!

63. Am 23. Juli. — (Zum ersten Male.) Das letzte Mittel, Lustspiel in vier Abteilungen, von Johanna von Weissenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine simple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrschaften nebst standesmäßiger Bedienung in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der Komödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuskriptenlustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübnis nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübnis sage ich; denn das Stück soll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Herrn Ziegler noch der Frau v. Weissenthurn, das nicht alsobald, 160 Stunden weit, von Wien herbeigeschafft würde. Weißenfels ist viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneserin nicht? Vom Yngurd sagten sie: der sei zu polydramatisch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneserin sagten sie: sie hätten hier und da gelesen, sie sei hier und da getadelt worden. Über diese Vorsicht! Über diese strenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für eins versucht, könne man es auch mit Müllners Albaneserin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieser Tragödie getadelt; das soll alles gegründet sein; aber ich wette doch, daß, wenn auch Müllner seine Albaneserin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft ist gegen Houwalds Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen), und die Athenienser am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeistert hat:

Wolleſt nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
Dem, dessen Leuchtturm nach der Freistatt winkt,
Verleiht schon hier der Himmel seine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theaterkritiken zu schreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht süß sei, das schwätzt auch nur der Operntext so in den Tag hinein. Manche Schauspieler haben sich beklagt, daß ich sie quäle mit meinem unfreundlichen Urteile; wenn sie rachsüchtig sind, mögen sie zufrieden sein, denn sie quälen mich mehr als ich sie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu scheinen — nicht durch ihr Spiel, sondern durch das, was sie spielen, quälen sie mich, woran sie freilich schuldlos sind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichsmarktflecken Kuhschnappel spielt, so wird sie doch wenigstens,

um vor dem Schulrat Stiefel zu stolzieren, zuweilen mit Wallenstein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht stolz, wir zeigen uns, wie wir sind. Man übersehe nur das Verzeichnis der seit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für eins; die Bestürmung von Smolensk; das verlorene Kind; der Rehbock; die deutsche Hausfrau; die eifersüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eifersüchtige Frau; und zwischen diesen allen nur Gotters alte aber gute Marianne und Körners Hedwig, die wenigstens als Reliquie zu verehren ist! Nichts, woran man sich erquicken, woran man sich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theaterabenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, so oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränensäcke dienlich sei. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürchterliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichnis der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sei: daß es einem oder wenigen Menschen, oder daß es vierzigtausenden an allem Sinne, allem Urteile, allem Gefühle fürs Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras. Oper. Nach dem Französischen von Vogel. Musik von Fränzl.

Es läßt sich so wenig zum Vorteile als zum Nachteile dieser Oper sagen, sie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie ist arm an dramatischer Handlung, doch die Redensarten sind etwas weniger einfältig, als sie sonst in Opern zu sein pflegen. Den Notenraub des Komponisten verzeihen wir; wir sind die Richter nicht und haben unseren Teil an der Beute. — Herr ***, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Gestalt eines Unglücklichen. Er verriet das Darben

der Sinne, den Schmerz der Seele verriet er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen so Jammervollen, um seinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunsche es erheitert zu sehen. Sein Mienenspiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm sehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns seine Abwesenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein anderer als er selbst kann uns diese nicht vergüten. — Herr P *** spielte den Barbastro. Es ist zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiselle Bamberger: Isabella. Schöne Stimme, gute Schule und einnehmende Gestalt lassen nichts mehr zu wünschen übrig, als daß diese junge Künstlerin bei längerer Übung auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Ängstlichkeit oder Bescheidenheit, aus denen sie fließt; das ist gebührlich vor einer versammelten Menge.

65. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eifersüchtige Frau und der Quartierzettel.

Also Neugierde, Liebe und Eifersucht, diese drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, sie leben nicht länger als sie lieben, und an der Eifersucht sterben sie. Frau v. Uhlen: Die letzte Seite Ihres Dreieckes haben Sie in der Eile etwas schief gezogen; es ist noch keine Frau an der Eifersucht gestorben. Der Freund: Haben Sie die Fastenpredigt in der Wage gelesen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand sie höchst langweilig, und nur weil sie ruchlos ist, ist sie nicht abgeschmackt; wäre sie nicht bitter, wäre sie fade. Der Freund: Es scheint mir eine gewisse Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegenteil von dem sagt, was sie denkt; doch ist diese Ironie zu unerfreulich, daß man sie suche, und zu tief versteckt, daß man sie finde. Die armen Spötter werden oft auf solche Weise bestraft. Es trifft sie das Los jener Vertrauten eines türkischen Kaisers und Heerführers, dessen Namen ich nicht weiß. Dieser wollte, um seine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Toten aus den Gräbern sprechen lassen. Einige Höflinge fanden sich bereit den Betrug zu spielen. Der Kaiser aber, um seines Geheimnisses sicher zu sein, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verstehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verstehen die Kunst liebenswürdig zu sein, und diese Wissenschaft umfaßt alle übrigen. Frau

v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war schon auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß der Fastenprediger nicht in allem unrecht hat, was er von meinem Geschlechte böses sagt; nur die Schadenfreude, mit der er es sagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch sollte eben diese Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fastenpredigers scheint mehr Grundsatz als Empfindung zu sein. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürgerfreiheit liebt, muß die Weiber hassen. Frau v. Uhlen: Ist es unsere Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höheren Pflichten solange im Wege stand. Der Freund (allein): So sind sie alle, sie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B***, wie Herr H***, wie Frau *** gespielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?" — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. Dezember. — Abraham, Melodrama in vier Abteilungen. Musik vom Kapellmeister v. Seyfried. (Zum ersten Male.)

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens schmal, und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieser Abraham könnte der Erzvater sein des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Geschmacklosigkeit zu strafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexenspuk umgewandelt. Flammende Inschriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüste sieht ihren Ismael verschmachten und verschreibt sich dem Teufel: da fliegt ein Drache herbei und bringt ihr Wasser! Nach Schwefel gestunken hat der Drache durch das ganze Haus mit der möglichsten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung solch ein feuriger Drache erscheinen und etwas über unseren Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren sehr in diesen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einschlafen in der Kälte sei, ist jedermann

bekannt, es kostet oft das Leben. Zwar haben wir vier Öfen mit glühenden Steinkohlen, aber da sie vor der Thüre stehen und nicht im Hause, so heizen sie ohne Vorliebe ganz Europa und es kommt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch einer erklären, warum die dramatischen Dichter den Verstand verlieren, sobald sie mit Tondichtern zusammentreffen. Oder wählen sich die letzteren, um gefährliche Nachbarschaft zu meiden, geflissentlich solche, die den Verstand schon verloren? Dann verrechnen sich aber die Herren stark. Für die meisten Menschen ist der Operntext das unentbehrliche Geländer, woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht haltbar, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu Abraham ist gut. Seyfried hat die rechte Art, alttestamentarische Geschichten zu betonen; die rabenschwarze Trauer der ägyptischen Völkerschaften und ihre vierschrötige Lustigkeit mag man sich ohngefähr so vorstellen.

67. Am 19. Dezember. — 1) Die eifersüchtige Frau, Lustspiel in zwei Abteilungen; 2) die Verwandtschaften, Lustspiel in fünf Abteilungen, beide von Kotzebue; 3) der Zänker, Schauspiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet von vielen.

Sieben Akte hintereinander werden sehr selten auf unserer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieses geschah gestern zum ersten Male. Die eifersüchtige Frau und die Verwandtschaften sind alte bekannte Stücke, besonders das erstere wissen wir besser als das Einmaleins auswendig. Es ist wie Sauerkraut, das in unserer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigstens einmal auf den Tisch kommt. Ich brauche daher bloß von dem letzten Stücke zu reden, welches neu ist. Es ist dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Patchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müssen mir aber erlauben, daß ich zuförderst über den Inhalt des Stückes, der ihnen selbst schon bekannt ist, wegen der fremden Leser spreche. Wenn ich diesen den nötigen Elementarunterricht gegeben und ihnen das Abc der Geschichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Wert des Stückes einige Worte zu sagen. Es ist gesagt worden, es sei nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Übersetzung des Grondeur jener beiden Dichter, das deutsche Schauspiel ist ganz Original (obzwar auch darin gezankt

wird) und hat von dem Französischen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundschaft, um sie weiter und schöner auszubilden. Wenn dort sich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinschaftlich ein Schauspiel zu schreiben, so haben sich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatisches Kunstwerk darzustellen. Die Handlung ist folgende:

Eine Schauspielerin, und eine gute, so beliebt in der Welt als auf der Bühne, war seit zehn Jahren mit einem Manne verheiratet, der ihr als Jüngling sein Vermögen, seinen Stand und seine Glückshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrschenden Sitten die Verbindung mit einer Schauspielerin für keine ehrenvolle ansah, ließ er sich enterben und entsagte dem Range, der ihm offen stand, um seiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künste der Gefallsucht schätzen lernen, wodurch sie eine so heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffenübung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So — sagt man — habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermut gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm alles, seinen Wohlstand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hilflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor, über die angeschuldigte Schauspielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, sobald sie wieder auftreten würde. Die Theaterdirektion erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichtshandlung einzubringen versprach (es ließ sich erwarten, das Haus würde voll werden), ließ sie es geschehen, daß jene Schauspielerin spielte, und war sogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (die eifersüchtige Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anspielung gab und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauspielerin auftrat, erhob sich ein Lärmen, ein Pfeifen, Zischen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuschauer an und berief sich mit einer

Ruhe, die der höchsten Schuld und der höchsten Unschuld gleich eigen ist, auf die Reinheit ihres Gewissens. Endlich gelang es einigen Gegenschreiern, welchen die Ruhe jeden Preis wert war, den Aufruhr zu beschwichtigen, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufseher zahlreich im Hause verteilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr schickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrscheinlich nur thätliche Äußerungen verhüten, den mündlichen Äußerungen des Unwillens aber ließ sie ungestörten Gang. Am anderen Tage machte die Theaterdirektion bekannt, die gerichtete Schauspielerin würde nicht wieder auftreten, da sie „durch die gestrigen Vorfälle im Schauspielhause sich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leistungen auf der hiesigen Bühne die frühere Teilnahme versagt."

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geschehene unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurteilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und sie könnte wohl geneigt sein, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum ist es nötig, zu untersuchen, ob die befolgte Handlungsweise zu loben oder zu tadeln sei. Es ehrt gewiß die Jugend, daß sie die Verteidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine *solche* Verteidigung für nötig hält? War jene sittenrichterliche Handlung nicht etwa bloßer Mutwille, sondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob *recht* gehandelt worden, denn das Gefühl hat immer Recht; aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, sich da zu äußern, wo nur der Überlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken sollen, daß, da jedes angeschuldigte Weib auch schuldig ist, weil es den Schein der Tugend so sehr zu hüten hat, als die Tugend selbst, darum Schuld mit Anschuldigung leicht verwechselt werden könne. Man hätte bedenken sollen, daß, da die verderbte, leichtsinnige Welt übereingekommen ist, an dem Vergehen, welches man jener Schauspielerin vorwarf, nicht die *Art*, sondern die *Größe* des Vergehens zu bestrafen, es leicht sein könne, daß nicht die Angeklagte, sondern das alles vergrößernde Gerücht das Maß der Bewilligung überschritten habe. Man hätte bedenken sollen, daß, wenn jene Schauspielerin *viele* Freunde gehabt hätte, statt *wenige*, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu über-

täuben, und daß man sie so dafür bestrafte, daß sie nicht schuldig genug war, um ihre Unschuld darzuthun. Freilich kann man auch erwidern: es giebt Vergehen, welche die öffentliche Meinung rächen muß, weil sie das Gesetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbstverteidigung — wo das Leben eines Künstlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit seiner Kunst zusammen und wird, wie diese, Gegenstand des Urteils — es ist eine Kränkung der ganzen Genossenschaft der Schauspieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungestraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich solle kurz und bündig sagen, was ich von der Sache denke, so erwidere ich folgendes. Wenn jene Schauspielerin alles das begangen, dessen man sie beschuldigt, so ist ihr recht geschehen, und die Verseher des Sittenrichteramtes sind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Missethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Kritiken.

I.

La Morale appliquée à la Politique.

Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legationsräte, Gesandtschaftssekretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menschenkenntnis haben, aber nicht die größte — wären imstande und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lippen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; diese schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verstehen uns; diese heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geschrieben steht: diese zierlich gekrausten Haare, diese Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Gesicht könnte, ohne Lavater zu beschämen, einem Hofmarschalle angehören, der als Kunstkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verständig urteilt, sie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinsel, selbst ausübt. Wenn aber jene Herren sich verlocken ließen, das Buch wirklich zu lesen, wie wären sie geprellt! Herr Jouy teilt die tüchtigsten Ohrfeigen in seidenen Handschuhen aus und ist so grob, als ein Mann von Welt in französischer Sprache nur sein kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfassers kennt, l'Hermite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariser Sitten beschrieb und fast zu sanft über die Schwächen der Menschen hinstreichelte, ist man angenehm verwundert, daß dieser Mann so warm werden konnte und, nicht wie ein chinesisches Feuerwerk, sondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtturm, oft wie ein mächtiger Blitz, seinen Gegenstand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und solange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem

Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandteile und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, giebt es kein besseres Mittel, als die Moral hineinzujagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben und als König manchmal nach dessen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel, um anderen die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wohl anders. Die Großen machen es, wie jener Bacchusverehrer mit seinem besten Weine; er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht bloß der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht ebenso addiert, subtrahiert und dividiert, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemessen, wie Ackerstücke!

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Überschriften seiner Kapitel liest. Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen — und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichnis des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel neues zu sagen; aber was früher gedacht worden ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsetzt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt erscheinen durfte, darüber mag man sich billig wundern. Aber die Gedankenwächter sind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als

Morgentau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederschauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können; die Herren haben ganz ihren eigenen Verstand.

Um die Leser mit dem Geiste und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus seinem Werke mitteilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatischen Verhandlungen ist auch von den Griechen die Rede. Der Verfasser drückt sich wie folgt aus: „Religion und Menschlichkeit rufen den Fürsten Europas zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hilfe; nicht bloß die, welche sich verteidigen, werden erwürgt, auch die wehrlosesten Geschöpfe, Greise, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte oder werden von den einstürzenden Dächern ihrer Häuser zermalmt..... Sachte, sachte, hätten ehemals barbarische Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir sie erobert, auch behalten wollen, müssen wir alle Keime des Widerstandes ausrotten lassen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus seiner Asche erstehe, muß erst dieser neue politische Körper so erschöpft sein, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unseres Ehrgeizes irgend ein Hindernis in den Weg stellen könne..... Aber unterdessen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbst Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Tiere, gewähren den Christen des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o ihr, die ihr sie retten könntet!... Sachte, sachte, hätten andere Diplomaten gesagt, es muß erst ausgemacht sein, welch ein Maß wir von der Asche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themse gesagt. Diese Griechen haben einigen Handel getrieben; laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verschwinde, denn im Ägeischen wie im Jonischen Meere sollen nur britische Segel wehen.... Die Griechen sind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mohammed gegen Christus kämpfen ist barer Gewinn." — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm seine Schwärmerei hingehen lassen. Er hat nie einen diplomatischen Posten bekleidet und kann daher keine Vorstellung davon haben, wie verwickelt die griechische Sache ist, und mit wie vieler Delikatesse sie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Versprechungen und Schwüren ist folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht,

auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. „Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die anderen Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hilfe. Da sie alles von ihm empfangen, haben sie ihm nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proskriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuleugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinauszuschieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden einige ernannt und morgen scheinen andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen und der notwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringenderen Geschäften nötigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen; dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von

neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhunderte länger schleppen, oder, sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen."

Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung wirft folgende Stelle aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir sahen früher in allen Teilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrieschulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden, oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die notwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gotischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömmlinge und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu sein, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolg zu betteln muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gutdenkenden Armen an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen sein müssen. Trug und Lug sind die Rechtserfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegierten Bettlerzeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Konversationslexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Kapitol verteidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht sein, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles not, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern und kann eines Hektors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf diese kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbeflissener und seit Jahren gewohnt ist, jeden Tag, wenn er seine Post gemacht hat, das Konversationslexikon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Mensch in alphabetischer Ordnung zu lesen. Vor zwei Monaten hatte er die erste Lieferung des neuen Konversationslexikon angefangen und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebräische, Griechische und Lateinische ärgerlich den Kopf geschüttelt, — als Inhaber zweier Rothschilderlose sich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette sich gewundert, daß dessen Verfasser Bedenken getragen, deren Fortdauer zu gestehen, da doch jeder, der nicht taub ist, sie alltäglich könne rasseln hören — endlich zum Artikel Aristokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicherweise nicht verstanden. Er bat mich daher, als seinen gelehrten Freund, ihm denselben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen und hatte schon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leser, stehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verstand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male und verstand ihn wieder nicht. Da setzte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verstand ich ihn; hatte aber starke Kopfschmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfasser des genannten Artikels, wird es mir nicht übelnehmen, daß ich behaupte: es ist immer die Schuld eines Buches,

wenn dessen Leser Kopfschmerzen bekommen. Man kann nicht sagen, dieses läge an dem Unverstande des Lesers, denn, wer keinen Kopf hat, den kann er nicht schmerzen. Aus Furcht, mißverstanden zu werden, sind die deutschen politischen Schriftsteller oft unverständlich; nicht an Geist fehlt es ihnen, aber an Mut. Sie fechten eigentlich nicht, sie rapieren bloß, und die Spitze ihres Eisens ist aufs Vorsichtigste mit einem ledernen Wulst umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da ist kein Licht. In der bürgerlichen Welt streitet man sich jetzt Tag und Nacht um die Herrschaft, und da kommen friedliebende Vermittler und sagen: vergleicht euch und laßt Dämmerung sein! Der Verfasser erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht sich unparteiisch zu urteilen, aber das ist die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den streitigen Gegenstand wollte durchspalten lassen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Aristokratie, keine Aristokratie — diese Streitsache läßt sich auch teilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adelsaristokratie, verteidigt mit Wärme die Geistesaristokratie und mit Hitze die Beamtenaristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburtsaristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegenteile sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Not begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistesaristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber, wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistesaristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistesaristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen, würden uns zwingen, klug zu sein, und auf ihre Art klug zu sein — wäre das zum Aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um atembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubnis, die Menschheit ist um der

Menschen willen da. Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwickelung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. sein l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir armen Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Übel. Der Verfasser des Artikels Aristokratismus sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte, da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien und Demokratien leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein." Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseins zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sei, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: „Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrtümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesamtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä behauptet." Zachariä hat Recht und der Verfasser hat Unrecht. Der Gesamtwille des Volkes ist der Fürst von Rechts wegen, jede andere Regierung ist nur eine faktische. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, sie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen, wie sie, denn verschieden sind die angeborenen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten

aufheben wollen, das ist Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV. schuldig gemacht. Leben und leben lassen — in diesem Grundsatze können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich nebeneinander bestehen. Übrigens soll man nicht von Irrtümern der Zeit sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten, was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistesaristokraten, daß sie glauben, das Volk sei dumm und müsse wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistesreichtum nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen ist, denn er ist dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimnis sei, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes ist jetzt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimnis der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique.

Par F. Guizot. Paris 1822.

Mordpolitik — hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vorteile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechts wegen zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er zum Volke, welches, es lebe der Kaiser, schrie: „ja, laßt nur euern Kaiser leben, nach meinem Tode werdet ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Bonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war

Bonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Porlier, Lasey und wie die anderen alle hießen, auch von Rechts wegen erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver wert. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgesängen herumgetragen; — moutarde après dîner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechts wegen. Deren gute Freunde haben sich die Rache vorausgenommen und die Offiziere der königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechts wegen erschießen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue. . . . Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche; aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu sein. Und dann fordere ich jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist. . . Seit dreißig Jahren mußten so viele tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sei, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Karolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Bonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sei, was, vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurteilt, die an der Verschwörung von Rochelle teilgenommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort

rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Notwendigkeit! und die elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit das Todesurteil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Notwendigkeit! seufzen die spanischen Konstitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Notwendigkeit so notwendig nicht gewesen. Traurige Notwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese letzteren haben gewiß recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Überreste des Mittagsessens am Abend verzehren und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euren Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mordpolitik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

IV.

Coopers Romane.

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Goethes Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborene Romanhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrierten Menschen aber, wir Hochgeborene, Hochwohlgeborene, Wohlgeborene,

Edelgeborene und dienstgeborene Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gesachleben, verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begiebt; denn man muß andere kennen lernen, sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanlitteratur vorteilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Herd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und sei es noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demut im Leben und Wehmut in Romanen.

Kaiser Augustus der Schelm sagte, als er einst bei Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Thränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir deutsche Romane lesen. Rote Augen, kurzer Atem und unheilbare Herzpolypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! Der Tod so weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Faustwehen, die Künstlerwehen und alle die Bergwehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bei Troste gewesen! Und eine Männerwelt sitzt kindisch auf niedriger Schulbank und buchstabiert jedes Wort ihres Meisters plärrend nach. Und gar die Liebeswehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über bare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendar wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeit-

vertreib. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adelige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Türmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst sauerer Wein, die Ämter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen und stirbt am Wonneschlag. Pfui! lieber eine alte Maus sein, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — ihr bringt so wenig einen Roman zustande, als ich die Million herbeischaffe. Doch was liegt daran? Es giebt nichts Lächerlicheres als volkstümliche Gefühle, es ist nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind verteilt — die Engländer schreiben Romane und wir lesen sie.

Ja, wenn es bloß die Engländer wären! man kann viel weniger sein als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmutigt. Washington Irving, Cooper und noch andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachstums, keiner Entwickelung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit: er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Übersetzer seiner Romane gefühlt, und sie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgesetzt. Es ist ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrat. Ja, hätten sie geschrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper“ — man hätte es gern gelesen, und haßte man auch noch so sehr die Titel. Ein Freiherr ist er gewiß und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der erstere steht so

weit über dem anderen in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. Scott ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seiende, das Notwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält; sie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unparteiisch. Er ist es freilich, sobald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er ist parteiisch in der Wahl der Gegenstände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als atmeten sie im Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsternis sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu wie in unseren Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmutzt von den Händen bestochener Richter, nicht vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales,

ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenschaft gebe, und man fragt ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sei? — würde er berichten was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben, oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sei, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Thal zu verteidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Übergabe zu nötigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er gesehen, hätte nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berührt; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmeren Lage befindet sich derjenige, der die Meinungskämpfe unserer Zeit betrachtet. Hier vereinigt sich alles, ihn zu täuschen und irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die einen täuschen sich über das, was sie wollen, die anderen sich über das, was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist als stritte jeder für den Sieg des anderen. Die einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die anderen für mächtig, weil sie ihre Kraft verbrauchen und man nicht wahrnimmt, daß sie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armut, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Ächzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegesgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist alles verwirrt und verwirrend und erst der Friede wird uns belehren über das, was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwist auch entsprossen sein mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes teilt: es sei Tugend oder Verderbnis, Vernunft oder Leidenschaft — es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Be-

gierden dienen und eine höchste Vernunft, in der alle guten Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sei, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft giebt. Was für vernünftig zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, solange er in friedlichem Genusse, wie keiner an seine Gesundheit, solange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die Unbeschränktheit der Herrschaft. Aber wenn es dieses wäre, müßte man Angriff wie Verteidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu teilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die anderen sagen, es streite sich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen, und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt, als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht sein, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die Herrschaft der Menschen solle aufhören, die Herrschaft der Gesetze solle sein. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Gesetze, wo die Menschen herrschten? Nicht einmal früher war eine solche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren gesetzlich von dem eingeführt, von dem damals alle Gesetze ausgingen. In Spanien

werden die Freimaurer gesetzlich gehangen. Was gewinnen sie dabei? Ist es oft nicht wünschenswerter, der Willkür eines Tyrannen preisgegeben zu sein, der doch als Mensch zu erweichen ist, als in die Gewalt unerbittlicher Gesetze zu fallen? Endlich ist es die Volkssouveränität, von der man sagt, sie sei, hier behauptet, dort bestritten, der Gegenstand des bürgerlichen Zwistes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünschenswerte Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines einzigen, als in den Händen vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsele. Nehme das ganze Volk an der Regierung teil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein und es ist es oft gewesen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenschaften und alle guten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle sein, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer zum breiten, alles verheerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit, welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieus Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber diese sechs Worte lösen alle Rätsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Not und alle Hilfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt sein müsse; ob sie den Händen eines einzigen oder vieler anvertraut werde, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht, ob die Gesetzgebung von dem Fürsten oder von dem Volke oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob die freie Willkür der Herrscher oder das Gesetz solle walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht solle sein; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen — sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die

Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?

Als Ludwig XIV. sagte: L'Etat c'est moi! war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen — es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das höchste angesehen. Aber diesen Wahn teilte der König mit seinen Unterthanen, seine Zeit teilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie teilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die meisten unserer Zeitgenossen teilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt oder verstümmelt, bis er hineinpaßt. Der Staat, die Wiege der Menschlichkeit, ist ihr Sarg geworden. Der Staat ist zugleich Gott und Priester, und für den Gott werden scheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Priester gelüstet. Dieser Aberglaube erbt sich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die spartanische Verfassung lieben. Doch würde den Besserwissenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgepriesene Sparta gewesen, oder unter der vermaledeiten Herrschaft des alten Venedigs — sie bedächten sich gar nicht. In Venedig war wenigstens der halbe Mensch, die Sinnlichkeit war freigegeben, ja, sie wurde von der Regierung kupplerisch begünstigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie sie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinschaftlichen Magen, wie sie Herz und Geist gemeinschaftlich besaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat schlief, schnarchten alle Bürger. Und das preist man? War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschlichkeit. Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jakobiner hat gar nicht nötig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden: der Royalist braucht seinen

Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebe, sei es das Volk, sei es der Fürst.

Es braucht nicht untersucht zu werden, was die Menschen gewollt, als sie in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten: sie haben es nicht gewollt, sie haben es ohne Bedacht gethan, sie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der sittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterscheiden: die Überzeugung folgt erst auf die That. Es ist zu untersuchen, was die Natur gewollt, als sie die Menschen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Gesellschaft ihren Teilnehmern oder sollten diese jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder sollte der Körper die Glieder tragen? Man ist hier im Wahne, wie man sich immer getäuscht, indem man glaubte, die Natur sorge nur für die Gattung, die Einzelwesen dem Triebe ihrer Selbsterhaltung überlassend. Die Sorge der Natur für die Gattung ist nur die Summe ihrer Sorgen für die einzelnen. Die Gattung ist die unendliche Reihe der endlichen Wesen; die Menschheit ist die Unsterblichkeit der sterblichen Menschen. Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menschen keimen, zur Entwickelung gebracht werden, daß sie alle Blüten und Früchte tragen, und daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menschen Thaten überdauern seine Thätigkeit; der Mensch stirbt, ehe alle seine Früchte gereift und ehe er alle seine Erzeugnisse genossen. Daß die Hinterlassenschaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Überlebende den Toten. Er spinnt den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunsch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieses fortdauernde Stellvertreten, diese Erblichkeit aller menschlichen Kräfte und Erzeugnisse ist es, was wir Menschheit nennen. Aber wie im Raume nur das Bestehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr ist, so bleibt der Mensch, welcher ist, alleiniger Zweck der Natur, und die Menschheit, welche nur war oder wird, ist ihr bloß Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menschen zur Entwickelung kommen, daß keine Kraft durch verschwenderischen Gebrauch sich selbst verzehre, keine die andere ver-

schlinge, daß kein Mensch den anderen verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menschen beschränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechselverhältnisse der Menschen unter sich mußten geordnet werden. Dieses wurde erreicht durch bürgerliche Gesetze und diesen gesetzlichen Zustand nennt man den Staat. Auf welche Weise der Staat jede einzelne menschliche Natur beschränkt, ist bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrschaft ist man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweise durch echte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Gesetze sind es also, welcher sich der Genius der Menschen bedient, seine Schützlinge zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beschränkt, daß sich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menschheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein solches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für seine einstige Entbehrlichkeit Bürgschaft leistet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig sein, sich überflüssig zu machen oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt sein müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur Gesetzlichkeit erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren, seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine That beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierung . . . . . doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der Kämpfenden gegen das stille Wort friedlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmut mit seinem düsteren Blicke, der Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Abgründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäck guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müssen

wir nur froh sein, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doktoren sein und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gern, ja, sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben alle eine Zeit der übermütigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüte, welche allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur einem mundet und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Kot des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht sein! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Mut benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Missethäter eingeschüchtert. Zum Stehlen findet sich noch Mut genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthilfe ist verboten — sie klagen.

Gleich thöricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert? Nur Freiheiten wurden verlangt und nur diese wurden bewilligt oder versagt. Kein Volk in Europa ist frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte sein, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit beschränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagiert. Auch das britische Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die

gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen und sieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt und doch ist nur die Herrschaft eine!

— Am traurigsten ist, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beschimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preisen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten sein, jede Zeit war gut, alles war gut zu seiner Zeit; kein Übel war ursprünglich ein solches, es ist nur immer eins geworden. Die verschiedenen Neigungen wären leicht zu verschmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anspruch, den das Mögliche macht, und auf der anderen Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das alle miteinander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Entstehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichtums, bildete sich im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidentum, und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der anderen Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichtum sind durch alle Stände verbreitet und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidentum ist besiegt und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit erzogen und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben und handeln, als belagerten sie oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte, die älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos untereinander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere unge-

bührlich niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winkelig, so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten und was versteckt sein sollte, steht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und schwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergräben verpesten sie. Es war die Not des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfnis einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Übeln abzuhelfen? Soll man Häuser und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besitzt, die Hauseigentümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedelen Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden sein — sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt oder will der Eigentümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuser angezündet — soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man bestrafe die Brandstifter und thue, was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Überlegung zu beurteilen; aber eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen, so müssen wir das Urteil

fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Übels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat sein Recht zu verteidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore." Das ist wahr und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: „. . . tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre." Das ist sehr naiv! Freilich wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Übel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wohl etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Teil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie herrenlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Notwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder andere seine andere Meinung sagen. Doch wir alle, so gut wir auch gesinnt, so klar auch unser Blick sein möge: wir müssen immer der Möglichkeit eigenen Irrens eingedenk bleiben und müssen uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, diese mag von Menschen oder von der Geschichte kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre, die alles irdische Dasein umgiebt — auch mit der besten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Plön u. s. w.

von Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Barschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," sagt die kritische Obervormünderin, „enthalten eure Personalbeschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen." Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meinung zu sein, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe sie ins bürgerliche Leben treten, examinieren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns sich examinieren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frondienste auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Kalkutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte Gemeinschaftliches, und was sie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockene gebracht haben, in den ersten Jahren nach unseren besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde darüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen

gleich, ganz verblüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Pässe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannigfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirtschaftssumme. Was bleibt uns dann übrig, als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser, da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schulrektor, oder will dafür gehalten sein — gleichviel: er ist ein gemütlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzigmal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammenfallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken, was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rektor Stille scheint ein Fünfziger zu sein, und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam, zu sterben und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrektor will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anraten des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland giebt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamte und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen giebt es wenigstens ebensoviele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Überfluß an Gelde. Wenn diese Leute

Geld und Arbeit miteinander teilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minder wichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die anderen, sie an Werte übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Teilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht sich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie von sich und ihren Thaten den Zeitgenossen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemälde: das des Malers und der Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Dasein der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einflusse der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen bald durch kühle, berechnete Kunst, bald mit unbewußter leidenschaftlicher Wärme der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Teilen geschah, das Leben eines Zeitgenossen von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen

der Ansichten uns lehren, das die Natur eines bedeutenden Menschen nicht bloß durch sein äußeres geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt.

Freiherr von Albini. — Thätig in Geschäften, mutig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rate — so war Albini, eines Deutschen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jetzt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechsundzwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedauernswürdig, daß selbst ein solcher Mann die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogtum Frankfurt auseinander ging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäftslosigkeit, der man ihn hingab, untergrub seine Gesundheit und tötete ihn. Er war nur einer der vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, mutige und starke Männer, die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Not der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art werden zum Übergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneisenau. „Bis zum sechsundvierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee." So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen; in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Über den dunkelen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem kunstgewandten Pinsel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne bald freudige bald schmerzliche Rührung das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Koburg. — Ein ritterlicher deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu teil ward, um die Liebe einer Fürstin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Konsequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich verteidigen will, giebt es ein freies Volk und in allen Proklamationen die Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte u. s. w., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Thüre, er — weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst, als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnissen der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, — man ist entzückt, man preiset und bewundert dich, aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst — spottet man deiner. — Als der Mysticismus, der in Werners Gemüte lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann und sich auch im äußeren Leben zu erbauen suchte, was ihr in stillen Träumen vorgeschwebt, da — war

man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst, von welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchtere und kalte Bemerkung sein, um noch viele, so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gern huldigen, ohne die Meinung zu teilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude" und die gesunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding" sei. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung, die mit Entsetzen, nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die sie lehrt, das ist die Fäulnis. Nur wer krank ist an Geist und Leib, vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbständige Mensch giebt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, ist ein schlimmes Zeichen, daß sie not thun, ein noch schlimmeres von dem Siechtume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es sein müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerter wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte sein, als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreäsche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sei sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesamt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen

Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamte angenommen, die er, wie billig, da sie bloß zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Not und peitschte das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern ist diese Heilung, die sie außer Dienst setzt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft giebt, aber den Besitzern der Kraft den Schatz verrät, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unterherren darum sehr verhaßt und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Übung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutioniert, nicht die Kraft.“ . . „Der Furchtlose weigert sich weit seltener des Gehorsams, als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt.“

„In unseren Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen.“ . . . „Nicht der Übermut der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich. . . . Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen.“ Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Teil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sei, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Übel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unseren strengen Monarchien, die das Altertum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwert, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der

hat nur einen inneren Wert und muß sich jeden Augenblick von neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werte, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maß unseres inneren Gehaltes angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurteilen gegründetes Übel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, solange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Altertums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standesehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. „Wer in Amerika einen anderen fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staate anheim; ist er verehelicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amte vor, ist er gehalten es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt." Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig sein sollen.

IX.

Die gute Sache,

von Heinrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sei, an alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. Leipzig, 1819.

An alle, die es zu wissen meinen! Es scheint in diesen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es scheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift selbst geführt wird, hat nicht den leisesten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegnisse in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweise der alten, unzerstörbaren deutschen Pedanterie. Es hängt diesen armen Menschen Blei an den Füßen. Die Schlechten sind

sklavisch gesinnt und wollen nicht von der Stelle; die Besseren ahnen, was Freiheit sei und sind lüstern darnach, aber plump und schwerfällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden als jene. Immer dieselben! Mögen sie bei Hofe an einem Galatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen; es ist der ewige rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an toten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie sie um die Mittel den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Verteidigern der guten Sache eine soldatische Zucht eingeführt und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes gewesen sein als ein Spion? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrat und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder und betete für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, ihr handelt; sein Reich ist im Himmel, das eure auf Erden. Jedem, was er will, solange er den Willen anderer ehrt — das ist die Freiheit. Warum lästert ihr ihn, warum scheltet ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es stark); aber was Irrtum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Vernunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger, als Verstand und Tugend. Für alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, ist selten so fördernd, als dasjenige, was Übelwollende dagegen zu thun streben.“ Darum mutigen Kampf den Übelwollenden, aber keine Verwünschung; nur die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die gute Sache? Ein jeder hält die seinige dafür. Das ist verzeihlich, solange man auch andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wohl gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten sein. Von dieser Thorheit sind sie wohl zurückgekommen, und es ist ihnen jetzt klar geworden, daß die

gute Sache nichts anderes sei, als die Freiheit aller Völker und deren Verteidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtische" (nämlich die Richtung) nennt. Sind euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg demnach nichts anderes, als mißratene Kompendien der Philosophie, so fertigt sie in der Litteraturzeitung ab und mischt euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris lachen euch aus und können euch nicht brauchen, denn sie wissen besser als ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt" und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter anderem sagt: „Nicht in der Übereinstimmung mit der äußeren Welt, sondern in der Übereinstimmung mit euch selbst, die euch keiner rauben kann, liegt die Wahrheit eures Daseins und mit dieser die Freiheit." Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht bekümmert, der ist allerdings frei, aber es ist die Freiheit der Toten.

„Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser), der über das Wesen des Staates Untersuchungen anstellt, Sorge macht, ist . . . . . jenes irdische Streben, das Heiligste durch äußere Mittel zu erlangen." Ein akademischer Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte über das Wesen der Staaten keine Untersuchungen anstellen, sondern Professor der Theologie sein. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich jemand einen Himmel denken, in dem es Adelige, Polizeidiener und Soldaten giebt?

Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustellen, was ihm die gute Sache sei. Denn (sagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts notwendiger und wichtiger, als jenes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern." Aber das, was diese und jene die gute Sache nennen, sei nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorsam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit eine Auflösung aller geselligen Bande befürchten, nennen das, was sie

erhalten wollen, die gute Sache, wie sie es an und für sich allerdings ist." (Wirklich? Also Zucht, welche eine aus Furcht vor Züchtigung befolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen diese die gute Sache. . . . Aber beide sehen nur ihre gute Sache, sie sehen sie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspähen und horchen muß."

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser von unserer handfesten guten Sache giebt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertötende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens ist nicht sowohl das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen rätselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irre geführt und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege sei. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtsam herumspäht und horcht, sondern jene, welche nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befestigen ist: warum bemühen sich die Gläubigen die Ungläubigen zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine irdisch-kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mitteilen, sie teils bestreitend, teils dem Urteile der Leser überlassend.

„Der Grundirrtum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben." Mir scheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu sein. Gleich verteilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden: denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbes wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß jeder seine Kräfte soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine

bevorrechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich sein. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Censur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigentums, absolute Hemmung der freien Entwickelung des Staates.“ In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

„Ein jeder nicht konstitutionelle Staat ist ein interimistischer.“ Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt sein könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.“

„Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigentümliche Natur in ihrer Art bestätigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung christliche Theokratie.“

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholizismus.“ (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung.“

„. . . . nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Rätsel des geselligen Daseins zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigene Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden.“ Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfasser, das in thörichten Versuchen

seine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem französischen? Der Himmel schenke dem deutschen Volke solche irdische Weisheit, verleite es zu solchen thörichten Versuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie sie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820.

Par Raoul-Rochette, Paris, 1822.

Ich lese Schweizerreisen über alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das sich seine fünfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläferige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die alles dürfen, was sie wollen, alles wollen, was sie können und alles können. Glücklich wer in Chamounythal geboren, oder auf Sicilien, oder in Kämtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pennsylvanien; glücklich wer ein Prinz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutscher zu sein, und ein Bürgersmann, der sein Auskommen hat, und ein gescheiter Mensch und ein guter Christ zugleich, das ist des Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde sein, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette ist auf das beste zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meisten übrigen Reisenden durch die Schweiz immerfort schmächteln, als säßen sie in der Jasminlaube eines arkadischen Gärtchens, und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Lesers mit Not etwas Solides fischt! Das Herz eines echten Mannes ist nie ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu

jagen; er behandelt die Schweiz nicht bloß als einen Gegenstand der Landschaftsmalerei; auch die bürgerlichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsätzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstverteidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andere Freuden hat als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf seinem Tische sieht und von einem Hasen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Censur einen ganzen Ärmel wegschneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brot raubt? Er muß lügen oder sterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier teilt die öffentliche Meinung nicht bloß Lorbeerkränze aus, sondern auch Reichtümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, giebt aber seinem Werke ein Verdienst mehr. Wer die schwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen. Denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft

dadurch verraten, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beispiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geist in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis schreibt er: „Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Scharen von Pilgern hin; jetzt, da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werte verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Spekulation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu sein, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren oder ein Heiligengebein zu küssen." — — Die demokratische Verfassung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständlich und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. „Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke die alte Staatsverfassung wenig Veränderungen erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute dennoch dem Geiste unserer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Konstitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nötig sind!), und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat Zug hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhundert herstammen." (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich sagt er: „Die Regierung dieses Kantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen

angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen seine eigenen Leidenschaften zu suchen." (Das ist sehr naiv. Das will sagen: die Kleinbürger haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmütig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Notwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe geben.) — — „Die Walliser, ehemals in Ober- und Unter-Walliser geteilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Gesetzen und auf dem Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Teilnahme an der Souveränität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig durch die Fortschritte, die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer und selbst durch die körperliche Veredlung seiner Bewohner. Es ist bemerkenswert, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Sankt-Maurice, Monthey und Martigny sich vermindert hat, seit dem Augenblicke, daß diese Zehnten frei geworden. Daraus kann man schließen, daß die Freiheit, welche hier die Menschen gesünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie anderen Orts zu Rasenden und Dummköpfen umschafft. (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwei Stühle setzt! Was müssen das aber für Menschen sein, die sich mit solchen zweideutigen Komplimenten abfinden lassen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß, als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Setzerlehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen, in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besitzt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, Rousseau, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte — er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern abend. Ja großmütig ist er sogar, er will den Deutschen nicht alles nehmen; ausgeartet nennt er sie. Über die kindischen Begriffe, welche die Franzosen von Deutschland und von allen anderen Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas

Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destillieren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabieren sie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir solange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!"

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es ist wahr, er hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften nur die Briefe an Bonstetten zu kennen, die in französischer Sprache geschrieben; aber gleichviel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er folgendes: „So oft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen einzuflößen wußte, und das beweist, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesundem Urteile, der seinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage und seinem Stile nur die Vernunft zum Schmucke giebt; der weder in den Thatsachen, noch im Ausdrucke der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über alles laut seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein solcher Schriftsteller Leser bei dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art

so thöricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der abstraktesten Metaphysik versteigt; die unter noch weniger achtungswerten Führern zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt und ihre Urteilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze und den Meuchelmord zum Heiligenverdienste umzuschaffen?" . . Bei einer anderen Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: „Wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier bald dorthin führte." — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe, zu Gesicht käme, und unter diesen zehn wären nur drei, die deutsch, und unter diesen dreien wäre nur einer, der Deutsches verstünde, — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples,

depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtsein und der Willkür unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist gleich dem Körper Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Toten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm sein, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Über Minister im allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den anderen aber, als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen

Minister absetzen. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreißig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freilich nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer gnädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt sein, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!" Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr Bignon, der lange Minister gewesen und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzleistile. Er lehrt aber nicht, wie die anderen, Metapolitik, sondern Experimentalpolitik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Goethe lehrt:

— — — — Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni,

par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war einer jener Achtunddreißig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu gebärden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Tiere sich heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Tier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich sein! Würde einem Deutschen die Miete aufgesagt, er aus seinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem anderen Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst nichts fehlte. Ja mancher wäre sogar imstande und spräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe sie verdammt dort zu bleiben."

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er Artikel für den Vrai libéral. Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni" ausfüllen. Der Vicekanzler Strube tändelte in seinen Nebenstunden mit der Gelehrsamkeit, die ihm abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungsspiele Arnaults nicht. — Leichte Quincailleriewaren, oft artig, selten von Wert. Aufsätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perücken, das Fluchen, das Schlittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß

wohl die Katze wieder aufgewacht sein, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm: Arnault voltairisiert gern und heuchelt Gottlosigkeit, so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnaults veranstaltet, und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert ist das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education,

par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théâtre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes, Paris, 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Wert den Mangel äußeren Glanzes reichlich ersetzt. Madame Campan wollte nur nützlich sein, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher anderen gewesen wäre. Alte Erziehungsregeln, die sie giebt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten; denn die Lehren, welche die Verfasserin erteilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbsterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen,

welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Giebt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben, und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht die äußeren Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege, werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne: — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu sein, hören sie auf Frauen zu sein. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurechtfinden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hilfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirtschaft einer Spionenherberge führt.

Der erste Band dieses Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die

mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit vollständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feineren Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu verteidigen. Die „Conseils aux jeunes filles" bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eigenes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen anderen Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eigenen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum Dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abteilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in unteren Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder diktiert zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Teil des Werkes der Madame Campan besonders in das Deutsche übersetzen und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Übersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doktorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle, sieben Kinderkomödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Litteratur auch an älteren Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Teil von den Schülerinnen

der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädcheninstituten zur Übung in der französischen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Komödien ist ganz so wie sie sein muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sei tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vorteil und irdisches Glück.

XIV.

Der Mord Augusts von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutschlands Jugend, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Musen reden auch kosakisch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht ist dieses die Sprache des Olympischen Hofes, deren er sich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in seinem Vorworte, das kurz, im Stile des Tacitus, geschrieben ist: er habe seinen Freund Z—e, der ihm „diesmal so herrlich vorausgeritten in den Kampf", „Hurra!" rufen hören, und sogleich seien „die Thränen der Thatenlust" in ihm aufgestiegen, und er wäre nachgeritten. Er sei freilich etwas spät gekommen, welches aber nicht seine Schuld gewesen.

Er macht kein großes Geheimnis daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube":

— — segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an

die „teure Jugend Deutschlands", welche er ein „Blumenbeet" nennt, das „gediehen aus der Wahlstatt blut'gem Grund", reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen, und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sei aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmutschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind aufhalte, und wer er sei? Sie muß raten. Der Türk? Nein!

Der starrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

Die Franzosen? Auch nicht; die sind unschädlich gemacht.

Doch der Bonapartisten freche Schar?

Ja, das ist der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo steckt denn sonst der Erbfeind? — Der Königlich Preußische Herr Major von Fouqué kommandiert jetzt:

— — „Hand aufs Herz!" —

Die deutsche Jugend, welche ein zartes, schüchternes Blumenbeet ist, wird ganz verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängstlich:

„Wie? Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust?" —

Nicht anders, Kinder! Da steckt er.

— Unser Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das ist der irdisch list'ge, gierige Geist,
Entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn
Erdsücht'ger Menschen, er am Boden fest,
In schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenseit sel'ges Licht.

Und so geht es weiter. Der Herr Baron macht ein schreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geisterstunde lesen, wahrscheinlich ist es auch nicht in derselben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erscheint der Erbfeind in Gestalt eines Gespenstes, das französisch spricht, weil die deutsche Sprache keine Worte hat für solche Gräuel. Das Gespenst „krächzt": Egalité! — Unité . . . — Das ist aber immer noch der ärgste Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimm'rer noch:
Des Übels Wurzel, schädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menschen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden stand!

Ich will offenherzig gestehen, daß dieses Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, so daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin und herzlich wünsche, er lebe noch, um alle unsere beklagenswerten Mystiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas spät — kommt die Ermordung Kotzebues zur Sprache. Der selbstbiographische Dichter singt:

— — Als ich zuerst
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meister, der mich lehrte, söhnlich treu,
Da war der Tote meines Meisters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als späterhin mir die gereifte Kraft
Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Tote gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen seinem fremd.

Jetzt aber, da er tot sei, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche und ruft, erst Weh! und dann Heil! aus verschiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué giebt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, spritzte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stolbergs mir
Sein Goethe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage diesen seinen „Sangesspruch", an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr

wohlthätige Erfindung ist, weil jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komischen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels habe ich mich gehalten, als ich diesen Freundesruf Fouqués beurteilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angst geworden, Leser. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebues wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdessen die anderen Redner schweigen — und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswut berauschte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoralpathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Mut, und darum ohne Großmut; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen, der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigenen Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzenhumor, der in Hoffmanns Kater Murr spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen, das einem wehe thut, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen, woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern über die darin fortgespielte mißtönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung will ich einige Worte sagen. Die Überschrift, welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der Humor in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke ein kranker ist. Der gesunde und lebensfrische Humor atmet frei, und stöhnt nicht mit

enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmut, sondern um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei; denn auch die Maske hat ein Menschenantlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eigenen Zorne, denn nur das Überraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demütigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfnis des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödlich seien. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet diese. Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schoß der Mutterssonne zurückführt, jener Geist — er kommt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke nicht mit dem leisesten

Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruches, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel, um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnisvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe zu verraten. Kreisler ist der Unglücklichste aller Verdammten. Er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin, die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Wiederklang im eigenen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine den Frost des anderen, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnenglut der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandtschaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandteile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemütes, die aus der tieferen Anschauung des Lebens in all seinen Bedingnissen, aus dem Kampfe der feindlichsten Prinzipe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu schaffen, und der Notwendigkeit der eigenen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel.“ Kreisler hat sich selbst das Urteil gesprochen: nicht anders ist sein eigener Humor. Ein zerrissenes Gemüt, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüts zeigt nur die

Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen, mit welchen er diejenigen verfolgt, die an musikalischen Spielen ihre Lust finden und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fordert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künstler ausschließlich zugehören. Noch nie haben Priester den Tempel, den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an und giebt jedem den Wiederklang seiner Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied, das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören, weil man sie verwirft und nicht teilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft nur die zusammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht seines Wertes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichtes begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr und die ihm vorhergegangenen Werke seines Verfassers sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten noch zurück, und harren unentschlossen, bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verraten das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahnungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüberneigenden

Zweig als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunkeln Macht erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisierte Magnetismus, und wenn das Konversationslexikon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das Anschauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber sobald er sie natürlich erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient.

Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht;
Da unten aber ist's fürchterlich!
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr Verzeihung gewähren selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahnenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

XVI.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unserer Zeit. Von G. A. Freiherr v. Maltitz. Erstes Bändchen. Leipzig, Industriekomptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Teilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß einer, der wie Gelasius ethisierend durch die Welt geht, einen schwankenden unsicheren Gang habe und daß ihn der Kothurn

nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist, als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespitzt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, den, der ihn führt, schwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas liegt viel Schwermut und einige Gutmütigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört in seinem Hinterteile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Karbonarismus an; mit seinem Vorderteile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satire war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sei ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrüppe ..... doch das Summieren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addieren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wild verhaunen Forste,
Wo des Bodens urgediegne Kraft
Stolz, den eignen Wert erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,

Durch des Sturmes rauhes Wüten,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain
Jetzt von wild verwachsenem Gestrüppe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwungner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß, wie klein,
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und, was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehen mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unsrer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrüppe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam stehn im wüstverhaunen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländischen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem rings umzognen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.

Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mögst du, teures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satirhieben
Jene Axt des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchem schwachen Pflänzchen stärkres Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich mutig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht miteinander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förster, kräftig gesprochen; aber der Deutsche soll kein Förster sein, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche giebt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräte, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirektoren, Förster — und was man sonst noch sein kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrat für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimnis, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirektor für eine Diebesherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der Mensch aber sieht die Welt für das alles zugleich an. Warum soll Deutschland ein Eichenwald sein? Im Walde schrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, ist nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber sein Tag kommt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum sollen die Deutschen Eichen sein? Was ist Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüte, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, sie giebt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eiskeller Europas? Wird nicht jedem phantasierenden Volke das deutsche, als kalter Umschlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht

Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirtschaft? Der unverständige Ahn, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sei es mit hochgeschwungener Axt, sei es mit wilden Satirhieben.

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen —

— das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von ihnen nach außen erweitere, so viel es mag und kann. Platzt eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt sein. Was wollte der Dichter mit der einst vereinten Landespracht? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt, als gelesen, und daß ich in meinen schönen Sekundajahren über das deutsche Mittelalter zum letzten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug sein; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das übrige ist Krüppelholz... Friedrich? ... Nun ja, wer nur seinem Augenmaße trauen dürfte! Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, stehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinem feigherzigen Feinde Vermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir erstens: das „Sündensetzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden", nämlich, das Verzeichnis der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht." Desto besser für den Recensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die besseren" ... „besonders in der Leidensgeschichte meines Volkes", hat die Censur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht wie sein Recensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegenteil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutscher zu sein, aber jetzt ist es eine Ehre geworden." Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen — warum sollten wir auch nicht lernen, unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte: wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr ineinander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die heilige Polizei den ersten Insatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen war Gelasius als sogenannter Rebell auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Toten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputierten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als

Stadtsekretär, im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschenseele muß doch wenig mehr sein, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen . . . Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius' Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unsre Glock' hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins sich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert und sie zur Null gemacht. Ständen alle Zehn selbständig nebeneinander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr als tausend Millionen . . . Wir treten in Gelasius' Studierstube. Er philosophiert, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustiert. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Ware sieht, denkt er vermutlich, sie sei der Fracht nicht wert, giebt Gelasius frei und sagt ihm freundschaftlich: es sei gar nicht nötig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn und so hätten wir eigentlich der Großmut des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält nach Abstreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter anderem:

Der Same, den ich einst fürs deutsche Wohl
An jenes Karls allmächt'gem Throne säte,
Er muß erwachsen, muß erblühet sein.
Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
Ihm ist ein längrer Tag zu teil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit . . . so ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satirhiebe: auf schlechte Chausseen.

schlechtes Forstwesen, Mauten, Unreinlichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sitzt auf dem Felsenthrone und ruft die bösen Geister herbei, sich um den Preis für die höchste Schandthat zu bewerben. Es erscheinen: Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube und Priestertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß größere Künstler als sie zu stolz gewesen, an den Olympischen Kinderspielen auf dem Brocken teil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulwesen und mehreres. Ein Lohnlakai spricht:

Ja, tränk der Deutsche statt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um etwas besser sein!
Doch der Kartoffelstoff, die Hopfengärung
Erzeugen nie des freien Geists Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffeln und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffeln, sondern Maccaroni vom feinsten Mehle! . . . Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechstes Kapitel. Gelasius im Gefängnisse der Stadt Judaea nova. Es hätte ebensogut heißen können: sitzt gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfasser war zu ängstlich. Den deutschen Schriftstellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in seiner ersten Schlacht, der sich tötete aus Todesfurcht — sie censieren sich selbst aus Furcht vor der Censur. Es ist eine unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigene lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh, wie einer, der das Recht besitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unseren Thränen,

oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirtin, sie schafft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geschichte des ewigen Juden,

von ihm selbst geschrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Französischen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht. Der jüdische Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und sitzenden Handwerker, furchtsamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogischer Umtriebe zu kommen, hatte er sein Mitleid verschlossen und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrschaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich und darum freute es mich ebensosehr, als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen und diese bestrafen zu können. „Ich bin ein Israelit — sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre dreiunddreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein Los; das der unwiderrufliche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünfundvierzig Jahre und bin seitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfnis;

ich schlafe nie; ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen." Da hört man es! Ist der Mann unglücklich zu nennen, den die besten Jahre nie verlassen, der nie Hunger und immer Eßlust hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Witwe hinterläßt; der sich nie die Finger verbrennt; den Amors Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einschläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen versteht, sich keiner schlechten Übersetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann so viel er will, da man ihn nicht einsperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein solcher Mensch ist glücklich zu nennen und gar mancher würde mit ihm tauschen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden seine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert sich nie, andere selten. Sein Werk ist sehr zu empfehlen, besonders dem weiblichen Geschlechte, das bei Männern und Geschichten am meisten angezogen wird von dem, was äußerlich erscheint und in die Sinne fällt — von Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Personalbeschreibung eines Zeitgeistes in den Paß gesetzt würde, wenn sich der Geist der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteste aus der Geschichte seiner Zeit, das heißt der letzten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonbonniere voll historischer Bonbons zu nennen ist, oder um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine Gutchenbüchse, angefüllt mit geschichtlichen Süßbrötchen. Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

XVIII.

Irländische Erzählungen.

Zur Kenntnis der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Breslau bei Max. 1826.

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser ohne Eigennutz auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschmückt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt. Sie zeigen uns die große Not des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Klein-

leben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser, wie im Ocean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten Strohdächern und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht bloß durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Übertretung führt ohne Hindernis zur letzten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüst aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Mut hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß diese Regierung den Mut nicht hat, ihre Ungerechtigkeit ebensoschnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Verteilung der Güter, die in Irland auf das äußerste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten sucht man jetzt in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reizmittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen monarchisch zu machen. Auch daß die großen irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerten Übeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädigt uns für den Kunstwert, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde wie folgt aus: „So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äußeren Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich daher genötigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den

Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigsten Mangel und jene gute Laune selbst noch beim Anblicke des Todes." Der Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat seine Winterfreuden.

XIX.

1. Résumé de l'histoire d'Espagne,

depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.

2. Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours.

Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.

Es ist gar nicht leicht, eine Geschichte Spaniens gut zu schreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geschickter Künstler sei. Einiger Mangel an Gelehrsamkeit wäre dabei vielleicht nachzusehen (was läge etwa daran, daß sich ein Schriftsteller in der Chronologie der gotischen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunsttalent würde eine spanische Geschichte sehr mangelhaft machen. Diese besteht aus so mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verstand zu überlegen ist, wie sie zu ordnen, welche hervorzustellen und welche in den Hintergrund zu bringen sind. Licht und Schatten sind wohl berechnet zu verteilen, und man muß dem Geschichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatisch geben, die man ihm episch nicht geben kann. Spanien ist ein historisches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Gesichtspunkte aus gar nicht übersehen kann. Man muß es aus der Vogelperspektive betrachten und sich so hoch stellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geschichte Spaniens eignet sich durchaus nicht zu einer isolierten Darstellung und der Schriftsteller, der sie so behandelte, hätte unverständig ein unverständliches Werk gemacht. Das ist aber vielen geschehen und darum entsetzten sie sich, so oft sie der Inquisition begegneten, und waren sie vorher noch so ruhig und klar, überfiel sie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und sie wußten nicht mehr, was sie sahen, noch was sie sprachen. Aber ein Geschichts-

schreiber darf nicht erschrecken, er darf nicht furchtsam sein; er darf auch nicht, so wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquisition zu verwünschen in hausbackener Entrüstung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt sein; aber ein Geschichtsschreiber soll kein Familienvater sein, er soll keine häuslichen, keine geographischen Gefühle, er darf nur kosmopolitische und religiöse haben. Die europäische Menschheit wird einst Spanien vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte sie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geist der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa vieles an Spanien, so hat Spanien alles seiner Inquisition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, so lange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintot, so lange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben, und Polizeijagdtreiben Leben nennen. Das spanische Volk wurde immer von einer Idee beseelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Karthago und Rom stritt es für seine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römischen Kaisern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu sagen pflegt. Doch ehe der heilsame Schmerz der Unterjochung sich ganz verteilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für seinen Glauben. Diese wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und Diplonasie gefallen; aber da erschien die Inquisition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward altersschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner Erschlaffung die Spannkraft ihres Geistes nicht verloren. Das sind die schon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß sie sie aber nicht verloren, das haben sie nur dem Despotismus zu verdanken, der sie wach gehalten. Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht — das gefährlichste Gift ist die Aqua Toffana, die

ohne Geruch und Geschmack ist. Die Katze Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie ist es nicht, denn sie droht und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist, verliert das Herz. Unter den maurischen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres sein können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falsche, die halbe. Die Griechen hätten sich nie ermannt, hätten sie statt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung, wie die — wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge sind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Asien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, diese über die Meerenge von Gibraltar. Die Flut wird die Brücke noch einmal wegreißen, aber endlich wird sie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Asien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und Mauren herüberkommen zu lassen. Solche dichterische Ängste hat freilich die Diplomatie nicht, und diese lacht wohl jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich, eine andere Zeit wird kommen, wo andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und sie ist sehr nahe diese Zeit, nahe wenigstens für solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour sagen: après moi le déluge!

Reden wir jetzt von unseren Verfassern, die die spanische Geschichte mit dem Storchschnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wissenschaftlichen Wert; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftsteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leser nicht immer zum Vorteile. Doch eine sittliche Bedeutung haben sie; ich sage Bedeutung, ich sage nicht, daß sie einen sittlichen Wert haben. Es ist nämlich höchst wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fiele es den Menschen wie Schuppen von den Augen, und als erführen sie erst jetzt Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen und schon viele tausend Male erzählt worden sind. Sie vertreiben die Jesuiten und ihre Lehren aus der Geschichte, sie demokratisieren, liberalisieren sie, und haben es schon dahin gebracht (was für Franzosen, welchen theatralischer

Pomp über alles geht, viel ist), die Römer in ihren glänzendsten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein solches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menschheit ein Regal gewesen, so ist doch zu rügen, daß sie hierin zu weit gehen. Sie revolutionieren die Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodieren, welche die Zukunft kontre-revolutionieren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend teilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden die sagen, die sprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale." Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographisch, und daran that er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien älter ist, als Despotie, und die repräsentative Verfassung älter, als die Herrschaft der Beichtväter. Nun ist es freilich wahr, daß repräsentative Verfassungen, wie ein geistreicher Staatsmann sich ausgedrückt, nichts anderes sind, als maskierte Republiken; aber was soll man thun, wenn nichts übrig bleibt, als die Wahl zwischen maskierten und unmaskierten Republiken? Man wählt die erstere und lernt eine Maske tragen — was ja so schwer nicht sein soll. Mit den aragonischen Ständen aber verhält es sich wie folgt. Sie bildeten sich aus vier verschiedenen Klassen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterstand und der niedere Adel. 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geistlichkeit. Kein Gesetz konnte in dieser Versammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubnis der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Münzen

schlagen oder sie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuschaffen. Die, welche sich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten sich an die Stände, um Recht zu fordern: dieses aber nicht als Bittende, sondern im Tone freier Männer, welche die Bürgschaft der Gesetze in Anspruch nehmen. In den Cortes hatte ein Großoberrichter (justiza) den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Großoberrichter, auf einem Throne sitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputierten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Ceremonie hielt der Justiza dem Könige einen Degen auf die Brust und sagte ihm dann: Wir, die wir so viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserem Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Justiza (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personifikation der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht bloß die unteren Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in allen zweifelhaften Fällen genötigt, ihn um Rat zu fragen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellierte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Besitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Instruktion fortzusetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängnis führen, wo keiner ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, seine Proklamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seien. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Ständeversammlung zu laden und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete repräsentative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn

zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erst vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Klasse; jener schreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzosen statt arme Teufel zu sagen: hier aber wird die petite propriété des Geistes verstanden. Wollte man in einer Bauernschenke mit Beifall die Geschichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Gesunder Menschenverstand herrscht allerdings im Buche; aber es ist eine ländliche Gesundheit, die sich in sonnenbraunen Wangen, einer starken Brust und in derben Fäusten zeigt. Der Verfasser, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialisch zu Werke und verurteilt die Helden der Geschichte ohne viele Umstände nach Kriegsrecht. Es ist merkwürdig, was dieser Mann zu sagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man ersieht doch daraus, daß selbst die Macht der Ultra ihr nec plus ultra hat. Dieses Werk, wie auch das andere, erschienen, als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn beide Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch schweigen sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können — sie kichern stark. Jetzt werden andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Goethes trösten: „Was man in der Jugend wünscht, erreicht man im Alter in Fülle." — Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutsche übersetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutschland die Geschichten bearbeiten sollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher sind uns die Franzosen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geistes ist, thut es den Franzosen not, ihren Geist zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutschen aber thut not, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geist nicht überfließe.

XX.

Fortgesetzte Reise nach Hammelburg

oder:

Meine harten Schicksale im Kauzenlande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brotmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig sein, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Mut ich zu sagen, und das verspricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen, die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht sie lachen. Wahrlich sehr wohlgethan! Diese vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Magen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der üble Geschmack, der eine Arznei heilsam macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst hinter dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände, als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern sind uns zuvörderst leere Fässer nötig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique,

de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüten, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; ein-

facher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Übermut dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verratend, und altehrwürdige Patrizier, Macht gewohnt, die Freiheit des Volkes verteidigend; alles was die neuere Kriegskunst Ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das ist der Stoff, der sich einem Geschichtsschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schilderte ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmut verbindet. Die Begebenheiten selbst schöpfte er aus Zschokkes Werken, aus Planta, Posselts Annalen und anderen guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtsschreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt, was hassenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt sogar nicht, was in Bonapartes Mediationsakte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser diesen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sei, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Ser-

vilität, die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker, als die, welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude, mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapferes, verständiges, biederes und glückliches Volk hat seine Freiheit, seinen mutigen Sinn, seine Aufklärung, seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Greuel endlich ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und spricht wie folgt:

„. . . Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Überzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinst für Gewerbefleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen. . . .“ Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so teilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist keine Idiosynkrasie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber sich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette ist zu bescheiden, wenn er nur auf Leser rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts sehen, als betäubenden Straßentumult, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten des Landmannes überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen: so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe

weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die ersten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette sagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzose zu sagen! Er wagt zu verkennen, daß seit der Revolution das sittliche Leben der Franzosen in Hütten und in Palästen sich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. sittlicher ist, als die aller früheren Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Briten und der Nordamerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem älteren Brutus, nach den jüngeren war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kannibalischer gemordet, ob im Frühling 1821 oder im Herbste 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamieren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokkes Werke viel benutzt, und nicht bloß von den Thatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokkes gefolgt. In der Lustralvorrede aber sagt er: „Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn Zschokke von den meinigen sehr abweichen.“ Doch etwas anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu schmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinste Art herabwürdigt. Er vergleicht ihn mit dem Berner Obersten Weiß, der im Anfange der schweizerischen Revolution eine Rolle spielte, und sagt: „Der Oberst von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte . . . kriegerischer Schriftsteller und friedlicher General, und ganz so an die Spitze der schweizerischen Revolution gestellt, wie der General Lafayette an der Spitze der französischen stand, damit in beiden Ereignissen alles gleich sei.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftsteller und er schwiege in den Kammern, aber ein kriegerischer General — wie Berton einer war. Die kugelfesten Geister der Revolution sind ihnen sehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern manches sagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht ist — so verschweigt er auch manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg suchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, sogleich verbirgt er das Licht und geht im Dunkeln weiter. So sagt er gegen das Ende seiner Geschichte: „Der letzte Akt dieses denkwürdigen Dramas, den wir noch zu schildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden sehen, daß durch eine jener sonderbaren Verwickelungen, worin sich der menschliche Verstand verliert, die sonst aller Orten besiegte und unterdrückte Partei der Aristokratie im Schoße der ältesten Demokratien Europas frische Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, sich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz fast einen vollkommenen Sieg erlangt." Es ist offenbare Ironie, wenn sich der Herr Verfasser verwundert anstellt, daß die Schweizeraristokratie an dem republikanischen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir seine Ironie verstanden, wollen wir ihm sagen, was er dabei gedacht. Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sei es auch unter dem Namen eines Fürsten), wird in jedem Verteidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlicher werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehilfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Skandal der Teilung Polens werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten? In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten.

„Que la Suisse sache donc respecter elle-même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée", ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses quos ego! möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels.

Aus dem Französischen. Germanien, 1819.

Schon die breite Quartform dieser Blätter stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel, und das „aus dem Französischen", und das „Germanien", seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien", niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen anderen Zweck, als sich selbst, und ist so wenig recensier- als hoffähig; Ersch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Litteraturzeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig. Der Idee Massenbachs, einen Nationalpalast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der Hoferziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süddeutschlands, dieses stille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung, zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimieren; doch werden die „liberalen Husaren", die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

XXIII.

Isloar, oder der christliche Barde.

Gallische Novelle von N. A. v. Salvandy. Verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Übertretung entgehen. Daher jene tausend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Not gleiche Hilfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neueren Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandys und den Verfasser selbst nicht zu mißdeuten. Dieser achtungswerte Zögling des edlen Chateaubriand wollte den schrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion schildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römischen Kaisers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen gescholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich gepriesen. Salvandy wußte sich von dem bösen Willen Voltaires frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrtum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn so weit abstehende Zeiten eine Vergleichung zulassen, verband römische Kraft mit griechischer Anmut, er war ein Held und ein Weiser; aber er regierte und starb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochstellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erste aller Tugenden pries. Julian verkannte das Christentum, weil er seine Zeit und die Menschheit nicht verstanden, an deren Spitze er war. Das Christentum war als das Heil einer kranken Welt erschienen, und Julian, die Hilfe, welche dem Übel nachfolgte, für die Quelle des Übels ansehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arzenei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern,

denken wir, er habe es geflissentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Toten, oder zu schweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu sein: er wählte das erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Christentum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichelnd und sie vergiftend, die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küste der Normandie Isloar, ein Krieger, und Armina, seine Geliebte. Beide dem Christentume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté,

ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausendmal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjektiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjektive substantiviert, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber, Himmel, was französische Akademiker spaßhaft sein können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elefanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrich: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von Babylonischen Keilschriften oder anderen offiziellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman

schreiben dürfen? Nur muß er gut sein und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegevater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechzig Jahren, ein geborener Pariser, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben, er hätte nur das Tintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hilfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu schreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kainszeichen. Es kann wohl ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten den Schwärmer spielen; aber es ernstlich sein, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltieren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte. Herr Gabriel Desodry ist weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungierenden Bischof in der Kirche stehen und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heiraten. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant und darauf ein kaiserlicher Höfling. Endlich stirbt Herr Gabriel Desodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bei einem Hoffeste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Desodry unter anderen Höflingen, mit entblößtem Haupte und in seidenen Strümpfen, einer komischen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und stirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein so exaltierter Mensch hätte sich um keine kritischen Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette sterben sollen, sondern beim Rückzuge über die Beresina, wo seine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantische Philosophie hatte sich Desodry exaltiert. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München und lernt dort an einer Wirtstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie und machte unter dem Essen den Gabriel Desodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt: „Bientôt il se passionna pour l'Absolu." Desodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Herr Picard malt die deutsche Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rektor Müller. Diesen findet er mit seiner Tabakspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nötigt den Fuchs Desodry, mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswitwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisiert, philosophiert mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran, sie zu heiraten. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?" Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer schönen Pfarrerswitwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heiraten: dann wäre das Absolute gar eine so schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem Generalkonsul von Frankreich bei Ali Pascha von Janina.

Deutsch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Professor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir anderen, welchen das Gleichgewicht von Europa keine schlaflose Stunde macht — denn wir vertrauen fest auf Gott, Newton und das Gravitationssystem, daß sie die europäische Menschheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen lassen —, wir wünschen den Griechen Sieg und Heil und den Türken schmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in seinem in Wien erschienenen Werke: „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung", diese Staatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mohammedanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlorenes Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtsschreiber der Griechen zu sein. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit und angeekelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu

würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als französischer Generalkonsul in der Nähe Ali Paschas von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es gewesen. Pouqueville hat aber den Ali Pascha zu sehr mit europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht jahrelang von Polizei wegen provisorisch schmachten, bis aus anderen Weltteilen alle exotischen Beweise der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Grenze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Übelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem wehe gethan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Äußerung eines seiner Söhne, Muktars, ergiebt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das Journal de l'Empire übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. „Nur wir Paschas, rief er, sollten lesen und schreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen lassen, und fände ich jemand, der mehr wüßte als ich, so müßte er ebenfalls sterben." Verwünschen wir den Vater eines solchen Sohnes schon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Pascha ihre Freiheit verdanken, möge seine Asche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ypsilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterlist zu werden, und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Brust getragen. Dann lernen wir die Hetäristen kennen, deren Seiden, die heilige Schar genannt, nur zu sterben, aber nicht zu siegen vergönnt war.

Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verschwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünsche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nützt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristokratische Verderbnis innewohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise und überlasse das Übrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorsehung dafür preisen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ypsilanti noch der Brüderschaft der Hetäristen seine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouquevilles Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müssen wir das, was er verschwiegen, so zu lesen wissen, wie das; was er gesagt. In dieser Zeit des Druckes sind Worte Wegweiser zu Gedanken, die der Verständige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte spricht, sagt er unter anderem: „Aber jene im Finsteren thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläßig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede sittliche Erhebung, jeden edleren Aufschwung, jede Festigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und somit jede Hervorbringung des wahrhaften Christentums zu vernichten strebt, weil ihre Genossen selbst keines sittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines echt christlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner echtmenschlichen Begeisterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür sich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig sind, und daher mit vollem Rechte in allem diesem den gefährlichsten, unbezwinglichsten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — diese Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.“ So ist es, und schlimm, daß es so ist! Die Führer der Menschheit legen ihre Hemmketten an, so oft sie bergauf geht; niederwärts aber überlassen sie sie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spanien. Sie sagen: es sei freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens „das Prinzip gerettet“. Man braucht Pouquevilles Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die

Liebe zu ihr ist jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß giebt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern: sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolges gewisser sein will, der recensiere. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache in Form einer Recension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider unfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen

lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigene gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Tinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem anderen Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurteile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirtstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemittelnd, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judentum in allen dessen Teilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutschen Litteratur ein klassisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständnis gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Äußerung, das Bureau der deutschen Klassiker in Karlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Verteidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines sauberen, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe und Freundschaft auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eigenen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige sich heldenmütig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die gute nennen, die Schrift des

Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa bloß spielend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderem Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillakrieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne ins Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann tot. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem anderen an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Übervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Notenkolonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgiebt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantiert. Der Verfasser ist ein rechtgläubiger Kameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handelsbilanz. Die Kettenregel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen sein müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle; meine Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unserer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüt feucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sie abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszu-

wetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit siegen — und die Liebe behält immer recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffene Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des letzteren darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos sein kann, ohne zugleich sittenlos zu sein. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der antediluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantiert — ich meine nicht kandiert (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobei die reine Vernunft so lange kritisiert wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurechtfinden und werde darum nur bald an diese bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurteilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt; keinen anderen verwundet der Verfasser als sich allein. Er teilt die Welt in zwei Teile und nennt den einen Judentum, den anderen Nichtjudentum. Das Nichtjudentum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judentum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Haifische rauben und heuchlerische Krokodile betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unrats, und darin hat er vielleicht mehr recht, als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten,

die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Roheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sei nicht zu leugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die anderen ungenannten Laster haften auf den Christen. Es giebt wohl einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtse, allein solche Ruchlose verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen.“ Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so teilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein, und stellt die einen rechts, die anderen links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judentum.“ Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich diesen die Augen verbunden, und sie tappt ebenso unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hintereinander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazaretten die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Greuel vor denselben sein mochte; bei Lebzeiten

des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heiraten; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoralopiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängnis vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besonderen Leichenzoll erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Toten, bei den Christen aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurienprozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ einen anderen einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es ebenso lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Bürgermeister werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt (ob er zwar den Satz auf seine Art anwendet): „es steht von unserem sogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus.“ Nach einigen

tausend Jahren? Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrifft, so hoffe ich es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Kolonialstadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne ins Zuchthaus oder ins Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judentum für ein ziemlich vollständiges Konversationslexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn sie wollten. Was, fragt er, würde daraus entstanden sein, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruten lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen." Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser und wäre bei Verfertigungen von Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen; er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der erste Abschnitt enthält eine „allgemeine Übersicht der in den letztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften fürs Judentum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben, so sagt er, es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Klasse von Menschen, und spricht von ihrer zügellosen Kühnheit und beispiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holst will die Juden totschlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurteilen, denn ich habe nur wenige der sowohl für als gegen Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es ebenso lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal

zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegenteil beweisen zu wollen — beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhandlung „für die Juden", die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgeteilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit gegen den Adel gehe aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll." Und an einer anderen Stelle: „Da die produzierende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt, so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beiden Sätzen ist weder der Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der Nationalökonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten produktiv, bei deren Verrichtung man schwitzt, so will ich, was ich leicht könnte, diese pröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpirieren, teils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, teils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapierhandel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen Dezember vorigen Jahres mehr geschwitzt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handelsaristokratie der Juden ist so wenig vermeint, als die Geburtsaristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philister im Kote zu gehen nötigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache beteiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechselkomptoir, einem Warengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judentum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht bloß für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes antijüdisches Interesse zu verteidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der anderen nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der anderen; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Ware handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sei Unsinn zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nötigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermutung geschrieben, daß es keiner lesen werde; denn wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wut, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war

schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst, denn aus dem Judentume ist ja das alte blutige Christentum entsprungen. Ich will seine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Greuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreis vom Judentum genommen und unglücklicherweise, in jener finsteren Zeit, auf Christentum eingeimpft worden; so daß alle jene Greuel ursprünglich dem Judentum einzig und allein zur Last fallen." Das ist ein wichtiges Geständnis, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es bloß anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judentum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Teil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, das man austrocknen könne. Was ihr zu thun habt, fragt ihr mich? Eine alte Kindersittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wanderer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind einem Wanderer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wütete, je fester hüllte sich der Wanderer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wanderer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wanderer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das „Judentum in moralischer Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimat" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Kanaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maße verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt bloß, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein können, wie sie die dortigen

Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei ebenso sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausieren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausieren ein Laster sein soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als in fremden Häusern häuslich zu sein. Was aber den Wucher und die anderen Übervorteilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind, als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avisstile beurteilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. habe empfangen" — „Sehr schönen gerauchten Lachs und frische Austern habe erhalten", und lassen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja, daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sei einst ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an", darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Tasche gezogen und geschworen: das Haus sei ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Los kein großer Gewinst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judentum in intellektueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Recensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegenteil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich raten, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judentum und Christentum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urteilen können, als meine Individualität (meine Individualität!). Der vor vielen Jahren gepflogene wissenschaftliche Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideenumtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich Mendelssohn unserem Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte und mit welchen Anmerkungen sie von diesem Manne begleitet worden sind.“ Da hört ihr es mit euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christentums, scheidet das Gold aus, und wirft dem Judentume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Wert? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir anderen armen Teufel aber sind oft genötigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem anderen regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist

wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Tiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Konversationslexikon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre." Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen sein!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judentum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judentum sich einen immer höheren Vermögensstand, selbst Reichtümer zu verschaffen imstande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesamtteile mehr und mehr zerrüttet." Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Überschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemütsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judentum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichtümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „man sagt nicht zuviel, wenn man den gesamten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet", und geht dann mehrere Geschäftszweige durch und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je imstande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht und geprüft sein, wie sie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten, er geschehe mit Waren oder

mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Klassen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben." An einer anderen Stelle äußert er: „Da, wo ein christlicher Wucher stattfindet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judentums erzogen worden . . tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Hauptteilnehmer das Geschäft allein betreiben." Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1) daß es auch christliche Blutsauger giebt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschützt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3) daß Christen die Juden zur Teilnahme an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4) und aus allem vorigen zusammengenommen, ergiebt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurteilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen giebt. Herr Dr. Holst hat dieses alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu verteidigen, deren Judentümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Gelddämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judentümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer als ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft eueren Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, ihr aber seid Sklaven des Handels, und nichts verdient ihr als Geld und Verachtung. Ihr

sagt: wir haben Weltteile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt ihr euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu sein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo euch nichts bewegt, als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig sein, aber euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie verteidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die unteren Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — ihr jagt sie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt von euch zu fordern, daß ihr Christen seit, aber es ist doch wahrlich zum lachen, wenn ihr christliche Gesinnungen, die ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karikiert werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um, als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judentum in physischer Hinsicht.“ Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Franks medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachsen

jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen", und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen haben". Nach seiner Meinung wäre wohl nötig, man führte Staatswäschereien ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elefanten und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elefantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sei eine jüdische gewesen und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter anderen gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römische Diktator Sulla gestorben sind. Aus diesem allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren und sie hinausführen. Von Nimrod bis auf die Pygmäenultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt und man brauche nur die Schlegel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judentum in historischer Hinsicht" und spricht von den Quellen der älteren und neueren jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel giebt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodieren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder ebenso glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Litteratursammlung von Judenschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern sein!

Der achte Abschnitt betrachtet (dieses häufige betrachtet ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie — eben betrachtet): „Judentum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte." Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertiert sei, und läßt sie dann mehrere

Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landkarte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Ämter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?" Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Äußerungen gemacht, so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns Juden die Pforten der Fürstenhäuser so ganz geschlossen sein? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondierten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde?" Die Wahrheit ist mir heiliger als alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er recht hat, behalte er recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondiert und hierdurch deutlich genug verraten hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogtum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte nichts übertreiben und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Grenzen. Es giebt angeborene Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erzbösewichter genug, daß sie Erzherzöge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebesschlüssel, mit deren Hilfe das spitzbübische Judentum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempelvereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen

jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und anderen Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogendienst verlassen haben und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: „der Tempelverein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Überlegung vorwärts, beseitige in der Folge bloß das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so giebt es für das Judentum mehr Proselyten in einem Jahre, als es durch alle Zeiten hindurch fürs Christentum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt sein lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser wie folgt bezeichnet. Die Juden suchten sich die Redaktion sehr vieler periodischer Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; sie suchten Censoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judentums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich, durch Neuchristen die Direktion der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nichtjudentum angehört, der Persiflage preiszugeben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unseren Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel „hineinzusetzen“, um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäußert: „daß jüdische Konsistorien in den verschiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Konsistorien ein Centralkonsistorium, ein Konzilium zu bilden haben; daß sodann das nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu — etwa ein Erzpatriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Konzilien sodann gesetzt werde! . . . Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hohepriester (Pontifex maximus) dereinst daraus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sei, stelle ich der Betrachtung anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie jeder sieht, etwas hypochondrisch und sieht alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judentums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Not. So lange es Staats-

papiere giebt, mag der Hohepriester sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hohepriester räuchern, so lange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht und dabei in den gegen letztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vorteilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordensstatuten.“ Was geht aus dieser Zusammenstellung notwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judentume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christentums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegentraten. Hat ihnen das Christentum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verräterische Freunde: morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, ver-

taumeln sie ihr Leben in Sinneslust? Wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waren $^1/_3$ Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellen Waren einen betrügerischen Gewinst von 100,000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Konjunktive.) Und das ist alles! Verworfene Juden sind nicht schlechteren Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind besseren Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vorteil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisassen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerigen Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder tot macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommerglut, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder nicht, soll man einheizen oder nicht? man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres, altes Weib. So sind die Philister, so seid ihr Judenhasser. Ich bitte euch, werdet liebenswürdig. Selbst eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst euer Recht ist ärgerlich; denn ihr verteidigt es nicht wie Leute von Ehre,

sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, ihr seid nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen!, man muß selbst ein Philister sein, um mit euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein leichtes sein, sich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle diejenigen zu äußern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterschieden, welche zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden." Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein leichtes sei, sich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsatz, ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber euer Kopf ist besser geworden, ihr sucht jetzt, was ihr früher nicht gethan, eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; ihr haßt sie und sucht so gut ihr's könnt zu beweisen, daß sie es verdienen, und ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte eurem Geiste nicht nachfolgen und dieser kehrte zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Tierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis ihr es erlegt, und diese wollt ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte: denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes

freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt sein, als durch die völlige Entwickelung der Geisteskraft und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen giebt es viele verlorene Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil ihr selbst Sklaven seid, könnt ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich sind keine Menschenrechte, denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei euch den Bürger; das Leichentuch ist eure Toga, erst im Grabe bekommt ihr Gemeinwesen; aber eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmut eures Stadtphilistertums, diesen ehemals glänzenden Schild, euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist euch auch zu schwer geworden, denn ihr seid die starken, biederen Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt ihr gegen Juden üben und seit wann führt ihr diese Sprache? Seitdem euch jede Religion gleichgültig geworden, seitdem euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt hätten, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judentum selbst gerichtet". Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurteilt wird; ob sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie

gehören der gesamten Menschheit an. Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerte Menschen. Dagegen aber steht das rabbinische Judentum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurteilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das rabbinische Judentum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das rabbinische Judentum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das rabbinische Judentum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; ihr möget es verfolgen, soviel ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sei ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müsse sie tot machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger und von euren Ammen, ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerte Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerten Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben

und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerten Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vorteil der Besseren unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit euch haben. In Frankfurt am Main spricht man so gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man hindert sogar ihre geistige Thätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdische Ärzte dürfen ihre Kunst ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Überzähligen, einem weisen Polizeigesetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man sich entschlösse, ein thörichtes Gesetz aufzuheben. Advokieren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdische Advokaten, die jetzt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen, und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so größer, da jene Advokaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und also damals nicht vorher wissen konnten, daß man in alte Barberei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert ihr die geistige Entwickelung derer, die sich vom Schacher losmachen? Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir, warum sollen nur vier jüdische Ärzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten sein dürfen? Seid so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Ärzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrtenverein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und

Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmet ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter euch sitzen und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Kasino, euch frage ich nicht, warum ihr keinen Juden unter euch duldet, denn ihr seid Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und noch einmal sei es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advokaten, die der Ärzte, der Gelehrtenverein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweist, das ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn ihr recht habt, so tretet hervor und verteidigt euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf ... nie von der Wohlfahrt der Gesamtteile getrennt werden." Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesamtteile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt ihr dadurch bewiesen? — Euren Vorteil, nicht euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt ihr ja selbst, so oft es euch bequem ist; aber wenn es euch nicht bequem ist, sagt ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt ihr in euren freien Städten ebenso gegen Katholiken gewütet, als ihr jetzt gegen Juden wütet; nun, die Zeit hat euch zur Menschlichkeit genötigt und ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der euch befiehlt, auch die Juden als

eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber ihr wollt gezwungen sein. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt ihr nicht, das Verhängnis muß euch bei der Brust packen und euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und — ich habe es gesehen — ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Apfelweinbrüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und ihr hättet eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet ihr befreit; da holtet ihr eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt euch!

Herr Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judentum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß sein; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scotts Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst „ein rühmliches Werk“ nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonderheit der Kronen-Steuer und goldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen

göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen und mit Praejudiciis, Decisionibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgräfl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgräfl. Griechischen Rath, bei Löbl. Universität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rat Beck ist tot, die Universität Altdorf ist tot, das Hohenloh-Neuenstinische und das Griechische Reich sind beide tot, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamieren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt — und von solchen Kabinettsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das Aeußerste verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Capitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile." Der erste Teil enthält 1016, der zweite Teil 1111, beide Teile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der

Jahrgang des Morgenblattes hat mehr als achttausend Seiten und ihr lest sie mit Vergnügen, warum solltet ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? Von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Büchertitel gefaßt, will ich nur einige mitteilen. Wie bedauerungswürdig, daß der schöne gotische Baustil der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen"; das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vorteilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgeteilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet und daß er treu übersetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergnädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch sein und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen und man wußte schon alles, was im Buche stand; jetzt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmischen Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen"? Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die großen kosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, auch im organischen Ausdruck sich wiederholen und offenbaren . . . und wie von hier aus die dunkelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist." Hat einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauch-

grimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdeckte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch so umständlich als vormals, welch ein großer Vorteil wäre dieses für Litteratoren und Litteratur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrensold heutiger Schriftsteller ist und daß sie nur noch zwei Dritteile weniger gewinnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer litterarischen Familie bezahlen, und wieviel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Letzterer erzählt weiter, was ihm ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es scheint, Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind, als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Pritsche in der Hand, statt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn sie ja sich boshaft zeigten, setzten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische Autos Da Fé-Mützen. Der Verfasser hat recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabei nicht maliziös sein. Ich bin überzeugt, daß er so viele rabbinische Gelehrsamkeit besitzt als ich, der ich gar keine besitze, und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher rabbinischen Lehre verstanden und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende talmudische Fragen und Rätsel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?" — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst

nichts Jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adams Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damascener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wieviel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?" — Ich sehe in diesem Zweifel von seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satire. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sei? Mit der Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geschält und die Schale nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?" — Herr Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sei ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesmal hat er recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig sein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe oder nicht.

4. „Ob bei der Auferstehung der Toten alle Juden oder nur ein Teil derselben, besonders die Gelehrten, aufstehen werden?" — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Verteidigung wird verurteilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch früher auferstehen werden?" — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn

wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Teueren aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen sein werden?“ — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?“ Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Ölberge und sagen, daß diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig und fragt: „wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meere, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?“ Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Ölberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hambourg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Übrigens, was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Toten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reduziert auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbständigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Sekunde seine Selbständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer früheren Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Wortes: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich sein können, daß Juden sich noch jetzt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, verstehe ich nicht.“ Der Verfasser hätte immer so aufrichtig sein sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrtümer seines Urteils doch nur die seinigen geblieben. Die Juden thaten recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von

Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel giebt darüber die nötige Auskunft. Der Erzvater Jakob reiste einst bei Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißest du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heißen; „denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen und bist ihnen beikommen". Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts anderes, als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht bloß darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube, als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verraten zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jetzt von keinem Hintervierte irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu sein, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen sein mag, der deutschen Litteratur ein klassisches Werk geliefert zu haben, „solches hängt weniger von dem Urteil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden

Nachwelt". Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urteile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An euch wende ich mich jetzt, die ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ: ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, ihr aber seid Sklaven eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum sein, um Tausende zu hassen. Ihr steht am sicheren Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermütigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrundes, und ihr könnt euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt euch den Fuß, ihr müßt vor euch blicken, um euch zu wahren, und ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich ihr, daß ihr nicht zu sein braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt euch und vereinigt euch. Doch müßt ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig eures Lebens, der allein ihm Würze giebt, so haßt, was hassenswürdig ist: die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seid was ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das jeden anekelt — seid keine Philister!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden. Shakespeare und seine Schwester Erfahrung sprechen:

Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beff'rung, ist
Am heftigsten der Anfall: jedes Übel,
Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France,

pendant les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Ähnliches hat, liegt zu offen, als daß nötig wäre, davon zu sprechen; aber darauf, was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Gesetzgeber zugesendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttausend Gesetznehmer zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf, brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sei. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das Schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubensarmee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch anderen nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung not thut, verstehen sich nicht auf die Perspektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Hautrelief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers;

par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland jeder; nur das Recht, sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen ... Das ist aber auch schon alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Recensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle teils überflüssig, teils schädlich. Überflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß jeder ohne Unterschied berechtigt sei, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehnadel, den Wechselbriefadel, die Schuldenaristokratie.

Nicht bloß seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Silben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi ...

XXIX.

Über etwas, das der Heilkunst not thut.

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie, von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medizin zu Bonn.
Leipzig, 1824.

Eine Beurteilung dieser Schrift in der Halleschen Litteraturzeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmut haben wir das Werk aus den Händen gelegt." Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmut aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Überdruß, mit Bedauern, mit Ärger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmut noch niemals. Auch ist es mir dieses Mal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nichtarzt, muß es sehr allen Nichtärzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst not thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann not thut, und an der Not eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen sein, als an der einen unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimniskrämerei, aus der sie, was allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzleistile vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmut, mit dem sie prahlen, wir anderen lebten nur von gemeinem Kornbrote, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht,

die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger" schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen anderen durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung" schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunklem eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herabliest, folgt der sich immer dicker und dicker zusammenknäuelnde Unsinn auf dem Fuße nach; jagt den Geängstigten immer rascher und rascher, bis dieser, betäubt und atemlos unten angelangt, schnell die Flucht ergreift, sich des Gelesenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er seinen Verstand aus der Gefahr gerettet. So sind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Lesern mitteilen will. Der Verfasser versichert: nicht „aus irgend einem schriftstellerischen Kitzel" sei sein Werk hervorgegangen, sondern durch eine „entscheidende Verfügung" sei er hierzu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr schon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit; Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden sollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erste Fügung war: eine „freundschaftliche Aufforderung", die übernatürlichen und Wunderheilungen in Untersuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Gesicht des Verfassers. Er sagt in Beziehung auf letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich so vielfach entstellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er selbst an seinen, viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte, gemacht", habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunst not thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die

Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so, wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich: „gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Prinzip selbst", auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine Rücksicht nehmen. Das Prinzip aber, auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen sucht, ist das Christentum. Mit der Unfehlbarkeit des Christentums wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Prinzip sehr hoch ehren und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden echten Christen muß es, weil er ein echter ist, um so mehr empören, Christus zum Doktor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke giebt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast bogenweit fort reden, sodaß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Atem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel von Fleisch die Rede, daß es gute Katholiken während der Fastenzeit gar nicht werden lesen dürfen. Wer sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die

Philosophie ist wesentlich nichts anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zusichselbstkommen, sowie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im bloß sinnlichen und fleischlichen Leben außersichseienden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft." . . . Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfasser das, was er christliche Philosophie nennt, auseinandergesetzt, unternimmt er, von der Arzneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin, zu sagen: „Der bisher versuchten Charakteristik gemäß können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen." Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geistes und der Natur ist der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit . . . der Sitz aller Krankheit ist in einer Entzündung der Seele. . . . Es giebt eine erste, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbsünde giebt." — Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltagswahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das Leben nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was jedermann weiß. Der Tod ist der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinierte, promovierte und rezipierte Menschenarzt jedoch soll kein Famulus des Todes sein, sondern dessen Widersacher. . . . Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen entzündeten Teil des allgemeinen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind. . . . Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit, krank zu werden, geboren; diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? — Was gewonnen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtseins" verlieren, müssen

wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den tierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst, aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: „Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man sich auch das Rätsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängnis schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeströmt, welchem der arme Teufel sich unterwerfen muß.

Haben wir den tierischen Magnetismus erreicht, dann ersteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber ist es schwer, den schlauen Plan des Verfassers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen so sorgfältig versteckt, daß nicht möglich ist, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unschuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil sie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windischmann sagt: „Wir wissen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbsttäuschung, daß es Umstände giebt, unter denen selig entzückte Menschen, nicht etwa in wilden Phantasien, sondern anderen sichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geschehen, sondern bis zu ansehnlichen Höhen, wie dies aus den gewissenhaftesten Untersuchungen erwiesen werden kann.“ Gegen den Komparativ der ansehnlichen Höhen würde niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erst der Positiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit diesen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böse Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meisten Menschen jener „kindliche Glaube“, welcher „die Gewißheit der

Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt". (Schade, daß Molière diese Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde seiner Femmes savantes geworden.)

Aber — möchte wohl mancher Leser fragen — wäre es denn möglich, daß einem Professor zugleich der Philosophie und der Medizin, daß es Herrn Windischmann mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen ernst sein sollte? Mit Recht fragst du das. Es ist ihm auch nicht ernst damit, und er lacht im stillen wohl so sehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menschen klug zu machen, muß man klug sein; sie dumm zu machen, muß man dumm scheinen. Herr Windischmann hat seine eigenen Ansichten. Sein Zweck aber ist, in klaren und wenigen Worten auszusprechen, folgender. Der Papst soll der Kranken Äskulap sein, und in bedenklichen Fällen soll man statt ärztlicher Konsultationen Konzilien halten; denn nur aus dem Heilschatze der Kirche ist Gesundheit und Genesung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus, durch den Exorzismus. Da aber solche Arzneien nur geben kann, wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Ärzte sein. Bis diese edle Schmelzung zustande gebracht, sollen einstweilen die Ärzte mit den Priestern sich verstehen und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken. . . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröte verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemischen Dünste bezwingen, den heiteren Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird"

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames.

Par Mme. Elise Voiart. Paris, 1822.

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft sind die Kabinettsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrate Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es

doch friedliche, keine anderen Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschatzt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit, und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußeren als auf ihre inneren Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wohl ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeschmückt von schimmernden Blüten; — weiß es aber eine Frau von Geist und Herz und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sei, dann wird dieses Bewußtsein die Anmut der Entsagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es giebt keine Kunst, zu gefallen! ... Die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüssig zu machen. Sie werden sagen: das wären aufrührerische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhstifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Centraluntersuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunst zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar keinen damit täuschen, als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Macchiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren, die sie giebt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar teilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und

Hitze und gegen die unüberwindliche macedonische Phalanx, die man Zeit nennt, sich künstlich verteidigen können; aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich, und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmerweise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toilettenkunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sei sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eigenes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putzministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erbtoilettentisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Ratschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen. . . . Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte." . . . Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrtümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt." . . Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer teuren Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündflut hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menschen ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte.... So wird die Geschichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winkelmanns, Böttigers und Herders verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Hautkultur geschieht der berühmten Poppäa, der Gattin Neros, Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: „verräterische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach und furchtsam, eine nach der anderen, in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düsteren Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger

das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt." Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erstickt hat! ... Unter den empfohlenen Schminken ist eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht absprechen kann; nämlich das rote Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geistige Flüssigkeit und reibt sich die Wangen damit. Es ist gewiß höchst romantisch, wenn junge französische Offiziere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blassen Weibern eine Schminke mit nach Hause zu bringen! ... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römischen Triumphatoren hätten sich geschminkt, wenn sie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leserinnen erfahren, wie sehr die Triumphatoren unserer Tage an Seelenstärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die letzteren nämlich vermochten bloß in der Schlacht nicht blaß zu werden, sobald sie aber, nachdem sie unerschrocken mit afrikanischen Löwen, mit ägyptischen Krokodilen, mit deutschen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römische Schuster und Schneider sie mit Freudengeschrei empfingen, erblaßten sie ob der göttlichen Ehre, die sie — Menschen — genossen, und um diese Bewegung zu verbergen, schminkten sie sich. Unsere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte ist, wenn ihnen die versammelte Menge Vivat ruft, die Häuser illuminiert, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch rot, sondern nicken bloß etwas Weniges mit dem Kopfe, womit sie sagen wollen: Gut, gut, ihr habt eure Schuldigkeit gethan — so unerschrocken sind sie. ... In dem Kapitel von den Haaren wird folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Ansehen, diese oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten; bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürsten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverstandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der

sich in seinem Gewissen für verpflichtet achtete, das Beispiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Bischöfe zu geben, und sich Kopf und Bart abscheren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, spottete seiner wegen dieser Nachgiebigkeit, und ein so geringfügiger Umstand war die Ursache ihrer Ehescheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Besitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den englischen Thron bestieg, und unsere schönsten Provinzen fielen dem Ausland zu. Daher, sagt Saint-Foix, jene grausamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüsteten; mehr als drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischof sich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinn lächerlich gefunden." ... Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Kosmetik wird da mitgeteilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallsüchtig, wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters."

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nötig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

gesammelte Erzählungen und Märchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann.

Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernot gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken, sie sind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, auf uns zu. Überreste verzehrter Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsetzt an den Strand zurück und vertrauen uns der greulichen Wasserwüste von neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tod wird wohl verziehen, denn sie wird geteilt, und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen, die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet — so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Märchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurteilung, nicht bloß wie, sondern auch, daß sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht: daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemütsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes und wechselseitig ihr Urteil darüber mitzuteilen. Sie nennen sich Serapions-Brüder, nicht darum bloß, weil sie am Kalendertage des Märtyrers Serapion sich zum ersten Male vereinigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Junkturen der Glieder und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italienische Weine, auch wohl kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Klubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetischen Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der sich für den Märtyrer Serapion hielt und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Reisen habe er von dem Grafen gehört und ihn in dem Walde, wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn nach den Grundsätzen Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen, sei aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator, eigentlich verrückt sei, indem er nicht begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgeteilt, die in Erstaunen setzten wegen der plastischen Rundung und des glühenden Lebens, mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüt.“ „Dessen wollen wir eingedenk sein, so oft wir bei unseren Zusammenkünften einer dem anderen nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mitteilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einsiedler Serapion sei unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder.“

So durch und durch, so ganz, nicht bloß nach innen, sondern auch an seinen Oberflächen wertlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich sein — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigiebt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn

er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Märchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zum Konterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir es vorwärts, ein nüchternes Dasein aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sei. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als ein anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt, er hat gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; sie sind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, sie sind ein anderes. Er giebt uns eine werdende, noch im Gären begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde und alle Elemente, die Tiere des Waldes und die Fische des Meeres und die Vögel in den Lüften, alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Mutwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinander wirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksbergreiter, der treibt, weil er wird getrieben, und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Märchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rotglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als greuliche Rumpfe umherspringen, der hat die

Gestalten der Hoffmannschen Erzählungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemütes. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen, gesunden, lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden und das Geschrei der Eulen, die um Äser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers wiederklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältnis des inneren Gemüts mit dem äußeren Leben" genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfasser einen der Serapions-Brüder sagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Überspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird", hat der Verfasser das Urteil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt sein, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst sein, und Maß überall. Die Ägypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser giebt, sind keine Dichtungen, sie sind ein anderes, und hier ist das kurze freundliche Abendrot des langen mürrischen Urteils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt sich,

es ist da. Aber fordert auch ein Buch nichts, so gewährt ihm doch der Leser etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, daß ihm gebühre. Den Wert eines poetischen Werkes habe ich gewagt ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante Pinel, es ist die Epopoe des Wahnsinns. Ein lobenswertes Unternehmen, wenn es lobenswert ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours.

Par Félix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!" — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgrenzt und eingeteilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet, und sie versteckt ihre Grenzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist, zu wandern, nicht in der Heimat zu leben; die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brot zu geben. Das meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtsschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Türme gesehen und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volkstümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort für das Glück und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt, Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem ersten und dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches ihr sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tötung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurteilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieus und Ludwigs XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war und die Weiber seiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volkes." Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner weniger gedenken; jetzt ist die Asche dieses Phönix schon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.

Von diesem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin sind in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen, und in England wie in Spanien hat man es übersetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen —

sagen die Verleger —, ist es weder Italiens noch unsere Schuld.“ Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darniederliegt, so kann man nichts Heilsameres thun, als der Jugend diese Krankheit zu inokulieren, und es giebt keinen Arzt, der dieses besser verstünde, als Herr Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freiheit schön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville,

capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie.
Paris, 1822.

Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Übel auszuweichen, giebt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurteilen zu lassen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen ist, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der französischen Kaisergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte sie ein Prevotalgerichtshof erschießen lassen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geschehen läßt, seine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre später ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigesprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden sei. Freilich konnten Bösewichter, welche in Verdacht gekommen, mit stammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts gethan, als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Karbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die

Menschen unter Majestätsverbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas Weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe und sprach: Flieg hin, armes Tierchen, die Welt ist groß genug für uns beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und Bacheville, und einer müßte Platz machen, und darauf hatten letztere den geistreichen Gedanken, fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Grenze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor napoleonischen Offizieren, die, bononischen Steinen gleich, die Majestät ihres Gebieters eingesogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. Solange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“ — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen Ouf! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und starb in Asien an der bloßen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft

von Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung, 1823.

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht — es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödlich ist — als an der Systemsucht der Ärzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein anderer hat! Viele Ärzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verstehen sie das, was sie für Recht halten. Der Arzt muß aber sein wie ein Hofmann: er darf keine Grundsätze haben und nichts anderes zur Regel nehmen, als die Wünsche und Befehle seiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrschsüchtig ist. Deren Winke verstehen lernen (denn sie spricht nicht immer), deren Gebote erst vollstrecken und dann in Erwägung ziehen — diesen Weg geht der echte Heilkünstler. Als einen solchen zeigt sich der Verfasser der „kleinen Beiträge". Seine mitgeteilten Erfahrungen, ihren sachlichen Wert ungerechnet, gehören zu den schönsten Musterbildern für die Kunst, zu beobachten. Der Verfasser sucht und findet, und unterscheidet sich hierin von vielen anderen, die erst finden und dann suchen. Wer sich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit versteht, dem wird schon die Schreibart des Verfassers das vollkommenste Zutrauen einflößen. Es herrscht darin so viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterschreibt, als hätte man mit eigenen Augen gesehen. Unter den erzählten verschiedenen Krankheitsfällen sind mehrere, die auch Nichtärzten zum Lesen und Beachten empfohlen sein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeschichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem sie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologische Erscheinungen gezeigt, mit Genesung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeschichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den physischen Folgen einer gewissen sinnlichen

Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch-medizinische Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört in seiner Ansicht vom tierischen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die einen sahen alles, was sie zu sehen wünschen, die anderen übersahen alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger Arzt, verläßt sich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nervenübeln gelitten, wird *nach* einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch *durch* dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmaceutischen Mittel mochten das ihrige gethan haben. Ein magnetisiertes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspekulanten nicht irre zu führen, klüglicherweise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbübin gewesen, die ihren Arzt und die anderen Zuschauer zum besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisierenden Ärzten noch mehrere finden, die so umständlich, als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mitteilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Revolution Française,

par Thiers.

(Die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind imstande und loben oder tadeln die entgegengesetztesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwei Punkten ihr Vorteil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches, und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sei, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten und sie unbefangen zu schildern. Diese letztere gute Eigenschaft sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache oder eine gute schlecht zu verteidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vor-

teils oder die ihrer Gesinnung? Nur die letzteren hassen sie, die ersteren nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht verteidigt, weil es ihm Vorteil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die anderen aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt und man verzeiht ihnen alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderem nützen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht, und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachteile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unseren Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte

zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder tot, er spricht wie Jakob in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Ledas Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicherweise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Übelbefinden sich äußert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Übels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet und mit der anderen im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu sein; aber der Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter giebt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie giebt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter und die Kontrerevolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben wird und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Örtlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriezs ist vortrefflich, und die Marats wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr ins kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rat gefragt, welche ihre Helden immer ins große drapiert und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Konvenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen echten Pariser zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der

Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Übelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urteile verleiten, das schon tausend andere, die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urteile nämlich: wäre dieses und jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Konstitution einzuführen, die Rede ist: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix combats.“ So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht bloß im, sondern auch noch nach dem

Kampfe um den Sieg ſtreitet; daß nämlich jeder behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève.“

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les dîners du Baron d'Holbach.

Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenſtaub eines Schmetterlingflügels über die Linien ſtreuen.“ Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht, ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Heringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſein will und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren ſteht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Modeſündern dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Tintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügelſtaub,

ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, kein Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der socialen Altertümer unterscheiden sich darin vorteilhaft von den Freunden der artistischen, daß die letzteren für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die anderen aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im übrigen sind sie gottlose Menschen und so arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifizieren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister alle wohlthätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht was, sie fragen wer hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christentum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königtum gestürzt und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; später war sie den Republikanern zugethan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserveliebhaber — aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne recht giebt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern unrecht giebt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Tabak rauchen sehen, als politisieren hören. Es ist nicht bloß lächerlich, wenn sie sich in die Politik mischen, es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Natur-

ereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte, flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemordet; wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses Mutterherz ist stets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Britin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Achse der Erde und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hilfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Giebt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es, wie Frau von Genlis, sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Versammlungsörter für die philosophischen Schriftsteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbei-

geführt zu haben. Es ist, als sagte man: der Sonntag sei die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmählich in das Thal hinabgegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen inneren Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Universitäten haben in Deutschland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Thürsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich sei sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Wiedergenesung habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Äußerungen, Schriften und Briefen der sogenannten Encyklopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächform und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf und halten so gottlose, abgeschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen und überlegen ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sei der himmlische Vater ein König Stanislaus

und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegenzuwirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm verteidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigentum, auch ein Marquis kann tugendhaft sein; — aber nein: Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine Marquisnatur, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr zur Partie, welche verlieren soll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Gesprächsspielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen — Voltaire, grausam verfolgt und endlich eingeschlossen wird, versteht sich von selbst. Dieser Mann ist der geistige Vater Napoleons, er war der Majoratsstifter und Napoleon der Majoratserbe der Revolution. Der ungeratene Sohn hat sein Erbe verschwendet zum Schaden seiner Familie und zum Vorteile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menschheit. Fouqué ist ein verdienstvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und seitdem habe das runde Universum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf gescholten, wie Frau von Genlis thut, sie nennt ihn einfältig, abgeschmackt, unwissend. Sie sagt, seine Schriften wären ohne Wert, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von anderen Schriftstellern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben. . . Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Gomorrha, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbachschen Mahlzeiten chemisch untersucht und, in der Absicht zu verleumden, aus den gesündesten, geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein destilliert hat, führt sie des Gegensatzes wegen mehrere Standespersonen zusammen und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: „Man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltener findet, als in den unteren Ständen." „Wohl gesprochen!" sagen die anderen... Eine Herzogin sagt: „Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dies ein sehr böses Zeichen...." „Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Operntänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Besuche meldet? Madame du Deffant: Eine Operntänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen...." Da die Rede auf die Bartholomäusnacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calviniſten, war so schwach, das Gemetzel der Bartholomäusnacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam!... Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX., hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er suchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen; er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an seiner Tafel essen." („Ludwig IX. war ein liberaler König nach der heutigen Bedeutung des Wortes" — setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, so wird er von denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis giebt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gendarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich, weil elf Zwölfteile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegierten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heutzutage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse". Sonst sei dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter geschrieben: „quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue." Diese nobeln Gesinnungen, so delikat ausgedrückt, seien höchst rührend. Wir anderen, denke ich, finden diese Skala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönend und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen sein, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen — ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie gleich einem alten Feuerwerker das grobe Geschütz der Polemik bedient, muß man sich erinnern, daß sie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariser Arsenal gehabt.

XXXVII.

Truthähnchen.

Ein satirisch-komischer Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merseburg, 1820. Mit einem schönen Titelkupfer und einer sauber illuminierten Vignette.

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, still begeistert, und seine Fahrtgenossen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl keiner in seiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das litterarische Schicksal die Geburt eines schlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne diese Vögelwanderung wäre besagter satirisch-komischer Roman nicht geschrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recensent nicht theologisch gesinnt ist und steif und fest an eine beste Welt glaubt, so lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Übelthaten, die ohne Ahndung und anscheinend ohne Nutzen sich im Reiche der Wissenschaft begeben. Wer dieses Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe wert geachtet, davon zu sprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindisch unsere schöne Litteratur ist, der sich mir ungesucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weisen. Also nicht einmal Geist haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Also nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verstand? Keine Litteratur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeschäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen satirischen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichsten Kunstschätze in hundert Palästen der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der schönste Marmor auf allen Wegen liegt, das beweist doch gewiß, wie unvermögend und armselig wir sind. Als die Sonne der römischen Freiheit unterging, da wenigstens schmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und andere den Himmel mit goldblumigem Abendrote, und leise, freundlich und schonend ward die düstere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt=Radowsky nennt seinen Roman satirisch=komisch; es ist aber in der That komisch=satirisch. Die „sauber illuminierte Vignette" stellt einen Truthahn vor, der mit geschwollenem Kamme erbost sein Kuller Kuller Kuller schreit. Er führt die Unterschrift: Der starke Geist. Das sollte nun das Bildnis von dem Widersacher des Satirikers sein, eigentlich aber stellt es den Maler selbst vor. Wir wollen sehen, was das für ein roter Lappen war, der den komisch=satirischen Herrn Hartwig von Hundt=Radowsky so sehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimütigen, entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde dann öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Übrigens mußte der Herr Freimütige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduzieren und vor dem ganzen deutschen Publikum ein: Pater peccavi anstimmen, wofür Hundt=Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktiert hat." Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen — ich selbst als Journalist frage so etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da ist sie. Der Herausgeber des Freimütigen hatte es in seiner Art, manchen seiner Mitarbeiter unter zwanzig verschiedenen Namen auftreten zu lassen. So lieferte ein gewisser Herr Friedrichsen unter den Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Raloft ꝛc. seine Beiträge. Das nennt man in der Handwerkersprache der Journalisten: Ableger machen. „Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf." ... „Bloß ein gewisser Hartwig von Hundt=Radowsky war so albern, keine Ableger aus sich machen lassen zu wollen" — und daher das Ausstreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen ist nichts anderes als der Dr. August Kuhn, Herausgeber des Freimütigen. Gegen diesen und den Buchhändler Schlesinger, Verleger des Blattes, ist die Satire gerichtet. Beide sind Juden, und wie hungrig und emsig daher auf dem Stoppelfelde des deutschen Witzes gelesen wird, das kann sich jeder vorstellen, der die Armut des Verfassers kennt. Den Herrn Schlesinger redet er an: „Herrlicher, vortrefflicher Aaron, Markus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichselzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf diese

Weise wird das Buch, das anfänglich leidlich unsauber ist, zuletzt ein wahrer Schweinestall.

Am 25. des ungesunden Monats, in dem schon so manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, starb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckucksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Überdruß des Lesers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnwesen — über, nicht gegen, sondern gegen das Gegen — gesprochen und gespottet worden, nehmen die Albernheiten und schmutzigen Geschichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten schließt:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns hin ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack, und das vorurteilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

XXXVIII.

Satirisch-humoristische Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse. Von Heinrich Döring.

Leipzig, 1820. In Ernst Kleins litterar. Comptoir.

Das kleine litterarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wässerigkeit. Wie sie getrunken sein wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die schuld- und verhängnisvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben aufs deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich mutwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt, in dem

anderen, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Widerreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein Deutscher sei oder nicht, das sich sehr verständig mit der Notwendigkeit einer deutschen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre also der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten sind. „Sie schildern den Konflikt eines unbefangenen Gemüts mit den Erscheinungen einer auf vielfache Weise bewegten Zeit." Daß des Verfassers Gemüt nicht befangen ist, kann ihm geglaubt werden, er besitzt keines. Er fuchsschwänzelt auf seinem poetischen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutsche Volk zu elektrisieren, sondern um es seiner Elektricität zu entladen. Er temporisiert, doch sieht er wenig auf elf Zwölfteile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — septembrisiert. Ich will den Lesern einige Stengel dieses satirisch-humoristischen Unkrautes in die Hände geben, sie würden sich doch nicht darnach bücken.

Deutscher Freiheitsgesang.

Fort! hinweg mit diesem Alten!
Neu muß sich die Welt gestalten,
Throne müssen wanken, schüttern,
Fürsten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutschlands kühne Heldenjugend.

Musensöhne, nie bezwungen,
Eine Schar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnasiasten,
Können nimmer ruhn noch rasten,
Bis das Größte ist geschehen,
Was die Welt annoch gesehen.

Einen scharfen Dolch in Ehren
Kann uns niemand wohl verwehren,
Um so mehr, da wir in Röcken
Sehr geschicklich ihn verstecken,
Nur im Notfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum mutig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — stoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbeteiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tausend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unser Vorbild! reiner
War im deutschen Volk wohl keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernsten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinsinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutschlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutschen Jugend, kommt folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es schallt vom Ufersrand der Spree!
Ihr edle Turner seid's! was ist geschehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr seht's, der Turnplatz steht verödet,
Wo sonst das Leben ach! so frisch und fröhlich war!" —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schar. —
Welch neuer Unglücksschlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den teuren Meister gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug gepriesner Mann,
Wer hat so viel, wie du, fürs Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?" — So fragt ein Einfaltspinsel!
Der Korse säß fürwahr, anstatt auf seiner Insel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken fast erloschner Deutschheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter sprechen.

Es ist schändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes so zu spotten — unglücklich, wenn er schuldlos, unglücklicher, wenn er schuldig ist. Das hätte Hr. Döring dem freien Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Toten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit seiner

satirisch-humoristischen Feder die Frauenvereine und mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Rekrut ist. Er droht mit einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegels Konkordia einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

XXXIX.

Die Staatsnationalbildung.

Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volkes. Nach den Grundsätzen der Nationalökonomie von Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI und 244 S. in 8°.

Wenn ein Buch in Paragraphen geschrieben ist und seine Sätze in Schlachtordnung anrücken, dann mag dieses oft als Zeichen gelten, daß der Verfasser mehr von der kriegerischen Unterordnung, als von der männiglichen Einsicht und Tapferkeit seiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch schwache Gründe können, in Reihe und Glied gestellt, langen und guten Widerstand leisten. Ich sage, dieses kann oft ein Zeichen sein, aber nicht immer; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier besprochen werden soll, keines ist. Wenn selbstkräftige, erfinderische Meinungen das freie Plänkeln lieben und unwillig ein geschlossenes logisches Regiment bilden, so bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie sie sind, können sie von einer Zahlübermacht umzingelt, oder selbst von schwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeschlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil sie edle, kampflustige Grundsätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunst sie vorschreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger ist sie unterrichtend für weit vorgeschrittene Denker. Sie lehnt sich sieben früheren Bänden des Verfassers: über die Nationalökonomie, als deren Fortsetzung an. Die Widersacher können nicht sagen: das sind Schwärmereien, das sind Träume, das sind die kranken Gelüste der Neuerungssucht! nein — was der Verfasser behauptet, beweist er, und was er beweist, das war schon be-

wiesen in einem früheren Satze, und so immer höher hinauf. Seine Grundsätze haben keinen erworbenen, sie haben einen Geschlechtsadel, und können der Ahnenprobe genug thun. Alle seine Reden, seine Wünsche, seine Besorgnisse, sind die eines Menschenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des, sondern eines arbeitsamen Freundes der Menschen. In den Lehren des Verfassers spricht nicht bloß ein wissenschaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, sondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er ist der Freiheit aus ganzer Seele zugethan und verteidigt sie, wie mit fester Besonnenheit, so mit liebenswürdiger Begeisterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es ist ein Markt des Überflusses, wo jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünscht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem ersten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staatsnationalbildung zu leiten, dargethan, und die Volkserziehung in ihre Bestandteile gesondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der sittlichen, und das vierte von der intellektuellen Bildung. Der Verfasser geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht jeder gewählt hätte, nicht weil er falsch wäre und irre führte, sondern weil er steil und gefährlich ist und nur über Felsen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundsatz des Briten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung sei und müsse sein: Sich entbehrlich zu machen" wird angenommen und den Lesern dargereicht. Es wird gesagt: der Mensch, dessen sittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollständig ausgebildet sind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — also doch etwas, nur vielleicht keiner strengen. Man kann also nur behaupten, eine gewisse Regierungsform müsse suchen, sich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im allgemeinen, denn sie ist: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staates zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemeingefühl, das Gefühl der Einheit dieses Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchsten Grade sittlich und geistig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Gesellschaft kann es kein unbeschränktes Recht selbst auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geisteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche

der Körperkräfte, einer gesetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abschlagen?) was der Verfasser ferner sagt: die Weiseren der Menschheit, die auf der höchsten Stufe der Bildung stehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrscher der übrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer anderen Aristokratie als der des Geistes ruht, nicht erst entbehrlich zu werden, sie war es immer gewesen.

Von jener alten, schönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, sondern auch in jedem Bürger bestand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo also die vollständige Erziehung und Bildung öffentlich war" — von jener Zeit sagt der Verfasser: sie sei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann diese Trostlosigkeit nicht teilen, aber um so mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger schuldig ist; nämlich dem Unterrichte in der Verfassung des Staates und den Gesetzen. „Indes die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abstraktesten religiösen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht." (Hier, wie auch an anderen Stellen, hätte man sich von dem Verfasser gern erklären lassen, wie fehlerhafte Staatseinrichtungen notwendig zusammenhängen; denn auch das Schlechte hat seine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungsvermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung bestimmt ist, in Schutz genommen und der Grundsatz verworfen, daß Stiftungsvermögen Staatsvermögen sei. Wenn aber der Verfasser seinen Tadel auch auf die Einziehung der geistlichen Güter ausdehnt, so kann man ihm nur insofern beistimmen, als diese Güter großenteils „zu den Planen der Ehrsucht und Eitelkeit" verwendet wurden, denn im übrigen kommt es keiner geistlichen Körperschaft zu, ein selbständiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es ist nicht nötig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geschah, denn der Verfasser verlangt, daß die Regierung, um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Oberaufsicht führe. Aber die Religion kann erst dann ein Gegenstand der Geldwirtschaft sein, wo sie als Gottesdienst anfängt, äußerlich zu werden; doch wo sie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört sie in das Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser,

als damit entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu sein.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfasser einen wehmütigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich sie nicht wiederholen sollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates stehen alle in einer notwendigen Verbindung, und ein gegebener Staat kann ohne gewisse Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchien, in der Art, wie sie jetzt bestehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenlosigkeit der Bürger ist dort die Verfassung schützendes Gesetz, aber nicht das Eisen ist die Waffe, sondern der geübte Mannesarm, der das Eisen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns schlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung schade der geistigen; und da freilich der Geist der schönere und bessere Teil des Menschen ist, haben wir eine Wahl getroffen, und unsere leibliche Erziehung vernachlässigt. So ist es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunst geworden ist, die nur wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen starken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu sehen, als wären sie nicht auch Menschen wie wir, sondern Tiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemütsschwäche, die aus Männern Kreisel macht, die sich drehen, sobald eine kindische Polizei sie peitscht; Binsen macht, die sich neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Hasen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geistes, ohne welche der Geist ist, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinsel ohne Farbe. Daher die Zerstörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiste führt, und daher der abergläubische Magnetismus, und die Mystik, die alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern stehend, sich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar sehr jammern, daß sie beide nicht schwimmen können. Die Turnkunst ist an der Schulfuchserei ihrer Lehrer gescheitert, denn es ist der noch ungetilgte Fluch der Deutschen, daß sie, wagen sie sich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, sie das Feld sogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schulgarten bestimmen, wenn sie nicht gar ein Dach darauf setzen und es zum Schulgebäude machen. „Auch ist jener Sol-

datismus (sagt Graf von Soden), den man mit der Turnanstalt verknüpft hat, nachteilig, wenn er nicht unter einer weisen Leitung steht." Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich ist, was der Verfasser über die Notwendigkeit eines Institutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moralischen und physischen Bildung der Kinder sagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abendzeitung, die elegante Zeitung, den Freimütigen, den Gesellschafter, und wie sonst die litterarischen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leserinnen mitzuteilen, statt daß sie dieselben belehren, wie am 1. Oktober Herr Hans in Prag, wie am 2. Oktober Herr Kunz in Dresden den Hamlet gespielt, und wie am 3. Oktober Frau Ursula in Braunschweig die Königin der Nacht gesungen hat.

Das dritte Buch, welches von der sittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfasser mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Gesetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels bestimmter Gesetze. Die erste Folge ist, „daß die Richter ihre wahre Wesenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Aussprecher der Anpassung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zu sein, also willkürliche Dispensatoren des bürgerlichen Eigentums geworden sind." Die zweite unglückliche Folge ist, daß der allergrößte Teil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, sich in die Arme der Advokaten werfen müsse. „Unverkennbar herrscht also in Absicht des Eigentums und dessen Sicherheit, also in Absicht des ersten, ja Hauptzweckes der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei dem größeren Teile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine Despotie. Die Richter und Advokaten sind die eigentlichen Gewaltigen des Nationaleigentums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anspruch genommen." Es giebt nur ein Mittel, jene Übel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu sind zwei Wege. Erstens: die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Umständlichkeit der bürgerlichen Gesetzbücher, und zweitens: die Öffentlichkeit der Justizpflege. Man hat das preußische Landrecht seiner Umständlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin besteht sein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß diesem Gesetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art seiner Verfassung. Von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der

Große nicht die Nation darüber zu Rate gezogen, nicht die Volksstimme darüber gehört, und das ist es, was die Gesetzgebung unerläßlich bedarf." Nur durch die Öffentlichkeit der Justiz kann dem sonst unvermeidlichen Despotismus der Richter und Advokaten Grenze gesetzt werden. Der Verfasser verteidigt sie mit der Wärme eines Mannes, der an sich und anderen erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit schmerze. Über die Heimlichkeit der peinlichen Prozeßform wird bemerkt: „Die spanische Inquisition ist der Gegenstand des Abscheues aller Nationen (gewesen), und in dem bei weitem größeren Teile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieser nämlichen Inquisition geurteilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß sein Mitbürger davon oder von dem Grunde seiner Verhaftung Kenntnis erhalte. Er wird eines angeschuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Untersuchung genommen; seine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Chamäleon des Gerüchts.... Es ist ein erstaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menschlichen Vernunft, daß Regierende sich solch despotischer Gewalt über die Nation bemächtigen konnten; es ist ein ebenso erstaunenswürdiger Beweis der gemütlichen Beschränktheit der Nationen, daß sie eine solche despotische Behandlung in Absicht der wichtigsten und teuersten Güter der Menschheit, des Lebens, der Ehre und Freiheit, seit Jahrhunderten sich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einflusse der Leihbibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geschlechtes zumal, wie sie den Leichtsinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wohl zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leihbibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leihbibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie halten müssen, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher verbieten, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rate gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes! Auch sollen wir die Ge-

fälligkeit unserer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat sie freiwillig für uns übernommen, sie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es giebt noch andere Mittel, das schändliche Gewerbe der Romanenmischer zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn sie nur abgeschmackt, man züchtige sie, wenn sie zugleich verführerisch und sittenverderblich sind. Einsichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken giebt, eine Gesellschaft bilden, die das mühsame aber edle Geschäft übernehme, sich mit allen in den Katalogen der Leihbibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die schlechten aber zu widerraten. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichnis der sitten- oder geistverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die sie in den Katalogen der Leihbibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein sittsames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröten auch nur in die Hände nehmen"; oder: „kein verständiger Jüngling, und der einst ein Mann werden will, nicht bloß dem Alter nach, wird seine gesunde Seele durch solche Lesereien verkrüppeln lassen"; dann läßt sich erwarten, daß die Nachfrage nach schlechten Romanen sich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Wert. Daher war ich sehr überrascht, daß der würdige Verfasser, der für Freiheit und Recht überall mit so großer Herzenswärme spricht, von der Gesetzgebung „*Kleiderordnungen* zu Bezeichnung der Stände" fordert. Es ist dieses um so überraschender, da er eine Zwangsbeschränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er sagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „solange es den unteren Klassen freisteht, sich den höheren im Äußerlichen *gleichzustellen*". Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er seine besonderen Sitten hat, auch seine besondere Sittlichkeit; ist nicht diese eine gemeinschaftliche für alle Stände? dürfen die höheren Stände die Folgen *ihrer* Sittenverderbnis auf die niederen wälzen? Wenn sich die unteren Klassen den höheren *äußerlich* gleichstellen, dann ist eine *innere* durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichstellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Übels vertilgt man seine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen ist daher weder Not, noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Not — denn der Kleideraufwand der dienenden Klasse ist nicht Ursache, sondern Folge der Sitten-

verderbnis, und nicht die ihrer eigenen, sondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unsere Diener sind nicht unsere Sklaven, und wenn sie mündig sind, muß ihnen verstattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es ist besser, daß unser Dienstvolk die Zeichen seines übeln Lebenswandels oder seines Betrugs offen an sich trage, als versteckt, und wenn man ihnen die kostbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit sich auf eine mehr verborgene Weise, die den Gesetzen unerreichbar ist, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Besseres sagen als: Wie der Herr, so der Diener?

Über Schauspiele und deren Einfluß auf die öffentlichen Sitten macht der Verfasser vortreffliche, zum Teil neue Bemerkungen. Man lese sie und versuche es anderer Meinung zu sein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall sich selbst überließen. „Sie gewöhnten sich sie als eine gesellschaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geist sie dem Geschmacke hingeben könnten. Sie bewachten sie zwar ängstlich in politischer Hinsicht, damit nichts dem Geiste der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; . . . aber die sittliche, sowie die intellektuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtenteils fremd. Mag nur der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur unbeschränkten Herrschaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählich selbst vom Sittenverderbnis ergriffen wurden — der sittliche und intellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtenteils ohne Aufsicht; und dies nannte man dann — liberale Gesinnungen." Die Abnahme des Geschmackes für Trauerspiele, die man in neueren Zeiten bemerkt, schreibt der Verfasser der Sittenverderbnis zu, welche das Herz schlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgestumpft habe. „Bei dem weiblichen Teile des höheren Publikums hat diese Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung. . . . Ermattet wie sie sind, also unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moralische Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen sie nur glückliche Liebende sehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe ist." Auch den neueren tragischen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerspiele zu-

geschrieben. Sie haben den wahren Geist der Tragödie verlassen. Ihre Helden und Heldinnen sind oft nicht mit dem Schicksale ringende Menschen, sondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenschaften, die als Opfer derselben mutlos untergehen, oder Verbrecher, die sich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem sie der Verweichlichung der Menschheit frönten, zu ihrer Verschlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße, haben sie Nachsicht für das Laster durch Teilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. — Den Harlekin wünscht der Verfasser mit Unrecht zurück; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt, wie unerträglich wäre erst der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung gesagt wird, zeigt ebenso große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meisten bedarf die irrende Welt Zurechtweisung, da in Dingen der Religion, wo der Irrtum der Übelwollenden aufhört, der Irrtum der Gutmeinenden beginnt, Wahnsinn aber auf beiden Seiten herrscht. „Wie weit mußte die menschliche Vernunft nicht verkrüppelt sein, um sich bis zu den Begriffen einer herrschenden Religion, einer herrschenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Ansprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Ansichten eines Teils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchsten, unsichtbaren Wesens, diesen berechtigten, die physische Übermacht zu gebrauchen, um den anderen Teil einzig um der Verschiedenheit der Ansichten von der Art dieser Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken oder mindestens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbst das Wort Toleranz ist ein Vergehen gegen die menschliche Vernunft. Wie? indes der Allvater jede Art seiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Teil seiner Kinder sich's zum Verdienst rechnen, wenn er dem anderen erlaubt, ihn nach seiner Weise zu verehren? ... Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menschlichen Natur in seiner größten Scheußlichkeit dargestellt." (Und um wieviel ist es jetzt etwa besser geworden? die Religionskriege dauern fort, nur schlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet sie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt sich, sie verwundet zu haben, und

macht sie zu Sklaven. Die verlorene Kunst des Altertums beweint man, aber um die verlorene Weisheit der alten Welt, die von der Raserei des Religionshasses stets frei geblieben, um diese weint man nicht. Für einen, den das Christentum seit je getröstet, haben die Christen Tausende trostlos gemacht!) —

Die Bibelgesellschaften habe ich immer als einen Beweis mehr angesehen, daß die waltende Vorsehung, um ihre Zwecke zu erreichen, sich solcher Mittel bedient, die dem Menschen mit der Erfüllung seiner Wünsche schmeicheln. Wie wäre sonst die Verblendung der protestantischen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieses unfehlbare Mittel die Demokratie im Religionsstaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfasser bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Christentum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfasser hat, indem er, abweichend von der Form seines Buches, dieser Untersuchung eine eigene Überschrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er selbst dem Gegenstande giebt. Aber es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet, die, weil sie einen unendlichen Wert hat, zu ihrer Preisbestimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es giebt Grundwahrheiten, die zum Wahnsinne führen, wenn man sie zum Gegenstande der Untersuchung macht; denn sie sind der Boden des Verstandes, und wenn dieser wankt, wankt auch alles übrige. Aber die Menschen sind unbedacht; sie wollen das Sehen sehen und reißen das Auge aus seiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. Solange die Juden ein Gegenstand des Hasses, des Abscheues, der Verfolgung waren, und wo sie es noch sind, da möchten oder mögen die Besserdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für sie zu sprechen wäre Thorheit; denn die Leidenschaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet sich nicht, weil sie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wissenschaftlich spricht, da ist es Zeit, dem Irrtume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgesehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Brust erregt, sie mag treffen wen, sie mag verübt werden von wem sie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden gelesen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältnis paßten, und die Wohlwollenden meinten, sie wären

tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptsache vergessend, haben sie sich eine unnötige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erst erworben zu werden, man wird damit geboren, man ist schon Bürger in der Wiege. Wenn keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Gesellschaft *nicht* teilzunehmen, wie kann diese das Recht haben, einen in ihr Geborenen auszuschließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend sein, und darf es dem Verdienstlosen verweigert werden, dann müßte man auch die Christen in die Klassen der Guten und Schlechten einteilen; denn wären die Juden auch noch lasterhafter, als man je behauptet, so sind doch ihre Laster *menschlicher* Natur, von welchen notwendig auch viele Christen behaftet sein müssen. Ich glaube an alles eher, als an die Bosheit der Menschen; ich glaube also nicht, daß *sie* die Quelle der Verfolgung sei, welche die deutschen Schriftsteller gegen die Juden üben. Es ist nichts, als ein garstiges Muttermal, welches die Deutschen nicht abwaschen, nichts, als eine Schulfuchserei, die sie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird schon besser werden; freilich *große* Geduld. Denn es ist zu wetten, daß die Spanier, wenn sie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich sage *acht* Jahre und bewillige keinen Tag länger — selbst den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird sich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquisition Juden Mitglieder der Cortes sind, während man im Lande Luthers noch angstvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeister oder Advokat werden könne, ohne daß die Achse der Welt breche.

Auch der Verfasser geht in seinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Ansichten, die er aufstellt, höchst weise, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zustandes der Juden anratet, ebenso zweckmäßig als menschenfreundlich sind. Er sagt: die ganze Gesetzgebung *christlicher* Staaten wäre offenbar auf die Lehren des *Christentums* gegründet, man könne also die Glieder eines Volkes, dessen Religionsgrundsätze jenen Lehren entgegenstehen, mit solchen Staaten nicht amalgamieren. Aber *erstens*, bekennt der Verfasser später selbst, daß die *wahren*, nicht erlogenen Grundsätze des Judentums mit den *wahren*, nicht erlogenen Grundsätzen des Christen-

tums ganz zusammentreffen; und zweitens, ist die Ansicht von der Grundlage der Staaten, worin die christliche Religion herrscht (der Ausdruck: christliche Staaten setzt schon als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden soll) nur bedingt war. Die europäischen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Christentume, aber doch nur faktisch und zufällig, nicht rechtlich und notwendig. Sie ruhen auf dem Christentume wie ein Haus auf seinem geometrisch eingeschränkten Grunde, wobei es aber auf die mineralische Beschaffenheit des Bodens nicht ankommt; das Gebäude hätte auch an einer anderen Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfasser gern auf seinem ganzen Wege. Er sagt: „Jesus als Israelit geboren, von seiner Kindheit an den israelitischen Religionsgebräuchen unterworfen, und im späteren Alter sich ihnen freiwillig unterwerfend, starb als Israelit. Nirgend verwarf er die mosaischen Gesetze; er selbst verwies das Volk auf Moses und die Propheten. Nirgend kündete er sich als den Stifter einer neuen Religion an; und so wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts besitzen, so haben uns auch selbst seine Biographen, die Evangelisten, nichts aufbehalten, das eine Absicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden. . . . Die Eitelkeit der Menschen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und ursprünglichen Christuslehre sich bemächtigend, aus ihr eine neue und zwar, gerade jenes Hasses wegen, der mosaischen, also altjüdischen Religion entgegengesetzte Religionspartei — — geschaffen hat. . . . Wenn also der Christ die mosaische Gesetzgebung, mit Ausschluß der lokalen und temporellen politischen Anordnungen, verehrt, so zeigt sich, daß beide Religionen, die christliche und die jüdische, an sich zusammentreffen. . . . Zieht man von der Christusreligion das Geheimnisvolle und Wunderbare ab, an dessen Unfehlbarkeit um deswillen doch anderen Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt sein mag, weil die christlichen Religionsparteien unter sich darüber nicht einig sind, so wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrsätze sich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich sträuben kann." Zu dieser alleinseligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfasser sie nennt, altmosaischen Religion, solle man die Juden zurücknötigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, sondern die des Lohnes. Keinem werde verwehrt, den

Talmudischen Vorschriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menschensatzungen entsagten, die in der jüdischen, wie in jeder anderen Religion albern sind, wo sie nicht ruchlos sind, solle man zu Staatsbürgern machen, sie den Christen völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwischen beiden sich so verschwisterten Religionsparteien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenstiftung, die der Verfasser versucht, verdammen? O! gar viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmute aller Menschen, die, weil sie keinen inneren Wert haben, nach den Zeichen eines Wertes geizen. Wer nicht von Adel sein kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ sein, um die Juden unter sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamieren wird." Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellektuellen Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privatunterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksklassen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichtsanstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen." — Über den ersten Religionsunterricht bemerkt der Verfasser: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden. Man solle den Kindern (wie die verderbliche Übung herrscht) keine Mythen des Glaubens vortragen, „für die sie keinen Sinn haben, noch haben können, da selbst die Bezwingung der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das Memorieren der Katechismuslehren." Beim ersten Sprachunterricht solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes;

der Reichere an Geist wird daher immer eine schönere Sprache haben, als der Ärmere; aber die irdene Schüssel kann so rein gehalten werden als die goldene Schale und darauf kommt es an.) — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leserlich schreiben lernen, weil man ja nur schreibe, um gelesen zu werden. (Dieses würde wenig helfen; denn im 25. Jahre haben sehr viele Menschen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre sehr nötig, eine hohe Schreibschule für Erwachsene zu errichten. Die meisten Männer von wissenschaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, schreiben so erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft so wenig, was sie mit ihrem Geschriebenen, als was sie mit ihrem Gedruckten haben sagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen anderen Fehler, sie schreiben zu deutlich, so daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um sie zu lesen. Wozu, um des Himmels willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchstaben und Zeilen verstricken sich und sind gar nicht mehr voneinander zu bringen, so daß jede Blattseite eine dicke Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühsam fällt.)

Dem primären Unterrichte reiht sich der sekundäre an. Jener ist Lebensbedürfnis für alle, dieser nur für gewisse Stände des Volkes, oder für alle Klassen, aber nur in gewissen Verhältnissen. Im allgemeinen giebt die Natur jedem einzelnen Menschen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung seines Geistes auch das Gebot dazu. Aber der Verfasser nimmt außerdem für gewisse bürgerliche Verhältnisse auch einen Zwang der Gesetze zu jener höheren Ausbildung an. Dieser Zwang trete unter anderen Fällen auch beim Erbadel ein. Über diesen Gegenstand wäre teils zur Ergänzung, teils zur Widerlegung der Aussprüche des Verfassers mehr zu sagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geschieht die Äußerung: „Ob nach nationalökonomistischen Grundsätzen der Erbadel in Monarchien als Staatsmaschine notwendig sei, ist eine diesem Werke fremde Untersuchung"; doch ergiebt sich klar genug, daß der Verfasser die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen sollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich ist, sondern ob der Menschheit Monarchien solcher Art unentbehrlich sind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich ist der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergesse nicht, daß jede

Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung eins ist mit der Masse des Volkes, nicht durch ein räumliches Band, sondern chemisch verbunden, da bedarf sie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel besteht (fährt der Verfasser fort), ist er „als eine zur höheren geistigen Ausbildung verpflichtete Volksklasse zu betrachten", und der Staat solle, ehe er den adelgeborenen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, sie über ihre geistige Ausbildung prüfen lassen. Allein dieser gesetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, sondern eine Gewalt gegen den Bürgerstand ausgeübt. Denn während die im letzteren Geborenen rücksichtlich ihrer geistigen Ausbildung ganz allein der Willkür und oft der Kurzsichtigkeit, dem Unverstande, den Leidenschaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben sind, würde das unwandelbare und stets als weise anzusehende Gesetz für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundschaftlich Sorge tragen. Wäre dieses nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksklassen? Auch eine verdiente möchte ich sagen. Denn die Bürgerstände waren oft blödsinnig genug, über den Mangel an persönlichen Verdiensten des Adels zu spotten, vergessend, daß gerade durch diesen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es trostlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geistes gesellte.

Über Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit bei den Studierenden, über die Methode des akademischen Unterrichts, besonders über die Sinnlosigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenstände macht der Verfasser viele treffliche Bemerkungen. Es ist etwas in allen seinen Aussprüchen, das sie gegen jede Beleidigung übelwollender Menschen schützt — sie sind ganz freimütig; und offen wie sie sind von allen Seiten, kann weder der Unverstand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten sich anstellen, als lauere hinter jenen Grundsätzen etwas Gefährliches. Darin unterscheidet sich der Verfasser von manchen anderen freisinnigen Schriftstellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Mut der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

XL.

Über Herrn von Villele und dessen politische Stellung.

Paris, 1822.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen von Börne.*)

[1]) Die Journale einer gewissen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privatkorrespondenz angegriffen, die sie ihm zuzuschreiben für gut gefunden. Ohne zu untersuchen, ob jene Privatkorrespondenz

*) „Politische Annalen" 8. Band, ergänzt aus der Handschrift des Verfassers.

[1]) Frankreich ist das Zifferblatt Europas; hier *sieht* man, welche Zeit es ist, in anderen Ländern muß man die Uhr erst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politischen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift *über Herrn v. Villele* kam mir sehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer rätlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt. Die Leser der genannten Schrift, von welcher Partei sie auch sein mögen, Aristokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewisse Grundsätze, Ansichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverhohlen spricht. Des Königs geschieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Aristokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber ist davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Minister jetzt notwendig thun muß, um *seine Stelle zu behalten*. Von den Forderungen der Franzosen aber, von den Bedürfnissen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinste Wörtchen gesprochen. Eine jener Ungeschicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorschein kommen, sobald die Gewalt — *spricht*! Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen französischen Minister sind viel zu klug, als daß sie hoffen dürften, ihre Absichten durchzusetzen. Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm, der will. Giebt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es giebt für jeden französischen Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht *sehen*. Über enge, felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

wirklich von diesem Minister herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem, vielleicht unbesonnenen Freunde, dünkt es uns ersprießlich, uns mit den Ansichten zu beschäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Korrespondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Ministers annehmen wollen.[2])

Diese Grundsätze sind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der socialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke sehr bedroht sind, zu befestigen, es wenigstens ebenso vieler Mäßigung als Energie bedarf.[3]) Bei diesem Worte Mäßigung haben sich die Feinde des Herrn v. Villele sehr ereifert. Sie haben sehr rednerisch von der Notwendigkeit gesprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle diese Dinge zu vergelten. In dieser Beziehung könnte er selbst seinen Teil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, ist noch nicht

---

[2]) Die Privatkorrespondenz, auf welche hier angespielt wird, hat sich den englischen ministeriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich sage Schaubühne, denn der Ursprung wie der Zweck jener Korrespondenz ist das Geheimnis der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit seiner Herrschaft auch seine maskierte Korrespondenz; er ist aber doch vorübergegangen. Möchten sich die Herren Minister doch endlich einmal des Diplomatisierens und Intriguierens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violinsolo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischen hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

[3]) Unter Mäßigung wird hier verstanden: die einen wollen Tag, die anderen wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich als die Zunge der Wage, die nur so lange aufrecht steht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das ist das alte Schaukelsystem, gegen welches die Liberalen wie die Aristokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Minister bleibe entweder auf dem festen Lande; oder suche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren ist das Gefährlichste. Und was heißt Energie? Dem Wortverstande nach ist Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energisch bezeichnen, wobei man nach dem unsicheren Augenmaße ab- oder zugiebt, und sich mit seinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das ist gerade das Gegenteil von Energie, das ist Wankelmütigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wohl vorsätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erbaristokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

alles gesagt; diese Worte, so achtungswert sie auch sind, gewähren keinen Talisman, der die während einer fünfundzwanzigjährigen Revolution entstandenen Interessen und aufgekommenen feierlich anerkannten Meinungen plötzlich verschwinden mache.[4]) Herr v. Villele, wie kein Mann von Geist, kann sich über den Boden, auf dem er wandelt und über die Luft, die ihn umgiebt, etwas vortäuschen. Es ist sein Fehler nicht, wenn so höchst achtungswerte Diener der Monarchie unglücklicherweise in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, dessen Lage und Sitten sie seit dreißig Jahren nicht kennen — sich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für sich Frankreich zu regieren.[5])

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch seine Einsichten und seine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieser Partei vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das

---

[4]) „plötzlich verschwinden machen" — also mit dem Verschwindenmachen wäre man einverstanden, nur daß es allmählich geschehe, und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel seines Herrn gethan, dem er die Ohren abschneiden sollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeschnitten, um dem armen Tiere nicht auf einmal so wehe zu thun. Die Ansicht, daß die plebejischen Interessen in der französischen Revolution entstanden wären, verdient keine Widerlegung, da sie nicht einmal ernstlich gemeint ist. Sie wird nur zum Scheine aufgestellt, um jene Interessen revolutionär schelten zu können. Die Revolution hat die Volksinteressen, die ewig bestanden und seit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, sie hat zum Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Aristokratie gerichtet. Der Glaube des Volkes hatte dem Adel seine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm sie ihm. Dem Gott Jupiter ist es nicht besser ergangen und kein Wunder könnte ihm sein altes Ansehen wieder verschaffen.

[5]) Dieses Kompliment ist nicht sehr fein gedrechselt, aber desto besser; das Geständnis gewinnt so viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele gesteht, daß die achtungswerten Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt sind, woraus also folgt, daß man sie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie sollten wohl hier in ihrem reinen Wortverstande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Aristokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürsten eigentlich ein treuer Diener seiner selbst. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die Hälfte des Vorwurfes, den sich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft, die ihn umgiebt und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langsamer gehen. Das ist dieselbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurteilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schafott führte.

Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anstrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu schützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde sie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verständigen Manne angemessen, auf gehässige Erinnerungen oder bloße Parteifeindschaften Rücksicht zu nehmen.[6])

Die Royalisten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterstützt, und die ihm den Weg zum Ministerium gebahnt haben, sollten die Lehren nicht vergessen, die ihnen das Beispiel des Herrn Decazes in einem anderen Sinne giebt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejischen Interessen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejischen Interessen angemessene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär" in der gehässigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es ist also klar, daß die Anhänger der Grundsätze und Interessen der Revolution, so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen[7]), das Ministerium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vorteilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Prinzip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisiert haben, daß die Hoffnungen derjenigen, die sie

---

[6]) Dieser krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die Ultrapartei gebraucht hat, schmeichelte er ihren Leidenschaften unbedingt; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder seiner Kollegen im Ministerium auch thun würde, sobald er Premierminister geworden wäre. Als solcher würde es selbst Herr v. Peyronet nicht besser, das heißt hier, nicht schlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältnisse überschaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Ansehen erlangt, welche den höchsten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder französische Staatsmann einsehen, daß Frankreich im rein aristokratischen oder, in der Kanzleisprache der Heuchelei zu reden, im rein royalistischen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es versucht, nicht bloß Frankreich, welches eine Nebensache ist, sondern auch der Wagehals, der es versuchte, darüber zu Grunde gehen müsse.

[7]) „so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen" — diese Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingestanden, daß die Charte die Grundsätze und Interessen der Revolution gesetzlich angenommen habe, woraus also folgt, daß diejenigen, welche *gegen* jene Grundsätze und Interessen kämpfen, notwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt; es ist also offenbar sein Interesse[8]), die aristokratischen Prinzipien der Charte zu

---

[8]) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgültig sein, was Herr von Villele für sein Interesse ansieht. Über das kindische Wesen der großen Leute, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ocean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nötigeren Dingen zu sprechen als von dem Interesse des Herrn v. Villele und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeschichte hat seit einigen Wochen Riesenschritte gemacht. Diplomatische Gedächtnisse würden sich vergebens besinnen, was sich denn eigentlich in der jüngsten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menschheit ist vieles geschehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat sich rein und scharf von der Nacht gesondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn von Marchangy zu verdanken. Berton und seine Mitschuldigen haben ausgesagt: nicht gegen den König, gegen die Aristokratie hätten sie sich verschworen. Herr v. Marchangy hat dieses Wort nicht fallen lassen, wie es das Interesse seiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch emporgehalten und die aristokratischen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert sich einer über diese Ungeschicklichkeit? Die Geschicklichkeit der Vorsehung besteht in der Ungeschicklichkeit der Menschen. Die berühmte Klageschrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, sie wird den Fürsten und Völkern die Augen öffnen. Die Aristokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit giebt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß sie für den Thron, sie sagt frei heraus, daß sie für sich selbst streite. Sie spricht noch offener, sie sagt: und wenn alle Throne darüber einstürzten, würden sie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — sie sagt dieses freilich nur erst in ihrer schwer abzustreifenden Hofsprache. Man lese und überdenke folgende Worte, die ein französisches Ultrablatt kürzlich enthielt: „quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désesperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté ..... ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône." Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anstand aufzugeben — und möchten sie ihre Verblendung nie verlieren, möchten sie nie einsehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftsteller, sondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Aristokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! ... Wie Geständnisse jener Art dazu dienen, den Fürsten die Augen zu öffnen, so sind sie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es giebt viele tausend redliche Menschen, welche die Freiheit lieben und auch den Mut hätten, für sie zu streiten, aber sie wissen nicht, wo sie sie zu suchen haben, oder kennen keinen unschuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man sagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu stürzen; das

begünstigen, insoweit als diese Prinzipien mit den herrschenden Meinungen und den Bedürfnissen der Zeit — um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar sind. Allein, so wie die Liberalen Herrn Decazes gestürzt haben, indem sie von ihm verlangten, was er nicht thun konnte; so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.[9]) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein populäres Wahlgesetz, dessen Verlust sie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutierungsgesetz, das gleichfalls in ihrem Interesse war, noch für viele andere teilweise Bewilligungen, und allmähliche Dienstentsetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl notwendig beleidigen mußten; sie wollten Absetzungen in Masse; kurz, eine vollständige und unverhohlene Veränderung des Systems. Herr Decazes gab schrittweise nach, so lange er konnte, fand sich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten, und da er sich, durch seine Rücksichten für die Liberalen, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei zugezogen hatte, und die Liberalen selbst von den Hinternissen, die ihm entgegenstanden, nichts hören mochten, mußte er notwendig fallen.[10])

Bedürfnis monarchischer Verfassungen für die europäischen Staaten ist aber so tief gewurzelt, daß es zum religiösen Gefühle geworden ist. Auch haben sie gesehen, daß die französische Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die auch eine Dummheit war. Das macht sie mit Recht schüchtern. Jetzt aber kommt die Aristokratie und sagt: nicht gegen die Fürsten, gegen uns sind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tausende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit frendigem Herzen der Demokratie zufallen und wie dieser Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern enden werde, ist ebenso unzweifelhaft, als es unbestimmbar ist, wann er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben — das ist am gewissesten.

[9]) Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royalisten Herr v. Villele gestürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so etwas sehr möglich, ja wahrscheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweiten Male den Mut haben werde, sich mit der Rechten zu verbinden, um einen Prokrustes beiseite zu schaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

[10]) Die demokratische wie die aristokratische Partei haben beide gleich recht, daß sie nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Aristokratie geben — das ist die Frage; es giebt kein Drittes. Die eng-

Herr v. Villele befindet sich in einer gewissen Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurteilt hatten, ebenso der Geist des Königs sich verletzt fühlen mußte, so oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Klasse machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt innewohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der anderen Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine sein Herz kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht persönlicher Beleidigung dabei im Spiele sei.[11])

Er gewährt Herrn v. Villele alles, was die Sicherheit seines Thrones und die Ruhe seines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenschaftliche Partei geben (und es giebt leidenschaftliche Menschen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für sich allein benutzen wollte (denn das Gesetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengestellt, sehen wir als eine

---

lische Adelsverfassung scheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber ist man auch gewiß, daß die englische Revolution vollendet sei? In diesem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

[11]) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Übersetzer aber ist es gewiß verstattet, die Persönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht, und vollkommene Entschuldigung für alle, die er geschehen läßt. Ein König ist auch ein Mensch, nur ein schwächerer, weil er tausend Täuschungen und Verführungen mehr ausgesetzt ist, als ein Bürger. Doch, um diese welke Predigt fahren zu lassen — ich will nur auf eins aufmerksam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäischen Mächten als viel gefährlicher angesehen werden, als Napoleon selbst war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verstand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er sieht die Ultrapartei als eine Okkupationsarmee an, die wenigstens wohlfeiler ist, als eine aus Russen, Preußen und Österreichern zusammengesetzte.

Revolution an), wie es leidenschaftliche Menschen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren ausschließlichen Vorteil zu verwenden gedachten; so ist nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.

Wir glauben, daß Herr v. Villele, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Interessen des Thrones und Frankreichs den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte.

Über das kindische Bedürfnis, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villele weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieses alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher ebenso ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für ersprießlich hält, als es abgeschmackt ist, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in seiner Macht steht zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einsichten und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königtume zu vereinigen gesucht. Wenn diese Vereinigung nicht zustande kam, so lag dieses weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich sehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie selbst. Herr v. Villele versucht seinerseits eine vernünftige Aristokratie mit dem Königtum zu verschmelzen und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigensinne jener Aristokratie liegen. Man darf sich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele schwieriger ist, als das der Herrn Decazes; denn, wie der beredsamste unserer Schriftsteller gesagt hat: die öffentliche Meinung ist republikanisch (les idées du siècle sont republicaines).[12]) Es bedarf also Geist und Klugheit, dieser Neigung die

[12]) Es läßt sich denken, daß der Wortführer des Herrn von Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredsamsten französischen Schriftsteller gefunden

Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Teil der Mannschaft mit ihm zerfiele, so dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Überfahrt scheitern sollte.[13])

Übrigens befürchten wir einen solchen Ausgang nicht. Man kann ein sehr treuer Unterthan, ein sehr ergebener Royalist sein, ja sogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen nichts verstehen, die notwendig gütlich betrieben werden müssen. Vielleicht macht sogar eine lange, freilich durch die edelsten Triebfedern verursachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abwesenheit weniger fähig, die Geschäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt.[14]) Fern sei von uns der Gedanke, die Leitung dieser Geschäfte, selbst nur in den geringsten Einzelheiten, in wenig sichere Hände zu geben; aber immerhin darf man sie nur geübten Händen anvertrauen. Das ist, wie uns scheint, der Grundsatz des Herrn v. Villele, ein Grundsatz, den ihm die Menschen, die ihn angreifen, schon vorgeworfen haben. Aber sie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, sein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man sich das Zeugnis geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben[15]) etwas beigetragen zu haben,

---

haben wird; also war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieser heftigste aller Aristokraten sagt es selbst, die öffentliche Meinung wäre demokratisch. Ihr stimmt dieser Ansicht bei und dennoch glaubt ihr, die Welt ändern zu können? Man bekommt den Schwindel, wenn man sieht, zu welchen Höhen menschlicher Hochmut ihr hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung ist die See und man behandelt sie wie eine Suppe; Herr Decazes hat sie zu sehr gesalzen; Herr v. Villele will sie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

[13]) Der Irrtum des Herrn v. Villele und vieler anderen politischen Steuerleute unserer Zeit ist, daß sie die Demokratie für die Klippe und die Aristokratie für den Hafen ansehen, da doch umgekehrt die Aristokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen ist. Wessen Schuld ist es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer scheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es ist die Schuld derer, die es nicht dahin gelenkt.

[14]) „Zu belohnende Abwesenheit!" Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund stopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigentümer der Nationalgüter sollten entschädigt werden und das Ministerium wolle in der nächsten Sitzung der Kammern ein desfallsiges Gesetz vorlegen, um die heißen Royalisten etwas abzukühlen.

[15]) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr v. Villele die französische Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre schwer zu erraten, wenn man nicht wüßte, was die Aristokratie unter einer verdorbenen Monarchie versteht.

läßt man sich durch Salongemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden ist und die, wenn sie es ja wäre, die Monarchie diesen vorübergehenden Triumph teuer bezahlen ließe.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerstehen, wenn sie ihn nötigte, mit ihr zu brechen, so geneigt auch die Kammer scheint, die Liberalen und ihre Grundsätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abteilungen der Kammer erschrecken schon im stillen vor den Ausschweifungen, zu welchen man sie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußersten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Ansprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbesserlich ist; aber die große Masse der linken Seite, dem Herrn v. Villele so lange abgeneigt, als er es mit der äußersten Rechten zu halten scheint, würde jedem Ministerium zufallen, das sie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge.[16]) Die Menschen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der besonnene Teil der linken Seite sieht den Fehler ein, den sie begangen, als sie ein Ministerium stürzen halfen, das sich den Ausschweifungen der rechten Seite entgegengesetzt hatte. Dieser Umsturz hat ihnen nur die Wahl zwischen einer ungesetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein System gelassen, das die Unterwerfung selbst nicht entwaffnet.[17]) Ferner, abgesehen davon, daß verständige und gewissenhafte Menschen gewaltsamen Mitteln nicht geneigt sind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen selbst gelingen nur, wenn ein Teil der Regierung sie begünstigt.[18]) Der 14. Juli hat stattgefunden, weil

---

Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, sehen sie an, als wären sie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

[16]) Das ist eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht schrecken wird. Weder für diese noch für die linke ist eine Kapitulation möglich. Es handelt sich zwischen beiden nicht um materielle Interessen, nicht um eine gewisse Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis sich beide Parteien verglichen haben; es handelt sich um moralische, nämlich um solche Interessen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt sich um Grundsätze. Frankreich begnügt sich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert sie als sein Eigentum.

[17]) Es giebt noch ein Drittes, das zu wählen ist — eine gesetzliche Revolution, welches das französische oder jedes andere Volk, mit Einverständnis und Hilfe seines Fürsten, zustande bringt.

[18]) Man braucht diese Herren nur ungestört reden zu lassen, sie fangen sich früher oder später in ihren eigenen Wortschlingen. Es ist nichts wahrer, als was

Necker Minister gewesen, der 10. August, weil ihn das Girondistische Ministerium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Komitee des öffentlichen Wohls geteilt war; der 18. Fruktidor, weil sich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verschworen; der 18. Brumaire, weil sich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Bonaparte gegen die drei übrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Ministerium gewollt hat. Also in dem, was am volkstümlichsten, wie in dem, was es am wenigsten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreise der Macht; ohne diesen Stützpunkt geschieht nichts, und die Menschen, welche glauben, daß sie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehilfen zu haben, bloß indem sie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebnis herbeiführen können, sind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indessen hat seit dem Sturze des letzten Ministeriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Übergewicht erlangt, um das ganze jetzige Ministerium an der Befolgung eines Systems zu verhindern, das einige Personen ängstlich zu machen scheint. Auf der linken Seite selbst giebt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verständigen Vergleiches zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneteren Systeme schmachten und sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talentes jeder Verwaltung anschließen würden, die sie aus ihrer peinlichen Lage

---

hier behauptet wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Teil der Regierung sie begünstigt. Aber Leute, die selbst Teile der Regierung sind, sollten derlei Wahrheiten fein für sich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen solche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten sind höchst lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünscht, sondern wer sie zustande bringt, ist der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entstehen nur, wenn eine Regierung mit sich selbst zerfallen ist .... Ich wollte nur zeigen, wie das unvorsichtige Wort unseres Schriftstellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen ist, einen Widersacher zu verwirren, so bemerke ich, daß sich der Verteidiger des Herrn von Villele falsch ausgedrückt hat. Er hätte nicht sagen sollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Teil der Regierung sie begünstigt, sondern: es ist ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, sobald ein Teil der Regierung sich ihr anschließt. Denn wenn sich die Beamten, Aristokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie schlagen, so kann man sich darauf verlassen, daß auf dieser Seite der Vorteil und die Macht ist.

befreite. Von dem linken Centrum, das wesentlich die Ruhe liebt, wäre dieses noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnismäßigen Anteil der Macht und des Einflusses im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux steht jedem Minister, der nur nicht Konterrevolutionär ist, viel näher, als er dem General Demarçay steht; und Herr Royer-Collard würde sich besser mit einem Manne von Geist, der halbkonstitutionell wäre, verstehen, als mit Herrn Tarayre.[19]) Es soll nicht gesagt sein, daß nicht alle genannten Mitglieder der Opposition reine Absichten hätten; aber es ist offenbar, daß wegen der Art ihres Geistes, wegen der Reden, die sie führen und der Wirkung, die diese hervorbringen, das linke Centrum sich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausschweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu stimmen genötigt ist, dieselbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerste Rechte. Herr Lainé ist ebenso betrübt über die Deklamationen des Herrn Dupleſſis Granedan, Herr Maine de Biran seufzt ebenso laut über die ausschweifenden Reden der Herren Dudon, als Herr Benjamin-Deleſſert über die bitteren und unüberlegten Ausdrücke gewisser Glieder der linken Seite. Allein so wie die Gemäßigten des linken Centrums, seitdem die Kammer in zwei entgegengesetzte Hälften geteilt ist, geneigt sind, mit allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinschaftliche Sache zu machen, weil sie zur Rechten die Konterrevolution sehen, so schließt sich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie[20]) zur Linken sieht. Ein Minister, welcher die

---

[19]) Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit nnd verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleußen des Himmels haben sie keine Ahnung, und käme zum zweiten Male eine Sündflut, würden sie sagen: das ist eine Intrigue und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Constant, Fay, Lafitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei stürben daran — die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sei Dank, es war alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain!

[20]) Nicht die Revolution, die Konterrevolution führt die Anarchie herbei; das sah man ehemals in Frankreich, das sieht man gegenwärtig in Spanien. Übrigens ist die grammatische List, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution", sagen die

verständigen Parteien von diesen zwei Gespenstern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angesehen werden. Das ist die Rolle, die Herr v. Villele spielen kann. Die Kammer ist müde, sich für Hirngespinste zu bewegen, und da das Wahre sich nur in der Mäßigung findet, so braucht die Mäßigung nur zu erscheinen und alle Welt schließt sich ihr an. Herr v. Villele ist tausendmal stärker als es sich diejenigen einbilden, die, weil sie ihm das Ministerium geschafft, glauben, er müsse es zu ihrem ausschließlichen Nutzen bewirtschaften. Wenn ein Mann nur durch eine Fraktion gehoben wird, muß er sich von dieser Fraktion leiten lassen und heftiger sein als sie selbst; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntnissen zur Macht gelangt, ist es etwas anderes.[21]) Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Ministeriums nur der ausgesprochenen royalistischen Meinung einen Triumph verschaffen wollen, so würde er auf der nämlichen Bank, aber gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengesetzten Ende eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verschafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überschreiten wird.

XLI.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.*)

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?
Goethes Prometheus.

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständnis der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht

---

redlichsten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

[21]) Diesen Satz zu widerlegen ist die Sache des Herrn v. Peyronnet.

*) Geschrieben in Auteuil bei Paris im Sommer 1835.

umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüte weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder anderen Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Litteratur der Engländer und Franzosen würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch das erste Mal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offener See bei günstigem Winde mit geschwellten Segeln stolz dahin fahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Goethe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Goethe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, so oft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott giebt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Goethes Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unserem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und die Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: diesen Dichter wollen wir ehren durch unsere Gunst, denn er wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich in irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin und Geliebte, und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimatlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Goethe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Goethe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulnis war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte

er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Goethe schlug Mignon tot mit seiner Leier und begrub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Tote versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen, und so oft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte sein, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde sein. Lebe nur fort in Hochmut und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größeren Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, sonst wären ihre Briefe den interessantesten französischen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemütes, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtieren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente, zu idealisieren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichtsanstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Viktualien der deutschen Litteratur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem

Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Rätsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Goethe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war ratsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niederen Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtisches Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden mürrischen Onkel!

Bettina liebte Goethe, wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Goethe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Goethe war König, nicht der gemeinen, noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der litterarischen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoisten; verschmähend alles, was allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Litteratur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten samt aller inneren Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingiebt, sind wahre Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke." Wenn Goethe für Originalskizzen dankt, kann niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Originalskizzen gewesen, sondern an alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Goethe

unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als orientalische Poesie angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urteils war begründet in Goethes innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stofflosses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit wert, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. ein Menuett mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Goethe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Briefmenuett mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eitel Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Goethe lieben und bewundern? Es ist das Geheimnis der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Goethen hinauf wie an Türmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Goethe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Glut. Und doch war es nichts anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zuviel kam, die Glut dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Goethe, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Goethe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Goethe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für dich. Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gern ab; wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich besinnen solltest über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachspürest, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in so eifriger Korrespondenz gegen Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich dir so wichtig sein, als ein solcher toter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tirolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wiederkommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht sein und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem sonnenverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie dich Gott geschaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe."

„Ach du hast einen eigenen Geschmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, so geht mir's auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen."

„Ach, Goethe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßtest sie verstehen und würdigen; ergieb dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willst du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's herkommt und hinwill."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: du verstündest keine Musik, du fürchtetest dich vor dem Tod und habest keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Musik erzählte Bettina,

so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Goethe: „Diese beiden kleinen Tierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittelung mit Gott?"

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, so freundlich du bist, so kalt bist du auch."

Einmal schickte Bettina Liebesäpfel an Goethe. Darauf schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, ans Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Goethe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er besaß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabener Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Goethe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherrlichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demut aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Goethe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie ihr gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus, und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bacchus, obzwar Herr des Weines, wird doch oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Goethe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Goethe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Goethe müde war vom Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichsstädten dem Konsistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirtschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Goethe fürchtete sich vor der Liebe, denn alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie tot auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gut verstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Goethen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch mit allerlei auszeichnen."

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Goethe ausgezeichnet, er hat sich tief gebückt vor allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidene Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala."

Goethe war stolz und hochmütig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Mut und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Mut? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Goethe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja, wahrlich, Goethe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem Naturalienkabinett ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmut der Tiroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Goethe anvertraut und von ihm Verständnis, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Goethe, vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Goethe hatte eine fixe Idee, so traurig als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch, aber für Goethe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Goethe hatte eine lächerliche Schachtelwut; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Übersinnlichen. Aber für Goethe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es giebt keine Staatsgeheimnisse mehr. Goethes ehemalige Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verraten; aber mögen sie schweigen so tief sie wollen, wer errät es nicht, daß Bettina Goethes

Quälgeist war und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Goethes Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemäldegalerie, nicht in seinem Naturalienkabinette wollte sie still halten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lange hilft das, und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Goethe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den anderen lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast Du mich zu dem Tempel des Mars geleitet." Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Goethe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres giebt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Goethe in seinem viel gepriesenen Faust dargestellt; Goethe hat Gott und den Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade sein lassen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Apfelwein seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir

Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Goethe zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei anderen großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werte schätzt, weil er nichts zu erraten übrig läßt, weil er sein eigener Hintergrund ist — das betrübt uns.

Goethe hat nur verstanden was tot war, und darum tötete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Goethe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr teilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Goethe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Märchen. Goethes Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Goethe verurteilt, ist Bettina freigesprochen, wird Goethe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Goethe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Goethe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken in Maß und Zeit.

Bettina besiegte Goethen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht bloß mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem

Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Goethe war nur das erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Liebloſigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein könne, freisinnig und ohne Vorurteile und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne ohne ihre Roheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredele. Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Goethe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert, als es irgend ein anderer vermöchte. Er sagt in seinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.“ So war Goethe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Goethes Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaiendemut. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttötende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie alles wechselt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitätsnarr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.

Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Goethes hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte sie statt zu Goethe für ihn gebetet, gebetet mit seinen eigenen schönen Worten:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölbten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Vierter Band:

Briefe aus Frankfurt. — Menzel der Franzosenfresser. — Fragmente und Aphorismen 1—308. — Französische Aufsätze.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Seite

Briefe aus Frankfurt 5
Menzel der Franzosenfresser 33
Fragmente und Aphorismen 1—308 123

Französische Aufsätze.

(Fragments politiques et littéraires.)

Vorwort von Cormenin 235
I. La guerre des paysans en Allemagne, au temps de la Réforme: par Wachsmuth 237
II. De l'Allemagne; par Henri Heine 250
III. Scènes de mœurs et de caractères au XVIIIe et au XIXe siècles; par Mme. Augustin Thierry 266
IV. Introduction 268
V. Béranger et Uhland 283
VI. Gallophobie de M. Menzel 308
VII. Les chants du Crépuscule; par Vict. Hugo 315
VIII. Wally la sceptique; Roman par C. Gutzkow 322

Briefe aus Frankfurt.

1.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820.

Unsere Messe ist jetzt verschieden; sie soll ein seliges Ende genommen haben, und man lobt sie sehr wegen ihrer guten Eigenschaften. Worin diese aber bestanden, das zu erzählen muß ich anderen Biographen überlassen. Uns Glückliche, die wir nur zum Essen geboren sind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es ist uns sehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaren überführt waren, ob das Sohlleder stark gezogen, oder ob von allen dem das Gegenteil stattgefunden. Eine seidene Weste, Battist zu Halstüchern, ein Paar Stiefel, das behält seinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder schlecht gehen, sowie auch der Schoppen Wein in den hiesigen Gasthäusern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre aufeinander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologisches ist der Staatspapierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Kurs schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Öffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Kolonialwaren, denn der indianische Gaukler gehört unstreitig darunter. Das war ein Leckerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Kompagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Equilibrist hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt not thut.

Sein Spiel mit den Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Brettern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Ärzte schon das Zusehen als Vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von vierzig Mitgliedern, nicht, wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Teil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuetts und Hopsangloisen vorzuspielen, wozu jener sein Gigidi Gagidi halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Kompagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirektion mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meyerbeer. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Wert abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentierung sei er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat auch Herr Meyerbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er sich als einen Petit-maître, der italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümiert, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam, und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern, mit der größten Eßlust; aber dieses Mal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenster der Poeten fällt, ist so etwas Abgeschmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgezischte Stück war das lustige Beilager, ein komisches Singspiel von Wenzel Müller, dem berühmten Komponisten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig unrecht, wenn ich sage, er hat die beiden Gutsherren in Musik gesetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz so schlecht war als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Hausdoktor, der sich so lange unseren Kennerblicken bescheiden zu entziehen wußte. Indessen das wahre Verdienst dringt endlich durch. —

Dem. Fischer vom Braunschweiger Theater hat einige Gastrollen gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir seit lange keine gehört haben. — Man hat den Verstand gehabt, den Herrn Mals, einen Mann, der Kunstliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel ins Leben einzuführen versteht, bei der Theaterverwaltung anzustellen. Wenn man auch den Verstand hätte, seinen Rat zu befolgen, dann ließe sich für die Wiederherstellung unserer kränkelnden Bühne noch Hoffnung schöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Besuche fremder Tonkünstler zu erfreuen gehabt. Canonya, ein Portugiese, ließ uns sein Spiel auf der Klarinette bewundern; und der Flötenspieler Drouet aus Paris erwarb sich das einstimmige Urteil der Kenner und Kunstfreunde, daß er alle, die je hier auf diesem Instrument gehört worden sind, weit hinter sich zurückläßt. Ein eigentliches Konzert konnten diese beiden Tonkünstler nicht geben, da ihnen sämtliche Mitglieder des Theater-Orchesters ihre Begleitung versagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Diese Herren hatten von der Theaterdirektion die Weisung erhalten, während der Messe an keinem Konzerte fremder Tonkünstler teilzunehmen, damit letztere sich abschrecken ließen und die Leute genötigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung ins Theater zu gehen. Ich überlasse es der Empfindung und der Sprachkenntnis der Leser, für diese schimpfliche Schacherei mit der Kunst sich einen Ausdruck zu schaffen. Dahin wird es der hier so verderblich herrschende Zunftgeist noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird sein müssen, um einheimische Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauspielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (so lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, alles zu sehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademische Kunstgalerie, bestehend aus mehr als 130 Statuen in natürlicher Lebensgröße." Daß aber diese Statuen aus Wachs waren, davon meldete der Anschlagzettel nichts. Die übrigen Künstler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu sprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er sich nannte, gab jeden Abend „Spectacle des délassements à la mode". Die Athenienser hätten seine Ankündigung besser verstanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unseren deutschen Ohren fremde Wörter.

Die Augen mußten die Dolmetscher machen. Herr Rovère, ein schöner, artiger, junger Mann, machte besonders bei der weiblichen Welt sein Glück, auch beschäftigte er sich immer mit derselben. Schlau war der Franzose. So oft er mit einem Kasten einen Taschenspielerstreich machen wollte, gab er ihn schönen Mädchen in die Hände, um untersuchen zu lassen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenseite des Deckels war mit einem Krystallspiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute besser zu benutzen als zur Erforschung des double fond. Die eine und die andere ward in Verlegenheit gesetzt, indem sie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier schon mehr auf seinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht selten in große Not, wegen des Französischsprechens. Ein junges, schönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz sieben heiße? (Diese Karte hätte sie sich in den Sinn genommen, und sie müsse dieses öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Bescheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartierung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von Franzose hielt ihn jetzt fest und hielt ganze meidingerische Gespräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleistet, was von seiner Kunst gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Teile seiner Schauspiele hatte er sich sehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magischen Vorstellungen im Saale wurden die Zuschauer in einen daranstoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé, parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimo-pyrotechniques, alles das ließ man sich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte sich nicht sowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung versprochen, als von der Beleuchtung, da wo sie aufhörte glänzend zu sein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen sollten spärliche Lampen die Dunkelheit verraten, und die Rückkehr der Besuchenden sichern. Wir soliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um neun Uhr nach Hause, und der Franzose war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee so wenig Lebensart gelernt hatten.

Der stille Fleiß unserer hiesigen Litteratoren hat einige

wichtige Erzeugnisse an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der ersten Gottesgelehrten Deutschlands, hat ein Sendschreiben an den Professor Marheinecke zu Berlin drucken lassen, worin er auf Verlangen Auskunft giebt, wie er als Rechtsgelehrter dazu gekommen, sich mit dem Bibelstudium zu beschäftigen. Der Verfasser kehrt zu den Jahren seiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er sagt: „Körperliches Mißbehagen stumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernsthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eisernen Netze. Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen thätigen Teil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, obwohl dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter; der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen deutschen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden zernichtet, ich wandelte zwischen den Schrecken des Krieges und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit. . . . Das Nachtstück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich schon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernsterer und hellerer Besinnung." Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!" Auf diese Weise wurde Herr von Meyer zum Bibelstudium geleitet, und die Vorsehung war ihm hierbei so behilflich, daß sie ihm alle philologischen Hilfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die besten älteren und neueren Bibelübersetzungen, lateinische Kommentarien und Scholien . . . wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Versteigerungen und sonsten zugeführt." — Von demselben Verfasser sind erschienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit besonderer Beziehung auf Magnetismus". Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre". Die Oberpostamts-Zeitung vom 20. September hat zur würdigen Feier dieses Tages einen Auszug mitgeteilt, worin der Verfasser die Jünglinge belehrt, wie sie sich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Professor Hufnagel ist erschienen: „Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfnis und Leben." Zwei Teile. Das Werk wird sehr gelobt wegen Gehalt und Form.

II.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzleistil der Begeisterung hat sich an diesem 18. Oktober nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unseren Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude, worin die öffentlichen Büchersammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterland den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieses wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfnis nicht bloß befriedigen, sondern bei vielen auch erregen soll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben sei die deutsche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht wieder aufgiebt, oder mehr zu tadeln sei die deutsche Langsamkeit, die so langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu gestalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beschlossen; bald vierzig Jahre sind seitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtnis eines guten Bürgers, des verstorbenen Buchhändlers Brönner, der 25 000 Gulden dazu bestimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, so wäre sie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an 200 000 Gulden kosten, und es soll in vier Jahren vollendet sein. Dessen Leitung ist dem einsichtsvollen Baukünstler Heß übertragen, und da seine Geistesfreiheit hier keine Schranken fand und alle seine Entwürfe genehmigt worden sind, so läßt sich erwarten, daß das Gebäude nicht bloß ein Denkmal des Bürgersinnes und der wohlthätigen Fürsorge der Regierung, sondern auch ein Denkmal der Kunst werde. Es giebt vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo nach Verhältnis ihrer Größe so viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren sieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuser entstehen. Aber so schön und prächtig auch die dem Reichtume der Besitzer angemessene Ausschmückung, so zweckmäßig auch die architektonische Einrichtung im Innern dieser Wohnungen sein mag, so wenig befriedigt doch deren Außenseite die Forderung der schönen Kunst. Ganz neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Lichtöffnungen versehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kasernen zu sehen,

wenn nicht die seidenen Vorhänge an den Fenstern die Art der Bewohner verrieten. Der Sinn für das Öffentliche, was zugleich schön ist (und schön ist nur das, was nützlich ist für alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier ist keine Kunst, es ist ein Handwerk, und Frankfurt ist gewiß einer der engsten, spitzesten Krähwinkel, die es in Deutschland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der ersten Folge nützt, herrscht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüte des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Notleidende, für die Erziehung der Jugend ist gut und reichlich gesorgt, wer aber zu etwas Höherem Lust trägt, als zu Arznei und Speise, zu Schulwissenschaft und Schulkunst, der kann seine Sehnen nicht befriedigen. Die düsteren Thore und ängstlichen Zugbrücken, die Wassergräben und hohen Wälle und Mauern sind endlich verschwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Gesetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrschen und die, herübergekommen aus den Zeiten des Faustkampfes, das Bedürfnis jetzt schon Jahrhunderte überdauern — diese verfinstern und verengen das Leben noch immer. Alles hier ist zünftig, sogar die Freude ist es. Die Arbeiten sind geteilt, die Genüsse sind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke so ängstlich gezogen sind, daß eine fußbreite Übertretung Rechtsstreit und Richterspruch bewirkt, so ist auch Lust von Lust geschieden und ungeneckt mag keiner herüber- oder hinüberschreiten. Die Aufnahme in das Kasino ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domkapitel war, und kasinofähig sein oder nicht sein, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Kandidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Besten aller Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft, die an das Pflaster des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hiesigen geselligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüssen, aber am Vollgenusse des Lebens. In den Mittelständen herrscht eine Treue und Biederherzigkeit, die vieles gut macht, und in den unteren eine ge-

wisse Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höheren Stände sind schlimm. Es giebt hier so viele verständige und gutmeinende, ja geistvolle und edle Menschen. Nun wohl, ihr sprecht mit ihnen; ihr lustwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wissenschaft, der Kunst, des sittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden sich; ihr versteht euch und seid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter stehen und ist nicht von der Stelle zu bringen. Erstaunt und fragend erhebt ihr den Blick und seht einen der vier Warttürme, die das Weichbild dieser Stadt begrenzen. Euer Mann ist nicht fortzutreiben; sein Wunsch, Wille und Kraft, sein Geist und Herz, sein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Warttürme ist er vollkommen. Jene Beschränktheit teilen die Frauen nicht. Geist und Gemüt, Witz, Anmut, Lebendigkeit besitzen viele, und oft gesellen sie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbteil ist, auch den Teil davon, der ihren Männern gebührt. Um so ängstlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenschaften droht. Es ist die Schwärmerei, die Mystik, die sich als düsterer ungesunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geist verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts sind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiste und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die inneren Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in sich selbst zurückschlagen, und jener Rauch und Qualm entsteht, der alle Umrisse und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Diesen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, gesellige Leben, dessen Verhältnisse von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande sich bildeten, haben jene mystische Neigung ausgebrütet. Es ist für liebevolle Herzen so süß, Wunden zu heilen, daß sie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn sie alle vernarbt, die Krieg und Not geschlagen, wird das leidsüchtige Gemüt zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menschheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Sein von Nichtsein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Übersinnlichen trennt. Das magnetische Treiben einiger hiesigen Ärzte und öffentliche Vorlesungen über den tierischen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerstören. Man dürfte

wünschen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmischung in das freie Schalten des Geistes aufzufordern. Wie sehr man sich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle geflossene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hiesigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London bestehende Gesellschaft zur Bekehrung der Juden hat einen Missionär hierher gesendet, und es hat sich als Folge dessen auch hier eine solche Gesellschaft gebildet. Seitdem sind in den hiesigen Blättern Aufforderungen zu lesen an jedermann, teilzunehmen an diesem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In diesen Tagen hat „eine deutsche Jungfrau in Frankfurt am Main" eine englische Flugschrift übersetzt, benannt: Einer englischen Predigerin „Worte Debohras", oder Zuschrift an Frauen für die Londongesellschaft zur Verbreitung des Christentums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den englischen nachzuthun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groschengesellschaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde bestimmt, um ganz besonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham". Wer wöchentlich einen Groschen bezahlt, werde Mitglied der Gesellschaft und ausschußfähig. Das sollte man hier nachahmen. Aber unsere guten und verständigen Frauen werden sich nicht verwirren lassen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht sein könne, die man so wohlfeil erkauft; begreifend, daß sie Besseres zu thun haben, als zu beten, und wenn ja beten, daß sie zu beten haben für sich oder für alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Hasse zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Besonnenheit. Das Haus sei ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es ist kein Sprung, wenn ich von der Mystik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unsere Bühnenverwaltung wandelt stolz und ruhig ihre Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen". Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künstlern, sobald sie die Mittelmäßigkeit überschreiten, kein Gastspiel verstattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus

Karlsruhe, die der Ruf zu den besten deutschen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieser Oktober gab uns zwei dramatische Neuigkeiten, die als Erzeugnisse des Weinmonats etwas von der Natur des Rebensaftes haben: Houwalds Leuchtturm, den Rausch, den unmäßiger Genuß des Weines giebt, und Dr. Blumenhagens Simson, die wehe Nüchternheit, die auf einen solchen Rausch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatischen Dichtkunst einen Aquator bildet, so ist Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunst verschlagen worden. Alle dramatische Handlungen des ersteren sind fabelhafter Art; das Unnatürliche geschieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unaussprechliche zu sagen versucht. In einem älteren Drama, im „Bild", hat jener Dichter seinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtturme. Das Steigen einer solchen luftschiffenden Phantasie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simson betrifft, so muß jeder, der sich nur etwas hineinfühlen kann in jene einfache Kraftmenschen einer vergangenen Zeit, wenigstens lächeln, wenn er sieht, wie sie von neuen Dichtern abgehobelt und gehohnt werden. Dieser Simson da war nicht der kühne Lümmel des alten Testaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der sentimentalisierte, reflektierte und manierierte wie unsereiner. Was haben jene glücklichen Menschen von unserer erbärmlichen Nervenphilosophie gewußt? Auf der Bühne erschien Simson gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieses Namens. Über sein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, ist er gedichtet. — Die Familie Kobler gab diesen Monat über und giebt noch ferner Ballette. Gute Solotänzer sind sie allerdings; aber an Pantomime, an dramatischer Tanzkunst fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vorteile bemerkt werden, daß sie bei unserer Bühne die notwendigen Gehilfen vermissen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenspieler Drouet gab ein zweites Konzert. Ich sage der Kürze wegen: seine Flöte ist eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart solche aufgeblasene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moscheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleich rauschender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier selten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelkonzert, das er mit unserem Aloys Schmitt spielte, war es so erfreulich als anziehend zu beachten, wie diese großen Künstler von verschiedenen Wegen her am Ziele der Meisterschaft zusammentrafen.

III.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geschichte des preußischen Staates", die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Hermannschen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Wertes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen keinen Stil haben können, daß es verzeihlich wird, daß sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der Stil. Es giebt einen Nationalstil und einen Personalstil; jenen haben die Franzosen, diesen die Engländer. In Frankreich ist die Geistesbildung monarchisch, darum unterscheiden sich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftstellern nur im Gedankenreichtume, nicht durch ihren Stil, der bei allen fast gleich ist. In England ist die Geistesbildung republikanisch. Aber in Deutschland leben die Männer der Kunst und Wissenschaft, ob sie zwar figürlich von einer Gelehrtenrepublik sprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geselligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geistes einen Wert, aber keinen Preis — sie haben keinen Stil. Wir ermangeln sowohl einer Hauptstadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, als auch einer Volksrepräsentation, wobei die Besten aus der Menge diese vertretend, raten und beschließen. Die kritischen Blätter könnten solche Kammern bilden, aber die meisten sind nur Wohnhäuser, worin die Familienväter Redakteurs nach Belieben schalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritische Blatt tadelt, was das andere lobt, so treffen doch diese feindlichen Ansichten nie auf einem Schlachtfelde zusammen, sie umgehen sich, und kein Werk der Wissenschaft erfährt einen entscheidenden Sieg oder eine entscheidende Niederlage. Das Beste findet seinen Tadler, und das Schlechteste seinen Lobredner. So können es die Deutschen zu keinem Stile bringen, weil sie einzeln stehen. Wohl bliebe es jedem frei, die Eigentümlichkeit seines Geistes auszuprägen mit dem Stempel seines

Stils, aber die Deutschen sind zu furchtsam, sie wagen es nicht, einen Stil zu haben, sie halten dieses für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Ängstlichkeit verrät sich gleich darin, daß sie in der didaktischen Rede, Wir sagen statt Ich. Die wenigen, die sich durch ihren Mut auszeichnen, haben nun freilich einen Stil, obzwar keinen musterhaften (klassischen). Dieses Wort in dem einen und dem anderen Sinne genommen, als Ausdruck des Wertes und als den des Preises der Gedanken, kann man sagen, daß es Schriftsteller giebt, die einen guten Stil haben, aber keinen Stil (wie Goethe), und andere, die einen Stil haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes von Müller hätte beides gehabt, hätte er sich dazu verstehen können, von der Gediegenheit seiner Gedanken einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimischung unedler Metalle, so kann man auch keinem Stile Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Gesagte gilt nur von der früheren Zeit, denn in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Stil bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geschichte des preußischen Staates. Ich sage, es macht den Anfang, die ersten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsche Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viele Stärke mit so viel Anmut, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskelausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werte, zu rhetorischen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht bloß habe, sondern auch wecke, was nur die schöne Redekunst vermag.

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Stils, so wenig sie auch übrigens dem griechischen Kultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältnis nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja dieser zieht noch Vorteil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigentum, ist der Direktion verpachtet, und es heißt sogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unser Freistaat hat es noch nicht zu der Einsicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der tierischen, als die der geistigen Bedürfnisse der

Menschen diese genötigt hat, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln stehende Mensch hat Verstand genug, zu begreifen, was seine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbsterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der fastende Geist hungert nicht, und er stirbt dahin, ohne sich seines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn speist und tränkt. Die Regierungen haben diese Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachsenen ist, die ihnen nicht bloß Unterricht, sondern auch Erholung giebt von den langweiligen Lehrstunden des wahren Lebens? Man erwidere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl seiner Bürger zu bestreiten, eine Schaubühne aber ist entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Musik ist es auch. Die Luft ist unentbehrlich, und wer genießt sie? Nicht daß der Mensch atme, daß er froh atme, darauf kommt es an. Wo die Notwendigkeit aufhört, fängt erst die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erst die menschliche Lust. Auch ist die hiesige Bürgerschaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere notwendigere darum beschränken zu müssen. Daß sie es nicht thut, ist um so unerklärlicher, da sie sich selbst besteuert, indem Frankfurt einen Freistaat bildet und die alleinherrschende Ansicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnenverwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Cisternen angewiesen, denn das Wasser quillt nicht von selbst, es wird von Tage zu Tage gesammelt. Sind sie nun ausgeschöpft und wir verschmachten, dann mag die Verwaltung sich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz lossprechen, das vermag sie nimmer, denn sie selbst hat sich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Ersparnisse haben das Einkommen vermindert und eine Fehlsumme herbeigeführt, und diese zu decken, werden ferner unzeitige Ersparnisse gemacht, die den Verlust nur vergrößern. Man kann der Theaterverwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnsucht zum Vorwurfe machen, sie besteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinsen fordern. Mangelnde Einsicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man sucht die Schauspielustigen zu reizen, man bemüht sich aber nicht, sie zu fesseln, denn das Neue reizt, und nur das Gute fesselt. Es geht kein Monat vorüber, ohne

daß man uns neue Stücke giebt, aber sie sind, wie sie heutzutage sind. Die vielen guten älteren aber läßt man von den Mäusen zernagen. Ich habe das Opernverzeichnis der hiesigen Bühne vor Augen liegen, es ist so reich, als man es nur wünschen kann. Wird es wohl einer glauben, daß neben den vielen Meisterwerken von Paesiello, Cimarosa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man seit vielen Jahren nicht mehr giebt, sogar zwei Opern von Mozart sich befinden, die das ganze jetzige Geschlecht fast vergessen hat? Daß Idomeneo seit dreizehn Jahren nur drei, Così fan tutte seit vierundzwanzig Jahren nur achtmal aufgeführt worden ist? Daß Spohrs Faust und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeister war, für unsere Bühne komponiert hat, seit seiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorscheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, sind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau von Genlis, bearbeitet von Elise Bürger. Die Truhe nennt der Dichter eine „dramatische Kleinigkeit". Vor so einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine stumme Verbeugung machen; aber sie denkt bei sich: ein Drama ist keine Kleinigkeit, man soll daher keine dramatische Kleinigkeit schreiben. In dieser Kleinigkeit ist mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechselt damit die Zahl der Stücke sich vermehre. Das Schauspiel der Frau Bürger habe ich weder gesehen noch gelesen, ich kann aber doch mit Verstand darüber urteilen. Ein hiesiges Theaterblatt hat das Stück sehr getadelt, die Verfasserin selbst aber ist öffentlich aufgetreten und hat es sehr gelobt. Die Mitte zwischen sehr schlecht und sehr gut ist mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich stehen. Man darf es der Verfasserin nicht zum Vorwurfe machen, daß sie sich selbst Recht verschafft, sie ist dazu genötigt worden. Sie sagt: „Da die Direktion mir noch ein Schauspiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, so war ich es derselben schuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geschwiegen hätte." Wir erwarten die Jamben und schweigen. Doch darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß Frau Bürger auch ein Deklamatorium gegeben hat. Eines Urteiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner

Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Deklamieren liebe ich schon darum nicht, weil man kein deutsches Wort dafür hat. Es hilft mir nichts, in Heyses Verdeutschungs-Wörterbuche nachzuschlagen. Dort heißt es: „Deklamieren, 1. kunstgemäß lesen oder redene mit Empfindung vortragen; 2. im rednerischen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, sich in Schmuckrederei verlieren; 3. schreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler)." Frau Bürger ist weder gegen einen Fehler losgezogen, noch passen die übrigen Verdeutschungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf seiner Durchreise nach Frankreich und England mit einem Konzerte erfreut. Man braucht nur diesen Namen zu nennen, das übrige versteht sich von selbst.

IV.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinschaftlichen Übung und Ausübung des Gesanges bildete sich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilienverein, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise jede Aufmunterung verdient, und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumentalmusik nur eine Übersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eigenen Natur, wenn sie der Muse des Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welch, die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilienverein, bedenkend, daß das allen Zugängliche etwas von seiner Würde verliere, beschränkt die Zuhörer bei seinen Darstellungen auf seinen eigenen an Übung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten giebt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen — Mozarts, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werkes, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich

betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und alles übrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Übereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumentalbegleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, den die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß. Noch ein anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: die Anwesenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte. Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Klavierkonzert, das so zahlreich besucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilienverein durch Aufführung einer Kantate warme und achtungswerte Teilnahme. Die Leistungen des Herrn Mozart, seine Tondichtungen sowohl als sein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewohnt wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Der Herbst der Tonkünstler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Konzerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Klarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester zum Vorteil des Theater-Pensionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt gewesen, durch das Neue zu reizen, und man hätte diese Erlaubnis um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geldvorteile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerten aber ausgedienten Musikſachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinst.

Einige Privatbühnen wollten den Winter durch die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhabertheater zu sehr Wort gehalten, oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend, daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe; oder weil die große Mutterbühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich

nicht erfahren. Aber unsere Großmutter-Bühne selbst hat von einigen hunderten, nicht bloß unbezahlten, sondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmstück aufführen lassen. Eine hiesige Schauspielerin, an der man strafbar fand, daß sie die Gunst der Menge im gleichen Grade erwiderte als besaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu untersuchen sich berechtigt fühlte, sollte, weil die Gesetze sie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurteilt werden. Als sie daher auf der Bühne hervortrat, wurde sie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerschmettert und berief sich kalt und ruhig auf ihr schuldloses Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit sie aufrecht erhalten, entscheide ich nicht; die Meinungen waren geteilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akustischen Zeichen des Tadels erschöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Aber die gerichtete Schauspielerin unterlag doch dem Andrange; sie wird unsere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlassen. Die Liebe, auch nur zur Kunst, verliert viel an ihr, und sie wird schwer zu ersetzen sein. Die Theaterdirektion hätte die angeschuldigte Schauspielerin nicht sollen auftreten lassen, sobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menschlich gewesen, von einem wehrlosen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzschlau wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll . . . Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erstens: Abraham, Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Dramas zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herrschenden guten Geist zu einem bald greulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweite neue Stück war Voltaires Zayre, nach der Übersetzung von Penzer. Es hat seinen bekannten Wert; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausstreckt, warum nicht das bessere Vaterländische ergreifen? Solange unsere Dichtkunst einen Sommer hat, warum sich an den Treibhausgewächsen der Übersetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Goethe Egmont und Götz sind nie über unsere Bühne gegangen — nie! und sind uns

so fremd, als es die Sakuntala des Kalidas war, ehe Forster sie ins Vaterland verpflanzt.

Das sogenannte neue Jahr giebt mir Veranlassung, von den hiesigen Zeitschriften zu sprechen, diesen Kalendern der Wissenschaft. Unser Baum des Erkenntnisses ist blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Über die vier politischen Zeitungen wüßte ich wenig zu sagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben bloßen Transitohandel, und da sie nichts wagen, sind sie sichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am ersten Januar trinken sie etwas viel, und dann sprechen sie in Versen sowohl gereimte als ungereimte Dinge. Diese Neujahrsgedichte sind von großem humoristischen Werte, sie sind satirische Paraphrasierungen des Prost Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gasse schreien. Es ist schon an sich selbst drollig, eine ehrenfeste, politische Zeitung mit sehnsuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäischen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es ist, als sähe man Soldaten in seidenen Strümpfen Schildwache stehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne sie so, weil in Deutschland die Frau eines Geheimrats Geheimrätin genannt wird) hat eine unserer Zeitungen mit einem Neujahrsgedichte bräutlich ausgeschmückt, wie sie auch schon früher unsere Gastfreundschaft mit Versen erwiderte. Doch haben wir auch eine schöne Litteratur (so genannt, wie das weibliche Geschlecht das schöne heißt, weil es manchmal schön ist). Zuerst die Iris, eine sonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", vorzüglich zu Theaterkritiken bestimmt, wobei sie zwischen der Lobsucht der Schauspieler und der Tadelsucht der Zuschauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geschicklichkeit durchschifft. Dann eine andere sonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen für Stadt und Land. Trotz dieses bäuerlichen Namens enthält dieses Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollohauses fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentlichen Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Scharaden und Rätsel zuerst erraten haben. Auch teilen sie zuweilen den glücklichen Sphinxtötern ansehnliche

Preise aus. Von zehn Meilen weit in der Runde schicken kluge Ödipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst in der Mitte seines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Endlich ist die Wage zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangslosigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbungen müde, hat uns jetzt allen einen Korb gegeben — einen Blumenkorb nur. Mit diesem Namen hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den anderen nachthun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar nichts, verspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche und das in folgendem bestehe u. s. w. Unser gesetzgebender Körper ist angeregt worden, sich über zwei der städtischen Einrichtungen zu beraten, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides sind Gegenstände, die alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorsperre die Rede. Wenn das erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kommt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitgliedes des gesetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorsperre verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um fünf Uhr, an den längsten um neun Uhr abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat wie jedes andere Konzert drei Abteilungen und zwei Pausen. Die letzteren werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wütendes auf Sturmesflügeln hineilendes Rondo, auch Generalmarsch genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung

zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten alt und jung, Mann und Weib, arm und reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schafherde wird in den städtischen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondscheindurstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kommt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er läuft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröte erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung, sie ist der Armut gewidmet, und so beträchtlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehn Tausend Gulden eingetragen hat. Aber ließe sie sich nicht durch eine andere Steuer ersetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten, dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein beläftigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freiheit hierin nicht minder beschränkt; erstens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrsinne sich nicht die Luft wollen besteuern lassen, und zweitens: weil man ungern einsam im Freien wandelt, und die meisten, einer dem anderen folgend, in die Stadt zurückkehren. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß der gemachte Vorschlag zur Ausführung komme.

V.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder ist es erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieses Ortes Leben konterfeie, oder Mnemosynens Töchter sind boshafte Malerinnen, deren Pinsel froher verzehrt als schmeichelt. Auch die mäßigste Eigenliebe würde uns zwingen, das eine oder das andere zu glauben. Wenn es nicht so, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie diese geleitet oder geduldet wird), dann stünde es schlimm mit uns. Ein Überblick der erlittenen Darstellungen im verflossenen Jahre müßte zu dem Urteile führen, daß uns Geist wie Herz, und aller

Sinn mangele für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenspiel der Lust, sondern nur ein barsches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein gesundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, sondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunstfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, sondern nur kindische Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber solche Folgerungen sind falsch, und wir schieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne suchte und fand unseren Beifall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren Trauerspiele 44 (meistenteils nur traurige Spiele). Schauspiele (Fisch- und Mehlspeisen) 50, Lustspiele 107 und Opern 123. Also oben spitz und unten breit — eine ägyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus folgendem ergiebt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (recitierende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volkes zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15 und von Kotzebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakespeare, Lessing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Überschwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verursacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauspiele höherer Art wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet (zwar nur Schröders vierschrötiger), Zayre, Graf Essex, Sappho und die Schuld. Am häufigsten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede siebenmal, und Josef, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede sechsmal. Von Schauspielen: die eifersüchtige Ehefrau und Verlegenheit und List, Lustspiele von Kotzebue, siebenmal, und Houwalds Bild und Reinbecks Quartierzettel sechsmal. Vergleicht man diese Übersicht mit dem neuesten Schauspielverzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lamberts Taschenbuch für Schauspieler auf das Jahr 1821 mitgeteilt), so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitierende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der

Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Tasso, Phädra, die Wallenstein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäsar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größeren Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutschen Schaubühne und werden hier nur im äußersten Notfall gegeben". Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur zwei Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen Jahre 48 Stücke von einem Akte, teils Singspiele, teils Schauspiele gegeben worden. Diese kleinen abgetröpfelten Gaben beweisen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unserer Bühne komme, ist schwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln und die kommerzielle Kontemplation unseren Blick von gemeinen irdischen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln sie noch mehr, sie haben drei Messen, und wir nur zwei, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Macbeth, König Lear von Shakespeare u. dergl. m. spielen. Das Mainwasser kann nicht schuld am Übel sein, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an seinem Ausflusse am breitesten ist, läßt Stücke jener Art aufführen, wie sie sich für Männer und für Geistesmündige ziemen. Auch sind wir nicht etwa zu gute Prosaiker, um das Papiergeld würdiger poetischer Freuden zu achten; denn wir versifizieren unser tägliches Leben täglich mehr und mehr, so daß es fast dithyrambisch geworden ist. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zu Miete anboten, nicht besser zu empfehlen, als daß wir sagten: sie habe die beste Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, sie habe eine romantische Aussicht. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß sich unser Theater magnetisieren lasse, um im somnambülen Zustande den Sitz seines Übels und das Kraut zu verraten, das gegen den Tod gewachsen ist.

Das war der Geist des verstorbenen Jahres! Jetzt entschwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn schreien. Dieser Hahn ist der gespornte Prolog, der jedesmal am

ersten Januar auf der Bühne erscheint und das schönste theatralische Wetter verspricht. Er rief dieses Mal unter andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,
Wenn hier bei deutschem Witz, bei deutschen Melodien
Aus deutscher Brust des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmut, aller Tadel schweigt,
Dann erst ist unsrer Wünsche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Öllampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmlische Licht hin, das die Nervenheiligen in der magnetischen Extase sehen. Deutsche Melodien sind uns immer willkommen, aber deutscher Witz muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutsche Brust haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gespornte war hier zur Unzeit volkstümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder wie man sonst den Hahnenruf akustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweideutig. Glaubt der Hahn seiner Wünsche Ziel erreicht, wenn aller Tadel schweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verschweigen findet? Wir sehen in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen Mängeln unseres Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren, und unseren einzigen komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister Guhr, bisher in Kassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirektor ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht bloß für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Überschuß hat, um für die Trägheit anderer einzustehen. Herr Guhr soll ein feuriger Mann sein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar schon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geschont, die schlechten

werden wie Mähren totgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel nach dem Französischen von Lambert — zwar etwas germanisierter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweitens: Der Tausch, komisches Singspiel nach dem Französischen von Castelli, Musik von Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, diese und mit deren Einwilligung gegeneinander austauschen — mit Anmut behandelt, mag dieser Stoff zu einem Lustspiele nicht verwerflich sein. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbnis nicht so fein gedrechselt, und das Laster läßt sich nicht idyllisieren. — Am 15. Januar gaben Herr Pillwitz, ein vortrefflicher Baßsänger, und Herr Reinhart, ein ebenso vorzüglicher Klarinettspieler, beide Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Konzert bei fast leerem Hause. Zwar hatten die Konzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künstlerstolz, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegenteile eine Ouverture von Meyerbeer aufspielen lassen, um die Judenschaft zu locken. Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volkstümlichkeit mehr, und die christliche Ouverture des Figaro gefällt ihnen besser als die jüdische der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurteile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts, und heißt: Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung). Lebensansichten sind zwar nicht darin, denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Glut ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen von Dr. Johann Karl Passavant (Frankfurt, bei Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für alle, welche die Forschung der Menschennatur

anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das eine noch das andere, so ist es nötig, sich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nötiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unterrichten; denn dieser wirkt schneller und allgemeiner als jene. Der Verfasser hat mit dem redlichsten Willen, und so besonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erscheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zusammengestellt, und seine eigenen Ansichten sind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der anderen. Zwar vergaß auch er nicht selten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ sich verlocken an dem herkulischen Scheidewege, wo Gemüt und Geist, Kopf und Herz auseinandergehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; sein Verstand kapituliert auf eine würdige Weise und zieht mit Gepäck und Kriegsehren ab. Eines aber hat er so wenig bedacht, als die ihm Gleichgesinnten — es heißt Gott lästern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menschen lästern, ihm Gott erst im Wahnsinn erscheinen zu lassen. Wahnsinn ist Krankheit, er mag als Begeisterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erscheinen. Alles ist Geist und alles ist Körper, und wer dieses nicht weiß, sieht eine Welt ohne Gestalt, oder eine Welt ohne Seele. So sind die Magnetisten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politische Annalen", herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob sie zwar in der Cottaschen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen, so werden sie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe besitzt, alles zu sagen, ohne sich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen seiner besten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Verteidiger, und die Wissenschaft einen Freund verloren, der ihr zwar stille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar starb, war zu Schorndorf im Königreiche Württemberg geboren, eine kurze Zeit Professor in Tübingen und darauf bis an seinen Tod Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen stürmischen Jahren des Krieges, der Angst und der Not, hatte er für die Erhaltung und den Vorteil seiner Mitbürger ruhig, fest, besonnen — in unseren Tagen des nüchternen Friedens und stehender Ge-

sinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfrischend gewirkt. Schon zu den reifsten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für alles, was schön, wahr und gerecht ist, ungeschwächt geblieben. Wer auch nicht den Mut hatte, so zu reden, und nicht die Tugend, so zu handeln wie er, huldigte doch den Grundsätzen des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Württemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

Menzel der Franzosenfresser.

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie.

Fénelon.

Qui ne se subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

Bernardin de Saint-Pierre.

Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe wie die anderen, mit Tinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die anderen, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Mut, mir selbst Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu summen. Wie fest sie schlafen und wie sie lächeln! So schlief Herkules nach seiner letzten großen That, so lächelt im Reiche der Träume, wer dort König ist.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Mut schläft, da ist es ein Todesschlaf. Den Geist kann man wecken, daß er denke, aber nicht das stille Herz, daß es schlage; wo es zu schlagen aufgehört, da hat es leben aufgehört.

Jene Freunde sagten mir: Es thäte ihnen allen so leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in sein Zeug gefahren, und daß ich diesen Franzosenfresser ungestört hätte verdauen lassen. Ich erwiderte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist in Kontumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glücks? Zu so edler Rache ist man nicht alle Tage gestimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menschen siegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten,

die auf unsere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die sie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antwort annehmen? Wie sollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend mit langsamen Schritten auf dem Eise der deutschen Angelegenheiten umhergehe, selbst mit Schlittschuhen darüber hinfährt, angstvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hause gekommen, mit erstarrten roten Fingern seine schwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, sei es aus Überzeugung, sei es aus Dienstpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden lassen, ich weiß es; aber warum sprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel, das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältnisse werden; wer aber ein Knecht der Verhältnisse wird, das ist kein edler Mann. Menzel ist ein Kotsasse der Allgemeinen Zeitung, ein Prokurator der deutschen Bundesregierung. Er hat sich ihr geschenkt, nicht verkauft — es sei. Aber ist Geldbestechung die einzige, die entehrt? Ist das ein braver Mann, der seine Gesinnung gegen ein österreichisch Lächeln, eine preußische Schmeichelei, ein bayerisches Achselklopfen und ein jesuitisches Lob vertauscht? Der Tyrannei zu schmeicheln, um seiner Behaglichkeit, seiner schnöden Ruhe wegen, um das ungestört zu genießen, was man hat — ist das minder schlecht, als ihr zu schmeicheln, um zu erlangen, was man nicht hat und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen mischen? Weil die Großen so klein sind.

Einer meiner Beurteiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unserem Vaterlande, die Staatsgewalt überall einschreitet, alles betastet, alles wägt, alles schätzt, alles ordnet, ist dann nicht alles Sache des Fürsten? Die Freiheit ist überall oder nirgends, sie braucht kein Asyl oder findet keines. Vergebens sucht ihr in Deutschland ein Lebensverhältnis, eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe, in welchem ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuversicht genießet. Ihr müßt nicht immer bloß vor jeder neuen Täuschung, sondern auch vor jeder neuen Einsicht der Tyrannei zittern. Giebt es noch enge Kreise des Lebens, in welchen ihr unumschränkte Herren geblieben, so ist es bloß, weil eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreise mit ihren eigenen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es

an den Tag bringen, daß sich unter den spanischen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und sogleich wird euch der Bundestag die Logarithmen untersagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutschen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt ist es in Preußen geschehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne censiert wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geistesschwacher und frömmelnder Fürst kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu stehen befiehlt und diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die sie gehen heißen? In Preußen wurde die Wissenschaft, solange sie gefroren war, gepriesen und begünstigt: kaum fing sie aufzutauen und zu fließen an, verfolgte man sie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Stil, was er auch behandle, revolutionär sei, und man setzte den Stil unter Polizeiaufsicht. Wie lange wird es dauern, bis man findet, daß jede Philosophie aufrührerisch ist und die Hegelsche am meisten, denn sie spricht das Recht des Bestehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förster und Gans, und alle anderen Apostel unseres Herrn Jesu Hegels in Köpenick einsperren. Gutzkow und seine Freunde waren klüger als ich; sie haben weislich die Sache der Könige von ihren eigenen gesondert; sie haben nicht von Politik gesprochen, sondern nur von Philosophie, Religion, Moral und anderen unfürstlichen Dingen. Aber was haben sie dabei gewonnen? Was hat es sie genützt in den Lebensjahren, wo Schwärmerei so schön, der Irrtum so liebenswürdig ist, schon so altklug gewesen zu sein? Hat man nicht sehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perücke, den frischen Blick hinter ihrer Brille entdeckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige ist? Man hat ihn ins Gefängnis geworfen, seine Freunde im Lande umhergejagt, und allen nicht bloß diesen und jenen Gedanken, sondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahnt, daß auch das Denken Sache der Könige sei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln, noch in Zweifel zu setzen vermag, sucht meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und sehe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Rätsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jesu

salems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja keiner den Lügen und Verleumdungen der Stuttgarter Litteraturpolizei. Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zusammen mit meinem alten Freunde Heine bei Punsch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Ist das ein grämlicher Mensch, der bei Very im Palais-Royal den liederlichen Schir Haschirim singt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was ist denn so wunderlich an mir, das einer kunstreichen Enträtselung bedarf? Ich bin standhaft geblieben, während andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber fest, während andere, früher gleichgesinnt mit mir, der Essig des deutschen Liberalismus, in dem sie eine Weile gelegen, so mürbe gebeizt hat, daß sie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühstücke sich auf das Sofa hinstrecken, einige auserlesene moralische Kapitel in Paul de Kocks Romanen lesen, dann einschlafen und träumen; mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen; abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen — das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des besseren Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe, ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentinische Nächte schreiben.

Herr Menzel ist ein grimmiger Franzosenfeind; aber das vierzehnkaratige Deutsch mit zehn Karaten französischer Legierung, welches der bekannte verstorbene Schriftsteller schreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zusatz von Gold nicht thut; selbst das schlechte Franzosentum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratischen Cynismus stellt Herr Menzel die aristokratische Grazie des Fürsten Pückler gegenüber, den er den tümmelhaftesten Schriftsteller und geistreichsten Spötter unserer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutschen Volkes seinen Witz zu schärfen, ist freilich sehr edelmännisch; mir aber ist mein Vaterland zu wert, um es als Schleif-

stein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie, als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürsten Pückler seine Grazie gar nicht streitig machen, ich erkenne sie mit dem größten Vergnügen an; es ist mir nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es ist, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demütig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu sprechen, der in jeder Zeile seiner Reisebilder mehr Grazie hat, als der Fürst Pückler in seinen sämtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet sich in meiner Person und meinen Schriften nicht ebensoviel Grazie, als in denen des Fürsten Pückler, wenn man so billig ist, wie diesem so auch mir den Reiseapparat als Grazie anzurechnen? Ich sollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zusammenstellte, die Menzel von den Reisebeschreibungen des Verstorbenen mitteilt, den er so liebreizend und küßlich findet. Semilassos Reisewagen ist schwarz lackiert und mit himmelblauer Seide ausgeschlagen; der meinige ist grün lackiert und ausgeschlagen wie ein österreichischer Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch sind ebenso graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als schwarzer Lack und blauer Taffet. Semilasso reist mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrotes Eichhörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reisebeschreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, sondern Ecureuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilassos Bock sitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Konrad ist nun zwar weder blond noch jung; indessen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu versehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann, und mit diesem die Grazie. Semilasso erzählt in seiner Autophysiologie, daß er reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß seine wohlgeformte Gestalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Festigkeit verrate; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralsystem? Das Ganglliensystem, diese Canaille des menschlichen Körpers, hat sich alle Herrschaft angemaßt, und mein allerhöchster Kopf muß sich von den Cortes des Unterleibes gänglen lassen. O, mit Recht heißen sie Ganglien! Semilasso erzählt, daß ihm jeder Menschenkenner augenblicklich ansehe, daß er im vornehmen

Stande geboren; auch ich habe dieses Schicksal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechsel unterschrieben, sieht es mir an, daß ich jenem vornehmsten Stande angehöre, dessen Adel älter ist als der aller christlichen Fürstenhäuser, sogar des Fürsten Pücklerischen Hauses. Semilassos Züge sind fein und geistreich, die meinigen auch; wenigstens hat mir das einmal eine Schauspielerin in Lauchstädt versichert, als ich ihr eine goldene Kette geschenkt. In Semilassos Natur herrscht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar so stark, daß mir selbst der hysterische Nagel nicht fremd ist. Das sollte ich freilich in Gegenwart Menzels nicht eingestehen, denn jetzt kann er sagen: Seht ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hysterischen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutschland regiert wird!

Semilasso sitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachstehen, denn ich habe in diesem Punkte sehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgestreckt, denn es ist ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, in dem einst Goethe nach der Champagne gereist, und der ihm so wert war und von dem er so viel erzählte, daß er ganz die französische Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich gleich dem Fürsten Pückler auf der Reise eine rote Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß sie kein loyaler tunesischer Fez, sondern eine Jakobinermütze sei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt besonders an dem Verstorbenen, daß ihm die Komforts so unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken, wo er sie vermisse, und Winke zu geben, wie man sie sich verschaffen könne. Zur Unterstützung dieses Lobes teilt er ein Kaffeerezept mit, das Semilasso bekannt zu machen die Gewogenheit hatte. Nun ist es zwar sehr löblich, wenn deutsche Edelleute für die materiellen Interessen des deutschen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der räsonnierenden Canaille unschädlich zu beschäftigen suchen. Indessen ist ein Kaffeerezept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftsteller kann, obzwar nicht hoffähig, dennoch rezeptfähig sein. Sollte aber ein Kaffeerezept wirklich ein Werk der Grazie sein, so könnte ich mich auch hierin dem Fürsten Pückler nicht bloß gleich, sondern triumphierend gegenüberstellen. Das Kaffeerezept, welches der Fürst

Pückler mitteilt, ist alt und bekannt, und es ist zum Erstaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientalischen Reisebeschreibungen ist es zu lesen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Rezept mitteilen, das ich nicht abgeschrieben, sondern selbst erfunden habe, ein Schokoladerezept. Ich würde meinen schönen Leserinnen das Schokoladerezept gern mitteilen, damit es dieser gelehrten und plebejischen Schrift nicht an aristokratischer Grazie fehle. Doch nach reiflicher Überlegung fand ich besser, es für meine künftige Reisebeschreibung aufzusparen, deren Zierde es werden soll. Ich will nur erzählen, wie ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunst sonst mein Fach nicht ist.

Vor drei Jahren geschah es zum erstenmal, daß es mir sehr leid that, mit der diplomatischen Welt in so schlechtem Vernehmen zu stehen. Es war an dem Tage, da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühstücke, welches der österreichische Gesandte gab, man eine Schokolade serviert habe, die so schaumig und zart gewesen, daß man eine Viertelstunde vor dem Mittagessen achtzehn Tassen davon habe trinken können, ohne sich im mindesten den Appetit zu verkleinern. Ich schmachtete sehr nach der Schaumschokolade; da es mir aber leichter schien, hinter das Geheimnis ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundschaft der nordischen Mächte zu erlangen, so nahm ich mir vor, über ersteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichste Schaumschokolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich strebte höher. Ich erfand ein Schokoladengas, welches die Grazie selbst ist, und wovon man hundert Tassen trinken kann, ohne im mindesten davon belästigt zu werden.

Herr Menzel hat sich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürsten Pückler allzuviel Geist zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leser des Litteraturblattes möchten davon berauscht werden. Doch da jetzt neun Monate verflossen sind, seit Herr Menzel seinen Lesern zu trinken gegeben, darf ich wagen, ihnen von dem Geiste des Herrn Fürsten von neuem einzuschenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich fast den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebst den Paroles d'un Croyant vom Abbé Lamenais. Über dieses Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie ist wohl ein heterogeneres Ragout von Philosophie und Mysticismus, von revolutionärem und monarchischem Unsinn, von St. Simonismus und Obskurantismus — alles in eine Sauce prophetischer

Insolenz getunkt, und mit einigen Brocken unseres Herrn Christus assaisonniert zusammengekocht worden. Daß ein so albernes Machwerk sechs Editionen hat erleben können, ist ein wahrhaft trauriges Ereignis. Arme Zeit! die an einem solchen Strohhalm sich vom Ertrinken zu retten hofft."

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutschen Apostel der Komforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Lesern das Rezept zur Insolenzsauce mitzuteilen. Er hätte dadurch zu unserer Civilisation viel mehr beigetragen, als einst der heilige Bonifacius, der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Christentum.

— Als der Herr Fürst in einem Schlachthause einen Ochsen schlachten und gleich darauf einen zweiten herbeiführen sah zur nämlichen Bestimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es ist freilich unendlich viel Geist und Grazie in diesen Worten, doch habe ich den schönen Gedanken schon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu lassen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geschrieben, von mir gesagt hat, ich stände auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht, so hätte sie, wenn ich ausgerufen: der Ochs ist tot, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Krokodile erklärt.

— Wozu man Fürst ist, wenn man die Furchtsamkeit eines deutschen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürst von Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er sich bei Tische fand, zu loben, ohne hinzuzusetzen, daß er dessen Meinungen nicht teile; es hätte niemand daran gezweifelt — so wenig als dessen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürst hat ein seltenes Glück auf seinen Reisen. Alle liebenswürdige Personen, mit denen er zusammentrifft, sind entweder Fürsten oder Günstlinge derselben, oder Prinzessinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres sogar ohne mittelalterliche Vorurteile; es heiße einer Ferdinand oder Salomon, sobald er liebenswürdig ist, ist er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürsten sein gewohntes Glück, wenn er mit Liberalen und Schustergesellen zusammentrifft. Die sind immer arme Teufel und sehr unliebenswürdig. Der Herr Fürst weiß aber in solchen Fällen sein böses Geschick mit edler Seelengröße zu ertragen und es mit dem Geiste und der Grazie zu schildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schustergesellen; er redete sie an und sprach:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

Das bewilligten ihm die Schustergesellen mit plebejischer Höflichkeit. Der eine Geselle war lang und der andere war kurz, und das Gespräch, das sie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig, und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute ist's dafür desto wärmer, lieben Freunde," sagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über sie her wie heißes Wasser.

„Der kommt von Österreich!" meinte der Jüngste.

„Ja 's ist ein verdammt arstokratscher Wind," fiel der andere ein.

„Was Teufel wollt ihr damit sagen?"

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt."

„Ihr Narren, habt ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuster bleib bei deinem Leisten? Tolles Wesen heutzutage mit solcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Tasche und könnt doch 's Räsonnieren und Politisieren nicht lassen. Wundert ihr euch noch, daß man euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringsten von euch ein wachsames Auge hat? Glaubt mir, der schlimmste Wind für euch ist der liberale, denn er verdrehet euch den schwachen Kopf."

Der Geselle lachte höhnisch. „Es ist noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt, wird sehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttisch, wie's jetzt ist, kann's nicht lange mehr gehen."

Die leidige Halbaufklärung, das ist ebenso neu als rührend, und der liberale Wind ist höchst dichterisch. Aber warum wundert sich der Herr Fürst, wie einer, der keinen Kreuzer Geld in der Tasche hat, räsonnieren mag? Wer soll denn räsonnieren? Wer Geld hat, braucht keinen Verstand. Auch wollten wir ihm nicht raten, in diesem Tone mit den deutschen Handwerkern in Paris zu sprechen; denn bei diesen ist die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und sie wären imstande, wenn man sie Narren nennte, es nicht beim Räsonnieren bewenden zu lassen.

— Aus Böhmen teilt uns der Herr Fürst eine Reihe böhmischer Bemerkungen mit, die köstlich sind; wären sie nicht ungeschliffen, könnte man sie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kommt mir dem Äußeren nach weniger civilisiert als unser Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen); Armut, Schmutz, Bettelei sind hier häufiger. Dagegen findet man, was man bei uns vermißt, eine gewisse treuherzige Höflichkeit aller Klassen, und eine keineswegs sklavische, aber sich an ihrem Platz stellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegenteil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverständige Anomalie. Werdet Menschen im edleren Sinne, werdet echte Christen! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Pest von selbst auf! Solange ihr aber dazu weder den Mut noch den Willen habt, solange fügt euch den Vorurteilen, und vorzugsweise denen, die euch am wenigsten schaden, die am wenigsten unsinnig sind. So würd ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein konstitutioneller Minister wäre; als legitimer würde ich es gar nicht so weit kommen lassen."

Wie geschickt es der Herr Fürst an den Tag zu bringen weiß, daß er ebenso brauchbar zu einem konstitutionellen als zu einem legitimen Minister sei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie recht hat Herr Azais! Alles kompensiert sich in der Welt. In dem einen Lande herrscht allgemeiner Wohlstand, dagegen fehlt die déférence der niederen Stände für die Vornehmen; in dem anderen Lande herrschen Armut, Schmutz und Bettelei, dagegen findet sich dort jene schöne déférence. Es kommt auf eines heraus. Doch daß wir echte Christen werden müßten, um den Adel loszuwerden, davon sehe ich die Notwendigkeit nicht ein. In der französischen Nationalversammlung war nicht ein einziger echter Christ, und doch wußten sie sich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwasser. Der Herr Fürst stellt den Preis der Gleichheit sehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuschrecken; aber es ist hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit ist Gemeingut, wie die frische Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unserem dumpfen Zimmer herauszutreten, um sie unentgeltlich einzuatmen. Es giebt freilich Vorurteile, die noch unsinniger sind als das, sich dem Adel zu unterwerfen; nämlich das Vorurteil diese Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menschen im edleren Sinne, werdet echte Christen, ihr Edelleute! Dann werdet ihr eure Narrheiten selbst verlachen.

Die guten Österreicher, wie ich hier erfahre, sind noch ganz so, wie sie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reise nach Wien

gemacht. Mein Vater war gewohnt, gute Trinkgelder zu geben und alle Postillone unter der Ens nannten ihn Ew. Gnaden, und mich einigemal den Junker. Der Lohnbediente im Ochsen zu Wien nannte mich in der dritten Person nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Papierscheine gegen Konventionsmünze einzuwechseln) und die vornehmen und reichen Leute in den Gesellschaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelstand und nannten mich Herr von Baruch. Ich schmunzelte damals ebensosehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürst von Pückler-Muskau über den seinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo einer, der nicht von Adel ist, so gar nichts ist, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kommt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen sich selbst, ihn für einen Edelmann zu halten sich anstellen muß.

— Es war dem Herrn Fürsten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in sein Deutsch so viele französische Redensarten menge und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um seinen hohen Stand zu beweisen. Der Herr Fürst sucht sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen. Sobald sich einer vor dem Volke zu rechtfertigen sucht, sind wir sehr geneigt, ihn unschuldig zu finden, und wenn wir ihn doch für schuldig erklären, müssen wir unsere guten Gründe haben. Hören wir, was der Herr Fürst sagt.

„Es ist mir so oft vorgeworfen worden, meinen Stil durch französische und andere fremde Phrasen zu verunstalten, daß ich ein Wort darauf erwidern muß. Es thut mir nur leid, nicht mehr Kenntnis fremder Sprachen zu besitzen, sonst würde ich in den gerügten Fehler absichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe schreibe oder auch für das Publikum, so ist meine Absicht keineswegs, deutsche Stilübungen zu drechseln, sondern auszudrücken, was ich fühle und denke. Wenn dies nun sich im Geiste eines fremden Idioms in mir entwickelt, so verliert oft ein Gedanke alle Grazie, seinen Duft sozusagen, wenn er übersetzt wird. In solchem Falle laß ich ihn in seiner ursprünglichen Form."

Das ist es eben; man soll nicht in die Not kommen, Stilübungen drechseln zu müssen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künstlichen Schmuck, und die guten Gedanken springen, der Minerva gleich, schon gerüstet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürst, um

das, was er fühlt und denkt, auszusprechen, sich eines fremden Idioms bedienen muß, so beweist das, daß seine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachsen sind, und nicht in seinem eigenen Geiste und seinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, ist sehr schön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutschen leben müßten, wären sie schon längst Hungers gestorben. Wir glauben aber, daß deutsches Silbergeschirr, besonders wenn es schwer ist, ebensoviel Grazie hat, als französische Vaisselle, und wir sind überzeugt, daß, wenn der Herr Fürst statt zu sagen: „Die Elsler eklipsiert die Taglioni", gesagt hätte: „Die Elsler verdunkelt die Taglioni", weder die Taglioni noch die Elsler im mindesten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben also dabei, es ist nichts als Vornehmthuerei und die Sucht, sich unter den deutschen Schriftstellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende der aristokratischen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürst Pückler vor meinem demokratischen Cynismus voraus? Er ist gereist und hat erzählt; wenn ich reisen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senft essen, an dem Tische eines Königs die glänzende und funkelnde Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern — Vaisselle — Profusion — die Journalisten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das ist weder so schwer noch so graziös, wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand ist vollkommen imstande, solche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutschland ist noch mehr zu thun imstande: er ist fähig das was folgt zu schreiben und drucken zu lassen ohne rot zu werden, und es zu lesen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmännisches an sich.

„Der Fürst von Pückler-Muskau" — sagt der Franzosenfresser Menzel — „vereint mit angeborener Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln aristokratischen Dasein zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Komforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist doch unpassend, ihm daraus einen

Vorwurf zu machen, denn seine ganze litterarische Erscheinung ist weit eher eine Konzession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reklamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt."

Schlaglicht ist ein gutes Wort; das Licht, das die hohe deutsche Aristokratie aus Frankreich aufgefangen, ist eine Folge der Schläge, die sie zwanzig Jahre hintereinander von den Franzosen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel so mutwillig sein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchterrevolutionen wären erforderlich gewesen, um die hohe deutsche Aristokratie in den Stand zu setzen, einen Schriftsteller hervorzubringen, der leserlich schreiben kann. Es ist die Sache der hohen deutschen Aristokratie, sich für dieses Kompliment zu bedanken. Es ist wahrlich noch niemand so tief in das Wesen und die Bedeutung der französischen Revolution eingedrungen, als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erstaunen erfahren, in welchem Verhältnisse es zum Fürsten Pückler stehe, daß die Tutti frutti des hohen deutschen Adels von dem Baume der französischen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Konvents eine so lächerliche Maus geboren. Das deutsche Volk aber und der Zeitgeist müßten sehr unverschämt sein, wenn sie an die hohe deutsche Aristokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen diese freiwillig die große Konzession gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermesse abzuordnen, um dort zum Besten des dritten Standes ein Kaffeerezept zu votieren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienste des Fürsten Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblasen seines Lobes an der Sonne hat glänzen lassen, spricht er:

„Diesem heiteren Fürsten steht ein finsterer Republikaner gegenüber, in dem der Geist der französischen Revolution fortlebt, dessen Cynismus von der Eleganz jenes Fürsten himmelweit verschieden, und gleichwohl desselben französischen Ursprungs ist."

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um seiner schönen Schwester willen, schonender behandelt. Wer kann vorhersehen wie es endet? Unsere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie sie ihr Testament macht, wer weiß, ob die Ausstattung der schönen Eleganz nicht einst ganz allein von der Großmut ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel diese Prüfung überstehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Notanker Baruch aus. Herr Menzel ist noch vorsichtiger als die anderen; er fängt nicht eher gegen mich zu manövrieren an, als bis er sich in meinem Judentume festgeankert. In der Verzweiflung, mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Goethe als Patrizierkind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verspotteten die Christenkinder. Täglich sah er an der Sachsenhäuser Brücke das schändliche Steinbild, das Juden vorstellt, auf das Anstößigste gruppiert mit einer Sau. Der Fluch seines Volkes lastete schwer auf ihm. Als er auf Reisen ging, setzte man ihm höhnisch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Mensch, wie ihr andere? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geist ausgestattet mit jeder Kraft, und ihr solltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will euch kämpfen helfen für eure Freiheit."

Das wäre alles sehr schön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber so ist es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratismus, nur eine Äußerung des angeborenen menschlichen Hochmuts, von den Gesetzen, statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen seiner Ausflüsse nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht seit den Jahren, da ich durch die

Schrift zu wirken gesucht? Hätte ich tausend Dolche, und tausend Gifte, und tausend Flüche, und das Herz eines Teufels, sie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder? Ist nicht Deutschland der Ghetto Europas? Tragen nicht alle Deutsche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Österreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, gering und vornehm, jung und alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach' Mores Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerschaft und die gestrengen Herren Bürgermeister, und die Herren Aktuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, so im Rate wie auf dem Markte, so in der Weinschenke wie zwischen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhnisch und grell: Macht Mores! Wahrlich und sie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Österreich und Preußen, so schnell und so demütig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürstet, es wäre jetzt betrunken! Aber es ist nüchtern an Lust, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für alle, so ist es das Verbrechen der Empfindungslosen, nicht das meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Ist es etwa anders, so mögen der schlesische Herr Menzel, der württembergische Herr Menzel und der preußische Herr von Raumer, die für den Notfall zusammen einen Historiker vorstellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfsinn vereinen, um uns unsere aufrührerische Thorheit zu beweisen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeschichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtschaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abgefallen, oder durch ein größeres Wunder sie ihm von seinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach suchen. Erst vor einigen Tagen sprach Hume in einem Meeting: „Ja, wenn das Volk sicher sein will, die Abhilfe seiner Beschwerden zu erlangen, so muß es seine Angelegenheiten selbst besorgen. Während meiner langen politischen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder sich

von einer drückenden Last zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, sein Betragen so eingerichtet, daß es den Schlaf seiner Beherrscher zu stören wußte." Ist dieses in England, wie vielmehr in Deutschland. Jene genannte deutsche Herren und so viele, die ihnen gleichen, wie sie auch sein mögen, wissen das so gut als wir; sie wissen aber noch besser als wir, daß zwischen der Lüge und der Wahrheit sich die Mauern der Censur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten starrt, und daß sie von den Widersprüchen der Bessergesinnten oder Besserwissenden nichts zu fürchten haben. So geschützt lügen sie furchtlos im Angesichte des ganzen Landes, so geschützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrat von schönen Adjektiven und Bildern, die man zu den kostbarsten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutschen Volkes, als etwas Gutes, Gedeihliches, Herrliches und Beneidenswertes darzustellen. Er nennt das einen gesunden Schlaf, einen Pflanzenschlaf, ein stilles gedeihliches Wachstum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche musikalische Pause. Für Pause — es sei; doch wäre es nur wenigstens eine Pause von bestimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es ist keine Pause von bestimmter Dauer, es ist eine Fermate, während welcher die Herren Benefizkonzertgeber ihre Kadenzen nach Willkür ausdehnen, und ihr könnt Jahrhunderte warten, bis sie euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden, bis die Herren Solospieler der Alleinherrschaft müde geworden? Das abwarten? O Blödsinn! Unterdessen könnte das ganze Orchester nach Hause gehen, zu Nacht essen, sich schlafen legen, heiraten, Töchter ausstatten, Enkel schaukeln, dann sterben, dann wieder von vorn erben und sterben, und so immer fort und fort, die Pause endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faulenzen und schlafen; aber schlafen wie eine Blume ohne zu schnarchen; die Augen träumend nach den Wolken schlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten, was dabei herauskommt; beträchtlich pausieren, bis man ihnen zuruft: Jetzt wacht auf, jetzt sind wir wieder in Not, jetzt helft uns! — das Männern anraten — einem Volke von dreißig Millionen — o! Herkules, dieses anzuhören und gelassen zu bleiben, und deine

Keule nicht zu schwingen — diese dreizehnte Arbeit hättest du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit seinen eigenen Worten reden lassen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren ist: daß er sich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, sondern aus meinen Ansichten, die er unterschlug, eine Summe zog, wie er sie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel soll selbst seine Rechnung machen. Seine Gesinnungen sollen von Gänsefüßchen eskortiert werden und gegen jeden Andrang gedeckt, ungestört ihren Marsch fortsetzen.

„Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles gedeihliches Wachstum. Dies gilt von unserem physischen, wie vom geistigen Zustand. Im ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Litteratur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das letzte Jahrzehnt, so unscheinbar es sich gegen das vorletzte ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwickelung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen, was wir wirklich haben; und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir, bei unserer gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit, das „Sichunglücklichfühlen" der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deshalb einer noch verstockteren Heloten-geduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all seinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; seine Imagination vertieft sich zu sehr in die Verwesung des Vergangenen und er sieht unter der morschen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenstümpfe zu wenig die jungen grünen Keimsprossen hervorblicken." —

„Vergleichen wir unseren gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reiches, so müssen wir auch einsehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu sein. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen und auch politischen Vorteile, deren wir uns jetzt erfreuen,

nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vorteil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit selbst klüger geworden zu sein. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehen, sie kommt erst, wenn man sie verschmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pause, eine Zeit der Vernarbung dazu. Solange man sich noch ärgert nicht klüger gewesen zu sein, solange ist man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehn Jahren klüger oder erst klug geworden sind, während wir vor zehn Jahren nur voreilig glaubten, es schon zu sein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pause, jawohl, wir pausieren, aber diese Pause gilt etwas in der Musik; der Komponist der Weltgeschichte muß hier das Pausenzeichen machen. Gewiß ist die Stille, in welcher das deutsche Leben sich jetzt in sich selbst versenkt hat, ein Zeichen seiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde sie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem tierischen Winterschlaf eines Bären, wie sie uns Börne darstellt. Es ist nicht die Zeit unmutig und grollend in Lethargie zu versinken; anspruchslose Thätigkeit in allen Zweigen des praktischen und wissenschaftlichen Lebens darf sich ihrer ungestörten und gedeihlichen Wirksamkeit freuen!"

Diese der deutschen Litteraturgeschichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatschrosenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben so viel Angähnendes, Einschläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, schon schlaftrunken, nach der ersten besten Fronvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig stammeln: „Wir pausieren zwar beträchtlich, sind nur im stillen fruchtbar, warten geduldig auf unsere Niederkunft und schlafen unseren guten deutschen Pflanzenschlaf; doch könnte es geschehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüstern; darum sperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unsere eigene Exaltation sicher zu stellen. Thut das, lieber Herr!"

Wäre Herr Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Äschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht und wir reichen gerade füreinander aus. Ja ich habe noch den großen Vorteil über ihn, daß ich nicht zu

fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an der kalten Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweisen würde, meine vorteilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gottseibeiuns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volkes, und da wäre großmütige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch versetzt, ist niedergeschlagen." Niedergeschlagen — sehr gut. Ich erfahre zwar mit Überraschung zum ersten Male, daß das Phlegma aus Begeisterung und Witz zusammengesetzt sei; wenn es indessen der Experimentalphysik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatischen Stoff in solche Bestandteile zu zersetzen, so bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen ist, von Professoren und Diplomaten verstanden zu werden, sondern alles daran liegt, daß uns das Volk verstehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutschen Fürsten, welche, wenn es darauf ankommt, den Übermut jedes Mächtigeren als sie geduldig zu ertragen, ebenso phlegmatisch sind als ihre Völker, wurden von den Franzosen so lange gerieben, daß sie, ohne es zu wollen, zu wahren Elektrisiermaschinen wurden. Als sie diese neue Kraft in sich spürten, suchten sie ihre Völker damit anzustecken, und es gelang ihnen so gut, daß die hellen Funken stoben. Den Völkern sagten sie, Napoleon sei ihr einziger Tyrann, und sein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutschen Völker glaubten das, und in ihrem elektrischen Zustande besiegten sie den Kaiser der Franzosen. Darauf kamen sie mit großen Schnappsäcken herbei, um von den

Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hause zu tragen; aber die Fürsten, die sie schon früher eingesackt, lachten das dumme Volk aus, und als es räsonnierte, prügelten sie seine vorlaute Begeisterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemisch auszudrücken: sie schlugen sie nieder. Der geschlagene Enthusiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt sich dort unter dem Namen Witz versteckt. Aber welcher Art war dieser Witz? Kein solcher, der gegen den Beleidiger, sondern einer, der gegen sich selbst stach. Das deutsche Volk spottete seiner eigenen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Übertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreist, war eines der schmachvollen Zeichen der schmachvollsten Selbsterniedrigung. Herr Menzel denkt: das sei alles mit sehr natürlichen Dingen zugegangen, denn keine Überspannung könne lang dauern, die Abspannung müsse ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das ist aber eben der Jammer. Haben denn die Deutschen, Titanen gleich, den Himmel zu stürmen gesucht? Haben sie mehr als das Irdische und Menschliche gewollt? Ich sage, das ist die Schmach, daß das deutsche Volk seine Kräfte überspannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzosen schon ein halbes, die Spanier schon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne sich niederschlagen zu lassen und ohne Erschöpfung zu verraten. Daß ist der beweinenswerte Jammer, daß, wie Herr Menzel sagt, die jetzige Stille der deutschen Art vollkommen angemessen ist, und daß sich die Deutschen dabei wohl befinden. Herr Menzel und alle, die ihm gleichen, werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit", diese alte Geschichte, die ihnen ein alter Enthusiast erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geschichte kann sich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutsche Phlegma zu elektrisieren suchen, und dann ist es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel selbst thäte wohl daran, diese Warnung zu benutzen. Er ist alt genug, um sich zu erinnern, auf welche Weise Jahn, Arndt, Görres, und die anderen Ober-Hof-Franzosenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug, um noch einst ein gleiches Schicksal erfahren zu können.

Herr Menzel sagt: „am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen". O

Himmel! Für die Deutschen, für das gebildetste, geistreichste, tüchtigste und tugendhafteste Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, schwache, von tausend Banden der europäischen Diplomatie umstrickte Griechenland durch seinen Mut und edlen Trotz, selbst gegen den Sohn des Königs von Bayern zu behaupten wußte; was selbst die Negerkolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforschern vollkommener menschlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was selbst diese besitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geschworenen, und alle die anderen Institutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieses für unser Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchsten Maßstab des Ideals anlegen! Herr Menzel ist kein Freund von Idealen, er verehrt nur Substanzen und spricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir, ist nur Lebensmittel. Es ist darin keine Eigentümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meisten deutschen Gelehrten, die, sobald sie einmal ihr Ich gesetzt, meinen, jetzt sei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutschland abgeschafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zustand des Landes mit dem vor Auflösung des Reiches vergleiche, müsse man gestehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieser kleine Schritt, haben ihn die Fürsten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutsche Volk durch seinen Mut und seine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutsche Reich aufgelöst, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Teil der zahllosen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerstört hat. Es war Frankreich, welches das deutsche feudale Staatsgebäude so erschüttert, daß alle Stützen der Angst und der Vorsicht es nicht vor dem Einsturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutsch-lutherische politische Moral so lächerlich gemacht, daß sie sich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzosen nicht wären und ihre Thaten; wenn sie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben;

wenn sie nicht die Leibwache der Völker Europas bildeten, wie die Kosaken die Leibwache der europäischen Fürsten bilden: dann würden in Deutschland, wie überall, schnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum ist ein Verräter an seinem Vaterlande, welches auch sein Vaterland möge sein; darum ist ein Feind Gottes, der Menschheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es lästert, aus schnöder Dienstgefälligkeit.

Herr Menzel sagt von mir:

„Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrtümer gleich sehr verhöhnte wie die Laster und dem langsamem Entwickelungsgange nie eine Konzession machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht selten die redlichsten Männer und schadete jener allmählichen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Faust im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengesetzte Wirkung."

Was meine Faust betrifft, so dächt' ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu, darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrtümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein jeder und wäre er noch so gutmütig.

Ich hätte dem langsamen Entwickelungsgange nie Konzessionen machen wollen! Aber was hat sich denn in Deutschland mit selbstthätiger, selbstbestimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgesponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, sobald die Werkmeister mit ihren Händen und Füßen stille hielten? Haben die Deutschen ihre Abgaben, die auch sie dem Geiste der Zeit entrichten mußten, je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdrossen, zögernd, feilschend; mußten sie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten sie nicht an

jedem Zahlungstermine von ihrem Schicksale ausgepfändet werden? Heißt das langsam vorwärts schreiten, wenn man immerfort zurückgeht? Welche Fortschritte hat denn Deutschland seit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel spricht von Kunst und Litteratur, von Handel und Gewerben; er sagt, die Deutschen wären in Masse klüger geworden, denn sie hätten schon so viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es ist hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutschen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunst und Litteratur die Rede. Es ist davon die Rede, was Herr Menzel so gut begreift als wir, was er aber in seiner Schlauheit oder Furchtsamkeit gar nicht zu merken sich anstellt: von der Freiheit und der Herrschaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beschimpfung des deutschen Volkes, davon ist hier die Rede. Haben die Deutschen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, seitdem sie das Joch der Franzosen abgeschüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilschen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem sie erlöst sein wollten, und mußte nicht jedesmal das Schicksal, um dem Markten ein Ende zu machen, mit eiserner Schere den Faden zerschneiden? Sprangen nicht die deutschen Fürsten, so oft die Katze Revolution nicht zu Hause war, wie Mäuse auf dem Tische herum, alles zernagend, was sie erreichen konnten? Thaten sie je für ihre Völker mehr als sie mußten und früher als sie es mußten? Aber wehe den Fürsten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, statt ihr zu gebieten! Die Zeit wird sie verschlingen. Die Zeit war es nicht, die Frankreich gemacht, Frankreich war es, das seine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht selten die redlichsten Männer beleidigt, und jener allmählichen Entwickelung der deutschen Herrlichkeiten sehr dadurch geschadet — meint Herr Menzel. Wer hätte sich je träumen lassen, daß ich der Mann bin, der die deutsche Bundesversammlung leitet! Wahrlich, unsere politischen Nimrods haben es seit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel sein, der sich von ihren Polizeipfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren stille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Presse der guten Sache schaden — o! wir kennen diesen Ton. Und es trocken herauszusagen: ein Deutscher kann die Presse gar nicht mißbrauchen. Da wo Censur herrscht, hat jeder, der sich von ihr frei zu machen wußte, in seinen öffentlichen Äußerungen

nur das Sittengesetz und die Stimme seines Gewissens zu beraten, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgesetz, keine gesellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr ist, daß ich redliche Männer beleidigt, so thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die sich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, so edel sie auch sein mögen, doch nur für ihr Wissen leben und streiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wissen ist eitel und der Glaube ist stolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das Härteste gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer selbst verbreitet? Habe ich nicht allen Geist und allen Witz, den Preußen und Sachsen gegen mich ausgeschickt, in meinen eigenen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die stolze Zuversicht mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die anderen glauben nicht. Unsere Gegner denken nur anders als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln, reden sie nur anders als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unserigen entgegenzusetzen. Und darum werden wir siegen, und unsere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menschen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergesse mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menschen giebt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftstellerruhm, für ihre Künstlerehre, für ihre philosophische Würde besorgt sind. Mir sind solche Sorgen fremd. Ich strebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers, ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte so gut ich kann. Gedanken, Worte sind meine Werkzeuge, die ich nur schätze, solange ich sie brauche, und wegwerfe, sobald ich sie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollte ich anerkannt sehen. Wenn es nicht so, wenn ich wäre wie die anderen, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches

Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftsteller immer mit der größten Nachsicht, ja mit Vorliebe und Gunst beurteilt hat? Mancher, vielleicht er selbst, wird mich darum undankbar schelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel steht bei dem Feinde, ich kann ihn nicht schonen. Der Soldat im Gefechte darf seine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken, in den Reihen gegen die er zielt, steht ein edler Mann, sein Freund, stehen so viele, die den Krieg gar nicht verschuldet. Die Kugeln dieser treffen auch. Das ist das traurige Recht und das harte Gebot des Krieges: nur den Besiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urteile des Herrn Menzel über mich, die ich zu beleuchten gesucht, sind aus dessen deutscher Litteratur genommen, und mußten für ihren Teil dazu dienen, diesem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Österreich und Preußen zu sichern. Da aber dort die Beurteilung meiner Gesinnung und Denkungsart sich auf meine deutschen Schriften gründete, die in vieler Leser Hände sind, so war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen Worten und Gedanken nach Willkür zu schalten. Er konnte zwar unterdrücken, verstümmeln, deuteln, mußte sich aber auf etwas stützen, das ich wirklich gesagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urteile des Herrn Menzel wenden, wozu er den Stoff aus einigen französischen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutschland nur von sehr wenigen gelesen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mir sagen zu lassen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Kosten eine Lektion zu geben. Es ist die Kritik meiner Person und Meinungen, die im Litteraturblatte unter dem Titel: „Herr Börne und der deutsche Patriotismus“ steht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den besten Bissen jenes Artikels die deutsche Diplomatie zu bewirten; doch dieser mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Gesinnung achten, auch wenn sie nicht die unsrige wäre. Es ist aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, seit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutsche Vaterland und ihrem unauslöschlichen Hasse gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzosenhaß des Herrn Menzel aber ist noch jung, und man kann hoffen ihn zu bessern.

Wenn Herr Menzel meine in französischer Sprache geschriebenen Artikel nur aus den Übersetzungen und Bruchstücken der deutschen

Blätter beurteilt, so hat er leichtsinnig, albern oder gewissenlos gehandelt, sich darauf zu stützen; denn er konnte recht gut wissen, daß kein deutsches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutschland und Frankreich unverfälscht und unverstümmelt mitzuteilen. Wenn er sie aber in der französischen Ursprache gelesen, so war alles, worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel sagt: ich hätte den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den französischen Patriotismus gelten lassen. Ich zöge gegen die Deutschen im Interesse der Franzosen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzosentum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geister der deutschen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutschen Nation losgesagt, ohne mich vorher umzusehen, was ich durch den Übertritt zu einer anderen Nation gewinnen könnte. Die Demoralisation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutschland hätte ich gelobt. Ich suchte den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische aber wünschenswert zu machen, und den Franzosen alle Mittel und Wege zu zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können. Und mehr dergleichen Dinge sagte Herr Menzel. Ich werde später Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen, vorher aber meine Äußerungen, die ich in der Balance über Frankreichs und Deutschlands wechselseitige Stellung gemacht, soweit es hierher gehört, übersetzen. So wird der Leser selbst vergleichen und urteilen können.

Ich sagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkstätten der Menschheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorsehung die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Arbeiten aller anderen Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und ihren Sold auszuzahlen; es sind die Franzosen und die Deutschen. Den ersteren wurde die Leitung der praktischen Arbeiten, der Künste und Handverrichtungen, den anderen die Leitung der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften und Spekulation anvertraut."

„Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung ist unbedacht und vorschnell; daher die Entzweiung zwischen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und deutschen Gemütes mit dem Geiste und dem Gemüte der Franzosen; daher sind beide Völker, ob sie zwar mit den Grenzen sich berühren, doch durch einen unermeßlichen moralischen Raum geschieden."

„Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenskongresse, wo sich alle Völker Europas versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen."

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich ineinander zu schmelzen; die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können." — — —

„Die alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich untereinander gewürgt, vereinigt niederknieen und sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!"

„Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wieviel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wut alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!"

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich so viel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen."

„Das gesellige und geistige Leben der Deutschen leidet an Übeln und wird von Bekümmernissen gestört, welche die Franzosen nie gefühlt noch begriffen, oder die sie nicht mehr fühlen und vergessen

haben. Dieser Umstand könnte unsere Bemühungen zuweilen aufhalten und unsere Lage sehr peinlich machen. Die Nationen sind nicht weniger Egoisten als die Individuen; sie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen sich bald bei ihren Klagen. Sie sind aller Zeit bereit, ihre eigene glückliche Lage ihrem Mute, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geschicklichkeit zuzuschreiben; und das Mißgeschick der anderen Völker deren Schwäche, Unbeständigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder seiner zu spotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutschen über ihre geheime Kriminaljustiz, ihre dumme Censur und über die unverschämten Beleidigungen, welchen ihre persönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgestellt ist, sehr verdrießlich finden. Sollte mir das begegnen, sollte mir unglücklicherweise nicht gelingen, die Sympathie der Franzosen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vorteil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unsicher sind, solange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutschlands festgestellt sind, und daß die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Platze der Bastille, sondern an den Ufern der Elbe einen festen Grund finden wird."

„Deutschland bildet die Gebirgskette, welche die Civilisation von der Barbarei, die Franzosen von den Kosaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man sagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Kosaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht selbst die blutige Beredsamkeit eines Danton der unverschämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutschland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwischen dem populären und monarchischen Despotismus retten; aber unglücklicherweise wurde diese Lage der Dinge, von den Franzosen jeder Meinung und jeder Partei seit fast fünfzig Jahren verkannt. — — —"

„Frankreich und Deutschland vereinigt können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwischen Rußland und England könnte niemals ernstlich den Frieden Europas stören, solange Frankreich und Deutschland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutschland Beistand leistete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutschlands hängt also nicht bloß ihr eigenes Wohl, sondern auch das Schicksal ganz Europas ab."

„Frankreich, welches sich seit bald fünfzig Jahren belustigt, die

Welt wie einen Kreisel umherzupeitschen, hat wohl das Recht, jedes Volk, das ihm sein Bündnis anbietet, zu fragen: Was habt ihr zustande gebracht? Wozu könnt ihr uns nützen? Welche Hilfe bringt ihr? Welche Bürgschaft leistet ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutschland hat seit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenschaften und Genüsse die jungfräulichen Herzen und die keuschen Geister Deutschlands noch nicht erschöpft; sie bilden die Reserve der Freiheit und werden ihren Sieg entscheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur sehr wenig: ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelstau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maultieres ist genug, die Lawine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches sich über nichts mehr verwundert, dieses Frankreich, welches in drei Tagen das mühsame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht, und aufgehört hat sich über sich selbst zu erstaunen — es wird sich über das deutsche Volk erstaunen, und dieses Erstaunen wird nicht bloß Überraschung sein, sondern Bewunderung."

„Frankreich sollte endlich Deutschland, diese Quelle seiner Zukunft, kennen lernen; es sollte sich endlich überzeugen, daß es sich nicht selbst genug und nicht alleiniger Herr seines Schicksals ist. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei sein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig sei. Ein Volk, das Tag und Nacht seine Freiheit bewachen muß, ist nicht frei, wie ein Mensch, der auf seine Gesundheit acht haben muß, nicht gesund ist. Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es ist groß und bewunderungswürdig, aber sein Ruhm hat keine Früchte getragen."

„Frankreich hat Deutschland immer falsch beurteilt, und was schlimmer ist, es hat es gar nicht beurteilt, es hat sich nicht darum bekümmert. Deutschland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum besser zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und in der letzten Zeit eine Art höchst lächerlicher Geringschätzung, die sein Urteil blind gemacht. Die Deutschen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müssen, und jetzt werfen sie den Franzosen vor, daß sie so oft Rückschritte machten! — — —"

„Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahr-

heit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verräterei. Allein hören Freimütigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? Die Deutschen haben, seit sie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der sie früher frei waren. Der Nationalempfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einst den Deutschen nicht fehlen; aber bis heute haben sie noch nicht genug gethan, um sich der Zuversicht hinzugeben, daß man nicht ihr stolzes Selbstgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen gewechselt. Und dann, ist nicht in jeder Nationaleitelkeit etwas Kindisches, ja selbst Unsinniges? Ein einzelner Mensch kann entschuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und spricht, sich empfindlich zeigt; denn der einzelne gilt nur so viel er geschätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werte gleichkommt, so ist die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Übrigens wäre es leicht zu beweisen, daß oft, was die verschiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zustande gekommen, und was andere Völker erduldet, sie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es ist also in jedem Lobe eines Volkes etwas, seine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas, die Beschämung zu versüßen. — — —"

„Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenschaften des einen oder des anderen darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menschen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit ist das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es giebt Tugenden, die unvereinbar, es giebt gewisse gute Eigenschaften, die notwendig mit gewissen Fehlern verbunden sind. Das aber ist die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie sie in außerordentlichen Fällen, wo sie zum Handeln oder zum Widerstehen gute oder schlimme Eigenschaften, die ihnen fehlen, nötig hätten, dieselben bei fremden Völkern suchen und zum besten gebrauchen sollen."

„Frankreich und Deutschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem anderen abhängen. Die Dienste, welche sie sich wechselseitig zu leisten haben, sind leicht festzusetzen. Im allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Verstand (le caractère), bei den Deutschen der Geist vor; es kommt also letzteren zu, zu unterscheiden, was man zu thun, den anderen, wie man es zu vollbringen habe. — — —"

— Ein Artikel über Uhland und Beranger enthielt unter anderen folgendes:

„Die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und sie teilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. — — —"

„Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apostel sein, und dessen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menschen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und dessen poetische Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Lust und Schmerz gemischt ist, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, sich abwechselnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzose, bald Deutscher sein, Gott und Lisette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den schönen Tagen der ersten Liebe erstickt man fast, ein Deutscher zu sein; aber wenn die Witterung kalt ist, gewähren euch eure Kamine und eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet ihr alsdann einen deutschen Ofen und ein deutsches Herz finden! — — —"

„Beranger ist liebenswürdig und Uhland ist achtungswürdig; sie sind von ihrem Lande; die Franzosen sind frei und glücklich, und die Deutschen verdienen es zu sein. Wenn eines Tages die Deutschen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürsten, dem kindischen Wesen ihrer Poeten und der Unwissenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male sich mit einem selbstmörderischen Hasse gegen Frankreich begeisterten, dann würden die Lieder Berangers ihren Zorn verständigen und entwaffnen. Wenn die Franzosen sich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegerischen Oberhauptes von neuem gegen Deutschland treiben ließen, dann mögen sie Uhlands Lieder lesen, um zu erfahren, daß ein Volk, das seinen Ruhm in der Gerechtigkeit setzt und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß seine Freundschaft vorteilhafter ist, als der Sieg selbst. — —"

— In einem französischen Artikel über Menzels Franzosenfresserei sagte ich:

„Wie! Ihr seid ein Volk von dreiunddreißig Millionen Menschen und ihr beklagt euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die seine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die seine Verbündeten waren? Aber beruhigt euch, ihr unglückseligen Eunuchen der Nationalehre, die nicht euch gehört und die ihr nur für den Gebrauch eurer Sultane bewacht; nicht euch, das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hat Napoleon verachtet, jene Fürsten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in seinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubnis, sich der armseligen Reste von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachsicht, in ihren Präfekturen die Despoten spielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen, ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das sie gegen Österreich geschützt, und Österreich, dessen Vasallen sie waren. Diese Fürsten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu seinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat sich von ihnen betrügen lassen. — — —"

„Ergreift die Waffen, ihr hochherzigen Verteidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg, für die väterlichen Bedürfnisse eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gebe, um eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor ihr euch den Gefahren des Ruhmes aussetzt, fragt die Elsässer, ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden, ob sie sich glücklich schätzen würden, ihren König gegen einen der deutschen Bundesfürsten, ihre Deputiertenkammer gegen die Frankfurter Bundesversammlung, die Freiheit der Presse gegen die schändliche Censur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmut und die Unverschämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauschen. Fragt sie das und sie werden euch antworten: wir sind die glühendsten und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen. — — —"

„Geht doch, ihr stümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es ist ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke besiegt worden zu sein, das ist allen Völkern und den tapfersten begegnet; aber es ist eine Schande in seinem Vaterlande Sklave zu sein. Der fremde Sieger macht uns wenigstens das Recht nicht streitig, ihn zu hassen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unsere Liebe und unsere Achtung; aber die inländischen Tyrannen zwingen uns, die Hand zu küssen, die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes ist, daß es wisse frei zu sein, ein Bedientenvolk hat keine Ansprüche auf Achtung zu machen. Was habt ihr nötig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß eure Nationalschande zu suchen? Sie liegt euch unter den Händen, sie ist von gestern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, besteht Preßfreiheit, und in Deutschland, dem Vaterlande Luthers herrscht die Censur! Ihr hungert nach Nationalehre, ihr füttert euch mit dem Siege, den vor achtzehnhundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, ihr ernährt euch armselig mit der Asche eures Ruhmes, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen euch alle Tage! Wisset, daß dort die Schande ist, und daß auch dort die Ehre könnte sein. — — —"

— Ein Artikel über Heine enthielt folgendes:

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. Deutschland ward das reinste Sonnenlicht, den anderen Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort sind die Quellen der großen Ströme der Geschichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutschen das Genie, den Franzosen das Talent; den einen die schöpferische, den anderen die anwendende Kraft. Aus dem deutschen Boden sind alle jene große Ideen hervorgegangen, die von geschickteren, unternehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind. Deutschland ist die Quelle aller europäischen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Gestalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöse Reform sind aus ihrem Schoße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheiratet und ihre plebejische Mutter verhöhnt haben. — — —"

„Die Franzosen klagen oft und spotten zuweilen über den Nebel, der den Geist der Deutschen umhüllt. Aber diese Wolken, welche den

Franzosen das Sehen verhindert, sind nur zu den Füßen der Deutschen gelagert; sie selbst ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und atmen unter einem blauen Himmel eine reine und strahlende Luft. — — —"

Das ist es, was ich den Franzosen von Deutschland, was ich den Deutschen von Frankreich gesagt. Und jetzt betrachte man die Lügenstickerei, mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken suchte.

„Herr Börne giebt in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Journal: La Balance, heraus. Im ersten Heft desselben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei gewesen sei. Er sagt aber kein Wort gegen den französischen Patriotismus. Diesen läßt er gelten. Nur gegen den deutschen zieht er, selbst ein Deutscher, zu Felde, und in welchem anderen Interesse als in dem der Franzosen?"

Wo findet sich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den französischen aber für Weisheit? Wo steht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu sagen wo es steht, ich weiß es — es steht in seiner Instruktion. Er hat sich darum nicht mit mir zu verständigen, sondern nur mit jenen unschuldigen und gutmütigen Lesern, deren es in Deutschland so viele giebt, die zwar als Knaben schon den Livius und den Tacitus gelesen, aber nur lateinische Vokabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Aristokratie, und die ewigen Tücken des Despotismus daraus gelernt. Gegen jene unwissenden Leser hat sich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maschinenwesen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringste Kenntnis haben und von der Bauchrednerei der politischen Gaukler und Taschenspieler gar nichts ahnen. Diesen, nicht mir, zeige er die Stelle, wo sich das findet was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutschen Patriotismus allein, ich habe auch den französischen und jeden anderen verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, sondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir streiten, ob der Patriotismus eine Tugend sei oder nicht, so bin ich gern dazu bereit.

„Doch es scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hindernis der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angeborenes, Natürliches und Heiliges, sondern für eine Erfindung,

für etwas, das den Völkern aufgeschwatzt worden sei, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken."

„Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht bloß dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdachte entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln, und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosentum ausbreiten."

„Ist denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? und es ist wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sei? Im Gegenteil. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiserdespotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Korsen zurief: bis hierher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der so viel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräfekt in seiner Vaterstadt figurieren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris sitzt und schreibt und die Geister der Helden verhöhnt."

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel voraussetzt, den Unterschied der Nationen als ein Hindernis der allgemeinen Freiheit, wenigstens giebt es größere Hindernisse, die

meine Aufmerksamkeit viel stärker in Anspruch nehmen. Doch was heißt Unterschied der Nationen? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen sich zu widersetzen ebenso unmöglich ist als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angeborenes, Natürliches und Heiliges. Er ist ein angeborener Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht schon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Untersuchung zurückschreckte und den Schändern des Heiligtums freien Spielraum gab? Was ist heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn diese haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürsten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen sie es bloß zu ihrem alleinigen Vorteil und oft zum Verderben ihrer eigenen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeschwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben sie ihnen eine ganz falsche Bedeutung aufgeschwatzt, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken. Das ist es freilich was ich meine.

Die Neigung, stete Bereitwilligkeit und der unerschütterliche Mut, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit seines Lebens thätig zu sein, und dabei kein Opfer, keine Anstrengung zu scheuen, sich von keiner Gefahr abschrecken zu lassen: das ist es, was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedroht werden, von außen und von innen. Die Übel, die von außen kommen, sind seltener, es sind gewaltsame Verletzungen und sie gleichen den Verwundungen des menschlichen Körpers. Sie sind schmerzlich, aber nicht bösartig, und können den stärksten und gesündesten Staat treffen. Die Übel, die von innen kommen, gleichen den Krankheiten; sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Konstitution oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vorteile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die inneren Feinde hilfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster verdammt und unter dem Namen Landesverräterei und Majestätsverbrechen, durch ihre Gesetze mit den

härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußeren Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrschaft sicherte, und sie in den Stand setzte, jeden fremden Fürsten oder jedes fremde Volk, die sie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzustellen.

Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend solange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Herr Menzel sagt, für das Vaterland handelt man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe ist für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater ist. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie dich selbst, du sollst ihn nicht hassen, nicht kränken; wenn das Staatsgesetz gebietet: du sollst deinen Mitbürger nicht bestehlen, nicht berauben, ihn nicht in seiner Ehre, seinem Rechte, seinem Eigentum kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, so darfst du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten sie damit lehren oder verbieten, daß man sein Weib und Kind nicht lieben, daß man seine Familie verraten sollte? Aber was man nicht thun darf für seine Familie, darf man auch nicht thun für sein Vaterland. Das Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend ist schöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es ist aber nicht die Rede von dem was man kann, sondern von dem was man soll. Vom Ausrotten des Patriotismus ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürsten und der Völker mit dem Namen Patriotismus

umschleierte. Von aller Geschwindigkeit ist am wenigsten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europas, bis besonders die Franzosen und die Deutschen zur Einsicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geschieht, werden noch manches Jahr die Kosakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutscher Dom wird von den Türken unter russischer Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menschen des Festlandes begraben.

Die Fürsten sind einig; aber weil sie wissen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigene fruchtlos machen würde, suchen sie diese zu verhindern. Kein Fürst ereifert sich darüber, wenn ein fremdes Volk sein eigenes anfeindet. Herr Menzel, der in dem schulbübisch censierten Deutschland alle mögliche Freiheit genießt die Franzosen zu verlästern, sie bei den Deutschen zu verleumden und diese gegen sie aufzuwiegeln — er versuche es einmal gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzose ist, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht versuchen wird; denn er weiß die feinsten Tendenzen seiner Zeit ebensogut als der Fürst von Pückler zu berücksichtigen, der auch von dem Könige der Franzosen alles mögliche, von dessen Volke aber gar wenig Gutes zu sagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter sagt, fand ich so ermüdend dumm, daß ich mich erst etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er ist nicht eitel", rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen sehe zu spießbürgerlichen Erörterungen hinabzusteigen, regt sich mein Stolz in mir und ich erröte, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb so viel von Politik versteht als meine französische Köchin, ob sie zwar Eulalia heißt und dieser Name voll Menschenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindsamkeit, Mondlichtszitterschein und anderen Deutschtümlichkeiten, die allergrößte Unbekanntschaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verraten scheint.

Herr Menzel sagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; diese hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren

könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entstehen, wie hätte je der Fürst eines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen, heiße sein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vorteil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweisen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt selbst diese in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigentümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerstören gesucht, solange sie glaubten, daß dieses ihre Herrschaft erleichtere und sichere; sobald sie aber zu besserer Einsicht gekommen, sobald sie begreifen gelernt, daß man verschiedene Völker am sichersten regiere, wenn man sie in wechselseitiger Eifersucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und so eines von dem anderen bewachen lasse, haben sie mit dem größten Eifer alle Nationalverschiedenheiten zu unterhalten gesucht. In dem österreichischen Staate giebt es, genau gezählt, neun verschiedene Patriotismen. Die Fürsten Österreichs haben die Nationalverschiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrschten Völker immer mit solcher ängstlichen Sorgfalt unterhalten, daß sie sich sogar gescheut, die noch hier und da sich findenden Grabsteine längst verstorbener, längst verfaulter Freiheiten zu zerstören, sie, welchen doch immer selbst vor jedem Zeichen der Freiheit schauderte! Thaten sie so zum Vorteile der Freiheit oder zum Vorteile des Despotismus? Ist Österreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien schreiben? Doch wer weiß vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht schon den Menschen als Patriotismus aufgebunden? Die Österreicher sind so treuherzige und gutmütige Menschen, daß man unter ihnen findet, was sonst nirgends in der ganzen Welt zu finden ist; nämlich Polizeispione unter den ehrlichsten Leuten. Wenn ein solcher ehrlicher Spion seinen Nachbarn, seinen Freund, seinen Bruder verrät, schwört er darauf, er sei ein guter Patriot, und stirbt so selig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimnis anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist keinen zu haben, und es daher gut sei,

daß sie nicht frei sind, und wie sich dieses einst zum Glücke der europäischen Menschheit wenden werde. Doch um das allen klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt stellen, und ich fürchte da gäbe er mir recht, hielte mich fest, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmlisch wohl es allen deutschen Gelehrten auf sehr hohen Standpunkten ist; denn dort oben in den Wolken giebt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner schwachen Fassungskraft zu scherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutschen Patriotismus, ja auch nur sein Dasein aufzufinden, so lasse ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die, um das deutsche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel ernst mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korsischen Tyrannen; waren es nicht bloß die alten Possen aus der Befreiungskomödie, wollte er vielmehr wie viele andere, und wie befohlen, die Deutschen damit einschläfern und ihnen raten sich auszuruhen von den drei großen Werken, die sie in neunzehnhundert Jahren vollbracht — so muß ich es wohl als Ernst annehmen und ein Wort darüber sprechen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen anachronistischen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher in seinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzulesen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenossen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Lust und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landsleute, wie in der Reihe ihrer Landsleute gegen die Römer. Die deutschen Häuptlinge und Fürsten stritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vorteil, und je nachdem diese

wechselten, wechselten sie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften sie die Römer, bald die Deutschen. Zwischen den deutschen Fürsten und Völkerschaften war selbst im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius selbst wurde, nachdem er Varus besiegt, von anderen deutschen Fürsten, worunter seine eigenen Verwandte waren, heimlich totgeschlagen. Herr Menzel sieht, daß schon in uralter Zeit der deutsche Patriotismus einen so schlechten Lohn fand als in unseren Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg sich mit dem Schicksale des Arminius trösten müssen, das doch noch trauriger gewesen als seines; denn nie hätte er, ob er zwar selbst Husar war, die jetzige Husarenregierung Preußens gut geheißen.

Die Deutschen kämpften jahrhundertelang die einen für, die anderen gegen die Macht der römischen Kaiser, und nicht eher sahen sie in den Römern einen gemeinschaftlichen Feind und verbanden sich gegen sie, bis nordische Völker kamen und sie auf die Römer warfen, ganz so wie sie achtzehnhundert Jahre später von den Russen gegen die Franzosen gedrängt worden.

Stand deutscher Patriotismus auch nur in der entferntesten geistigen oder Blutsverwandtschaft, nur in der losesten geschichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Ursache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegenteil, die Reformation vernichtete allen deutschen Patriotismus, selbst jenen schlechten, den Herr Menzel preist und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindsucht, an der die deutsche Freiheit starb und Luther war ihr Totengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälscht, so daß er gesunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der sich wie alle deutsche Gelehrte auf einen reinen Wein verstand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens da reine Wasser der Philosophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der westfälische Friede ist da mit seiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige tausend Denker erwarben sich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor seine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tausend Narrheiten, welche die deutschen Theologen und Philosophen ersonnen, wurde das Land reicher. Das Papsttum, dieser böse neckische Geist, doch ohne

Körper, der nur Abergläubische schreckte und von allen Verständigen verlacht wurde, das wurden sie los; dafür aber bekamen sie zwei handgreifliche schwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzosen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten sich die Deutschen untereinander, und um ungestört ihre Wunden verbinden, ihre Toten begraben zu können, mußten sie endlich einen Teil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Universitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverräterei, für ihre Fürstendienste zu belohnen, und tausend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Asche und die Gebeine von zehn Millionen Deutschen bedeckten das verwüstete Land. Nie haben die deutschen Fürsten ihren Völkern, nie haben diese sich selbst, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem französischen Journale über die Ursachen und Folgen der Reformation umständlicher ausgesprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen, und viel von seinem geistigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die priesterliche Macht doch nur eine moralische. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man sich um seine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu schwach oder zu voller Leidenschaft ist, ihrem Schmollen und ihrem Liebkosen zu widerstehen. Als aber nach der Reformation die Fürsten sich der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgesetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er schrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet sich nicht. Er verlangte gute Werke statt äußeren Gottesdienstes, aber die guten Werke wurden seit dieser Lehre nicht häufiger."

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Teile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volkes wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des

Katholizismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen sich langweilten und einschliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunst, wurde eine Wissenschaft, die der Fassungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk; man führte keine öffentlichen Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Hausegoismus trat an die Stelle des Nationalgeistes; das deutsche Volk, ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutsche Leben ist ein Fastenleben, das schon seit drei Jahrhunderten dauert, und das deutsche Volk ist noch weit von seinen Ostern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Mensch, und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürsten als der Beschützer seinesgleichen sein. Die Fürsten schmeichelten ihm, weil sie ihn fürchteten. Luther war so gerührt von ihrer Furcht und so betäubt von ihren Liebkosungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürsten nur aus Ehrgeiz und Habsucht seine Lehre angenommen, und daß sie sich in ihrem Innern über seinen religiösen und philosophischen Enthusiasmus lustig machten. Luther hat seinem Vaterlande viel Böses angethan. Vor ihm fand man bei den Deutschen nur Dienstbarkeit, Luther begabte sie noch mit Dienstbeflissenheit. Die südlichen Völker, die katholisch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch sie lieben und verehren sie nicht; sie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und seinen Statthalter."

„Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt, oder wenigstens mit gutem oder schlechtem Erfolge ihre Befreiung versucht. Aber bei den reformierten Völkern, wo die Fürsten auf den Rat und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herrn als pflichtschuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden. Sie wagen sie nicht zu brechen, sie

wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche sociale Verbrechen würde sie nicht zurückschrecken, aber sie entsetzen sich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholischen Priester haben nie den leidenden Gehorsam gepredigt, gleich den reformierten Geistlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürsten, obzwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt." — — —

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mit Adleraugen die Finsternis seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verstand weder die Ränke, die Leidenschaften und die Halsstarrigkeit. der höheren Stände, der bürgerlichen Gesellschaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Interessen der unteren Stände. Er verachtete im höchsten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer seine Meinungen in Gesinnungen und seine Gesinnungen in Handlungen zu verwandeln sucht."

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wissens, als des Gewissens. Vergessend, daß Gott selbst, trotz seiner Allmacht, eine sinnliche Welt erschaffen mußte, um seine Göttlichkeit zu offenbaren; vergessend, daß alle Ideen aneinander hängen, daß die moralischen und materiellen Interessen sich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne, ohne die anderen mitzutreiben, verwünschte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel besuchte ihn eines Tages in seiner Einsamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu schrecken; Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete sich durchs Fenster. Weil ihm diese Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Tinte wäre das beste Wurfgeschütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubsucht der Mächtigen der Erde. Diese Lutherische Artillerie ist seitdem nicht vervollkommnet worden und die deutschen Philosophen, Moralisten und Doktoren der Politik begnügen sich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu schreiben, welche sich über sie und ihre Tintenfässer mit Recht lustig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltstürmenden Korsen in Duett absingen? Ach nein, es ist gar zu langweilig. Nur zu oft habt ihr es gehört, nur zu oft wurde es euch vorgesungen. Doch will ich den weltstürmenden Korsen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falsche und was der wahre Patriotismus ist, und wie sich der Patriotismus der Deutschen von dem der anderen Völker unterscheidet. Woher kam es denn, daß das schwache Spanien dem weltstürmenden Korsen gleich am ersten Tage seines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzosen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutsche Volk sich zwanzig Jahre lang von ihnen schlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht bloß für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich für sich selbst und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil sie nicht bloß gegen die Tyrannei Napoleons, sondern auch gegen die ihrer eigenen Fürsten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als sie ihren König zurückgeführt, und dieser sie betrog wie üblich, da ließen sie sich weder täuschen noch schrecken, da verloren sie nicht den Mut, ergaben sich keiner schnöden Ruhe, sondern sie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten sie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben sie gesiegt für immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt ihr euren König, jetzt könnt ihr zufrieden sein; verlangt nicht zuviel, am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im stillen, pausiert gehörig, und legt euch ins Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Thor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände spotten, darum weil wir ein Volk bald beweinenswert, bald lächerlich finden, das sich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigstens mit Zucker lockt; das sich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapferen Deutschen, die für ihr Vaterland geblutet, die Geister jener Helden, die für ihr Vaterland gestorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt sie, ihr bestochenen Sachwalter, die ihr durch eure Verfälschungen,

eure Verdrehungen, eure Ränke das deutsche Volk um das Erbe betrügt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; ihr verhöhnt sie, nichtswürdiges Geschlecht! Nicht wir verhöhnen die Geister jener Helden, wir, die wir im Kerker schmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Gesinnungen kund gethan, durch die sie einst unsere Fürsten vom Joch Napoleons befreit, und sie aus Knechten, die sie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergossene Blut jener Helden. Wären sie so weise als tapfer gewesen, so bedenklich als sie vertrauensvoll waren, hätten sie die Waffen nicht niedergelegt, bis sie dem Volke die Freiheit gesichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr schnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapferen Deutschen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris sitze und schreibe und die Geister der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit erobert? Nötig gemacht, hätte Herr Menzel sagen sollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unseres Vaterlandes gekämpft und nicht bloß für die Freiheit unserer Fürsten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu suchen. Und hätten die Franzosen solche bange Sklavenherzen wie die Deutschen, und wäre ihr König so niedrig gesinnt wie die deutschen Könige, dann gewährten sie uns keine Freistätte in ihrem Lande, sondern sie würden uns mit Ketten belastet der Rache unserer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich sehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterstadt als Polizeibeamter Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben; aber weil zu kaiserlichen. Ob der Kaiser Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir alles gleich. Und dennoch wollte ich lieber so schmähliche Programme schreiben, als meine Hände besudeln, wie jetzt alle deutschen Polizeipräfekten es mit Lust und Liebe thun: mit Entwürfen zu Instruktionen für reisende Kundschafter, mit Zusammenstellen der Berichte hausierender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geständnisse, mit der doppelten Buchhalterei über alles, was in den Wirtshäusern getrunken und gesprochen wird. O tausendmal lieber! Nie war während der französischen Herrschaft die deutsche

Polizei so tief in Kot versunken als jetzt; nie wurde ihr so Unmenschliches zugemutet; nie wurde das härteste Verlangen mit solcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie während der zehnjährigen Herrschaft der Franzosen wurde bei der Polizei mit solcher schadenfrohen Tücke, mit solcher Unmenschlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit solcher ledernen, thränendichten Schulfuchserei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem ersten Jahre der deutschen Herrschaft. Ich muß das wissen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und seitdem ist das ganze deutsche Volk von seiner Oberregierung in zwei Klassen abgeteilt worden; in die der Spione und in die der Spionierten. Außer ihnen nicht einer mehr. Sei einer brav oder schlecht, Mensch oder Teufel, das kümmert sie nicht; man ist Polizeihund oder Polizeiwild, Hammer oder Amboß.

„Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Objekt anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negiert er es schlechtweg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negieren, ebensowenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negieren."

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutsche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn, mir so ein thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch keiner hat versucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Versuch gelungen. Wir wollen das deutsche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es schläft. Wir sind seine Fliegen, die ihm um die Ohren summen und im Gesicht herumkitzeln; ich wenigstens glaubte nie mehr zu sein. Zwar schläft das deutsche Volk einen sehr festen Schlaf — wie wäre ihm auch möglich gewesen seinen Gelehrten zu widerstehen, die mit ihren Büchern selbst einen österreichischen Vorposten einschläfern könnten; zwar schläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel so lyrisch schön besungen, es schläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schoße der Mutter; aber wir sind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unser Stachel nicht auf, so weckt es einst der Donner, und thut es der Donner nicht, so thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht sich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutsche Volk sich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne

Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eigenes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Lasterrepublik des neu etablierten jüdischen Hauses Heine und Kompagnie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Monaten im Réformateur entrüstet angegriffen, und wenn er sie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, so thut er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als ein zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt."

„Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugendrepublik noch die Lasterrepublik, und auch nicht die konstitutionelle Monarchie will, die er mit so viel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt?"

„Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen werden schon dafür sorgen. Man muß nur diese Bahn brechen in Deutschland, den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswert machen und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst durch ein schmeichelhaftes Fraternisieren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet ist, durch die Invasion."

Es gab noch keinen diplomatischen Lehrjungen, es giebt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutschland, der nicht einmal über die Tugendrepublik des seligen Herrn v. Robespierre gescherzt hätte. Herr Menzel gehe mit seinem seligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und lasse sich präsentieren, oder nach München in den Bocksbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugendrepublik des seligen Herrn v. Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demütig genug finden mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu streiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem so reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugendrepublik schwärmen. Die Republik als eine Herrschaft der Tugend geltend zu machen, um sie den

Menschen zu verleiden, das ist der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Versprechen gewagt, das Laster zu zerstören; sie versprach nur dessen gesetzliche Organisation aufzulösen, ihm seine Erblichkeit, seine angeborenen Vorrechte zu entreißen und die geschlossenen Körperschaften zu trennen, die dem Laster eine unbesiegbare Übermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfassung keiner Art vermag mehr als das; der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das ist ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikanischen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzustellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich selbst war bis in mein fünfundvierzigstes Jahr der konstitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kommt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchischen oder republikanischen Regierungsform gesprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es ist nichts als die gewohnte bange Vorsicht des Herrn Menzel. Er fürchtet so sehr die Überzeugungskraft meiner Ansicht über die Lage Deutschlands, daß er sich scheut, ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk seiner Leser auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: dort steht er, schlagt drauf. Und sie schlagen zu und haben die Luft und das Gebüsch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als siegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind sie nicht konstitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrscht, auch für Deutschland wünschen? Giebt es aber in Deutschland konstitutionelle Monarchien? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müssen, daß sie nicht sprechen dürfen, worüber sie wollen, daß sie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken lassen dürfen? Gehört die Censur zum Wesen der konstitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, jungen Schriftstellern von Geist und Talent das Schreiben zu verbieten, bloß weil sie einen guten Stil haben, und man fürchtet, das Volk möchte künftig lesen, was früher nur die Gelehrten verstanden? Gehören die heimlichen Gerichte zum Wesen der konstitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß die von den Fürsten bezahlten Richter allein über

Freiheit und Leben derjenigen entscheiden, die der Beleidigung jener Fürsten angeklagt worden? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, daß man die Angeschuldigten vier, fünf Jahre im Kerker schmachten läßt, bis man sie verurteilt oder freispricht? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, die Jugend als ein Verbrechen zu bestrafen, und als ein Vergehen, jung gewesen zu sein? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, viele hundert Jünglinge während der Blütezeit ihres Lebens im Kerker schmachten zu lassen, weil sie die Freiheit länger geliebt, als ihre Fürsten sie gebraucht? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeschuldigten, noch das Verbrechen der Verurteilten bekannt macht? Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtstrafe verurteilt, Rechnung ablegt, wie über ein Schlachthaus? So viel Ochsen sind geschlachtet worden, so viel Kühe, so viel Hammel, so viel Schweine — das Schlachtvieh hat keine Namen — so viel Theologen sind verurteilt worden, so viel Juristen, so viel Pfarrer, so viel Mediziner, so viel Offiziere — sie haben keine Namen, die Schlachtopfer des Despotismus! Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter bestraft, weil sie ihren Sohn, eine Schwester, weil sie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien suchte? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Teilnahme an dem Schicksale ihres Mannes", der gefangen sitzt? Daß man eine Mutter zwingen will, die Briefe der Polizei auszuliefern, die sie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gericht ladet, um seiner Unschuld und Unwissenheit ein Zeugnis gegen seine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, wenn die verschiedenen Fürsten eines Landes sich zum voraus über das Eigentum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwischen könnte; daß sie streiten, wer von ihnen das Recht haben solle, sie zuerst zu martern; daß sie einen Vertrag schließen, derjenige von ihnen solle das Vorrecht haben, der sich zuerst gemeldet; daß sie dann sich eilen, sich auf die Flüchtlinge zu abonnieren, sich einschreiben zu lassen, wie zur Vorstellung einer Oper? Welch ein jämmerlich ungeschickter Verteidiger der in Deutschland bestehenden Ordnung der Dinge ist Herr Menzel, wenn er behauptet, zwischen dieser Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um so schlimmer, wenn

nichts in der Mitte liegt; um so schlimmer, wenn keine andere Wahl ist, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder sich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoralisation in Frankreich entrüstet angegriffen und getadelt, die in Deutschland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkows Wally gesprochen, als Zeugnis auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreistigkeit zu solcher Lüge, da sich doch in der Balance gerade das Gegenteil findet? Die Zuversicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm seine Polizeitaktik den Sieg versichert. Er weiß, daß die Balance nur von sehr wenigen gelesen worden, daß selbst diese wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften, was sie darin angesprochen, und daß ihre schwachen Stimmen von dem Geschrei des Litteraturblattes, der allgemeinen Zeitung und der hundert anderen deutschen angstkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter betäubt und verschlungen wurden. Aber freilich, mein Tadel der Wally hatte einen ganz anderen Grund, als der des Herrn Menzel. Ich verteidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrschaft sieht, der Gunstspendenden. Nicht, daß ich die Wally gelobt, sondern daß ich das lächerlich despotische Verfahren getadelt, welches die deutschen Regierungen gegen Gutzkow sich erlaubt, das war es, was den Eifer des Herrn Menzel erregte. Aber ganz Deutschland denkt hierin wie ich. Über das, was recht und sittlich sei, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquisition, in deren verpestetem Luftkreise weder Recht noch Sittlichkeit bestehen können. Und wenn die Moral meine eigene Tochter wäre, ich wollte sie ebenso gern in einem Bordell erziehen lassen, als daß ich sie der Aufsicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einst ein Pharisäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vorteil brachte, das junge Deutschland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an diesem Tage hatte er seine Seele mit blutiger Unterschrift dem Bösen zugesagt, und von einem solchen Handel kauft man sich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Christus von Judas verraten wurde, war er schon reif zu seiner Herrlichkeit und stand als Gott auf, nachdem er als Mensch gestorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erstickt, ist ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß sich die Kleider, streute Asche auf sein Haupt und flüsterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf

allen Gassen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rousseau geboren werden, ein Messias, der das Volk von seiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erschraken die Herodes' Deutschlands, und sie schickten ihre Häscher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerstören. Die Verfolgung des jungen Deutschlands war ein wahrer bethlehemitischer Kindermord. Die unschuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutschen Volke ein Voltaire kommen soll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der konstitutionellen Monarchie in Deutschland immer die unsäglichste Verachtung blicken lassen, sagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn sie haben es gut gemeint. Aber angestaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geschichte lehren, und doch selbst nichts von ihr gelernt; welche die letzten fünfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuschung ärmer, nicht um eine Enttäuschung reicher geworden sind; welchen die Taschenspielerei der Macht so fremd wie unschuldigen Kindern war, so daß sie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muskatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Diese wenigen, zwar unverständigen, aber treuen Freunde der konstitutionellen Monarchie schmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutschland atmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo sind aber die übrigen tausend Freunde der konstitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben sie sich verkrochen? Als die konstitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vorteil brachte, weil es die Gelegenheit verschaffte, der Regierung ihre Gunst abzutrotzen; als die konstitutionelle Monarchie noch Feste gab, da setzten sich viele Freunde an ihren Tisch und tranken und schwatzten, und schwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals einschlugen. Sobald aber die konstitutionelle Monarchie ihr Ansehen verloren, da schlichen sich ihre Freunde fort, und wenn sie der armen zerlumpten Konstitution auf der Straße begegneten, wendeten sie das Gesicht von ihr und wurden bleich und rot. Herr Menzel wird uns sagen, die guten Freunde der konstitutionellen Monarchie hätten die Erlaubnis nicht mehr, frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit

je die Erlaubnis bekommen, frei zu sein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt sie nicht; und wer sie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taschendieb, kein Eroberer und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns sagen, es wären hier und da in Deutschland noch kostbare Reste von konstitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade so viel als Österreich und Preußen brauchen, die Fürsten jener Länder in Furcht von ihren Ständen, und dadurch von sich selbst in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der konstitutionellen Freiheit sind es, welche die festesten Stützen des Despotismus bilden.

Wenn man sich einen Augenblick des Ernstes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutsche Geschichte der letzten vierzig Jahre als eine Fastnachtsposse betrachten, von einem komischen Engel zur Belustigung des himmlischen Hofes gedichtet. Zwanzig Jahre lang bekriegten die Deutschen die französische Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden sie von den Franzosen geschlagen, geplündert und gedrückt, und als sich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und sie die Hauptstadt ihrer Feinde erobert — was thaten sie, wie rächten sie sich? Sie brachten den Franzosen eine Freiheit, wie sie sie nie gehabt, einen Wohlstand, den sie früher nie genossen, und die guten Deutschen kehrten sieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armut zurück! Was war's aber? War es Großmut, welche die despotischen Fürsten des Nordens bewog, dem besiegten Frankreich eine freie Verfassung zu gewähren? War es Großmut, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurteilen der alten Zeit und mit einem Hasse, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzosen die Freiheit schenkte? Nein, es war keine Großmut; es war die Ehrfurcht, die ein mutiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzosen durch ihre Niederlage, was die Deutschen sich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Ist das die schöne Bestimmung der edeln Deutschen, die Polizei von ganz Europa zu machen und allerorten die Büttel der Freiheit zu sein? Noch heute ist es deutscher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrschaft beschützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und stört und sie nicht zu ruhigem Genusse kommen läßt. Dieser deutsche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal,

in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutscher Fürstenknabe, der Sohn eines österreichischen Vasallen, wurde nach Lissabon geschickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern spiele. Mit deutsch-protestantischem Gelde wird Don Carlos unterstützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britischen Volkes steht der Herzog von Cumberland, der in Berlin seine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen seine Völker auf den Weg der Civilisation führen wollte und bei seinen christlichen Freunden Rat und Belehrung suchte, schickte man ihm von Wien Polizeiverständige, um in Konstantinopel eine geheime Polizei zu organisieren, als die Elementarschule der christlichen Civilisation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging, und eine türkische Zeitung anordnete, machte ihm das österreichische Kabinett über das Verderbliche einer solchen Neuerung die dringendsten Vorstellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitscharen, und vertrügen sich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutschland hin. Das deutsche Volk ist der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden seiner Völkerneffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht so laut zu sprechen, denn Deutschland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöten und seine Wehen wären gar zu süß.

Was in allen meinen Negationen das Positive sei; was ich gründen wolle, wenn ich alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortet sich darauf: dafür werden schon die Franzosen sorgen. Fangt Gimpel, ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die ihr nicht versteht und nicht fühlt. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist nichts und dennoch alles, denn sie ist die Gesund-

heit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt ihr diesen Mann, ehe ihr reiflich überlegt, was ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt ihr ihn zum tugendhaften Menschen machen? Er ist ein Dummkopf, könnt ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kauet, glücklicher ist als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Kongestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transscendentalismus der Deutschen.

Ein Volk, das nicht frei ist, das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterschoße ruht, ist gar kein selbständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauerungswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als

Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbständigen Wesen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem anderen Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Teil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: seht ihr's, seht ihr's, Freunde des Franzosentums! Was sollen wir sehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht ihr's, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der Geschworenengerichte, das ist die Folge der Öffentlichkeit, das ist die Folge der Gleichheit, das kommt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den ersten sechs Monaten richtet und sie nicht vier Jahre lang im Kerker schmachten läßt, das kommt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzosen keine Freiheit und keine Geschworenengerichte hätten, wären dann die Felder besser bebauet? Sind perennierende provisorische Gefängnisse etwa Treibhäuser, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Ist die Censur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und so oft Sie von den Vorzügen des Geistes und des Herzens sprechen, die das deutsche Volk über das französische erheben, möchten Sie diese Vorzüge des deutschen Volkes seinen Regierungen zuschreiben. Aber würden diese Vorzüge der Deutschen, die keiner bestreitet, sich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutschland eine freie, sittliche und christliche Staatsverfassung hätte? Würden sie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn sie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft einer seinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und schneiden spöttische Gesichter und sagen: eine schöne Republik, eine schöne Freiheit, wo die Sklaverei herrscht! Als wäre die amerikanische Sklaverei Folge der Freiheit,

als wäre sie nicht schon vor der Republik gewesen! Aber, sagen jene, die Freiheit sollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut sie es nicht, so will sie oder vermag es nicht. In ihrem Hasse gegen die Freiheit ergreifen sie das wunderlichste Mittel, sie zu verleumden: sie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die sie nie gehabt und nie versprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beschäme. Die Freiheit soll die Menschen zu Engeln machen, alle Laster, alle Schwächen ausrotten, einen schlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; sie soll Hagel, Überschwemmungen, Krankheiten beseitigen, wohl gar den Menschen unsterblich machen! Es ist zum Erbarmen, was sie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden. Und mit solchem erbärmlichen Lumpengesindel muß man sich herumstreiten!

Also diese eure goldene Freiheit — spricht Herr Menzel — sollen uns die Franzosen bringen? Wer sagte das je? Ich? Ein anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren, der behauptet, ein Volk könne frei werden, indem es sich erobern lasse, da doch, wie die Weltgeschichte lehrt, selbst jedes erobernde Volk durch die Eroberung seine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen sollen uns die Franzosen unsere Freiheit, wir sollen sie bei ihnen holen. Wir sollen von ihnen lernen, wie man sich frei mache, wie es einem endlich damit gelinge, wenn man immer das nämliche wolle; wenn man nie den Mut verliert und hundertmal besiegt, hundertmal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir sollen von den Franzosen die Formen der Freiheit holen, ihre Institutionen. Es sind nicht etwa französische Erfindungen, die sich für unser Vaterland nicht passen, es sind deutsche Erfindungen, welche einst von Deutschen nach Frankreich und England gebracht worden. Das sagt Herr Menzel selbst in einem seiner dicken Bücher, die das Volk nicht liest und die darum von der Polizei weniger streng bewacht werden. Dort sagt Herr Menzel alles, was wir auch sagen, und ich wollte aus seinen dicken Büchern eine magere Chrestomathie zusammensetzen, so daß, wenn Herr Menzel flüchtig genug ist, den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte, ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel, in des Buches Einsamkeit, sagt selbst, was er mir zum Vorwurfe gemacht, es gesagt zu haben: man müsse zerstören, ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerte Art gegen die vermaledeite bayerische Strafgesetzgebung. Er spricht von römischen Majestätsgesetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk

von Feuerbach und Swammerdam, was versteht es von römischen Majestätsgesetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel schlicht und einfach erzählt: wenn in Bayern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem seiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als solcher, seiner natürlichen und seiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes besorgt ist, wird er auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus gesperrt, muß aber zuvor vor dem Bilde des Königs niederknieen, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er sich um das Glück seiner Mitbürger bekümmert; und so ist es dem braven Bürgermeister Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutsche Volk verstanden. Aber Herr Menzel ist ein deutscher Gelehrter!

Der deutsche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunstverständigste Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das russische Kabinett seine schmeichelhafte Hochachtung für den deutschen Gelehrtenstand in offiziellen Aktenstücken mehr als einmal ausgesprochen. Der deutsche Gelehrte ist freisinnig, tugendhaft, gerecht, menschenfreundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menschenliebe fordern können, dem allen glaubt er genug gethan zu haben, sobald er es einmal gesagt, was gut, gerecht und billig sei; dann glaubt er zu dem seligsten Tode sich christlich vorbereitet zu haben und spricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht sei alle Tage und tausendmal zu sagen, bis man es hört; aber es nicht bloß in einem stillen dunkeln Buche, sondern unter freiem Himmel zu sagen; aber es in der Sprache des Volkes zu sagen und es nicht bloß an der Leiche der Theorie, sondern auch in seiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutschen Gelehrten nie in den Sinn. Er sagt: dixi. Hofft ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateinischen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutschen Gerichts, und wehe euch!

Und wie sie sich untereinander kennen, sich verstehen, einander loben; wie jeder seiner eigenen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des anderen frönt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, diesen Menschen mit der Seele eines Härings — diesen Narren der rechten Mitte, der, wenn zwei sich stritten, ob Berlin unter dem Wendekreise des Steinbocks oder dem des Krebses läge, augenblicklich entscheiden würde, es läge unter dem Aquator — der, sobald er dem Restaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edelen Bentham auch

eine giebt — der die Preßfreiheit einen schwer beladenen Giftwagen, und zur Entschädigung die Censur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und dessen rote Tinte kaltes Fischblut nennt — der, wenn er in die eine Schale seines Witze die „radikalen Rübchen" geworfen, in die andere die „konservativen Rohrstengel" legt, und mit solcher einfältigen Gemüsweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — diesen lobt Herr Menzel! Es war freilich die bescheidenste Art sich selbst zu loben.

Was uns Herr von Raumer in seinem Buche über England lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen sein Verdienst, er hat hinlänglich bewiesen, daß er englisch versteht, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Übersetzen aus dem Englischen ins Deutsche empfehlen. Nur davon wollen wir sprechen, wie sich Herr von Raumer in England als Deutscher gezeigt; davon, daß alles Wasser der großen Themse seine schmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und seine preußische Staatsdienerseele aus der reinen und stolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt, als sie hingekommen war. Im allgemeinen geht Herr von Raumer bei seinen Urteilen über die britischen Staatsverhältnisse mit seiner beliebten Vermittelungsweise zu Werke, wodurch er sich bei Herrn von Ancillon, dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieser einst als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln gesucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräischen Lehrsatz an; er betrachtet sie als die beiden Katheten eines rechtwinkeligen Dreiecks, verbindet sie dann durch die Hypothenuse seiner eigenen Meinung, und schwört darauf, das Quadrat seiner eigenen Meinung sei für sich allein so groß, als die Quadrate der beiden entgegengesetzten Meinungen zusammengenommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutschen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß, wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig spreche, es nur in der menschenfreundlichen Absicht geschieht, daß mich jedermann verstehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er sich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde seiner Regierung auszuspähen. Nachdem aber Herr von Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht

bloß aus Staatsdienerpflicht gelobt, sondern von Herzen und aus Übereinstimmung mit ihren Grundsätzen. Er sucht also diesem Argwohn durch die feierlichsten Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die englische Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England sei alt und aus historischem Boden hervorgewachsen; in Deutschland aber sei das Verhältnis ganz anders. Das ist freilich sehr wahr und natürlich, denn in Deutschland konnte die Freiheit nie alt und zur Geschichte werden, weil man sie immer schon als Keim und im Entstehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von englischen Reformen Gutes spricht, eilt er sich, zu bemerken, daß Preußen diese Reformen schon längst besäße, und trinkt auf die Gesundheit des ersten Reformators Europas, nämlich des Königs von Preußen. Und da einst ein Engländer, dem grober und freimütiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Despoten genannt hatte, stieg es dem Herrn von Raumer, wie spanischer Pfeffer in die Nase. Wie schade, daß von diesem spanischen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn von Raumer heruntergefallen ist! Vielleicht wären die radikalen Rübchen und die konservativen Rohrstengel etwas schmackhafter dadurch geworden.

Herr von Raumer besuchte O'Connel, den großen Agitator, wie ihn alle Welt so sehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht schon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr von Raumer schreibt seinen Freunden, denen er dieses berichtet: Wie! werdet ihr aufschreien, du warst bei O'Connel, du? Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war so billig, mich nicht aufzufressen. Bald aber fällt dem Herrn von Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menschenfresser in ihm gefunden. Was thut er? Er spottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und anderen preußischen Festungen eingesperrt sind, und sagt, die wären nur Knirpse und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Verteidiger des Volkes zum O'Connel heranwachsen! Als würde, stiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr von Raumer, der große Aquator verhöhnt die unglücklichen deutschen Jünglinge, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Kerker verschmachten müssen, weil sie das Wort Freiheit ausgesprochen oder

niedergeschrieben! Er verhöhnt sie, daß sie keine O'Connels geworden! Wie soll ich eine solche Niederträchtigkeit bezeichnen? Ich könnte sie eine preußische nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am besten den Geist des Herrn von Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urteilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund giebt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Über Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimat hinwegtrieb, daß diese unter anderen Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemütlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmut. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eigenen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Übels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Klasse aller Ultraliberalen ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöst."

Die deutschen Flüchtlinge sind brave und tüchtige Männer und so hochgestellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verleumdungen niedriger Regierungsknechte sie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geistes, oder was noch edler ist, durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben selbst in ihrer größten Not niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmut und Menschenliebe des französischen Volkes seit sechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der französischen Regierung, worin sie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterstützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenschaft giebt, haben etwa siebentausend Polen, Spanier und Italiener Unterstützung

genossen, und unter diesen siebentausend war nur ein Deutscher. Und diesen kennen wir, er ist einer der bravsten von allen, und nur der Wunsch, seine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menschenliebe der französischen Regierung nicht zurückzuweisen.

Es ist gewiß, daß es unter den deutschen Flüchtlingen auch besoldete Schurken giebt; aber diese sind nicht vom Auslande, nicht von der französischen Regierung, sondern von den deutschen Regierungen besoldet. Das sind jene, welche die deutsche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und die Schweiz schickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuspähen und zugleich, durch vorsätzliches Lüften ihrer eigenen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären sie der Polizei verkauft. Diese deutschen Spione sind es, die am lautesten ihr Vaterland verlästern und die man am häufigsten in den Bureaus der Pariser Oppositionsblätter findet, wo sie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die schmähendsten Artikel gegen die deutschen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: Über Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche ihr Vaterland anklagen! Um so schlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzosen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, sondern nur über ihre Gegner (wie sich Herr von Raumer vorsichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zusammen, das ganze Volk kämpfte für seine Freiheit, und es konnte nur besiegt werden, weil seine Tyrannen sich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie viele waren es, die in Deutschland durch Wort und That für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft? Wurden sie nicht verlassen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tausende, ob sie zwar die Unterdrückung mitfühlten, seitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu teilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutschen Patrioten besiegt, sondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn sie sich jedes neu hervorbrechenden Übels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gärung bringen werde — wenn sie sich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeisterung zu mäßigen gesucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wissenschaftliche Liebe zu verwandeln gesucht — daß diese für ihren mäßigen Freiheitssinn ganz so hart

bestraft wurden, als sie selbst für ihren ungestümen; ganz so hart für ihre Geduld, als sie selbst für ihre Ungeduld; ganz so grausam gezüchtigt worden für ihre feuerlöschenden Reden und Schriften, als sie selbst, welche die Waffen ergriffen — so ist diese Schadenfreude den armen deutschen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel stehen unter einer Fahne und daher ist ihr Losungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutschen Schriftsteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutschen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer seines patriotischen Vorpostendienstes so weit, daß er das ganze junge Deutschland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Masse beschnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammnis übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Teil der deutschen Flüchtlinge wäre dem deutschen Boden nicht entsprossen, sondern gehöre einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälsch des Verfassers der radikalen Rübchen ins Deutsche übersetzt: die meisten politischen Flüchtlinge wären Juden. Und es ist doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit solchen unverschämten Lügen hoffen sie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer sollte doch nicht so erbost gegen jenen flachen Kosmopolitismus sein, der die Juden in den deutschen Boden hineingezwungen, da er selbst von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuser aller der Berliner jüdischen Bankiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch sein ganzes Leben schmarotzt hat. Wären die Hunderte von politischen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeschieden, könnten sie ein Wort der Klage laut werden lassen, dann würde man, in der Hoffnung, die Teilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schicksale zu schwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, sie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in seinem Litteraturblatte mitteilt, bemerkt derselbe: „So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden.“ Wenn Herr Menzel sich und den Herrn von Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutschen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er sie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß sich unter den deutschen Flüchtlingen keine Juden befinden, so geschah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegenteil wäre besser. Aber entschuldigen muß ich sie. Der Jude kann einmal dumm sein, aber zweimal ist er es selten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutschen Vaterlandes gekämpft. Doch als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmernis war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät den König von Preußen ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit totgeschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Julirevolution in Deutschland stattgefunden, nur geringen Anteil genommen und durch diese ihre Vorsicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und echt christlich-deutsche Gesinnung nicht so fremd ist als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit siegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meister wieder zu unserem Lehrjungen des Preußentums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns sagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des seligen Herrn von Robespierre von den Franzosen in das Land bringen lassen, zuerst durch schmeichelhaftes Fraternisieren, dann durch grobes Invasieren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten sich sehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutschland im Steigen. Diese Ansicht der Dinge überrascht mich gar nicht von einem so wohlerzogenen deutschen Unterthanen als Herr Menzel ist. Deutsche Unterthanen sehen nie, weder auf die Wagschale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, sondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen

monarchischen Staaten eine sehr ungetreue Dolmetscherin. Die Zunge kann sich auf die eine Seite neigen, und das Übergewicht dennoch auf der entgegengesetzten Seite sein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europas mächtig sich regt."

„In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosentums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwickelung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch, als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurteilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eigenen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden."

Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen, noch sonst einem anderen Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodisches Desertieren nicht mehr sein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reisendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närrische Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzosen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben sie seit sechs Jahren verdaut, und jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran sie heute kauen, das ist eine ganz neue Speise, wovon Herr Menzel gar nichts zu wissen scheint. Und dieses erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist — daß die Franzosen keine Deutsche sind; daß sie keine Kinder sind, die sich von den Knecht-Ruprechts und den Schornsteinfegern der Polizei hinter den

Ofen jagen lassen, daß sie Männer sind, die, was sie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß sie immerfort für das nämliche kämpfen und sich durch keine abschlägige Antwort zurückschrecken, durch keine Niederlage entmutigen lassen. Doch ein deutscher Gelehrter begreift dieses Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm ist die Freiheit, er mag sie lieben oder ihr abhold sein, nur ein System der politischen Wissenschaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man gestern gesagt und hat drucken lassen, heute schon wieder sagt und drucken läßt, ehe noch die erste Auflage vergriffen ist.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken. Wie! die Franzosen sähen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk? Die französischen Patrioten und die Besten? Vielleicht sieht der König der Franzosen mit Furcht auf die deutschen Fürsten, die einst unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte recht sich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürsten nur seine eigene Fürstlichkeit, und nur diese entgegenzusetzen hat, so könnte er in einem so ungleichen Kampfe unterliegen. Aber die Franzosen? Mit nichten. Das französische Volk hat das deutsche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutschen frei, dann sind sie die besten Freunde und treuesten Verbündeten der Franzosen; und bleiben sie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden sie in jedem Kriege wie holländische Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, so ist das eben eine Redensart, die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirte damit seinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Censur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Censur, eine ganz besondere Bewandtnis haben, daß es unter ganz besonders glücklichen Sternen geboren sein muß. Ein unparteiischer Fremder, der alles liest, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutschen mit der schwärzesten Tinte

geschrieben hat, und der dann uns selber kennen lernt und ein wackeres, in Wohlstand blühendes, sittenreines, in seiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in seiner konstitutionellen Bildung langsam aber sicher reifendes Volk, und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unserer Geister in der Litteratur findet, der muß wiederholen, was einst vor anderthalb Jahrtausenden ein Römer von uns sagte: „Es ist ein Wunder, wie die Deutschen alles schon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühseligste Staatskunst gelangen können."

Es ist nicht davon die Rede, wie die Deutschen vor fünfzehnhundert Jahren waren, sondern wie sie heute sind. Große Ahnen sprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, sie klagen sie ihrer Erniedrigung um so lauter an. Was uns die Natur gegeben, ist Glück und kein Verdienst; Verdienst ist nur der weise Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Gestirn geboren und durch seine Verbrechen oder Thorheiten die treuen und festen Sterne selbst zum Lügen und zum Wanken brachte, so daß sie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme sich seiner Sterne nicht, er schweige, damit man sie vergesse. Mit einem Volke, das trotz seiner Geisteskraft und seiner Geistesfreiheit sich von einer aller Kraft spottenden, alle Freiheit zernichtenden Censur nicht zu befreien wußte; das sich denjenigen unterwirft, die schwach sind an Geist, denjenigen gehorcht, deren Geist in Fesseln liegt; mit einem Volke, das trotz seines blühenden Wohlstandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz seiner Tüchtigkeit und seiner Sittenreinheit nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geisteskraft, ohne Geistesfreiheit, ohne Tugend, ohne Wohlstand zu erreichen wußten; das sich der schmachvollsten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Gespenstern zittert, oder wie ein Kind vor der Rute — mit einem solchen Volke muß es eine ganz besondere Bewandtnis haben. Wahrlich, Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeschicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet seinem Widersacher den Griff dar. Nichts ist leichter, als alle seine Entgegnungen auf ihn selbst zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was ist das für eine Geisteskraft, die sich geltend zu machen fürchtet und sich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taschenmesser zusammenlegt und die Schneide in den hornenen Stiel versteckt! Und was ist gar an der Geistesfreiheit zu rühmen? Wer ist nicht geistesfrei? Man ist es zu jeder Zeit und überall; man ist

es im Kerker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüste, im Gedränge der Narren und noch am Tische eines argwöhnischen, blutdürstigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel ist es selbst, und seine Gedanken können seiner Worte spotten.

Mit der unermeßlich reichen deutschen Litteratur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben schalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzosen und Engländer nicht auch eine reiche Litteratur, und hat sie die abgehalten, sich frei zu machen? Jeder Pariser Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der spräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzigtausend Manuskripten; wozu braucht ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverschämter Buchknecht in England spräche: wir haben Bacon, Shakespeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Lastträger an der Brust packen, ihn schütteln und ihm erwidern: ihr seid ihr, und wir sind wir, und wir sind mehr als ihr.

Herr Menzel sagt, die Deutschen schritten langsam und sicher in ihrer konstitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, so wollte ich keinem raten, auf irgend eine deutsche Konstitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutschen Konstitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langsamkeit betrifft, so kommt es darauf an, wie es Herr Menzel versteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrtete, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langsam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutschen aber machen in ihrer konstitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langsam und sicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengesetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund ist, und so will ich es gelten lassen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutschen Volkes spricht, kann ich nicht gelten lassen, weder den Nominativ noch den Adjektiv. War es dem Herrn Menzel ernst damit, oder wollte er spotten? Kann ich das wissen? Kann ich die Schelmereien erraten, die seine Gedankenfreiheit im stillen übt?

Ist es denn eine Bewaffnung der Nation? Es ist eine Be-

waffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel, die großen Kriegsrüstungen, welche die deutschen Fürsten seit sechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet gewesen? Nein, an einen Krieg mit den Franzosen wagt man bis jetzt noch nicht zu denken. Man wollte nur den gesunden Schlaf, die Pausen und die Mutterwehen des wackeren, in Wohlstand blühenden, sittenreinen und an Büchern unermeßlich reichen deutschen Volkes bewachen; dazu waren die Rüstungen bestimmt. Und die Furchtbarkeit dieser Bewaffnung liegt nur in dem Pappkasten der Frankfurter Militärkommission und wird sonst nirgends zu finden sein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrscht, und die Einigkeit der deutschen Fürsten hat sich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Österreich und Preußen feinden sich heimlich an und mißtrauen sich; beide mißtrauen den kleinen deutschen Fürsten, diese mißtrauen einander selbst und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Russen an der Oder stehen und auf die Mäuse achtgeben, während die Katze nicht zu Hause ist. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

„In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserem Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind sein für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur."

„Erscheinungen, die bei anderen Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Tiere zur Wut reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen."

Wahrhaftig, es giebt Einfältigkeiten, die einen ganz aus der Fassung bringen können. Ich stehe verdutzt wie ein Narr mit offenem

Munde da und weiß gar nicht was ich sagen soll. Ich, der ich nicht die schärfsten Gründe fürchte, sobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen, die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So sah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerspritze erschrocken davonlaufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhütte hernimmt! Er ist ein stiller Ocean von Limonade, womit man den französischen Nationalkonvent zu einem böhmischen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambisch er ist, wenn er die Geduld des deutschen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geschlagenen, ein Homer der Thersiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einschläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrscht, sie würden ihn eiligst nach England berufen, um, als ein Tyrtäus neuer Art, das englische Volk zur Feigheit zu begeistern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutschen Hofräten das Litteraturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkissen liegen. Ich aber — oder wollte sich Herr Menzel vielleicht über mich lustig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es ist ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz rasend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle." Ist das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Ist das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenstiefel für ein fliehendes Volk von Hasen? Ist das nicht ein Spruch, ganz würdig der sieben Weisen der Polizei, die in Frankfurt philosophieren? Doch was helfen alle Gleichnisse? Herr Menzel ist unvergleichlich.

Das deutsche Volk „spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden". Also weil es ein zähes Leben hat, soll es jede Wunde ungerochen annehmen. „Es achtet gleich dem ruhenden Löwen mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Tiere zur Wut reizen." Der Löwe verachtet die Maus, die in seiner Mähne spielt, und die Fliege, die ihn kitzelt; aber duldet er es solange er lebt, daß ihn ein Esel mit Füßen tritt, daß ein Tiger seinen scharfen Zahn in sein Fleisch bohrt? Werden die Deutschen etwa nur von Mäusen und Fliegen beleidigt? „Er meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit seinem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baume auf seine Nase gefallen." Ich kenne den Riesen nicht, von dem hier Herr Menzel spricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm sein Feind einen

Faustschlag ins Gesicht giebt, dazu lächelte und spräche: Ich habe es für einen Nasenstüber gehalten! Wenn es ein Nasenstüber gewesen, dann war der Schimpf um so größer, und um so blutiger hätte er gerochen werden müssen. Die Ehre sitzt nicht in der Haut, sie sitzt im Herzen. Aber der Riese schlief und der Donnergott wachte! Es sei. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Mensch wenigstens sechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchstens acht Stunden täglich schlafen soll. Doch das Riesenvolk der Deutschen schläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und schon drei Jahrhunderte lang! Das ist ungesund, Herr Menzel. Des deutschen Riesenvolkes Donnergott ist der Bundestag, der ihm mit dem Hammer seiner Ordonnanzen auf den Kopf geschlagen, und das deutsche Volk gähnte und lächelte dazu, und sagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt seinen Löwen- und Riesenstolz zu weit treiben, und das alles ist zwar sehr dithyrambisch, aber auch sehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmut, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus seinem sicheren Versteck in Paris wirft er alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnen. Wir sehen ein, er hat in vielen Dingen recht, und die vielen anderen Dinge, worin er unrecht hat, können ihm wohl verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als andere, und es würde sehr ungerecht sein, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte."

Glaubt es Herr Menzel selbst oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Gesinnungen dem deutschen Volke allein gegenüberstehe? Doch wie es auch sei, er bitte seine Gönner, nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird sich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und seine Gönner es sind, die dem deutschen Volke allein feindlich gegenüberstehen. Er spricht von meinem *sicheren Versteck in Paris* und giebt sich eine überflüssige Mühe, sich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt schreiben? Ich wäre dort versteckter, als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel

mich zu sprechen wünscht, wird ihm eine Reise nach Paris weit weniger kosten, als es ihm kosten würde, meinen Gefangenwärter zu bestechen. Diese Menschen sprechen von Versteck! Ihr sprecht aus eurem sicheren Versteck hervor. Nie würdet ihr wagen die deutschen Flüchtlinge anzukläffen, wenn ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Censur, an der ihr selber liegt, und das Gitter der Polizei, das euch einschließt, euch gegen die verdiente Züchtigung schützt.

Herr Menzel sagt, ich hätte in vielen Dingen recht, in vielen unrecht; aber er sagt nicht worin ich recht, er wagt nicht einmal zu sagen, worin ich unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunst, versichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und sucht ihr zu erklären, woher mir der Dunst gekommen. Er erklärt meine traurige Phantasmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tieferen Fehlern. Keiner wundere sich darüber, hier Verdauung und Religion zusammengestellt zu sehen; es giebt Menschen genug, welchen ihre Verdauung die einzige Religion ist, und deren Vorbereitung der heiligste Gottesdienst.

Herr Menzel nennt mich einen Überläufer und er wagt dieses Wort auszusprechen! Wenn er Censor wäre, sollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchstreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich sehr gepriesen, da er schrieb, Deutschland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch, daß er geschrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu sein. Habe ich mich seitdem geändert? Nein, die Zeiten haben sich geändert, die Winde, die Ängste und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die württembergische Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freisinnigkeit, sich neben freisinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheitskarneval vorüber war, zeigte Herr Menzel sein wahres Gesicht. Ich nenne ihn keinen Überläufer, sondern einen Überschleicher. Doch er mag sich noch so langsam und vorsichtig umgestalten, mich täuscht er nicht, wie vielleicht viele andere. Wie er auch schlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er schleicht, kenne sein Ziel und auch die Stunde, in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung, die ich von Herrn Menzel habe, ganz sagen; denn die strengste Pflicht verbietet mir, der Gefahr, eines leichtsinnigen Widerspruches beschuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Instruktion des Herrn Menzel

gesprochen; wenn ich ihn einen Kotsassen der allgemeinen Zeitung, einen Prokurator der deutschen Bundesversammlung genannt, so bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leser, dieses ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit sagen, daß sich Herr Menzel verkauft hat, ich sage nicht damit, daß Herr Menzel seiner wahren Meinung entsagt und falsche heuchelt, um der Macht zu schmeicheln; ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit seines Herzens, die Schwäche seines Gemütes, und seinen Unverstand in politischen Dingen an. Menzel ist der erste nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er seine Gesinnung gewechselt, sondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu sein, oder den Mut verloren sich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab schon viele solcher Menschen, die aus der Not eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, sondern die jene erzwungene Tugend sich selbst als freie Tugendhaftigkeit, die Not derer aber, die ihre Not treu fortgefühlt, diesen anderen als Halsstarrigkeit, Blödsinn oder Ruchlosigkeit angerechnet. Was war es denn sonst, was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch so manchen anderen edlen Deutschen aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn gestürzt; was sie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Mystikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an sich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig sich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten sie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden sie Gefängniswärter und klirrten dann so stolz mit den Schlüsseln in ihren Händen, als hätten sie damit die Wahrheit aufgeschlossen und nicht eingeschlossen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüssel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüsselträger.*)

*) Wie gut diese frommen Leckermäuler es verstanden haben, sich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu bereiten, indem sie irdisches Brot in den himmlischen Glauben brockten, davon möge folgendes Beispiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Protestant und sonst nichts, wurde katholisch und österreichischer Staatsbeamter. Als Generalkonsul in Leipzig schrieb er der Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter sogenannter Staatsbeamter, sondern ganz einfach der Diener meines Kaisers, nächst Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das, was von den Besten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden ist, für eine galante Freiheit, für eine solche, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn zeigen kann, deren Lebens-

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leser fragen, und woher kommt ihm seine wunderliche Idiosynkrasie gegen die Franzosen? Diese Frage kurz zu beantworten: Herr Menzel ist der Peter von Stuttgart. Es schmerzt ihn, das heilige Grab des Absolutismus in den Händen der Ungläubigen zu sehen, und er beschwört die frommen Deutschen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieses gottgefällige Werk verspricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch sagen, was diejenigen wollen, für deren Vorteil Herr Menzel und noch viele andere sich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten sagen; denn da käme Herr Menzel wieder und spräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten derjenigen sagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob sie zwar ungeheuer viel essen, doch nie an Verdauungsschwäche leiden, weil sie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein schlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürsten, dieser hohen, höchsten und allerhöchsten Personen sagen. Suche sich der deutsche Leser die von Kombst herausgegebenen Aktenstücke des deutschen Bundes und das in London erscheinende Portfolio zu verschaffen.*) Dort wird er die Ansichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Österreich und Preußen rücksichtlich des deutschen Volkes haben, klar ausgesprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geistesfreiheit, die in Deutschland herrscht,

element das Opfer ist, die also nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann." Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte sich in den Glauben hineingeglaubt, und sich an dem Opfer aller Opfer entzündend, sein Amt und den damit verbundenen Gehalt als ein ihm auferlegtes Kreuz mit christlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die sich vor jeder irdischen Not in den Himmel, und vor jeder himmlischen Not sich auf die Erde flüchten. Sie werden auch selig werden, denn der liebe Gott ist ein gar guter Herr und nimmt es nicht so genau; uns aber sollten diese Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum besten haben wollen.

*) 1. Authentische Aktenstücke aus den Archiven des deutschen Bundes, zur Aufklärung über die hochverräterischen Umtriebe der deutschen Fürsten. Straßburg 1835.

2. Der deutsche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I, No 2. Mémoire sur l'état et l'avenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Pétersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

hinlänglich bekannt ist und ich fürchte, genannte Schriften möchten dort schwer zu haben sein, will ich deren Resultate so kurz als möglich ausziehen.

1.
Preußische Stimmen.

Die Denkschrift eines ungenannten preußischen Diplomaten *über die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland*, enthält unter anderen folgendes:

Preußen muß suchen: „Einmal *gemeinschaftlich mit Österreich* dahin zu arbeiten, daß die nächste europäische Krise Deutschland so viel als möglich einig und bewaffnet finde."

„Ferner dabei, doch allmählich und unter der Hand, *den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutschland* wieder herzustellen, zu begründen, zu erweitern."

„Das System Preußens am Bundestage, während der Dauer *der österreichischen Allianz*, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:"

A. „(Bundes-Militärverfassung)."

B. „Gemeinschaftlich mit Österreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutschland zu wachen, zugleich das *repräsentativ-demokratische System zu bekämpfen*."

C. „(Abwehrung des Einflusses fremder europäischer Mächte)."

D. „Dabei aber doch möglichst alles so vorzubereiten, daß, wenn einst eine Trennung Preußens von Österreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutschlands stattfinden sollte, der überwiegende Teil der Bundesstaaten sich für ersteres erklärte."

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Österreich erheischte, so schiene die Rücksicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Österreich bei jenem Wirken die von demselben systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinsichtlich der wesentlichen Punkte eine frühere geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutschen Staaten wird stets ihre Souveränitätseifersucht gegen die, die Suprematie in Anspruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei

den eben auseinandergesetzten Verhältnissen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußischen Einfluß wieder in Deutschland herzustellen, sein, jener Souveränitätseifersucht einen anderen Gegenstand als Preußen zu geben."

„Mag Preußen dabei eine passive Rolle spielen, und in manchen Punkten nur der österreichischen Politik zu folgen scheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

— „Aus allem obigen schiene, als Rekapitulation, folgende ... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politischen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direkt zwischen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel mildernd es Anschließen an Österreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenständen ein berechneter offensibler und eklatanter Akt von Selbstständigkeit zu zeigen ... Ein anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Militärverfassung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, so lose als möglich zu erhalten wären. —"

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Verhältnisse zu berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Deutschland ausüben.—"

„Es schiene wünschenswert, und selbst beim Festhalten an der österreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der französischen Revolution der Fall war, Preußen als der deutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Deutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald, wie schon erwähnt, das demokratisch-revolutionäre Treiben und die süddeutsche Schein-Konstitutionalität depopularisiert worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht ratsam wäre, sie gleichfalls nach dem Beispiel der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern

und ihren Organen einer indirekten, aber kräftigen öffentlichen Diskussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urteilenden Deutschen die Nationaleitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieselbe, von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte."

— Graf von der Golz, ehemaliger preußischer Bundestagsgesandter, macht in einer Denkschrift an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Äußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfassung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchsten Grad patriotischer Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anstrengung zur beabsichtigten Befreiung Deutschlands und Europas möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorschwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte diesem Erfordernis des Augenblicks, weil es unerläßlich war."

— Einer Denkschrift des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bernstorffs, über die Mittel, die Ruhe im Innern Deutschlands, im Fall eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen auf Befehl des Königs im Jahre 1831, sind nachfolgende Äußerungen entnommen.

„Wie gegründet indessen auch jene Besorgnisse sein mögen, so rechtfertigen sie doch keinen Zweifel an dem Vorhandensein und der Wirksamkeit von Mitteln, dem drohenden Übel vorzubeugen oder seine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, selbst im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutschen eine zustimmende Begeisterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzusinnenden Opfer mitwirke."

— „Je leichter der natürliche Verstand einsieht, wie sehr das Gemeinwohl dabei interessiert ist, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes verteidigt . . . werde; um so wichtiger für ganz Deutschland scheint mir zunächst die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich sein sollte, sicher dahin führt, daß der Übergang aus dem jetzigen Zustande in den Kriegszustand unter Umständen geschehe, die eine unbedingte Notwendigkeit des letzteren als evidente Thatsache den

Unterthanen aller deutschen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrschenden Geiste unserer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Prinzipien, worüber im Innern von Deutschland selbst Parteien sich streiten, sondern nur alsdann stattfinden wird, und sicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von seiten des Feindes alle Zweifel über jene Notwendigkeit des Krieges zerstreut und alle weiteren desfallsigen Rechtsdeduktionen als überflüssig erscheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts Wünschenswertes wäre. —"

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Presse wesentlich beitragen. Es ist desfalls gewiß sehr zu bedauern, daß sich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen sie besonders in ausländischen Blättern ausgesetzt ist, mit Ernst und Einsicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodischen Blättern, welche sich diesem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es schon jetzt an der Zeit sein, hierzu Schriftsteller von Talent und guter Gesinnung zu gewinnen, bei denen die letztere sich in der Neigung offenbaren, durch ihre Feder die Lösung der schwierigen, den Regierungen obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — sofern ihre Persönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freieren Spielraum gestatten, ohne jedoch im allgemeinen eine wesentliche Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Censur eintreten zu lassen; denn diese wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, so wenig man übrigens der Begeisterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind verteidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — —"

„Aufgestellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umständen zu mobilen Kolonnen organisiert, würde diese Reserve (die des Bundesheeres) dem deutschen Bunde, während seine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberstehen, für die Erhaltung der Ruhe in seinem Innern die wirksamsten Dienste zu leisten geeignet sein. —"

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorschläge glaube ich namentlich in tiefster Unterwürfigkeit empfehlen zu müssen:

„Daß E. K. M. allerhöchste Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und anderen wesent-

lichen Interessen vereinbare Weise zu erhalten sucht, und zugleich — wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden sollte — den auswärtigen Feind in den Fall setzt, ihn durch einen Angriff von seiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, so wird E. K. M. landesväterliche Ansprache an das Volk, wie sie im Jahre 1813 stattfand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille Allerhöchst Ihrer Unterthanen, sich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — —"

Auf vorstehenden ausgezogenen Bericht des preußischen Ministers antwortete der König:

„Was die anderweitigen, ihrer Darstellung hinzugefügten Vorschläge betrifft, so ist zwar ratsam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einsichtsvolle Schriftsteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, solche Schriftsteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntnissen und Talenten auch erprobte treue Gesinnungen und den erforderlichen Takt für das Angemessene verbinden, wird die Benutzung der Presse für den Fall des Krieges vorzubehalten sein. — —"

Der preußische General von Borstell, in einem Briefe an den Generaladjutanten des Königs, geschrieben 1832, worin er Vorschläge macht, wie mit den deutschen Ständekammern und den deutschen Revolutionärs zu verfahren sei, äußerte:

„Staatssicherheit, nach moralischen Grundsätzen festgestellt, ist die wichtigste der Regierungspflichten, sie wird durch repräsentative Formen oder Volksvertretungen nirgends gesichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet."

II.

Österreichische Stimmen.

Ein österreichisches, an das preußische Kabinett gerichtetes Promemoria, über die Publizierung der Bundestagsprotokolle, enthält unter anderen folgende Äußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht lassen, wie es überhaupt mit dem Interesse steht, welches die deutsche Nation an dem deutschen Bunde nimmt."

„Wäre die Bundesversammlung — wie es in den ersten Jahren

ihrer Existenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünscht wurde — eine Art Nationalrepräsentation, bestimmt, alle Rechte zu schützen und in alle das gemeinsame Interesse der deutschen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirksam einzugreifen, so würde ihr allerdings das allgemeine Interesse nicht entgehen, besonders wenn auch noch die Instruktionen der Bundestagsgesandten in den Ständeversammlungen beraten würden, wie dies schon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich notwendig behauptet und angepriesen worden ist. Die Kompetenz der Bundesversammlung ist aber, seit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimärische einer Volksrepräsentation, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie unter denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Ansehen durch die Bekanntmachung ihrer Beratungen sehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle ist das Ansehen der Bundesversammlung gesunken. Ehe noch diese Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an, die Bundesversammlung zu verschreien, sobald sie sahen, daß diese ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, sondern sich vielmehr ihren verbrecherischen Absichten als ein Damm entgegenstellte; und auch der nicht demagogische, sondern besonnene Teil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Interesse am Bunde, sobald man sich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesversammlung liege, in den wichtigsten inneren Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ständischen Angelegenheiten, einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Jene antidemagogische Tendenz und diese beschränkte Kompetenz der Bundesversammlung dürften wohl allein als die wahren Ursachen des verminderten Interesses an den Verhandlungen desselben zu betrachten sein, und so lange diese wohlbegründeten Ursachen bestehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel sein, ihr Ansehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundesversammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenstände betreffen, sich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beschäftige. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß es wünschenswert wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menschen in Deutschland auf den Fortbestand des Bundes einen Wert legte; aber die Hauptbürgschaft seiner Dauer wird wohl der deutsche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in

der Meinung des Publikums zu suchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbestand des Bundes aufrichtig wünschen und wollen, wird derselbe auch fortbestehen, und das Urteil der Unterthanen wird ihnen hierin kein wesentliches Hindernis in den Weg legen. — —"

In einem Schreiben des Fürsten von Metternich an den österreichischen Gesandten in Berlin, worin die Ansichten des österreichischen Kabinetts über die neue badische Gesetzgebung ausgesprochen wird, heißt es:

„Da vielmehr alles, was aus deutscher Presse hervorgeht, sich sofort über alle deutschen Länder verbreitet und Deutschland heute einen auf Erhaltung gemeinsamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, so darf es einzelnen Gliedern dieses Staates nicht freistehen, die große Mehrzahl der anderen Staaten mit einem Vorrate schlechter oder gar nicht censurierter Schriften zu überschwemmen."

„Wir sehen aber diese Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und ersuchen daher den Herrn Grafen von Bernstorff angelegentlichst, in dieser wichtigen Angelegenheit den Ausspruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten lassen zu wollen. — —"

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feste schrieb der Fürst von Metternich an den preußischen Bundestagsgesandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden. —"

In einer Instruktion des Fürsten von Metternich an den österreichischen Bundestagsgesandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereignisse des 3. Aprils 1833, heißt es:

„Für Deutschland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieser Untersuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Übels, welches seit Jahren feindselig auf den Fürsten wie auf den Völkern lastet, zu kommen."

III.

Russische Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an fanden die Lehren der französischen Revolution bei vielen deutschen Denkern eine günstige Aufnahme; aber

die Masse des Volkes blieb ihnen um so fremder, als seine pedantisch-religiöse Erziehung (éducation pédantesquement religieuse) es von jeder eigentlich politischen Idee entfernt hielt."

— „Zwar wußte Napoleon mit seinem eisernen Scepter alle Äußerungen feindlicher Gesinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der französischen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen sich in Deutschland ausbreiteten und sich besonders in den Universitäten und Schulen festsetzten. Erst nach dem Sturze des großen Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen schon gefaßt hatten. Ihre ersten Früchte waren schön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelsten und reinsten Gesinnungen zu entfalten. Die Begeisterung des Volkes war eben so bewunderungswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung, worin sie sich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicherweise zeigten die folgenden Jahre, daß die Fürsten und Minister sich schwer getäuscht hatten, als sie den Kampf Deutschlands unter diesem einzigen Gesichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politische Ansprüche, die sich in den meisten Staaten kund gaben, augenscheinlich genug, daß, als die Deutschen die Waffen ergriffen, sie nicht bloß Napoleon, sondern auch ihre eigenen Regierungen treffen wollten."

— „Da die wahre Religiosität einer der Grundzüge des deutschen Nationalcharakters ist, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöse Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner suchten den öffentlichen Geist in dieser Richtung zu erhalten, und unter anderen war der Fürst Metternich in diesem Sinne thätig. Indessen, obzwar die Mehrzahl des deutschen Volkes zu dem alten öffentlichen Rechte, das sich auf theologische Prinzipien gründet, sich hinzuneigen schien, so erklärte sich doch auf mehreren Universitäten eine starke Opposition gegen jene Ansicht."

— „Preußen allein machte sich, nach einer doppelten bitteren Erfahrung, keine Täuschung mehr über die Richtung des öffentlichen Geistes. Es erkannte mit vielem Scharfsinne, daß die Deutschen die Polen weniger wegen ihrer selbst, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutschland verdankte 1832 sein Heil nur dem ernsten und würdevollen System, welches Preußen in seinem friedlichen Betragen gegen die polnische Revolution leitete."

— „Alle deutsche Bundesstaaten, mit Ausnahme Österreichs und Preußens, sind konstitutionelle Staaten, und der freie Austausch der Ideen durch die Presse hat dort besonders seinen Einfluß auf die gesetzgebenden Versammlungen geübt. Sowie einst in Frankreich von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Prinzipien, indem sie die Gemüter von den örtlichen und persönlichen Interessen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, so kann man in den letzten Sitzungen der deutschen Kammern, besonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen."

„Hätte nicht die deutsche Bundesversammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Diskussion eine Grenze gesetzt, würde das Übel, das aus einer solchen Quelle kam, die organischen Elemente verschiedener deutschen Staaten bald erreicht und zerstört haben. In der That ließ man sich dort angelegen sein, jede liberale Opposition durch eine noch liberalere auszustechen; man ging dort eitelen Phantomen mit dem einfältigsten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel sich in der dümmsten Opposition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, so daß man die Franzosen hierin noch übertraf. Daher sind auch aus der deutschen Presse, der man doch die tiefsinnigsten und ausgezeichnetsten philosophischen Werke der neueren Zeit verdankt, die wunderlichsten und unvernünftigsten Erzeugnisse hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abscheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf sehe, daß in Deutschland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht bloß allein das Wort führen, sondern sich auch Gehör verschaffen können."

— „Schon 1819 hatte Österreich den Plan, unter seinem Protektorat für alle in Deutschland erscheinenden politischen Werke, Journale und Bücher eine Bundescensur zu errichten; doch dieser Versuch scheiterte an der Opposition der bayerischen und sächsischen Regierung. Später ließ Österreich in Leipzig und Frankfurt periodische Schriften erscheinen, die im Geiste der Doktrinen, die es geltend machen wollte, geschrieben waren; allein sie hatten keinen großen Erfolg, ob sie zwar von Leuten von Geist redigiert worden und beträchtliche Kosten verursacht hatten."

— „Das System, auf dem sich die österreichische Stabilität gründet, ist sehr alt. Man hat nicht vergessen, daß ehemals die

Ferdinands, zufolge dieses nämlichen Systems, Deutschland zu unterjochen gesucht. Die schönen Maximen haben dem Hause Habsburg nie gemangelt; aber wenn seine Thätigkeit immer groß war, waren seine Thaten dagegen selten."

— „Die Souveräne der kleinen konstitutionellen Staaten, durch die Herrschbegierde ihrer Kammern aufs äußerste gebracht, sowie einst Ludwig XVI. durch den Nationalkonvent, erinnern sich dieses großen und merkwürdigen Beispieles; sie sehen selbst ein, daß, wenn sie die Ausgelassenheit jener anmaßlichen gesetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) sich länger gefallen ließen, sie in ihrer Existenz selbst bedroht wären. Man sieht sie also jetzt Preußen in allen Maßregeln unterstützen, die dahin zielen, die Rechte der gesetzgebenden Versammlungen einzuschränken; man sieht, daß sie sich gutwillig allen allgemeinen Beschlüssen des Frankfurter Bundestages unterwerfen."

— „Die echten deutschen Grundsätze, was den Austausch der Ideen betrifft, müssen immer dahin zielen, vor allem die Lokalinteressen, dann die Provinzialinteressen und zuletzt die eigentlichen Nationalinteressen zu bewahren und zu unterstützen. Damit das in der angegebenen Reihenfolge stattfinde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Lokal- und Provinzialinteressen öffentlich verhandle. Es kommt zuerst darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz ihre Freiheiten und Rechte zu sichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Professor des öffentlichen Rechts erlaubt sein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimärischen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der sogenannten Volkssouveränität aufzuopfern. Preußen hat seines Teils diesen Geist der alten deutschen Gesetze sehr gut aufgefaßt, indem es die Revision der Stadt- und Dorfverfassungen anbefohlen; auch hat dieser Samen gute Früchte getragen."

— „Man kann jedoch nicht in Abrede stellen, daß diese Art zu verfahren, indem man den Familiengeist benutzt, um nach und nach den Nationalgeist zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geist und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede ist, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geschlagen hat. Nun aber ist diese Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutschen so anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeschick deren

Wurzeln untergraben konnte. Anders ist es bei den slavischen Völkern; sie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menschen an seinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeist des Slaven richtet sich weniger nach den Sitten des Hauses und nach der Meinung seiner nächsten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksklassen, zu denen er gehört, Massen, die seine Sprache reden und seine Leidenschaften teilen. —"

— „Ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich und England hat in unserer Zeit einen doppelten Charakter ... Es handelt sich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der anderen Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwischen den Armeen betrifft, so ist er den Wechselfällen des Krieges unterworfen ... Nehmen wir den Fall an, wo Deutschland unterliegen sollte ... So beklagenswert auch ein solches Ereignis für Deutschland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der englisch-französischen konstitutionellen Prinzipien für den deutschen Bund und für jeden Staat insbesondere hätte ... Auch müßte Deutschland, im Falle eines Bruches mit Frankreich und England, seine Hauptaufmerksamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Prinzipien seiner Feinde zu bestehen haben wird. Alle Regierungen sehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die sie bedrohen, in der That von jener Seite kommen."

— „Die Fürsten und die Großen im allgemeinen ... müssen vor allen Dingen sich selbst und ihren Interessen (à ce qui leur est le plus cher) treu bleiben. Ihre heiligste Pflicht ist, ihre Rechte nicht beschränken zu lassen."

— „Das wissenschaftliche Deutschland hat selbst während der traurigen Tage der fremden Herrschaft seine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemütern der deutschen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel fassen können, obzwar die Ideen des Liberalismus sie zu solchen Gefühlen hätte geneigt machen sollen. Im Gegenteil, sie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie stärker hervor, als beim Hambacher Feste. Dort, ohngeachtet des Schwindels, der alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen so achten, nicht verziehen, um die Gunst der franzö-

sischen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutschland vor ihnen beschimpft zu haben."

Das deutsche Volk möge diesen Kosakenkatechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der russischen Kirche durch Ohrfeigen seine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Zar ehrenvoll bestehe.

Was der Bericht des russischen Staatsmannes von der feindseligen Stimmung sagt, die sich in Hambach gegen Frankreich laut ausgesprochen, und was er bei dieser Gelegenheit von mir erzählt, ist alles falsch oder gelogen. Eine starke Sympathie für die Franzosen sprach sich dort überall aus; freilich, eine Sympathie, wie wir sie verstehen, nicht diejenige, welche die Schriftsteller der Polizei als solche darstellen, um sie als etwas Gehässiges erscheinen zu lassen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein preußischer Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeisterung von dem Glücke sprach, das die Rheinprovinzen unter der französischen Herrschaft genossen, und wie es zum Heile von ganz Deutschland führen müsse, wenn die freien Institutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber selbst die unerfahrenen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf seiner Stirne. Ich selbst hatte in Hambach keinen einzigen Franzosen gesprochen noch gesehen, ich konnte also nicht um die Freundschaft Frankreichs betteln. Der mutige, edle und geistreiche Wirt war in Hambach der einzige, der ganz ohne Veranlassung über, und mehr aus einem Geiste des Widerspruchs, als aus innerer Überzeugung gegen die Franzosen öffentlich sprach. Dieses erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für seinen Franzosenhaß, den Herr Menzel deutschen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirt ins Zuchthaus gesperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe stricken. Dort in dem Kerker, statt seinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wut entflammen zu lassen, dort aus seinem sicheren Versteck hervor, schrieb Wirt über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ sich wie ein wahres deutsches Schaf in den Pferch der Wissenschaften zurücktreiben und düngte mit seinen philosophischen Erzeugnissen die Felder der Erbpächter des deutschen Landes. Und wo Jean

Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirt als Mündel der bayerischen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgiebt, Rechenschaft geben!

Jeder, dem bekannt ist, daß die russische Regierung in Deutschland so viele Spione hat, daß sie mit ihnen das Herzogtum Nassau und das Großherzogtum Hessen, trotz der tapfersten Verteidigung erobern könnte, wird sich wundern, daß sie von dem Geiste, der in Hambach herrschte, so falsch unterrichtet worden. Dieses hatte aber seine eigene Ursache. Die Hambacher Spione waren in einer bedenklichen Lage und ermangelten jener heiteren Gemütsstimmung, welche ein Spion zur Ausübung seiner schönen Kunst nach den Regeln der Optik und Akustik nötig hat. Nämlich gleich in der ersten öffentlichen Versammlung, die in Hambach in einem Wirtshause stattfand, und wo mehr gesprochen als gedacht, mehr gesungen als gesprochen, mehr getrunken als gesungen, und mehr spioniert als getrunken wurde — war ein Spion so naiv, über alles was er gern wissen wollte, seine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr, der jetzt spricht? Wie der, welcher dort singt? Wie jener, der dort trinkt? Und sobald er den gewünschten Bescheid erhalten, schrieb er es sehr kindlich vor aller Augen in sein Taschenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genötigt, den ehrlichen Mann zu seiner Sicherheit ins Gefängnis zu setzen, oder ihn im stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängstlich gemacht, so daß sie nicht mehr wagten, über das, was sie sahen und hörten, gleich Buch zu führen, und die nötigen Erläuterungen einzuziehen. Aus diesem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falsch geworden sein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu machen, will ich ihm noch erzählen, daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergesellen meine Uhr gestohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutschen summarischen Prozeß und daß man sogleich den wahrscheinlichen Dieb arretiere. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürsten von Hambach war, und sagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach französischen Gesetzen, ist man nicht so schnell mit dem Arretieren. Damals verwünschte ich alle französischen Institutionen und fand es sehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldene Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen,

sollte arretieren lassen können. Ja, der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach!

Die mitgeteilten Aktenstücke sprechen verständlich genug für sich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüssig. Doch, da es viele kindische Menschen giebt, die der Erfahrung und eines klaren Blickes ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber sagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine Nutzanwendungen und Puppenmoralitäten meine vernünftigen Leser zu ermüden. Aus jenen offiziellen Aktenstücken geht das im allgemeinen hervor, daß die deutschen Regierungen das deutsche Volk ganz so beurteilen, wie ich es gethan, und daß sie sich selbst in dem nämlichen Lichte darstellen, in welchem ich sie darzustellen gesucht; es geht also daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Brust als auf meinen Unterleib sehen, und seine abdominale Zärtlichkeit einem schöneren Gegenstande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder vielmehr dafür geltend machen möchte, ist die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unseren aber noch mehr thut als das; die ihn beschützt, ihn, seine Ehre und seine Seligkeit. Wer in dieser schnöden, pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund bleiben will, muß sich in Essig baden, um alle bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen von sich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Leute genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und diese verstehen mich und lächeln mir.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Minister fallen wie Butterbrote: gewöhnlich auf die gute Seite.

2.

Eitelkeit ist Ökonomie; man sollte sie nicht tadeln, sie ist eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen seiner Eigenliebe zurück und bringt so endlich einen kleinen Schatz zusammen. Auch hat man unrecht, zu behaupten, daß sich nie wahre Verdienste zur Eitelkeit gesellten; man kann sehr reich sein und geizig zugleich. Von zwei Menschen mit gleich großen Verdiensten, von welchen der eine eitel ist und der andere was man bescheiden nennt, ist im Grunde der eitle bescheidener als der bescheidene. Der letztere weiß, daß er reich ist, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, so oft er ihn brauche; der andere ist vorsichtig, traut seinen Verdiensten nicht und spart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend ist, ist es Eitelkeit auch; denn sie ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menschen gern umgehen, beweist nichts für ihren Fehler, sondern für unseren. Wir meiden sie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, sie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sei einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: Alles was ist, ist gut. Ob es wahr ist — nicht der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht. Ein deutsches philosophisches System kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie die beste, gesundeste, und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unseren Wirten, wenn sie uns gebackenes Brot vorsetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann kämen wir gar zu spät an den Tisch. Doch das gehört nicht

hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philosophen wegen seiner Lehre und diese selbst sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sei für die Regierungen vorteilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu sein, weil alles was ist, gut ist. Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß, wenn jener Grundsatz wie bezeichnet ausgesprochen, und wenn er wie berichtet angewendet oder zum nötigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wissen, was sie wollen, da es keine Lehre giebt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was ist, ist gut. Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungspräsident oder gar Minister; seine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophenminister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhilfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen erinnern, daß er früher Philosoph gewesen — die Katze läßt das Mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr sprecht; geht eures Weges, alles was ist, ist gut... Schön, Minette, man muß seiner Natur treu bleiben!... Wenn aber jetzt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Ministerphilosophen die Fenster einschlügen, die Kassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Ministerphilosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht, was Sie reden, gehen Sie Ihres Weges, alles was ist, ist gut; ein Ist ist wie das andere Ist; ist eine Regierung, so ist ein Volk; ist Ordnung, so ist Anarchie; ist Gesetzmäßigkeit, so ist Revolution; ist die Macht, die ist, zu ehren, so ist unsere Macht auch eine, die ist — was würde der Philosoph darauf antworten?... Der Philosoph gar nichts; aber der Minister ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das ist auch das klügste, was er in einem

solchen unphilosophischen Falle thun könnte. Aber, nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich von seiner Frau seine alten Kollegienhefte holen, sie abstäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder und machte durch den Satz: Alles was ist, ist gut, einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge, als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

7.

Es giebt Menschen, die geizen mit ihrem Verstande, wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es ist schwer zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft sei: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle, und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen und glaubt, jetzt wäre alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu thun sei.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl; damit macht sie zwanzig Jahre all ihr Geräte und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

12.

Reichtum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

13.

Ein konstitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter, ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihm Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

14.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

15.

Die öffentliche Meinung ist ein See und man behandelt sie wie eine Suppe. Verrückte Köche stehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blasen abzuheben; ein vierter bläst, daß ihm die Backen schmerzen; ein fünfter will sie aufessen; ein sechster sie dem Haushunde vorsetzen; ein siebenter sie in das Spülfaß schütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gasse werden euch noch auslachen!

16.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geistigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf diese Weise wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unseres Landes können also ruhig bleiben; denn unsere grobe Packnadel zerrisse nur die feingewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein grasser Mißverstand ist es, politischen Schriftstellern Grobheiten zu untersagen und Feinheiten zu verstatten! Man sollte gerade das Gegenteil thun.

17.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und

Öffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe". Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu sein. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Teil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die echte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Öffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! Daß er es nicht ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren macht weiser, als eine Wahrheit finden.

18.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah, und daß es jetzt noch immer geschehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das beste, was sie thun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandteile aller möglichen Meinungen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigentum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? — Was werden sie darauf

erwidern können? Werdet ihr nie begreifen, daß ihr es nicht mit Personen zu thun habt, sondern daß euch Sachen feindlich gegenüberstehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und ihr vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser den Atem, als den Verstand verlieren.

19.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenosse des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikanischen Reiche" geworfen. Wenn er nichts deutlich gesehen, so ist das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt und es bestimmt haben, den europäischen Unrat abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Truges thront Herr von Schütz in ewiger seliger Ruhe und lächelt des sterblichen Menschengeschlechtes. Er redet die Sprache Goethes, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachiert, Intentionen, supplieren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; sagt er, die Freigebung Südamerikas berührend: „kaum ist wegen des Reichtumes an verborgenen Rücksichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich" — hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilschifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag" geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob sein, er fühlt menschlich — mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine Faktion, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, giebt es keine bessere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Deklamationen die Thatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegenzusetzen. Aus diesem Grunde haben wir nach-

stehende Notizen über den Zustand von Neuspanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachteilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Emancipation für Südamerika selbst geworden sind." Und nun stellt Herr Pfeilschifter seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Facit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es soll sich alles so verhalten, wie er gesagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emancipation den fünften Teil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und Gewerbthätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen sein. Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Verteidiger im offenen Kampfe bekriegen oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen den Auftrag erhalten? Das ist das ewige Rätsel. Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken und lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irreführen. Herr Pfeilschifter, der ja selbst gesagt, daß wir anderen unseren Betrug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

20.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor Oken eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, das fünf die herrschende Zahl in diesem Teile des menschlichen Leibes sei und schließt dann mit den Worten: „Diese Gesetzmäßigkeit in unserem Leibe, ja in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens, erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das Land, in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchem Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen:

in welchen den Gelehrten und Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust dem zu danken, durch den dieses alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künstler!" So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch ein Angebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des bayerischen Königs besungen! Das bayerische Recht, fest, wie eine Wirbelsäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konstitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit, selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührerischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie censiert, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villele. Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

21.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Goethe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unseren Winterherzen lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen; dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakespeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

22.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das

Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den anderen besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Mut des Geistes, aber nicht den Mut des Charakters, und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizeispitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt, wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervorteilen und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Ciceros, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Ciceros lesend, das er beim Eintreten des Cäsar schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Teil im Stehen und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „Das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der sein Vaterland sehr liebte." Das ist ganz der stolzgutmütige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

23.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich verteidigen, den Vorteil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

24.

Was die Besten und nur die Besten unter den Zeitgenossen wünschen, das geschieht zwar auch, aber spät; denn da die Besten ihrer Zeit vorauseilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald.

25.

Die Vorsehung ist auch weltklug und heult mit den Wölfen, wie der schlaueste Mensch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

26.

Manche Menschen haben bloß männliche, andere bloß weibliche Gedanken. Daher giebt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zustande kommen soll.

27.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armut hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armut nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und allerorten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Ortes besprechen; geschieht es nur mit Kenntnis und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sontag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreiches zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

28.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt jene Vorläufer, Unruhstifter, Verführer, Schwärmer und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt

und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.

29.

Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr Gewöhnliches, auch etwas sehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf andere fallen. Daß aber auch jene sich verrechnen, die, weit entfernt vom Gedränge der Thaten, ungestört in ihrem einsamen Zimmer nachdenken können und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erstaunen. Wenn die deutschen, wissenschaftlichen Männer den Verstand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichtum, Macht und Ansehen haben sie nie gehabt.

30.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte versteckt.

31.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz: „Das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtages von 1826 bis 1827." Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät — schadet aber nichts. In Deutschland kommt nichts zu spät; die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Gardelitteratur der Zeitschriften, und sie erhalten größeren Lohn. Aber etwas anderes schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem so übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist einer deutschen Ständeversammlung mitteilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten

einen wohlschmeckenden Liqueurnamen geben. Der Darmstädter Destillateur im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtagsberichte ist unter anderem von der Wohnungssteuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir folgendes: „Sei nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen = A, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; sei ferner der rein persönliche Erwerb des Y, der kein Grundvermögen besitzt und kein steuerbares Gewerbe treibt, = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesamteinkommens auf die Wohnung verwendet werde: so verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anspruch, so muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$, und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal, und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb beider, oder a: 2a, wie ihre Wohnungssteuer oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." — — Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses alles nicht eben so deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, giebt es denn, die das verstehen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Norddeutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süddeutschland, und Hannover besitzt ohne Widerspruch die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier

Kopisten abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten, die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders sein kann; denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Ständeversammlung (die man hier Landschreiberei nennt), der dritte bei einem Justizrate und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben gewöhniglich statt gewöhnlich; setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck statt k. Übrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus jedem Tintenkleckse, der sich im Manuskripte befindet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen bekam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen vier Kopisten gab ich, einem nach dem anderen, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum Abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genötigt, ihn selbst zu kopieren. Wenn nun sogar vier hannöverische Kopisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? Warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zum zweiten Male Paris besetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

32.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtsschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Überfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diokletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sei nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier

oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diokletian sagt, verraten und verkauft."

33.

Es ist so etwas Kleines, groß zu sein in unseren Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute ist, woran sich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

34.

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemontesen, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

35.

Ein redlicher Mann will zwar nur recht *behalten*, wenn er recht *hat*; doch das Rechthaben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Rechtbehalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten sprechen.

36.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man bloß die Schornsteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Übel vergrößert.

37.

Herr von Hornthal hat in der bayerischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Ver-

ordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung, aufheben, oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnisvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfnis fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verschwiegenheit der Beamten not? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Wert der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokuspokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der Richter, aber der Verwaltungsbeamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug sein. Man muß denjenigen Teil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzeneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zwei Dingen eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzu viel, weil man nur allzu gut weiß, daß diese finsteren Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem anderen die Achtung verloren.

38.

Man sollte denken, wer sich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegenteil. Vielen Menschen, vornehmen wie geringen, ist ein solcher Aberglauben anerzogen, daß sie zittern vor dem Rauschen eines Blattes, ob sie zwar mit freudigem Mute in die Schlacht gehen. In der politischen Welt hat diese Schwäche üble Folgen. Nicht an tapferen Feldherren fehlt es manchen Fürsten, aber an diplomatischen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauschen eines Blattes.

39.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchien zu Gletschern und Lawinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

40.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

41.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin erst über die neue Form der Hauben, dann über das Schicksal von fünfundzwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau Pompadour den Plan zum bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landkarte mit Schönpflästerchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

42.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

43.

Denkt euch: ein Arzt untersagt seinem Kranken jede anhaltende Bewegung; sie könnte ihm tödlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, den Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk sei krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staatsärzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? ... Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen und die Krise abzuwarten.

44.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so

kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten gestellt. Daher scheint es, als hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das die erste Hälfte des Geheimnisses! Die andere Hälfte ist: früher wurde durch Hebel regiert, jetzt geschieht es durch Menschenkraft, und so weiter. Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

45.

Was den Übergang der alten Zeit in die neue so blutig macht, ist die Enge des Weges, der von jener zu dieser führt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart ist die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche sich verteidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern sich darauf. Tausend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beschleunigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Mensch muß auch gerecht gegen sich selbst sein, das ist nicht seine Schuld, das Schicksal hat es zu verantworten.

46.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erstens französisch sprechen, zweitens nichts sprechen, und drittens die Unwahrheit sprechen. Diesen Künsten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in gutem Vernehmen mit sämtlichen Mächten geblieben ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen alles, was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt. Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen anderen einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „Was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen.“ Quelle horreur!

47.

Jede Gegenwart ist eine Noterbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! Sie muß sie, und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

48.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzustellen,

man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

49.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Diese Wirtin läßt den reichen und lustigen Studenten auf Borg zehren und fortzechen — am Ende kommt die Rechnung.

50.

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt: denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinst. Und das Erzeugnis so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus und kleidet den Bürger wie den König.

51.

Die Mauern Jerichos sind freilich von den Trompeten der Juden eingestürzt; aber es geschehen in unseren Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen zu glauben, das Geschrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

52.

Welche Staatsverfassung ist die beste? „Diejenige, die am besten verwaltet wird.“ Diese Antwort hat die Schlauheit ersunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte ebenso gut, nämlich ebenso falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwidern: das gesündeste — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stände, als ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weise mehr als ein gesunder Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

53.

Als Karl XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung von 50 000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10 000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht". Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen ... Unsere heutigen Finanzminister, die ihre erschreckliche Not haben, bis sie das Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

54.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen sein, daß die Aristokraten, sowohl auf der Rednerbühne, als in ihren schriftstellerischen Mitteilungen, immer nur von Freiheiten sprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier ist Mehr Weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß, als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem ersteren Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exceptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser, als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu verteidigen, als bei der Nutznießung der Früchte den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier dasselbe Verhältnis wie mit Staatsgläubigern, die, solange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der anderen Seite suchen die liberalen Redner und Schriftsteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwischen diesen

beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrschermacht, welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscherrecht, welches den Gesetzen unterliegt.

55.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache absolute Monarchie genannt) ist es Grundsatz und muß es Grundsatz sein, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihr Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräsentation stattfindet, und gehe einen Zeitraum durch, solange als man will, und dann berechne man, wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie ja Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinationsvergehen zugezogen hatten.

56.

Lange Zeit haben sie sich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finstere Ungewitter heraufgestiegen wider ihren Willen, haben sie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuversicht verloren. Sie nehmen sich vor, den Sturm eine Rossinische Arie singen, die Blitze symmetrisch als chinesische Feuerwerke leuchten und den Donner im Takte rollen zu lassen. Auch der verschlagenste Dieb kann aus seiner Verborgenheit gezogen werden, er halte sich versteckt in dichten Wäldern, in unterirdischen Höhlen oder in dem finsteren Winkel eines Hauses. Aber den Hochmut aus dem Schlupfwinkel eines menschlichen Herzens zu vertreiben, dazu ist selbst die himmlische Polizei nicht schlau genug.

57.

Die Menschen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geschichte darbietet, weiser werden, wenn sie sie unentgeltlich benutzen könnten. Weil sie aber dafür zahlen müssen, benutzen sie sie nicht; denn das Schicksal warnt wie die Buchhändler: „Beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen."

58.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als bloße Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

59.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (solange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen, bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die besseren unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sei König der Welt, und das Recht sein Schwert.

60.

Konstitutionen, wenn sie dauerhaft sein sollen, müssen fresko gemalt werden. Andere sagen das Gegenteil. Wir wollen sehen, wer recht behält.

61.

Der echte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes errötet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

62.

Frau von Staël sagt: „Es giebt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung aller geschieht." Das mögen jene sich merken, die das Heil der Welt von einem politischen Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu sein, und darum ist es besser,

sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann, der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohlthat, die sie einem großen Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohlthäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten sind noch immer geopfert worden.

63.

Die Staatsmänner schreiben ihre Erfahrungen mit Bleistift auf Pergamenttafeln, und ist das Blatt voll, löschen sie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher sind sie oft klüger, als gestern, aber niemals klüger, als vorgestern.

64.

Philidor konnte sechs Schachpartien zugleich spielen, und er gewann sie alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die stille stehen, bis man sie bewegt. Wer aber mit Menschen spielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

65.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?" fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté," antwortete dieser mit tiefer Verbeugung ... So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen, in welcher die Zeit ins Kindbett kommen soll.

66.

Es könnte eine zweite Sündflut über die Erde kommen, was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende Noahsarche, und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

67.

Der süße Brei ist aufgegessen ... jetzt balgen sie sich um die Schärre ... darüber zerbrechen sie den Topf ... dann giebt es keinen Brei und keine Schärre mehr ... dann schlagen sie sich auch nicht mehr.

68.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

69.

Heringe oder Sardellen — das ist der ganze Unterschied zwischen sonst und jetzt. Gesalzen sind sie immer noch, und werden es immer bleiben.

70.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

71.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaften der Menschen benutzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerte sich seiner Erfüllung naht.

72.

Auf der Weltbühne ist das Schicksal der Souffleur, der das Stück ruhig und leise abliest, ohne Gebärden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist. Das Zappeln, das Schreien und übriges thun die Menschen hinzu.

73.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, solange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vorteil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seid nicht länger der Kopf des Bandwurms.

74.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am anderen Morgen gehängt werden. Auch sind sie wirklich verurteilt, nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, so teuer sie uns auch zu stehen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sei unser Trost.

75.

Die Schreiberregenten. — Es geht drunter und drüber in unseren Staaten her, weil die Beamten nicht verstehen, auf das Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht jeder. Und wie sollte es anders sein? Schuster, Schneider, Schlosser, müssen in Deutschland einen großen Teil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren, denkt man, sei eine angeborene Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge, der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals steht von dem gegenwärtigen so weit ab, wie die Schiffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Kajüte verstehen es auch nicht. Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein paar Brezeln, die hinreichen nach Offenbach oder Niederrad, aber nicht Mundvorrat genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten, das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unerträglichen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Kollegium oder ein Bureau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das dekretiert, tabelliert, kontrolliert und kabaliert! Der Direktor ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidenen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum anderen, von einem Dekrete zum anderen, von einer Weisung, von einer Rechnung zur anderen. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit erteilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirt bestrafen, der abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend

Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem allen ist euer Konzept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das ist eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist euer Korpus Juris; hört die Deputiertenkammer, das ist euer Praktikum: und dann laßt euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heiratet und regiert.

76.

Karamsins Geschichte des russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Überdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Heiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maßstabe der Besteuerung nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigeren gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich ihr selbstgewähltes Bett gruben und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen ihren angetretenen Weg fortsetzten?... Das alles finden wir in der russischen Geschichte.

Dieses und das weitere könnte in klaren verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genötigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachstums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im Werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sei, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht sein, man sollte stets, selbst mit Verlust des nötigen Schlafes, die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von

denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augiasställe überfüllt waren.

Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtsschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Stil ist edel, kräftig, und wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben beliebt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sei. „Der russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewundernswürdiges, in den Annalen vielleicht beispielloses Ereignis dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. Überall führte das Schwert der Starken oder die Verschlagenheit der Ehrgeizigen die Herrschermacht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit): in Rußland wurde diese mit der allgemeinen Zusammenstimmung der Bürger gegründet . . ."

77.

Deutsche Demut. — Als der König von Preußen in Paris

war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisiertesten Nation in Europa von ihren Gästen!“ rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu sein wagen, wie jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerter, die Verkürzung oder Überschreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisierte Nation“, weil sie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt aufs Prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmärchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisierter“ als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wieviel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wieviel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verrät hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es giebt deutsche Blätter, die nie von dem vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mitteilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns monatelang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es giebt deutsche Blätter, die vierzehn hintereinander folgende Tage von einer toten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei

ihrer Bahre gebrannt und wieviel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputiertenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es giebt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmiegt und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europas. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

78.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlorenen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Übereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt, oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüte Alexanders lodert und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird?

Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst von Leyen Ersatz für seine verlorene jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Teilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht sein, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört um zu schaffen, nimmt um zu geben, raubt um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender, als die schnödeste Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigentum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, sobald ihn dürstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urteil ist ihm längst gesprochen: die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nordamerika, sind ihm nicht beigetreten.

79.

Ein ehrlicher Mann, der in sogenannten Welthändeln verwickelt ist, verfällt oft in Gewissenszweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man sein Gesicht für eine Maske hält, wird er an sich selbst irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute sich nur in ihm betrogen.

80.

Die heutigen Menschen, in der kleinen wie in der großen Welt, sind über ihren eigenen und wechselseitigen Vorteil so aufgeklärt, daß sie sich einander nicht mehr täuschen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geschieht, ist es ganz unerklärlich, warum man

noch lügt, oder sich verstellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, ist — offenherzig zu sein.

81.

Es giebt immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

82.

Vernunft verhält sich zum Verstande, wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

83.

„Alles für, nichts durch das Volk" — sagen die Schlauen. Das heißt ins Aufrichtige übersetzt: nicht an Geld und Gut ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichtum und sinnlichen Genüssen strebt; denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der Herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkür. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichtum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

84.

Schon manches dunkle Rätsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelöst; aber die Geduld, die Langmut der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch eine Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Sein Bedienter aber, als Mitschuldiger verdächtig, ward aufs Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkür und der Revolution verflossen noch mehr als fünfzig Jahre!

85.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverlässigsten Schriftsteller, und um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „sieben Millionen Menschen, die Almosen verlangten und zwölf Millionen Menschen, die nicht imstande waren, Almosen zu geben." Jetzt ist der Wohlstand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks verteilt; es giebt keine Bettler

mehr ... Man nenne uns den Staat, wo eine so glückliche Verwandlung oktroyiert worden ist.

86.

Wenn man das Treiben der französischen Ultras sieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionysius, nachdem er enthauptet worden, seinen Kopf unter den Arm genommen, und damit spazieren gegangen sei.

87.

Bei dem Einmarsche der königlich spanischen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde allerorten angeheftet und ausgetrommelt: die von Suchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer sich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun sind wir wieder, wie vor diesem, sicher auf der Straße und in unseren Häusern; es giebt keine Polizei mehr."

88.

Seitdem das Wunderbare vor unseren Augen sich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

89.

Man heilt Leidenschaften nicht durch Verstand, sondern nur durch andere Leidenschaften.

90.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

91.

Eitelkeit ist die sicherste Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie ist die Omphale des Ehrgeizes und legt ihm Rosenketten an. Wer am Schimmer des Goldes seine Freude findet, wird das Eisen nicht achten, und im Tanzschritte ist noch keiner auf den Thron gestiegen.

92.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield.

93.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen,

die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

94.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Übel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

95.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe.

96.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Kolonien, den Cortes, der französischen Deputiertenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Weltteile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnen sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10000 Juden in Frankfurt, obzwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie soviel Lärm verursachen, als 10000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen

keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heiraten, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um sechs Uhr abends zum Thore hinausgehen, daß die allzu große Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nötigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirtschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores Jud, so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaren war ihnen verboten. Bediente durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Aktuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurückholen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neuen Kräme, die Börse halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubnis durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Warenläden vorübergeht, solange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Toten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann hineingesetzt, wenn sie wirklich geboren werden oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht; denn es wird im Intelligenzblatte ausdrücklich bemerkt, von der israelitischen Gemeinde sei in dieser Woche niemand gestorben, niemand geboren worden, damit sich jedermann erfreue, nämlich an ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benutzt und sich unter der großherzoglichen Regierung die sogenannten angeborenen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden:

sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheueren Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit" erfüllt, machten billige Vorschläge.

97.

Die Ermordung Kotzebues. — Man kommt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Kryställisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der furchtbaren That werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es giebt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urteile über Kotzebues Ermordung" herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen Grenze) erschienen. Es ist nicht lang aber breit, und in einem stammelnden Stile geschrieben, so daß der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnötige Mühe, zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sei, und giebt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnwesen und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt (sagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt (der Verfasser scheint sich auf die adelige zu legen); auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen (also selbst die Mechanik und die Arithmetik

käme uns nicht zu?); der in einem Mystizismus verfällt, dagegen unsere Eltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte (d. h. schlief), ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsternis und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben sich verbreitete, wohl gar noch das Verdienst (wohl gar noch!), eben der Barbarei, welche uns droht, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsternis aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußeren Freiheit umtreiben, vernachlässigen sie die rein wissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geistes erhalten will." Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, so würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein Profitchen stecken müßte — eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Teilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb trotz

seiner Heldenthaten so gut, als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen durch ihren wissenschaftlichen Geist in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.

Über Kotzebues Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung sein, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sei oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden (das sind echte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister wählig macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Not die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden." Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben, und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der früheren Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sei. Mürbe — ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Not der Zeit hat die Alten mürbe geschlagen, sie hat sie so gefunden; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Not der Zeit nicht entstehen können ... Um dem herrschenden Mystizismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sicheren Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden und täglich beim Frühstück eine Viertelstunde in des Professors Maas Kompendium lesen.

98.

Biographie. — Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen und jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen

unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Tiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unserer Zeit mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen, daß nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht) dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne, die es bis zum Geheimrate gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren und schon darum allein könnten Samuel Baurs (Pfarrers im Württembergischen) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemälde" nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und zwölf römischen Seiten mit großer Geduld durchlesen; doch so oft das Urteil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Böse-

wichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholz eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspektive dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfigurenkabinette, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Stil geht wie ein reisender Handwerksgeselle ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Heide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei sei unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der echtesten und feinsten Art; alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und echten Empfindsamkeit geschworen hat." — Von Lessing wird gesagt: „Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften."

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Überfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klassen, worin der Inhalt die denkwürdigsten Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herrschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betreiben. — Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosak und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit

der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch lest immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wenn diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutsche Studenten zusammengerechnet, und dabei sanft und fromm war.

99.

Der abbrevierte Teufel. — In einem Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt — was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen und ihm für die übrigen fünf Buchstaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter im Schreiben und Drucken abbreviert, aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften bald die Verfasser, bald die Redaktoren, bald die Censoren abbreviert haben. Es ist schade, daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender als das. Wir Deutschen sind zimperlicher als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

100.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das konstitutio-

nelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

101.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen, welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden und nicht bloß auf ihren leiblichen Vorteil sähen. Schlimme Fürsten haben, an die Zukunft denkend, manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt stattfinden, nichts anderes sind, als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

102.

In der bürgerlichen Gesellschaft giebt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück und sucht sich einen sicherern Schuldner.

103.

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie nichts.

104.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Notmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharaos magere Kühe entbleiben nicht.

105.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sei ein Kutschpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse, in welcher nur er sitzt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer, hierauf zu antworten. Der politische Cirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

106.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als

Herde und Rauchfänge der menschlichen Seele bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren, ob alles brandfest gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft sind, und ob mit dem Lichte vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau, verbunden mit den Löschanstalten der Censur, würde eine vollständige Geniefeuerordnung bilden, und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

107.

Es giebt politische Karyatiden, die sich mit tragischen oder komischen Fratzen gebärden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind, als die unteren Teile des Hauses.

108.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privatentschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

109.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren, als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

110.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — nichts bebte als die Erde, und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Übereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

111.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubnis,

außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort erteilt.

112.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag sein, und dann hören die Schreier von selbst auf.

113.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesetzt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an, sich den Schnabel putzen zu lassen! ... Aufgabe zur Übung des Verstandes: Wo sind die Füchse, und wo sind die Störche?

114.

Ihr möget immerhin in Hübners synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sei als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute als wir hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satz und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er nichts, und hat er beschlossen, und es wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurückgeblättert und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit solchem fröhlichen Mute übernehmen sie die Mühe des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind statt zu beweinen; man möchte sein wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt und breiteten sich, was damals noch zu

entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen ins Wort; immer von neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht jeder verstehen wird, von den Zusammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft alles erschrocken aufs Feld hinaus, denn sie meinen, die Erde bebte; da doch nichts gebebt als ihr schwaches, schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen — schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

115.

In Meinungskämpfen sei man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns beistimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, sobald die Höhe erreicht ist.

116.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung spricht, sagt: nur ein fauler Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibt aber nicht fauler, sondern f . . . . — Nun komme noch einer und fordere Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich thun, daß sie Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, die alles abbrevieren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke was ihm gebührt.

117.

Gesellschaften, die sogenannten moralischen Personen, sind gewöhnlich sehr unmoralisch.

118.

Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidentums war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christentums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des Könnens, das Geschöpf des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber Duldung und Ohnmacht darstellt, so ist sie keine. Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebären des menschlichen Daseins, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — sie ist keine Kunst, denn sie bildet nicht, sie zersetzt. So wenig Calderons Poesie wahre dramatische Dichtkunst, so wenig die christliche Malerei wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Skulptur, bei den Neueren Malerei vorherrschend. Dort Umrisse und Anschauung, hier Perspektive und Berechnung. Nicht in dem was ist, in dem was dahinter ist, spricht sich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrschende Religion (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr Plastische in der altdeutschen Malerschule, nach ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade die Stärke des protestantischen Prinzips jener Völker im Staate und Einzelnleben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem Christus, und nach Versicherung der Kunstkenner sei dies Gebild das höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler die rätselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götterbilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gottmensch der Christen aber ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

119.

Warum ist die Heimat des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf niemand ohne Abzug und Nachsteuer aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine solche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesamte Menschheit.

120.

Haben und Sein sind die Hilfszeitwörter in der Sprachlehre sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habsucht und Selbstsucht, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

121.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

122.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum reinigen der beschmutzten Welt.

123.

Der wahre Mut ist nicht bloß ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

124.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich sein in dieser Betrachtung, aber fürchtet euch nicht, es ist alles nur Spaß. Der Kanzleistil nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmütig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht bloß den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf St. Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn festgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man thut recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa

so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sache sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stände! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmütiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unseren phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Weltteil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit übers Meer herübertönt, einen ganzen Weltteil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmütige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet, welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurst und die Ehre des Hosenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Centnerlast der Not in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöten zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blutegel dieses

fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königsdynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt ihr los werden sämtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Ceremonienmeister leben: so — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer und könnt ruhig schlafen. Wollt ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Weltteil mit der ungeheueren Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstentümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexiko, daß er dort der Stifter von Königreichen und so euer Retter werde.

125.

So leicht es ist, Kindern eine Fabel als Wahrheit zu erzählen, so schwer ist es, Männern die Wahrheit als Fabel darzustellen. Man hat uns alle zu den Griechen und Römern in die Schule geschickt, und nun, da wir in das Leben treten und das Erlernte auszuüben gedenken, verspotten sie uns und sagen: Alles, was wir gehört, sei nur Märchen gewesen. Aber es ist zu spät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem sie, um sich in die Gegenwart allein zu teilen, uns in die entfernteste Vergangenheit schickten, und sie vergaßen, daß die Geschichte rund ist wie die Erde, und daß man fort und fort schiffend wieder zur Heimat gelangt.

126.

Es giebt Menschen, die wohnen auf dem Cimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen — sie behalten immer recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entatmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sei als eine Lanze.

127.

Aristokratie oder Demokratie? — Das ist der Rechtsstreit unserer Tage. Nur nehme man diese Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie sie die Leidenschaft und das Feldgeschrei der Kämpfenden ausdrückt, sondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wissenschaft giebt. List und Bosheit haben auch die Fürstlichkeit in Beschlag genommen, sich anstellend, als werde ihr Recht streitig gemacht; aber die redlichen und verständigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: soll es Fürsten geben? sondern: soll der Fürst der Fürst der Aristokratie oder der Fürst des Volkes sein? Nicht so leicht als wohl viele glauben, ist es, diesen Zweifel zu lösen. Soll man die Erfahrung zu Rate ziehen? Die Erfahrung ist eine Schmeichlerin und spricht zu jedem, wie er es gern hört. Die Aristokraten können ihre Ansicht mit folgenden Gründen verteidigen. „Die edelsten, kräftigsten, geistreichsten und tugendhaftesten Menschen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünscht; das ist der stärkste Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menschen sind nur immer in geringer Zahl, und was für sie gut ist, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menschen, welches auch der Vorzug sei, der sie über andere erhebt — Genie, Talent, Kunstfertigkeit, Mut, Seelenstärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wissenschaftliche Erkenntnis — die Demokratie wünschen, ist so verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer solchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die Natur angewiesen, wo er seine Kräfte nach innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln, und seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft bis zu seinem Werte steigern kann. Was soll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geschehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man sie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geist und Kraft, wie es in den demokratischen Staaten des Altertums geschah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Kliententroß den Geistesaristokraten nachziehen lassen? Ist die Aristokratie des Adels verwerflich, so ist es die Aristokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsstand ist nie so geschlossen, daß die Niedergeborenen nicht hineinkommen könnten; Glück, Verdienste, die Gunst des Fürsten, können auch den Niedrigsten erheben. Aber die Geistesaristokratie ist durchaus unzugänglich, in ihr herrscht der blinde Zufall der Geburt, die Gunst der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei aristokratischen Verfassungen,

wie sie noch in den meisten Staaten Europas gefunden werden, wo die bürgerliche Gesellschaft in Stände zerfällt, werden die schwachen oder unbehilflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beschützt, befördert. Den verdienstlosen Hofmann schützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geistlosen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und so jede Körperschaft ihre Mitglieder. Auf diese Weise bestehen alle, keiner geht zu Grunde, und selbst die Geistesaristokraten bestehen; denn ist es ihnen auch nicht verstattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen sie die Natur belehnte, so haben sie doch mit den übrigen gleiche Rechte, und ist auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, so steht es ihr doch frei, in den ihr angewiesenen Grenzen nach dem Höchsten zu streben. Jeder Edelmann kann die höchste Ehrenstelle, jeder Beamte das wichtigste Amt erlangen; jeder Kaufmann kann sich zum reichsten, jeder Handwerker zum gesuchtesten, jeder Gelehrte zum geachtetsten, jeder Soldat zum Feldherrn heraufschwingen. Ist diese Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um keinen ohne Wirkungskreis zu lassen, nicht jener anderen vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratischen Verfassungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat jeder, wohin er auch seine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgesellschaft in Stände geschieden ist, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenossen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt sind, ohne Schwindel über schmale Höhen zu gehen, alle Brustlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde schützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Mutigen willen, die sich bei Schlägereien durchzuprügeln, die sich gegen Räuber und Diebe zu schützen wissen, die Polizei abschaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrlosen schützen, niederreißen? ... Und bis jetzt haben wir bloß von den Individuen gesprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Gesamtwesen, als einen selbständigen Körper, so ergeben sich die Vorzüge, welche eine aristokratische Verfassung über eine demokratische hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbständigkeit genießen nur aristokratische Staaten; Ehrgeiz, Habsucht oder Zerstörungstrieb können sich da nie über einen gewissen Kreis erstrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürsten gegen Volk und Adel, Verschwörungen

des Adels gegen Fürst oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufstände unter Zunftgenossen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jetzt; da aber solche Unruhen immer nur ein Standesinteresse zum Grunde hatten, mochten sie, und da sie die übrigen vereinigten Stände gegen sich hatten, konnten sie sich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unseren Tagen muß jede Soldatenmeuterei, jeder Studentenauflauf die Regierungen erschrecken. Nicht etwa, als sei anzunehmen, daß solche Empörungen häufiger als sonst in staatsverbrecherischen Absichten unternommen würden — deren Ursprung mag noch eben so örtlich und deren Zweck ebenso beschränkt sein, als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht solche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr isoliert genug sind, muß der elektrische Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erschüttern." ... Die Demokraten können diese und alle übrigen Gründe, welche die Aristokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es ist gar nicht die Frage, ob es eine Aristokratie geben solle oder nicht; die Natur selbst hat bejahend entschieden. Die Frage aber ist, ob die Aristokratie eine unbewegliche oder eine bewegliche sein soll."

128.

Der Verstand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

129.

Es giebt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmutiger führen, als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich verteidigend in den Weg stellt oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

130.

Man fand im Altertum geld- und geistreichere Menschen als jetzt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Vermittelte.

131.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

132.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen sie sei — eine Million in Scheidemünze.

133.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da, wo man sie ihm gegeben. So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finsteren Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem sich aber das Gefängnis freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und geht froh und besonnen nach Hause.

134.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenscharen, die, Europas Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermütige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimat, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüten und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch eurer viele nach langen Leiden das altersgraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo eure Söhne ungeneckt eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Mutes das Land, das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannt euch, flieht, ehe der Sturm kommt und die Erde unter euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Weltteilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseins in den verschiedenen Weltteilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Übermut seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise

Menschheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrikas Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

135.

Man baut selten seine Meinung auf festem Grunde, man baut sie in die Luft, giebt dem Zimmerwerke schwache Stützen, und erst wenn man mit dem Dache fertig ist, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urteile geht oft ein Vorurteil her.

136.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde und seine Macht ging unter.

137.

Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Tinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

138.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wenn er ein Fürst wäre.

139.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht, etwas zu finden, das lächerlicher wäre, als die deutsche Censur! Aber ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, sollten uns die deutschen Staatsmänner auf die Folter spannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regiment ersparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur meinen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geist in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, und wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spiritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmut die deutschen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobald diese von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Barem reden. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münzrecht derselben behalten sie sich vor. Ich will nicht behaupten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängenswert zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschauen uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres, ledernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus dem dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort belästigt sie wie eine Mücke. Die Unglück-

seligen! Darum zählen sie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind so viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländische Macht. Es wird ihnen so bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß dem Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unseren Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

140.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Goethe und Napoleon gehören zu den einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette zu den anderen.

141.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemütern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

142.

Es ist nichts angenehmer, als aus einem Übel, das uns begegnet, Vorteil ziehen — und man kann das immer. Dieses ist in einem anderen als dem gewöhnlichen, aber in einem schöneren Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

143.

So oft ich in eine Universitätsbibliothek kam, fühlte ich Lust, den im Saale Herumgehenden zuzuflüstern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leise auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Professoren.

144.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

145.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

146.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

147.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sei; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Not, die Wagen rollen nicht minder schnell, keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf ... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leiseren Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

148.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt — in Llorentes Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklicheren, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinanderzieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verraten; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräter wird — wie man das nenne? es giebt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort

Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußeren und inneren Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Autodafés, was Füsilladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Offizium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein Generalinquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorentes kennt und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

149.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, solange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und die von der Bundesakte zugesagten ständischen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte — sie wurden nicht gegeben, sondern nachgegeben.

150.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird geraten, diese Worte des Mephistopheles in Goethes Faust als Motto zu gebrauchen.

151.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreißig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rappierstreiche sind bis jetzt gefallen; der Ernstkampf soll noch folgen.

152.

Ein mißverstandenes Christentum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns ge-

lehrt: die Menschheit sei bloß eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren, um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vorteil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlichen Willens, und wir machten uns und andere verantwortlich für alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungsverfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß alles durch einzelne geschieht, glaubten wir auch, alles geschehe für einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staatengeschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmütig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst, jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, imstande gewesen wäre, die Geschichte Europas zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdienerseelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrockes hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein paar Handschuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hofleben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neueren Geschichtsschreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lucretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unseren jetzigen Repräsentativ-

staaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals. Man durchwandele die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mitteilungen der Pariser Privatkorrespondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der inneren Lebenskraft des Landes, die wie das tierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren. . . . Hätte man Benjamin Constant im Staatsrate gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volkes von diesen oder anderen Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeisterstab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vorteil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

153.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europas überschauen,

so finden wir eine große Ähnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christentum im Gegensatze zum Heidentum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion, als die ihrer Chimärenpolitik . . .!" Unser staatsweiser Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleichwie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christentum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. Solange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; solange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christentum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders sein? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Toten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verwestе Körper einscharren.

154.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie außer dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sei. Dieses ist wahr, solange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber

einmal flüssig geworden, dann nutzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken und man muß sich mit ihnen vermischen.

155.

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht ratsam, dieses zu verhindern. Man nötigte hierdurch alle Welt, französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Übersetzung verbessert werden.

156.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

157.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mitteilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnschale und der engen dunklen Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet, und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft sein.

158.

Mündliche Verleumdung ist das Geschoß aus einer Windbüchse: man sieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuschlosen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Übelrede ist die Kugel eines Pulvergewehres, wobei Knall und Licht den Mörder verraten und der Strafe überliefern.

159.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt euch nicht abschrecken, wenn die Censur nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei die neugeborenen Kinder eures ihr allzu fruchtbar dünkenden Geistes umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesetzten Mosesgedankens erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieser wird der Befreier seines Volkes.

160.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe sein, obwohl die Ketten noch gut anliegen. So

geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

161.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit nicht als ein düsteres memento mori, sondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

162.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den anderen Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

163.

Bei der Versammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputierten durch ein dreitägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

164.

Es giebt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimütigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht, was sie sich vorbedacht und was zu wünschen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil sie, ängstlich, mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sei. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.

165.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Censur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derselben

zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnot Rettung bringe.

166.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwälte der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: der Friede in Europa würde der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Also hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

167.

Die Verteidiger der Aristokratie sagen: die Natur selbst begünstige die Ungleichheit unter den Menschen. Das ist wahr; aber weil die Natur sie begünstigt, muß die Kunst ihr entgegenarbeiten. Weil das Glück, der Geist, der Mut, die Klugheit einen Menschen über den anderen erhebt, muß das Gesetz die Gleichheit wieder herzustellen suchen, muß es dafür sorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienste endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Gesetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Notwendigkeit werden; das Glück soll nicht erblich sein.

168.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutschland regiert, wäre diese seine Tücke ganz unnötig gewesen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzleistile abgefaßt, sind nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil auf dem langen holperigen Wege die Augen den Atem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen, und nachdem sie sich etwas ausgeruht, seufzend wieder umkehren. Ein lustiges Beispiel, das hierher gehört: ein gewisser Beamter eines gewissen Staates, in einem gewissen Lande, das in einem gewissen Weltteile liegt (so lernt man endlich Bescheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen, mit dem schnackischen

Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das sechzigste Lebensjahr erreicht habenden Rat N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat). Diese Sprachverschönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann sich im stillen nach einem solchen Muster zu bilden versuchen würde, und die Erwartung ward nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein mit den Anfangsworten: Die des dem (nämlich: Die des dem Bärenwirt zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizeiarrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterstatter: es sei ebenso ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Diesem blieb zu seiner Entschuldigung nichts anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Absicht gehabt, ironisch zu sein, sondern es sei ihm mit dem die des dem völliger Ernst gewesen.

169.

Unglücklicherweise hat die sittliche Blindheit viel Ähnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird schwer gehoben, man muß den Star erst reif werden lassen. Aber darüber vergeht ein großer Teil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverständliche Welt. Was er früher begriffen hätte, sah er nicht, und was er jetzt sieht, begreift er nicht.

170.

Ist es nicht möglich, zu tadeln, ohne zu spotten, und zu spotten, ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheren gleich sein, die nur hell machen, indem sie schneiden? Verdrießliche Notwendigkeit!

171.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es giebt auch eine politische Apoplexie.

172.

Eingekerkerte in Strafgefängnissen haben oft die wunderlichsten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen. Sie haben sich mit Ratten und Spinnen befreundet, sie haben die Ziegel der Dächer, die Buchstaben der Bibel gezählt. Und doch sind solche Beschäftigungen erhaben zu nennen gegen jene anderen, welchen sich jahrhundertelang die wissenschaftlichen Männer aller Völker ergaben, um

ihren gefangenen Geist nur etwas in Bewegung zu setzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Lust und Kraft auf die Abfassung von Büchern verwendet, welche der Menschheit keinen Trunk Wasser eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugnis, daß man sonst regieren nannte, wenn man den Geist des Volkes tötete, um den Körper zu beherrschen. Da liegt ein schwerer Buchkubus vor mir, angefüllt mit juristischen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen Zieraten, die man mit bloßen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Rätseln und Untersuchungen ist folgende noch eine der wichtigsten für die Völker der Erde: „Questio: ob der, so in einem fürstlichen Rescripto oder anderen Diplomate Doctor aut Licenciatus genannt wird, sofort für einen Doktor zu halten sei? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licenciatus oder Doctor eingerückt wird. E. g. Suplicant unterschreibet sich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius aber nimmt das L auf als Licenciat und meldet in Rescripto Licenciat Johann Adam, welches dem keinen Titul giebt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mitteilt, dennoch rei veritatem bloße Denominatio nicht verändert. . .“ Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Jurist diesmal unrecht. Vox Principis giebt nicht bloß einige honorem, sondern ändert auch oft rei veritatem. E. gr. Als einst Napoleon auf der Parade sein scheues Pferd nicht bändigen konnte, sprang ein Lieutenant hervor und war ihm behilflich: „Danke, Hauptmann!“ sagte der Kaiser. „Bei welchem Regimente?“ fragte der Lieutenant. „Bei der Garde,“ antwortete der Schnelle dem Schnellen.

173.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

174.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben sich sehr und sagen: „Bei ihnen wäre alles ruhig und von geheimen Umtrieben und Verschwörungen wüßten sie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen schicken.“ Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutschen Universitäten dieses Glückes teilhaftig zu machen; es ist ganz

einfach. Alle unsere Minister, Staatsräte, Feldmarschälle, Finanzdirektoren, Justizbeamten, Kriminalrichter, geheimen Referendare, Gendarmerieobersten, Polizeikommissäre, Aktuare und Pedelle sollten sich aus Patriotismus anstellen, als wüßten sie nichts, und noch einmal studieren gehen. Wenn sich alle diese gut gesinnten, ihrem Fürsten und Vaterlande treu ergebenen Männer über sämtliche deutsche Universitäten verbreiteten, dort die Vorlesungen fleißig besuchten, um den Geist der Zeit und Jugend kennen zu lernen und dieser ihre Grundsätze einzuflößen, dann würde gewiß alles besser werden und der Friede wiederkehren. Wenigstens kann man wetten, daß, solange sie auf der Universität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abwesenheit könnten die Fürsten selbst regieren und bei dieser Gelegenheit erfahren, wieviel sie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

175.

Lots Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Konservatoren der alten Zeiten, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

176.

Auf welcher niedrigen Stufe der sittlichen Bildung die Türken stehen, ersieht man aus der wenigen Kenntnis, die sie von den sittlichen Fortschritten anderer Völker haben; und diese ihre Unwissenheit verrät sich in den Spitznamen, die sie den Völkern geben, mit welchen sie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob sie zwar gar nicht mehr passen. So nennen sie die Deutschen wüste Flucher (Deschurer Kiasir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir so glatt sind wie geschorener Sammet, selbst Ohrfeigen nur in seidenen Handschuhen austeilen und die Stecknadeln zu unseren Sticheleien solange abbrevieren, bis nichts übrig bleibt, als das stumpfe Köpfchen, derart, daß selbst im grimmigsten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin wir noch gelassen bleiben und nicht sagen: eine aufgeblasene Catalani, sondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblasene C....", welches dreideutig genug ist, da das C auch Circe oder Calypso heißen kann. Die Engländer nennen sie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzosen und Niederländer jetzt mehr sind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nennen sie

immer noch Hasen. Für die Italiener haben sie den Spitznamen Tausendfarbige (Nessar, Renki), da sie sich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden schelten sie immer noch Hunde, obzwar diese jetzt fast mehr sind als Menschen und zum Adel der Nation gehören. Die Ragusaner heißen sie Spione, denn es ist ihnen unbekannt geblieben, daß eine weise Nationalökonomie auch dieses Monopol schon längst abgeschafft hat. Die Spanier, die sich gegenwärtig mehr sputen als zu loben ist, nennen sie Faulenzer. Am meisten Furcht und Achtung scheinen die Türken vor den Russen zu haben, denn sie heißen sie verruchte Russen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die sie den übrigen Nationen geben, angemessen sind, können wir nicht beurteilen. Sie nennen die Araber Unsinnige; die Armenier Dreckfresser (Boktschi); die Bosnier Landstreicher; die Bulgaren Straßenräuber; die Georgianer Läusefresser; die Indier Bettler; die Mainotten Tollköpfe; die Moldauer dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornlose Böcke (Bojenssis Gtojne); die Polen ungläubige Prahler (Tussul Giaur); die Tartaren Aalfresser (Laxh Jejidschi); die Wallachen Fiedler. Von den Böhmen und Kurden sagen sie: Tschingene tschalar Kord vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt ... Es würde der lieben deutschen Jugend gar nichts schaden, wenn sie einstweilen obige türkische Vokabeln auswendig lernte.

177.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht bloß gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht bloß niedergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle fürder alle politischen Werke in lateinischer Sprache schreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Übel hat zu tief gewurzelt, solche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden sich dazu bequemen, lateinisch zu lernen, und es bliebe alles beim alten. Würden aber alle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres geschrieben, ließe man lieber fünf gerade sein, als daß man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen, Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medizin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunst nicht fremd sein. Im beliebten Konversationslexikon findet man bei weitem nicht alles, was man nötig hat,

um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution" gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophische Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epicykliſch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole und Dyastole, Alkahest, Lebermeer, floride Schwindsucht, Belustempel, Berserkerwut, cerauniſche Berge, Senkel, Tyosen, Rosrädbücher.

178.

Die Deutschen sind so angeborener knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all ihr Thun und Lassen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht, gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht bloß Männer von dieser oder jener Partei, sondern Männer aus allen Parteien haben solche niedrige Gesinnungen oft an den Tag gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Recensentenwesen geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug". Dieses heißt nun freilich etwas zu pausbäckig gesprochen, die Ehre unseres Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings das anonyme Recensieren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurteilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Mut besitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu verteidigen, der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Recensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edler Freund der Unterthänigkeit will aber, daß „von Obrigkeits- und Rechtswegen" das anonyme Recensieren abgeschafft werde. Er nennt anonyme Recension einen litterarischen Meuchelmord (das ist doch gar zu schauerlich!), die Litteraturzeitungen geheime Gesellschaften, Femgerichte, und den Redakteur einer solchen Zeitung

Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche litterarische Karbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen ... die anonymen Recensenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Gaunergesellschaft. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisieren, daß er in seinem Feuereifer vergaß — seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

179.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die gesetzliche Freiheit selbst kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

180.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, war schon als Kind sehr lebhaft, und ihre rechtwinkeligen deutschen Lehrer hatten große Not mit ihr. In der Musik wurde sie von einem gewissen Fleischer unterrichtet. Einst hatte er die Fürstin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Klaviernote mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!“ rief er im Ausbruche seines Zornes ... Man sieht, der Deutsche kann wohl straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

181.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall heraustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

182.

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

183.

Es giebt Dreiviertelsmenschen, die in der Welt mehr gelten, als sie wert sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addiert.

184.

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter gerecht als schön zu handeln.

185.

Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen.

186.

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

187.

Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft sein. Freund Hein hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

188.

Um Kindern Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände zu geben.

189.

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er giebt eine andere Melodie an.

190.

Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

191.

Jede Stunde, dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

192.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

193.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt.

194.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht.

195.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen; sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Tieren. Es giebt mineralische, vegetabilische und tierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an Leben. Ein Demant ist mehr wert, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

196.

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen; aber unter einen schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden giebt, wo zu thun, niemals.

197.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer anderen Wendung ausgedrückt, wie sehr sie ihre Tochter liebe. Man sollte nicht glauben, daß das Herz so viel Geist hat.

198.

Die Geschichte lehrt uns Tugend; aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

199.

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ocean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

200.

Ein Mann von Geist wird nicht allein nie etwas Dummes sagen, er wird auch nie etwas Dummes hören.

201.

Das Philosophieren ist eine angeerbte Krankheit des menschlichen Geistes, der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

202.

Nichts bereuen, ist aller Weisheit Anfang.

203.

Schmerz ist der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

204.

Auf der ganzen großen Erde giebt es keine glücklicheren Geschöpfe als die Altertümler. Die gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein die Untersuchung aller demagogischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen, wo diese Orte liegen) ein eiserner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, acht Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde" wird im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel unter die Erde, sondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rate gezogen. Dieser Radnagel „aus der Vorwelt" zeichnet sich merklich von seinesgleichen „in der neueren Welt" aus. „Er ist im ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. Im übrigen gleicht er ganz den unserigen, ist etwa drei Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältnis breit; aber etwas schwach." Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammengelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Flut den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses gethan? „Die sogenannte Sündflut kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zufolge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte also keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verschaffen ... Vermutlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf bloß Mittelasien. Eher könnte man auf die große cimbrische Flut, welche einige hundert Jahre vor Christi Geburt fällt, und welche den Norden von Europa betraf, schließen. Allein diese war gleichfalls nur vorübergehend und konnte also keine neue Erdrinde bilden. Wir müssen also (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluten zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müssen annehmen, daß das Meer in der

Urwelt mehr zerteilt war als jetzt u. s. w." Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Altertümler fährt fort: „Ich halte also die hier gefundenen eisernen Kunstsachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiserne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Überbleibsel eines Urwagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „so wenig geachtet hat", daß er sie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauschte) für Überreste einer früheren Welt, als die unsere ist. . . . Waren die Verfertiger dieser Kunstsachen, die Ureinwohner von Deutschland, auch keine Zeitgenossen der Mammuts, so muß man ihnen doch wenigstens eine Zeit einräumen, die zwischen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch schon Menschen zu Bewohnern hatte . . . Ist es nicht zu bedauern, daß eine so gebildete Welt untergegangen und in den Fluten ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunstsachen und Kostbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen sein. Aber wird es uns einmal besser ergehen? Werden nicht auch unsere Werke und Kunstschätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!" — — Das ist das Lied vom eisernen Radnagel aus der Urwelt, der bei Eitzum in Deutschland, ohnweit Scheppenstedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde gefunden worden ist!

205.

Der Deutsche ist keusch und fordert von jedem, der sich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch so bitter jene Zeitungen, die, als schlaue Kammerzofen der Zeit allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin schmeicheln und forthelfen. Aber das ist eine falsche Tugend. Seiner Handlungsweise muß man ergeben bleiben; dem Denker aber ist ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Systems.

206.

Jede Revolution endet, wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterscheiden, kann sicher vorhersagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine konstitutionelle Monarchie — und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königtum

umstürzen, noch die Ultras, welche die Konstitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

207.

Ein französischer Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geschrieben und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wissen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

208.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter den Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja sie gewahren ihn nicht!

209.

„Das Vaterland und die Menschheit verlieren an ihm viel" — sagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Washington, Franklin, an Napoleon etwa? Keineswegs; es ist von irgend einem Polizeidirektor die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor kurzem gestorben ist ... Der Verstorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamter — aber das Vaterland, aber die Menschheit! Solche aufgeblasene Redensarten finden sich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das gestorben, heißt es: es sei im 18. Jahre seines thätigen Lebens aus der Welt geschieden! Des Kanzleistils eurer dumpfen Begeisterung, des Kommisstils eurer unschmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch seiner nie entwöhnen? Ist es nicht möglich, ist es gar nicht möglich, daß ihr besser und gesünder werdet?

210.

Deutschlands Hemmschuh, man wisse ihn zu achten; Thorheit, ihn zu schmähen, weil er aufhält! Die zahmsten Pferde, die besonnensten Wagenführer machen ihn nicht überflüssig. Die Zwingburgen lagen so hoch, der Weg ist gar zu steil.

211.

Wie wird es enden? ... Man hat eine Geschichte von einem jungen Offizier, der in seiner ersten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwischen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu

schwach, dem Triebe der Natur zu widerstehen, zu stark, ihm zu weichen, sich selbst tötete, und starb aus Furcht zu sterben ... So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

212.

Wir werden erzogen, als sollten wir Könige werden. Was wir nicht alles lernen! — als sei Gehorchen so eine schwere Wissenschaft!

213.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „... Der Übergang von der Despotie, wo das Volk nichts, zu der repräsentativen Monarchie, wo es so viel ist ... war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativverfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Municipalverfassungen kann dieselbe sich stützen." Rührender ist doch wahrlich nichts, als die zärtliche Besorgnis, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Übertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel. Die Feudaldespotie hatte gedroht, die usurpierte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig für, so geschah doch alles durch das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die sittliche wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke und es ist noch ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudaldespoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudaldespotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk nichts mit seiner Gleichheit, dieser Kapsel der Freiheit, die, sei sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer soll diese Reife bestimmen, die

Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Übelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbständigkeit, wenn er, sein Erbteil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da sind sie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativverfassung sei unhaltbar, solange sie nicht freie Municipalverfassungen zur Stütze habe, ist eben so unsinnig, als wenn man ein neugeborenes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den anderen Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Municipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben seiner „Tabula rasa“ zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet sein, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

214.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimat zurückgekehrt, zierte er sich immerfort französisch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wissen Sie auch, wie Gewitter auf französisch heißt? ... Man könnte diese Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menschheit im Winter bereist und glauben es zu kennen. Wissen Ew. Excellenz, was ein Gewitter ist?

215.

Es giebt zwei Arten, Früchte vor Fäulnis zu bewahren und sie eßbar zu erhalten: durch Essig und durch Zucker. Die Konservatoren der alten Zeit haben den Essig gewählt. Warum den Essig, da er vielen widersteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? ... Aber desto besser; sauer oder süß, die alte Zeit ist eine ungesunde Lebensnahrung.

216.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's“ ... Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen nicht denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

217.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vokale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts

allgemeineres als das. Diphthonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie bloß in den seltenen Fällen verstatten, wo es not-thut, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen.

218.

Es ist eine schöne Erfindung unserer Zeit, den Gelddurst der Gegenwart mit den Weinlesen der Zukunft zu stillen und auf die bequemste Art von der Welt lustig in den Tag hinein zu zechen. Unsere Enkel werden auch so klug sein als wir und auf ihre Nachkommenschaft Wechsel ausstellen. Diese treibt es dann so fort. Endlich am jüngsten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem sich der Teufel selbst nicht wird befassen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Christenheit wird es mit Beschämung erfahren, daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

219.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und an allen übrigen diplomatischen Tugenden täglich zunehmen und nach einigen Jahren, wenn die Censur solange fortdauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Rußland, sagen sie: „eine große nordische Macht"; statt zu sagen Österreich, sagen sie: „eine große süddeutsche Macht". Die Hälfte der Konjugationen der Zeitwörter gerät ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indikative mehr, sondern nur noch Konjunktive. Man schreibt nicht: „Tunis ist ein Raubstaat", sondern: „Wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsschiffe anderer Nationen wegnähme, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden." Welch ein Heimlichthun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskiert gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.

220.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die vom Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr

treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen, und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den anderen Morgen seiner Sippschaft erzähle, wieviel angenehmer es sei, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

221.

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doktorhut geholt, sagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrührerische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Übrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretischen Grundsätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt, wären diese auch eingebildet, mit jenen schlechten Lehren nicht verwechseln, die zu allem führen, nur zur Freiheit nicht." ... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinsen die Schuld der Zinsen eingestehen, und die des Kapitals ableugnen! Woher die Zinsen?

222.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr; da es aber Leute giebt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

223.

Wer sich nicht scheut, im Auskehricht der Litteratur herumzustöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimütigen ein „afrikanisches Lustspielchen" von Julius von Voß, genannt: „Viele Köche verderben den Brei". Viel Witz kann von diesem schwarzen Lustspielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker sagen, splendid gedruckt sind. Es ist aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr von Voß nämlich, der auch das Lustspiel: „Die beiden Gutsherren" geschrieben

hat, schwimmt, wie ein Korkstöpsel in der Angel, zwischen Fischer und Fisch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Französischen auszudrücken: Herr Voß ist au niveau de la politique du jour. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikanischen Lustspielchens. „Der neue schwarze Sultan", der den Titel führt „Büffel aller Büffel", läßt nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Oberbeamten vor sich kriechen, und sagt ihnen: sie könnten thun, was sie wollten — Abgaben erheben oder erlassen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden schließen, stehlen oder hängen lassen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn sich aber einer von ihnen unterstände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erstatten, und ihn mit dem Selbstregieren zu belästigen, so würde er unfehlbar gehängt, gerädert, gespießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl seines Herrn. Die Oberbeamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und sagen: das sei ihnen schon recht, sie könnten es nicht besser wünschen. Darauf läßt sich der Büffel aller Büffel seinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der asiatischen Kochkunst einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar und ist um so erboster darüber, da er zur Bereitung des Breies sechs Köche angestellt hatte. Jetzt naht sich der Narr der Oberdenker und sagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Oberbeamten zurückrufen und sagt ihnen, wenn sie ihn nicht von allem in Kenntnis setzten, und sich unterständen, eigenmächtig zu regieren, ließ er sie hängen, rädern, spießen oder braten. Die Herren Oberbeamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und seufzen sehr. — Nun, sind das nicht liberale Gesinnungen? Das ist noch wenig; aber besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

224.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher, und studieren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus allem Papier.

225.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch lösen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigrantengüter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der ersten Käufer kann mit ruhigem Gewissen sterben, wenn er nicht durch Erstattung des ungerechten Besitztums die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet.“ Über die erbärmlichen Menschen! Jetzt machen sie gar die Ewigkeit zu einer Deputiertenkammer und setzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte gesagt? Etwa Herr von Marcellus, oder ein Missionär im südlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutsches Blatt hat diese Rede geführt, in einem Lande, wo sie sonst vor lauter Protestantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß sie dort den verstorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten sich doch gewisse Leute nicht mit gewissen Dingen abgeben! Das sieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul gesteckt.

226.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Ansehen des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, stets auf die kleinsten Umstände lauernd, die den Sturz eines Günstlings zu verkündigen scheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann stattlichen Ansehens, den besonders ein sehr schöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme gesagt hatte: Das ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler sein. Schon drängen sich die Höflinge an ihn, schon schmeicheln sie ihm; sie haben es aber mit einem geistreichen Manne zu thun, der sich über sie lustig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum besten habe. Dieser Kanzler durch die schöpferische Einbildungskraft der Höflinge war der Historiograph Bouchet. Der König, angezogen durch seine herrliche Gestalt und die Fülle seines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptunsstatue vorstellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künstler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverständnis.

Dies ist der Inhalt eines neuen Lustspiels, das unter dem Namen „die Höflinge oder der Bart des Neptun“ in Paris aufgeführt wird.

Von den darin spielenden geschichtlichen Personen sind nur erst Franz I., der Kanzler Duprat und der Historiograph Bouchet gestorben.

227.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphias und Pinettis auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen setzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, diese politischen Schwarzkünstler haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, eskamotieren Brieftaschen — und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir anderen haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen, können die Volte schlagen und haben unsere Gevattersleute so gut wie sie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal lustige Wirtschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengethan, einen Freund zu necken und zu ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Betttuch, sprang leise aus dem Bette und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davonliefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

228.

Eines jener somnambulen deutschen Blätter, die im Traume alles wissen und daher niemals unwissend sind, lobt die alte konstitutionelle Monarchie England, und wirft der französischen konstitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in seiner nächsten Ekstase darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es sagt: „Es müssen Generationen verschwinden (wenn anders die französische Verfassung so lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunsch laut werden läßt, zur rein monarchischen Form zurückzukehren), bis die französischen Abgeordneten das Wesen einer Volksrepräsentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer solchen Regierungsweise weniger schädlich machen werden.“ Es sagt ferner: das französische Volk sei ganz

verwildert seit dreißig Jahren. Es sagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer herzlich müde, und der Tag, an welchem die Sitzung geschlossen werde, wäre jedesmal erwünscht... Was soll durch solche Berichte bezweckt werden? Das ist das Geheimnis. Doch man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Sterbenden zieht man das Kissen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches menschenfreundliche, um eine Euthanasie zu befördern.

229.

Ja, keusch, kalt und blaß wie der Mond ist das deutsche Volk; keusch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Mondes Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo giebt es aber ein Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches, Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber, und wir spotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, giebt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst mitarbeiten und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herübergeschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geschichte, und selbst die Besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. November bestimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dezember zu vertagen, wurde in der am 21. November gehaltenen Sitzung der Bundesversammlung durch

Abstimmung beigetreten." Dieser kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundertdreiundfünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus stilistischem Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen und konnte das Geheimnis seiner Abfassung nicht entdecken ... O die armen Zeitungsschreiber! Was ihnen die Türken für Not machen; Krieg, Friede — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Silbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin und her geworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Censur hindert uns? Aber die Censur hindert doch keinen für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht dagewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicêtre gesessen oder ausgewandert gewesen sein, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüt mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht, die sich in Barcelona eingeschlossen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genützt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris streckt seine Arme nach ihnen aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreise die Hochherzigkeit jener Arzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Arzte einige Brezeln zu kaufen. — In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger Goethe ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Goethe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer

Väter schämen und errötend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

230.

Will der Spott nur Registrator sein im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerter ist ja wohl niemand als der Mensch, dem das Los zugeteilt ward, lächerlich zu sein.

231.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen anderen Maßstab kennen für Menschenwert, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sei gottlos gewesen, weil sie selbst nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sei nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaires Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sei herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

232.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen und freilich alles Lobes wert. Sie wiegen ihre Gutthaten in Loten und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armut und der bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehr des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker, als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brot. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterflut, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft stille stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein, wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grausamer Löwe!

233.

Bei den Pferdewettrennen in England gewährt die Regierung demjenigen, dessen Pferd alle anderen übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden durch eine Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet und von der Regierung ganz unabhängig ist. Man sieht, das es in England die Pferde besser haben, als in Deutschland die Menschen.

234.

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

235.

Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie giebt heute dieser Macht Geld, morgen der anderen, der Reihe nach allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papierwindmühle an und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich wie die Feigen in der Schlacht tot an,

daß man sie nicht töte. Sie wissen recht gut, daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.

236.

Die einen wähnen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter; und die anderen wähnen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

237.

„Die wohlthätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem stattfand, beruhte wesentlich auf dem Lehnwesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, sobald sie zur Regierung kam"; — und in diesem Trotte weiter bewegt sich ein Recensent in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Litteraturzeitung. Wem war jene Beschränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchste Autorität, als später nach Zerstörung des Feudalwesens, aber eben das beweist die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stubenarrest hat, kann sich nicht beschweren, daß er auch Stadtarrest habe, denn er muß erst frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug ist. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jetzt vernimmt, gereichen diesen zum Ruhme, und sie würden es selbst dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweisen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlstand und Sorgenlosigkeit leben. Wären sie nicht frei, dürften sie nicht klagen; wären sie nicht reich, würden sie nicht immerfort so ängstlich Bürgschaften für ihre Rechte und Besitzungen fordern; und wären sie nicht sorgenlos, würden sie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Übermorgen denken. Kinder fürchten sich, allein ohne Wärterin zu sein, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konstitution . . . Der Recensent sagt: Die Philosophie habe jenes herrliche Feudalwesen gestürzt, sobald sie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philosophie? Der Recensent nenne uns das Land. Wo hat die Philosophie einen Thron? Übt die Philosophie irgend ein Majestätsrecht aus? Schickt und empfängt sie Gesandtschaften? Hat man auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad und Laibach Bevollmächtigte der Philosophie gesehen? Hat die Philosophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Mensch behaupten.

238.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger verloren, obzwar seine Vermögensumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist, und jedermann glaubt, er stelle sich nur, als ginge es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

239.

Ist es ihr Verbrechen, daß sie Durst haben? Hatten sie die gesalzenen Speisen verlangt, die ihr ihnen vorgesetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das ist es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

240.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Mensch das unglücklichste aller Geschöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Das jedes neue Geschlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das ist es, was die Menschheit in ewiger Jugend erhält.

241.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

Du mußt herrschen oder dienen,
Amboß oder Hammer sein.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verleumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave sein auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldene, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden, als das, was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur soviel als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um atembar zu sein, soviel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses Zuvielregieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden sollte, oder erlauben, was keiner Erlaubnis bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen und wieviel sie klagen würden, daß es ihnen an

einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu verteidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

242.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen sein muß, und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Teil an den Übelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist ebenso ungerecht als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen, und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn sein. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verrieten, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilsam und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Urteil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlich gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbeschädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Übel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Toten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

243.

Nadelstiche sind schwerer zu parieren als Schwerthiebe — das haben sie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

244.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in Verderben. So hat schon tausendmal der Blitz diejenigen erschlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

245.

Der Redestrom eines Landgeistlichen im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen bildet einen merkwürdigen, logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt — daher verlören sie immer mehr an Achtung — daher würde der christliche Glaube immer schwächer — daher müsse „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten" die Menschheit „merklich" rückwärts gehen — daher würde endlich das „so tief versunkene Volk einem Apis und anderen unvernünftigen Tieren wieder Tempel bauen". Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich, um klug zu sein, er kennt seine Pflicht besser als seine Zeit. Alle Menschen, vornehme wie geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „Wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend sämtliche Christen den Götzen Apis anbeten." Er muß um halb zwölf Uhr sagen: „Wenn nicht der grenzenlosen Frechheit der liberalen Schriftsteller sogleich Einhalt geschieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen schwimmen." So wirkt man in unseren Tagen.

246.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet und wessen es froh sei, ist oft schwer zu erforschen.

247.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäckerjungen zur Weisheit: sie übersättigt uns mit den Genüssen, die wir meiden sollen.

248.

Unsere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut: ihr verlangt aber dennoch, wir sollten bloß durch gute Gründe zu wirken suchen!

249.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die sie zufällig finden, der Name Gottes unsichtbar geschrieben steht. Daher versäumen sie nie, solche aufzuheben und zu verschlucken, überzeugt, daß ihnen diese Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Christen haben eine andere Art von Aberglauben: sie wähnen, auf jedem Stückchen Papier stände der Name des Teufels unsichtbar gedruckt, und darum lassen sie, um sich bei ihm einzuschmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu bestellten Dienern verschlingen. Diese armen Menschen sind sehr zu bedauern, sie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

250.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die galiläische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolemäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Mut sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen den ptolemäischen und kopernikanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sei? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge kniend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermutigen und wie Galiläi ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

251.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es sein.

252.

Man glaubt, daß der Offenbacher Staatsmann für Deutschland die ausschließliche Nutznießung der litterarischen Angeberei habe, man irrt aber, so ist es nicht. Es giebt unter den periodischen Schriftstellern noch andere arme Waisenkinder, die, so oft sie ihr periodischer Hunger befällt, sich schreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brot betteln. Diese Herren, in ihren Beurteilungen politischer, historischer, ethischer und religiöser Werke begnügen sich nicht, die Bücher zu tadeln und ihre eigenen Ansichten auszusprechen, sondern sie erröten nicht, die Achtsamkeit der Polizei auf solche Bücher

zu wenden und sie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen sich nicht beklagen, wenn sie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien schon als Handschrift ihre Bestimmung gefunden, und daß sie sie nur haben drucken lassen, um ihre Aufsätze um einige Zeilen und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger diesen Schändlichkeiten! Unsere Freiheit wird genug besteuert, es ist genug an den Zehnten, die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben sich zuzudringen, ist eine lächerliche und verderbliche Großmut. Nur solche Schriftsteller können der Censur, dieser türkischen Kopfsteuer, hold sein, welche diese Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Litteraturzeitung (September 1824) das Werk Bignons „Les Cabinets et les peuples“ in dessen deutscher Übersetzung beurteilt. Der Kritiker ist anderer Meinung als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt sein. Er spricht seine Meinung mit dem anmaßenden Geschrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gendarmerie steht — auch das mag ihm verziehen werden; es ist die Bestimmung der Hofhunde, zu bellen, dafür werden sie gefüttert. Aber am Schlusse seiner Kritik sagt er: „Der Band enthält übrigens manches, welches einer ängstlichen Bücherpolizei wohl so bedenklich scheinen könnte, daß sie ihn lieber ganz verbieten möchte.“ — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Konjunktive könnte und möchte machen uns nicht irre; das ist diplomatischer Stil, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, übersetzt, sind solche Konjunktive reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Litteraturzeitung entehrt sich, wenn sie solche kritische Angebereien nicht bloß aus Unachtsamkeit anstimmt.

253.

„Les corps (constitués) n'ont point d'âme“ — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegenging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungs-

behörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn einer aus dem Volke ein Wort des Unmuts auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer pries am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke sich die Freunde der Fürsten und bei trockenem Wetter sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unseren Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Übel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Notwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das Erzeugnis einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baren Vorteil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigentum, seine Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu verteidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vorteilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder alles gewinne.

254.

Napoleon war ein Gewitter, welches die schwülen Südländer erfrischte; aber der herbstliche Teil der Welt bedarf eines Winters, um zu erstarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht so hausbackene, wirtschaftliche und nutzsüchtige Menschen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbst ertrügen mit seinem Nebel, seiner Naßkälte, seinen unfahrbaren Wegen, seinen unerquicklichen Winden, seinen Drohungen und aller seiner Zweideutigkeit.

Um Wintertage flehet, das sind eure Messiaden. Denn nur nicht einen Messias! So oft noch ein Erlöser die Welt befreite, war das Lösegeld zu hoch für den Dienst, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

255.

„Wohl kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet." Daß man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen — sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jetzt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus viele tausend Male herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit ... Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

256.

Die Regierungen, welche Verschwörungen anzetteln, um solche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italienischen Arzte Cardano nach. Dieser hatte sich abergläubisch das Horoskop seines Lebens gestellt, und starb in seinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

257.

Einst hatte Rom Schauspieler eingeführt, um die Götter zu versöhnen, daß sie der Pest Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantäne, dann stände es schlimm um unser Leben; denn wir könnten mit allen unseren stehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

258.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

259.

Herr von Eckstein, einer der tapfersten Federkondottieri unserer Zeit, hat über „Lafayette und die Amerikomanie" eine Abhandlung geschrieben. Der Offenbacher Staatsmann teilt sie uns mit. Diese Abhandlung kann nicht anders als belehrend sein; denn wie bekannt, versteht sich Herr von Eckstein auf Tollheiten aller Art. Schade, daß ihm die Kenntnis noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er selbst leidet, der Biomanie — ein Übel, aus dem alle die anderen Übel entspringen, auf deren Heilung er so unermüdlich bedacht ist. Aber was versteht Herr von Eckstein unter Amerikomanie? Dieses zu erklären, müssen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg ist steil und hat seine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Met und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtisch einige seiner getreuen Unterthanen holen ließe und ihnen die Köpfe abschlüge, dann würde wohl schwerlich einer der Gäste es wagen, über dieses algierische Vergnügen die Achsel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und spräche: In Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man bloß die Missethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abschlagen und zu den Umstehenden sagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europamanie angesteckt. Aber, beim Propheten! ich werde sie nicht aufkommen lassen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überschiffen; er soll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unschuldige Leute nicht köpft, so mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut sein; ländlich, sittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie sie wollen; aber bei meinem Barte, Afrika soll Afrika bleiben!" Das ist die Amerikomanie des Herrn von Eckstein.... Wer hat diese Pest über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin." Also eine Pelzmütze ist schuld an der französischen Revolution! Nicht anders. Und Heil den Füchsen, daß Herr von Eckstein diese Entdeckung gemacht; man wird sie von nun an schonen.... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckstein zieht Lafayette vor seinen Richterstuhl? Es ist

auch komisch genug. Ihr habt wohl schon einmal einer Katze zugesehen, wie sie eine Kugel zu fangen und festzuhalten sucht; aber vergebens; dem armen Tierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz so gebärdet sich Herr von Eckstein, indem er von Lafayette spricht. Ein ehrlicher Mann! Das ist dem Herrn von Eckstein zu rund, das kann er nicht fassen. Er sucht also Ecken und Haken an Lafayettes Ehrlichkeit. Die letzten fünfzig Jahre, die alles umgeworfen oder erschüttert, haben nur eins nicht erschüttert — Lafayettes Tugend. Aber Herr von Eckstein nennt das „den banalen Wunsch, Gutes zu thun". Lafayettes beharrliche Gesinnung erklärt er aus dessen Hartnäckigkeit. Er spricht von der Zähigkeit seines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit seines Geistes. Er beschuldigt ihn der gröbsten Unwissenheit. „Ein Mann, wahrhaft würdig, Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert sein, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum öfteren abgestreift haben, um sich durch seinen Ideengang zu verjüngen." Goldene Lehren! Also nach Herrn von Eckstein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum öfteren auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der seinen Ideengang nach den Umständen verjüngt! Echt polizeikommissarische Weltansicht! Aber findet Herr von Eckstein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, so verblendet ist Herr von Eckstein nicht. Wer wäre auch schlecht genug, an Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckstein findet an Lafayette zu preisen, daß er einst, während der französischen Revolution, „den zusammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ". Wie man sieht, ist der Beifall des Herrn von Eckstein schwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es ist brav von Herrn von Eckstein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm ist. Nur sind wir begierig, wie er sich bei seinen Prinzipalen entschuldigen werde daß er versäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären sie ihm noch so huldvoll ergeben, sie werden ihm diese Versäumnis wenigstens als eine „hochverräterische Nachlässigkeit" anrechnen.

260.

Die Hoffnungen guter Menschen sind Prophezeihungen, die Besorgnisse schlechter sind es auch.

261.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, giebt es auch keine.

262.

So not thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinübergehen.

263.

Soll man die Menschheit beweinen oder über die Menschen lachen? Jeder, wie er will: es ist eines wie das andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns alle. Doch eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

264.

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

265.

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

266.

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, solange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätschern kann, ohne alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

267.

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

268.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den einen nicht hassen und den anderen nicht lieben. Die zackigste, härteste Selbstsucht ist nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichste Teilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter

wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

269.

Leichter ist eine Zeit zu schaffen als umzuschaffen, leichter sie umzuschaffen, als eine alternde zu verjüngen. Ist es etwas Erfreuliches, durch mühsame Heilkunst und lästige Lebensordnung ein hinfälliges Dasein zu fristen? Der denkende Baumeister hilft einem baufälligen Gebäude zu schneller Zerstörung, nur daß er es während dem Niederreißen stützt, damit herabfallende Balken nicht beschädigen.

270.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

271.

Das Licht, das sogenannte offizielle Mitteilungen verbreitet, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

272.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandtesten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Tau und Liebe, und alle Grenzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überschauen und umschauen können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugeteilt.

273.

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

274.

Um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt der Eitelkeit anderer nur an sich selbst schmeicheln.

275.

Alle Narrheit erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

276.

Klugheit ist oft lästig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

277.

Glücklich zu sein ist auch eine Tugend.

278.

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort giebt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die tote Natur zerstört, um zu schaffen, die lebende gebärt, um zu töten. Wie beneidenswert sind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

279.

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen britischen Geist; französisch war nichts an ihm als die Sprache.

280.

Der Hund heult, wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es giebt Menschen, die hündischer sind als Hunde — und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

281.

Die Regierungen thun öfter Böses aus Feigheit als aus Übermut.

282.

Wer Tyrannei stürzen will, muß ihr dienen.

283.

Soll die bürgerliche Gesellschaft eine Maschine sein, nun wohl, so behandle man sie wenigstens mit der Schonung, mit der man eine Maschine zu behandeln pflegt. Ist die Uhr einmal aufgezogen, zeigt sie richtig die Stunde, läßt man sie gehen, bis sie abgelaufen ist oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüssel nie aus der Hand, sie rücken immerfort am Zeiger, sie regieren unaufhörlich.

284.

Man muß den Staat als eine Assekuranzgesellschaft betrachten, worin jeder Teilnehmer einen gewissen Teil seiner Freiheit als Assekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältnisse zum Kapital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Kapital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger nichts übrig, das ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser, ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten statt. Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht; die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Gesetzlichkeit erzogen und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

285.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als die Beschränkung der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angeborenes Recht und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Konstitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

286.

Manche Regierung des Festlandes, die nicht zu den vorherrschenden gehört, ist in der bedauernswürdigen Lage, daß sie das

Böse willig, daß Gute gezwungen zu thun scheint, ob es zwar umgekehrt ist.

287.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst und dessen Postament das Volk bildet.

288.

Man spricht von den Rechten der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausschließliche Befugnis, die einem auf eine Sache oder Handlung zu seinem Vorteile zusteht. Aber die ausschließlichen Befugnisse, die einer Regierung zustehen, hat sie sie denn zu ihrem Vorteile? Übt sie sie nicht vielmehr zum Vorteile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vorteile des Volkes übt, ist eine Pflicht, kein Recht. Sie kann sich dieses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärmsten Verteidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes sei es nötig, daß es monarchisch regiert werde, daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen in der Herrschaft der Großen etwas Wünschenswertes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

289.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gärung, sie strebt, sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde aufeinandertreffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

290.

Die Hansestädte, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armut werden.

291.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der

Verwaltung der Staaten oft nur tadelswertes finden, so thut man ihnen unrecht, wenn man dieses einer störrischen unerträglichen Denkungsart oder einer eiteln Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so mannigfaltig als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerte und darum unberedt. Es giebt tausend Krankheiten, aber nur eine Gesundheit.

292.

Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der erste in einem Dorfe als der zweite in Rom sein zu wollen, dann würde es seinen Trieb, sich westlich auszudehnen, unterdrücken, und den Blick nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwert geworden, seine Kultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen sein. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reiches von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was not thut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimat zurückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein gering geachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftliebenden europäischen Fürsten, den verjährten Vorurteilen des Adelsstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reicheren und schöneren Staaten der übrigen Weltteile darum nicht, weil sie neueren Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Unterthanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen und das Joch der Regierung drückend finden.

293.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorsicht unternommen werden. Oft werden politische Hautkrankheiten zurückgetrieben und hierdurch innere, weit gefährlichere Übel erzeugt.

294.

Oft gleichen Fürsten den ängstlichen oder ungeschickten Reitern, die ein allzu rasches Pferd, um es einzuhalten, stark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken und hier-

durch seinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk ist hier das Pferd.

295.

So schnell bilden sich die Lawinen unserer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtsam mit dem Auge begleiten sollen, wohin sie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat sich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge aufeinandergehäuft und die Sorglosen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindares in Ostindien, ein berittenes Heer von Eingeborenen des Landes, das nahe an Hunderttausende grenzt, kann den Briten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden sie von der legitimen britisch-ostindischen Kaufmannschaft genannt; aber sie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taschenspielerkünste die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Ärmel zu locken.

296.

Man will durch Wiederherstellung des Alten der Neuerungssucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungssucht fröne, denn das Alte ist neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler seines Kranken, der sich der Vorschrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet ihr nicht sagen: der Herr Doktor ist ein Narr? Um des Himmels willen seid höflich und sagt es nicht; denn es geschieht täglich vor unseren Augen. Auf die nämliche Weise glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeschehen machen zu können.

297.

Jean Paul, dieses Harzgebirge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen, und zu Goldschlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unsere litterarischen Zinngießer und Kupferschmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieser große Dichter (ein um so größerer, da er das Musenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu besteigen und ohne metrischen Zügel zu lenken versteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrsamkeit frische, liebliche Blumensträuße zu winden, statt daß andere selbst ihre Rosen und Lilien in ein Gemüse zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erschwert

nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verschiedenartiger Genüsse die Wahl unter denselben, und schmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur selbst giebt hierin eine weise Lehre: Die dem Auge wohlgefälligsten Blumen sind es nicht, die am süßesten duften, und bei der Frucht sind Farbe und Geruch dem Geschmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurteilt? wie er über Shakespeare gethan. Er würde an diesem Mammutsknochen einer ihm unbekannten Riesengeisterart die zierliche Taille eines französischen Marquis abgemessen, und das Übermaß des ersteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

298.

Der musikalischen Welt ist es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewisser Henkel „Wiener Kongreßwalzer" komponiert hat. Bei Simrock in Bonn sind sie zu haben. Ehemals war ein Kongreß, ein Menuett, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte sich mit langsamen stolzen Schritten, und verlor sich nie aus dem Auge, doch so, daß man sich immer nur von der Seite ansah. In Wien ging es rascher her, man walzte bald mit diesem, bald mit jenem, und keiner blieb vom Tanze ausgeschlossen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herren an der Lustbarkeit teilnehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächstfolgende Kongreß giebt ein Pas de deux. Unsere Enkel sehen Solo tanzen. Endlich kommt der Teufel und spielt den Kehraus, wobei wieder alles durcheinander läuft. Dann hat der politische Karneval für diese Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und so geht's immer fort. Der Mensch ist zur Dienstbarkeit geboren.

299.

Man mag die Wiederaufnahme der Jesuiten in einigen Kantonen der Schweiz lästern, aber es wäre dumm, darüber zu erstaunen. Es ist nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geschieht. Die Aristokraten allerorten können nichts Klügeres thun, als sich mit der Geistlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu spät betrauern, daß sie die stärkste Säule ihrer Throne so leichtsinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Priester nicht entbehren, wie wollen es die Fürsten der Gegenwart, die nur zu herrschen verstehen? In dem endlosen Kampfe der menschlichen Herrschbegierde gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechselt,

aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerst verbanden sich die Fürsten mit ihren Unterthanen, um die Macht des Adels zu schwächen, dann gebrauchten sie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für sich selbst, doch näher der Thronseite, kämpfte die Geistlichkeit. Die Fürsten behielten die Oberhand, so lange sie die dem Volke abgewonnene irdische Beute des Sieges mit den himmlischen Scharen, ihren Bundesgenossen, willig teilten. Nun haben sie aber zu unserer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, sondern ihrer eigenen ausschweifenden Liebe zur Unabhängigkeit auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden sie selbst überwältigt. Diejenigen, die sich aus dem Sturme gerettet, verstehen noch heute das Geheimnis ihrer Schwäche nicht. Sie vergessen, daß nicht die Religion, sondern die Lehrer der Religion sie gegen das Volk geschützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbare Verträge abschließen, und nicht durch Gesandte; sie wollen die Gottheit ohne Priester fürchten machen, und — sie gehen zu Grunde, beharren sie darauf.

300.

Man kann nicht oft genug davon sprechen, daß die Jesuiten sich auch in Freiburg wieder angesiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der ersten Erzählung geglaubt. Dem schuldlosen kindlichen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält, seine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorstehe, ward unheimlich vor dem Bösen, und es bewegte sich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß, um den Spöttereien ein Ende zu machen — keiner abends nach zehn Uhr ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man sieht, die Herren sind nicht so schlimm, als man denken sollte. Bei der Finsternis, welche ihre Jesuiten hereingebracht, sorgen sie doch für einige Beleuchtung.

301.

Aus Neufchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wissen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es ist!

302.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bei der Beerdigung Blüchers gehalten hat, ist ein ungemein schöner Witz. Denn nur dieses schönwissenschaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geist, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener

Rede verstehen sich von selbst. Welche pfeilschnelle Fortschritte hat die deutsche Sprache gemacht! Da noch die Franzosen herrschten, war das Wort gefangen; ein gesunder, starker, schön gebauter Körper war unsere Sprache, aber man sah ihr die Kerkerluft an, sie war bleich und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, sind erst acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache sie führen! So nachgiebiger Gemütsart auch unsere deutschen Staatsmänner sind, so wenig geben sie doch den englischen in der Redekunst nach. Durch das einzige Wort Preußentum, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glücklich bediente, ist die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marschall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Giebt es ein Preußentum, so giebt es auch ein Feztum, ein Marokkotum. Giebt es ein Preußentum, so giebt es auch — die Ausländer beiseite geschoben — ein Österreichtum, ein Bayerntum, ein Sachsentum, ein Hannovertum, ein Badentum, ein Nassautum, ein Hessentum, ein Reußtum, ein Brementum, ein Frankfurttum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publizistisches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatisierten Staaten das schöne Tumrecht nicht versagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningentum, Fuldatum, Salmtum, Erbachtum, Wied-Runkeltum und noch viele andere Tüme vermehrt werden. Das hätten wir der schönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz am Grabe Blüchers gehalten hat. Nur müßte man sich vorsehen, das herrliche Wort immer gut Meißenisch auszusprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch nicht sein eigentümliches Gepräge, seine zarte Aussprache verliere.

303.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falsch sei, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen solchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöverischen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienstvergehungen der Staatsbeamten handelt, diese Beamten Bediente genannt. Es heißt: „Durch grobe Nachlässigkeit sich auszeichnende Bediente“, „solche leichtsinnig-nachlässige, pflichtvergessene Bediente“. Ein Staatsbedienter aber ist nicht ein Mann, der dem Staate, sondern einer, dem der Staat

dient. Diese Zweideutigkeit ist zu bedenklich, als daß man nicht suchen sollte sie zu vermeiden.

304.

Die Frevel der gottlosen Menschen, die, einen höchsten Verscher des Rechts und der Liebe verleugnend oder verkennend, im Sinnesrausche dahintaumeln und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — diese Frevel sind lilienweiß gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irdische Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Scham ihr schmeicheln zu können, die ihr schmeicheln, um an dem Bediententische der Mächtigen kostenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand selbst habe mit Sternenschrift in das himmlische Budget geschrieben, sie, seine Verehrer, sollten jährlich so und so viele tausend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis sie einst im Paradiese ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wissen, was in der Wiener Konkordia auf jedem Blatte gesagt wird? Es wird darin gesagt, in einer mephitischen, dunkeln, zähe dahinschleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herschmann in Kassel mit wenigen Worten aufs verständlichste und anmutigste ausgesprochen hat. Dieser Jude ließ vor einigen Tagen folgende Danksagung in die Zeitungen setzen: „Der Gott meiner Väter segne den Herrn Pfarrer Wahler tausend und abertausendmal und bis ins dritte und vierte Glied! denn seine vortreffliche Frostsalbe hat meine ganz aufgebrochene Füße von Grund aus geheilt, so daß ich nunmehr meine Geschäfte wieder verrichten kann."

305.

Deutscher Mut und eiserner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das so schwach an Zahl und angeborener Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, seinen Willen und seine Freiheit gegen die mächtigsten Fürsten Europas zu behaupten — dann dürfte es sich wohl verstatten, von neapolitanischem Mute und eisernem Sinne zu sprechen. Wir aber, wir! . . . doch halte ein, Leser, lege die Hand auf das Blatt und suche zu erraten, ehe ich es enträtsele, bei welcher Gelegenheit ein deutscher Mann von deutschem Mute und eisernem Sinne geprahlt hat. . . .

. . . Der Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig hat es gethan. Er sagt in einer Ankündigung: „Mit allen diesen und manchen anderen Schwierigkeiten hat es dennoch teutscher Mut und eiserner Sinn aufgenommen, und" — — und? — — wir

erhalten mit nächstem den ersten Teil (einer neuen Auflage von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Teutschlands mit 48 kolorierten und zwei schwarzen Kupfern! — O, daß man nicht zuschlagen darf, daß man ein erbärmlicher Mensch ist, der nichts zu führen versteht, als die Feder einer Gans, und daß man diese nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Mut und eisernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Mut haben wir, den Übermut anderer geduldig zu ertragen, und eisern mag wohl unser Sinn genannt werden, weil er folgsam dem Magnete jeder Gewalt zuspringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beschäftigt und kann also die Schriften, die davon handeln, nicht beurteilen. Aber mir ist bekannt, daß Herr Fleischer den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältnisse seines Preises vortrefflich ist. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter absteht, als es von den Kunstwerken, welche die Engländer und Franzosen in diesem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändlerfamilie Pankoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt, als alle deutsche Buchhändler zusammengenommen! Hat man aber je gelesen, daß sie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer gesprochen? Was würden die Deutschen erst prahlen, wenn sie ein Werk wie das französische über Ägypten zustande gebracht hätten! Und die Franzosen haben jenes Land nicht bloß beschrieben, sondern auch erobert! Wir leben in einer gar sonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich aufs allerunbefangenste; wir werfen uns vor, wir wären zu bescheiden, erkennten unsere eigenen Vorzüge nicht und überschätzten das Gute des Auslandes. Aber ist es nicht nur eine andere, ja die lächerlichste Eitelkeit, zu sagen, daß man zu bescheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln und überlassen anderen die Früchte, so nennen wir das Gründlichkeit; sind wir feige, Unrecht abzuwehren, so nennen wir das Ausdauer; und sind wir langsamer als die Schnecken, so nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyklopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber starb, als er eben mit dem Artikel Leiche beschäftigt war; zwei andere Herausgeber sind seitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erschienen waren, kosteten schon über 400 Rthlr. und jetzt, soviel mir bekannt ist, steht das Buch (48 Jahre nach Erscheinung des ersten Bandes) im Buchstaben R.

Also das wäre deutscher Mut, eiserner Sinn! Die neue Encyklopädie von Gruber und Ersch zeigt schon als Kind diesen deutschen eisernen Sinn. Ist sie in 40 Jahren vollendet, so will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurteilt werden, alle Buchstaben des Werkes zu zählen und mir bei jedem Buchstaben eine Ohrfeige geben zu lassen. Und wenn sie endlich fertig ist, wozu wird sie zu brauchen sein? Der Artikel Adel ist geliefert; aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, giebt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büßende, der auf seiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurück that, ist ein Blitz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie Männer werden, sondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unseren Ammen in den Schlaf lullen lassen. Wohl bekomm es!

306.

Die über München scheinende Eos verkündigt folgenden Tag: „Der Präsident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Öffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir sind überzeugt, daß das, was dieser rühmlichst bekannte Schriftsteller und Staatsdiener über diesen Gegenstand, es sei dafür oder dagegen, sagen wird, Wert haben und gediegener sein werde, als die zusammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unserer Zeit.“ Das ist der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Asträus gebiert. Wie sich aber der Titan Asträus in unseren Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht sagen. Diese bayerische Eos mag wohl Helenen zur Schwester haben, aber Helios ist gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn diese zu steigern wäre, so würde sein Werk über die Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beschaffen sein wird, nichts dazu beitragen. Spricht er für die Öffentlichkeit, so bleibt auch ihm nichts anderes übrig, als Ideen zusammenzutragen; denn in diesem Gebiete der Staatswissenschaft ist alles erschöpft, und wo die Erfahrung schon in Blüte steht, da ist es überflüssig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Öffentlichkeit, so kann er nur etwas Falsches oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes sagen. Falsch wird seine Lehre sein, wenn er die Öffentlichkeit des Rechtsverfahrens unbedingt

für jede Staatsverfassung verwirft. Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfnis in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präsident von Feuerbach darzuthun, daß in diesem oder jenem Staate Öffentlichkeit der Justiz unersprießlich sei, so ist dieses etwas sehr Bekanntes, Gewöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigentümlichkeit dieses Staates zu verletzen. In strengen Monarchien ist geheime Justiz ebenso wohlthätig, als es barmherzig ist, einem zum Tode Verurteilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was soll hierdurch bewiesen werden? Wenn wir Öffentlichkeit der Justiz, oder Geschworenengerichte, oder Preßfreiheit fordern, so haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die tintenfingerige Eos von berühmten Schreiern spricht, so ist ihr Wahn so groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftsteller berühmt ist, der verdient es auch zu sein. Die wissenschaftliche Erkenntnis gleicht nicht der Weisheit der Staatsmystagogen, hinter deren klugen Larve der Blödsinn schwitzt — sie zeigt immer nur ihr wahres Angesicht. Es kann wohl Schriftsteller geben, die als Schreier berüchtigt sind, aber berühmte Schreier hat es nie gegeben.

307.

In einer Anzeige, die Zeitschrift Flora betreffend, wird gesagt: „Sie kommt wöchentlich viermal nebst einer Beilage heraus, schließt alles Politische aus und beschäftigt sich bloß mit Gegenständen, die den Verstand und das Gemüt ansprechen.“ Also die Politik ist ein Gegenstand, der weder den Verstand, noch das Gemüt anspricht! Und was spricht sie denn an? den Magen oder welches Eingeweide sonst? Die Zeitschrift Flora erscheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, sie erscheint in München.

308.

Diese abgerissenen Sätze stehen in geheimer Verbindung und sind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte sie und die Leser ebenso leicht an eine gemeinschaftliche Galeerenkette der Langeweile schmieden können. Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und selbst jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen als verfertigt. Man fordert, daß die Reden sein sollen wie die Thaten der Gegenwart: kompakt und gleich Bouillontafeln, für sich nicht genießbar. Der Leser will das Vergnügen haben, sein eigenes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.

Französische Aufsätze.

(Fragments politiques et littéraires.)

Mit einem Vorworte von Cormenin.

Note.

Bœrne est l'un de ces rares esprits qui prospèrent, en quelque lieu que leurs pensées poussent et se répandent; pareil à ces belles fleurs exotiques qui, transportées dans nos doux climats, y brillent presque du même éclat, y exhalent presque le même parfum que nos roses naturelles.

Le génie de Bœrne, quoique allemand par la profondeur et l'universalité de la pensée, ressemblait néanmoins, par la forme, à celui de Voltaire: vif, léger, fin, original, il ne se perdait pas dans ces abstractions métaphysiques, dans ces définitions nébuleuses où les philosophes de l'Allemagne se jettent, soit par habitude, soit par une sorte de courbure de leur esprit, soit pour se dérober à eux-mêmes la vue des misères politiques qui les affligent.

Bœrne, impétueux, ardent, véridique, intrépide, ne composait pas avec les préjugés. Il abattait sous le tranchant de sa plume acérée, les institutions féodales, les courtisans, les flatteurs et les abus.

Il y a, même en politique, un côté poétique, comme en tout le reste. C'est ce côté poétique, ce côté fleuri que saisissent plus volontiers les Allemands; mais la fleur du pommier, la fleur de la vigne, la fleur du blé, tombent au premier souffle du vent. C'est le raisin seul qui donne le vin, l'épi seul qui donne le blé, le noyau seul qui donne le fruit; de même, pour bien connaître les choses, en toutes choses, il faut aller au fond des choses. C'est là ce que savent faire admirablement les Français. Avec leur esprit positif, exact, méthodique, pénétrant, arrangeur, ils ont bien vite réduit chaque matière à sa plus simple expression; et il ne faut pas croire, parce qu'ils dansent et qu'ils chantent à ravir, que ce soit un peuple qui danse et qui chante toujours. Ce sont, au contraire, les Allemands qui, en qolitique, chantent toujours. Je ne les en blâme point. Ils font comme fit jadis Hésiode,

comme firent les bardes écossais, les enfans d'Odin, et les Druides nos aïeux.

Avant d'éclairer les esprits, il faut toucher les cœurs, et il n'y a que les poètes qui sachent bien toucher les cœurs. Il faut parler à l'imagination des peuples par des figures, et il n'y a que les poètes qui sachent bien attaquer, ébranler, séduire l'imagination. Bœrne a donc suivi la marche naturelle des choses; il s'avance par bonds comme les poètes lyriques; il sème, il prodigue toutes les fleurs de son brillant esprit; il a de soudaines aspirations vers un avenir meilleur; il s'afflige, il se console, il croit, il doute, il espère, et l'on sent que son âme déborde et que ses entrailles remuent. Il se berce dans ses pensées, il cesse d'être Français, il redevient Allemand, il va, revient, flotte et suit dans ses calmes, ses agitations, ses progrès et ses retours, le flot ondulé de juillet.

Sa manière est un mélange d'ode, d'élégie et de satyre; l'homme de lettres domine, et le publiciste est quelquefois absent.

Or, ce qu'il faut à l'Allemagne, ce sont des logiciens et des publicistes plutôt que des poètes et des philosophes. Celui qui lui donnerait la liberté de la presse, de la tribune et du jury, ferait plus pour sa gloire et pour son bonheur, que tous ces rapsodes de ballades romantiques, ou ces rêveurs d'utopies qui s'enferment dans leurs cabinets, à la poursuite d'une âme. Eh! sublimes penseurs, ce ne sont pas les âmes qui songent, mais les âmes qui souffrent qu'il faut soulager!

Bœrne était aussi grand par le sentiment que destingué par l'esprit. Il aïmait la France comme sa seconde patrie: il l'aimait dans l'intérêt de l'Allemagne.

Il avait raison. L'Allemagne a besoin du secours de la France, non pas de la France militaire, mais de la France intellectuelle, pour secouer le joug féodal de ses aristocraties et ses monarchies. Depuis longtemps, et sans qu'on y prenne garde, au milieu de tous les bruits du siècle, il se fait, dans le sein de l'Allegmagne, comme un travail lent mais continu de décomposition, et la loi du progrès s'y accomplira. Mais comment? Est-ce un volcan de liberté qui fera sauter en l'air les aristocraties et les trônes? Sont-ce les rois eux-mêmes qui, mieux pénétrés de leurs devoirs, plus amis de

l'humanité, plus prévoyans de l'avenir, libéraliseront à la fois leurs institutions et leurs peuples? La révolution, puisqu'il faut l'appeler par son nom, sera-t-elle subite ou progressive, violente ou pacifique? La Providence a ses voies qu'elle seule connaît, et nous aurions, avec Bœrne, préféré toujours les plus douces.

Bœrne est mort dans cette sainte espérance et les Allemands régénérés le béniront un jour comme l'un de précurseurs de leur émancipation.

Cormenin.

I.

(Der deutſche Bauernkrieg ꝛc.)

La Guerre des Paysans en Allemagne,

au temps de la Réforme.

Par Wachsmuth.*)

Vers la fin du moyen âge l'état des paysans fut beaucoup plus misérable en Allemagne que dans les pays méridionaux de l'Europe. Là ils n'étaient tourmentés que par leurs maîtres immédiats, mais en Allemagne le pays étant partagé entre d'innombrables petits et grands dominateurs, et le souverain, et le seigneur se trouvant par là souvent réunis en une même personne, les paysans étaient doublement chargés et vexés, d'abord comme serfs, et ensuite comme sujets; il leur fallait contenter à la fois et la cupidité du propriétaire et l'orgueil du souverain. Les villages étaient collés aux murs des châteaux comme des nids d'hirondelles, et perpétuellement menacés par les aires de vautours placées au-dessus de leurs têtes. L'Allemagne était en arrière d'un siècle de la civilisation de la France, comme celle-ci était en arrière de la civilisation de l'Italie. Les arts et les sciences n'y avaient pas encore pénétré, et la corruption des mœurs, qui, en dégradant l'homme, adoucit par compensation sa férocité naturelle, avait encore eu peu d'accès auprès des princes et

*) Article publié dans le Réformateur du 29 avril 1835.

seigneurs allemands. C'étaient des ivrognes à têtes lourdes, qui passaient leur vie à guerroyer, à chasser, à boire et à jouer. Leurs plaisirs les endurcissaient autant que leurs occupations, ce qui les rendit sauvages, cruels et inaccessibles à la pitié.

Plusieurs changemens survenus vers la fin du quinzième siècle dans l'état politique et moral de l'Allemagne, ajoutaient encore à la misère des campagnards. L'empereur Maximilien Ier réussit enfin à ce que ces prédécesseurs avaient vainement tenté; à abolir les guerres particulières des petits souverains et seigneurs dont le pays fourmillait, et à les contraindre d'assujettir leurs querelles aux tribunaux nouvellement établis dans ce but. Par ces sages mesures, la famille nobiliaire de l'Allemagne fut pacifiée. Mais à l'égard des valets de la maison, des paysans, l'empereur ne s'inquiétait pas plus que ses ancêtres de les protéger contre la vexation, la rapine et les violences de leurs seigneurs territoriaux. On ne leur accorda pas le droit d'avoir recours aux tribunaux contre la force brutale. Donc les seigneurs, forcés de se soumettre aux lois de l'empire, et de renoncer à l'ancien droit du plus fort, dirigeaient leur rage oisive et leur cupidité affamée, dès lors sans partage, contre leurs serfs.

Les légistes de ce temps furent ce qu'ils sont en tout temps, les prêtres de l'injustice, auxquels on doit cette vénération stupide envers des lois injustes, qui, plus que les armes, a rendu les despotes si puissans. Les docteurs du droit romain qui, après la renaissance, fut introduit des universités de l'Italie dans celles de l'Allemagne, n'ont pas peu contribué à empirer la situation déjà si malheureuse des campagnards. Ils tâchaient, avec tout le fanatisme d'une nouvelle doctrine, d'appliquer les maximes de l'esclavage de l'antiquité à l'état de servitude des paysans, de manière que ce qui n'était qu'une suite de la féodalité, c'est-à-dire de la guerre, de la conquête, de la force brutale, fut dès lors regardé comme sanctionné par d'anciennes lois, et ennobli par des mœurs antiques. Le droit romain et son enseignement exercent encore de nos jours l'influence la plus funeste sur l'Allemagne. Les professeurs de ce droit, dans les universités, sont les adversaires les plus prononcés de toute réforme politique,

et ils communiquent leurs opinions à leurs disciples, parmi lesquels se recrute la classe des avocats, des juges, des administrateurs, enfin de cette foule de gens qu'en Allemagne on appelle serviteurs de l'état, quoique en réalité ils en soient les maîtres. Dans ce malheureux pays on n'a pas encore appris à enterrer les mœurs, les lois, les institutions mortes. Tout le passé se putréfie en plein air, et fait plus de ravage après avoir cessé d'exister, qu'il n'en fit dans la vigueur de son existence.

En même temps que ces causes et plusieurs autres non mentionnées aggravaient la situation des paysans, certains rapports politiques, suite d'événements récens, réveillaient leur sensibilité et aiguisaient le sentiment de leur misère. Au nord de l'Allemagne, de simples paysans sans discipline et sans chefs militaires, mais soutenus par l'amour de la patrie et guidés par leur bravoure avaient repoussé l'invasion du roi de Danemarck et défait son armée bien disciplinée et formidable. Au midi, les pâtres de la Suisse continuaient avec le plus heureux succès d'étendre et d'affermir leur liberté, et ils vainquirent les plus puissans souverains de leur temps. Tout cela devait faire sortir les paysans allemands de leur léthargie séculaire, et les remplir de tristesse et d'envie.

Mais l'espérance leur vint en même temps. Les savans et les fous qui vivaient alors aux cours des rois, avaient démontré à leurs maîtres qu'un cheval était un animal récalcitrant, que l'homme était d'une espèce plus docile et plus popre à l'obéissance passive, cette âme de la guerre et de la domination: ils leur avaient donc conseillé de mettre une portion du peuple en uniforme, pour l'opposer d'un côté au peuple en haillons, de l'autre à l'aristocratie centaure. Cette doctrine sourit aux princes, et pour s'affranchir des services impérieux que leurs vassaux leur prêtaient dans leurs guerres, ils introduisirent de l'infanterie dans leurs armées, sous le nom de lansquenets. Cette institution des lansquenets, qu'on recrutait parmi les paysans, éveilla dans cette malheureuse classe de nouvelles idées et de nouveaux sentimens; ils commencèrent à se croire des hommes, à comprendre que la force était de leur côté, qu'ils n'étaient pas créés seulement pour être volés et assassinés, mais qu'ils avaient autant

que les plus grands seigneurs tous les talens requis pour être voleurs et assassins à leur tour; enfin ils sentirent qu'ils valaient quelque chose, et cela releva leur courage, abattu par de longs siècles d'esclavage et de misère.

Survint la réforme de Luther. On sait que la révolution religieuse du seizième siècle fut occasionnée, comme la révolution française, par un déficit de finances. Le pape Léon X manquait d'argent pour achever le temple de Saint-Pierre et pour subventionner la toilette et les galanteries d'une sœur aimée. Pour remplir son trésor, il vida le purgatoire et peupla le paradis. C'était un trafic fort innocent, qui ne faisait tort à personne. Le souverain pontife envoya des commissionnaires dans tous les pays de la chrétienté, et surtout chez les bons et crédules Allemands; ils offraient des indulgences pour les pécheurs vivans et des lettres de grâce ou des commutations de peines pour les pécheurs morts et condamnés. Ces commis-voyageurs étaient d'habiles charlatans, ils vantaient leurs marchandises avec une éloquence irrésistible, et toutes les bourses se déliaient. Ils tiraient des sommes énormes de l'Allemagne, surtout de la Saxe, la patrie de Luther. Ces gaillards fréquentaient les cabarets et jouaient aux dés, contre un verre de brandevin, les âmes des défunts qui furent réclamées par leurs parens. Aux fidèles pauvres, ils vendaient à crédit. Tout le monde fut content. Mais Jupiter Luther fronça les sourcils, et le monde trembla, et les peuples s'entr'égorgèrent dans des guerres prétendues religieuses, et un déluge de sang couvrit le monde pendant cent cinquante ans, et les rois ricanèrent.

La réforme n'a profité qu'aux princes et aux savans. Le peuple n'y a rien gagné en son bien-être matériel, et y a beaucoup perdu en son bien-être moral. Après tout, la puissance sacerdotale n'était qu'une puissance morale. Les peuples s'appauvrirent pour enrichir l'Église, comme on se ruine pour sa maîtresse, quand on est trop faible ou trop passionné pour résister à ses bouderies et à ses caresses. Mais, après la réforme, les princes s'étant emparés des biens et des revenus de l'Église, l'impôt remplaça les dons gratuits, et le code pénal du fisc le purgatoire. Luther ôta au peuple le paradis et lui laissa l'enfer, il lui ôta l'espérance et lui laissa la

crainte. Il prescrivit le repentir pour être absous de ses péchés, mais le repentir ne se commande pas. Il exigea de bonnes œuvres au lieu du culte extérieur, mais les bonnes œuvres ne devinrent pas plus fréquentes depuis cette doctrine.

Les mœurs devinrent austères: au dehors, tout fut propre et sans tache; mais ce n'était que des vices rentrés qui ravageaient les parties cachées de ce corps social; les ruses et les friponneries remplaçaient les violences et les crimes; les fêtes religieuses furent diminuées, les jours ouvrables, et par là les peines du peuple furent augmentées. Le service divin, sous le catholicisme, la consolation et en même temps l'opéra et le délassement des malheureux, fut converti en une école de morale, où les fidèles s'ennuyaient et s'endormaient; la théologie, autrefois un art divin, devint une science inaccessible à l'intelligence du peuple; la vie publique cessa tout-à-fait. Il n'y avait plus de peintres, de poètes, de fêtes pour le peuple; on ne bâtit plus d'édifices publics; l'égoïsme provincial et domestique remplaça l'esprit national; le peuple allemand, autrefois si jovial, si spirituel, si ingénu, fut changé par la réforme en un peuple triste, lourd et ennuyeux. En Allemagne, c'est une véritable vie de carême qui dure depuis trois siècles, et ce bon peuple germanique est encore loin de ses pâques.

Luther était un grand homme, mais avant tout il était homme, et partageait tous les vices et toutes les faiblesses de cette malheureuse espèce. Plébéien parvenu, il haïssait et méprisait l'état d'où il était sorti, et préférait être le protégé des princes que le protecteur de ses semblables. Ces princes le flattaient parce qu'ils le craignaient. Luther fut touché de leur crainte, et tant étourdi de leurs caresses, qu'il n'aperçut pas que les princes n'avaient embrassé sa doctrine que par ambition et par cupidité et qu'ils se moquaient de son enthousiasme religieux et philosophique. Luther a fait beaucoup de mal à son pays. Avant lui, on ne trouvait chez les Allemands que la servitude, Luther les dota encore de la servilité. Les peuples du Midi, restés catholiques, craignent leurs maîtres, mais ils ne les aiment ni ne les vénèrent: ils réservent leur amour et leur vénération pour Dieu et son vicaire.

C'est pourquoi, dès que les peuples catholiques commencèrent à se sentir en force contre leurs tyrans, ils s'affranchirent de leur joug, ou du moins tentèrent leur émancipation avec plus ou moins de succès. Mais chez les peuples de la réforme, où, avec le consentement et le conseil des réformateurs, les princes s'étaient emparés du pouvoir moral de l'Église et l'avaient réuni au pouvoir matériel, leurs sujets leur portaient comme impôt l'amour et la vénération qu'ils donnaient autrefois à l'Église. Ce n'est que chez les peuples du nord que l'on trouve cet amour stupide et aveugle, et cette vénération superstitieuse pour les princes, qui dégrade tant la dignité de l'homme et qui retient ces malheureux peuples dans les fers. Ils n'osent pas les briser, ils n'osent pas le vouloir; ils ne s'effaroucheraient pas du prétendu crime social, mais ils s'effarouchent du sacrilége. Les prêtres catholiques n'ont jamais prêché l'obéissance passive, comme les ministres réformés; et le prétendu droit divin des princes, bien qu'antérieurement réclamé par eux, n'a été sanctionné par les peuples que depuis la réforme.

Luther aurait pu épargner aux peuples de l'Europe trois siècles de souffrances et un siècle de combats sanglans pour leur liberté; s'il eût voulu, s'il eût seulement laissé faire, l'Europe serait république depuis le seizième siècle; mais il ne l'a pas voulu: il préférait la renommée de philosophe, de savant et d'auteur à la gloire d'avoir sauvé le monde.

Luther était le prototype d'un philosophe allemand, avec toutes les vertus et tous les défauts de sa nationalité. D'un esprit profond, d'une vaste érudition, spirituel, perçant d'un regard d'aigle les ténèbres de son temps, persévérant, vertueux, incorruptible, sachant résister aux faveurs plus qu'aux caresses des grands, il osa défier, pauvre et obscur moine qu'il était, la puissance colossale des pontifes romains. Mais il n'était pas homme politique; il n'avait aucune connaissance du monde réel! il ne comprit ni les ruses, les passions et l'entêtement des classes supérieures de la société, ni le bon sens, les vertus et les intérêts des classes inférieures. Il méprisait souverainement le peuple, qui, seul, bon et vertueux, tâche toujours de convertir ses opinions en sentimens et ses sentimens en actions.

La vocation de Luther était plus une œuvre de science que de conscience. Oubliant que Dieu lui-même, avec sa toute-puissance, devait créer un monde réel pour révéler sa divinité; oubliant que toutes les idées s'enchaînent, que les intérêts moraux et matériels se confondent, et qu'on ne peut pas remuer les uns sans mouvoir les autres, Luther maudit le peuple qui voulait matérialiser les nouvelles idées. Le diable le visita un jour dans sa solitude pour le tenter ou l'effrayer; Luther lui jeta son encrier à la tête, et le diable se sauva par la fenêtre. Parce que cette manière de faire la guerre lui avait réussi contre un pauvre diable, il croyait que l'encre était le meilleur projectile contre la violence, le despotisme, l'ambition et la rapine des puissans de la terre. Cette artillerie luthérienne n'a pas été perfectionnée depuis, et les philosophes, les moralistes et docteurs en politique allemands se contentent encore aujourd'hui d'écrire contre les tyrans, qui, comme de raison, se moquent d'eux et de leurs encriers.

Les payans, dans les prisons obscures desquels l'émancipation intellectuelle effectuée par la réforme religieuse avait fait entrer le jour sans en ouvrir les portes, se sentaient plus malheureux depuis qu'ils voyaient clair. Ils firent des remontrances à leurs oppresseurs, et exposèrent leurs griefs avec une modération remarquable. Ce n'est pas qu'ils méconnussent la plénitude de leurs droits; ils savaient très-bien que selon la liberté chrétienne, expression par laquelle on désignait alors les droits de l'homme, ils étaient les égaux des riches et des puissans. Mais, par modestie, ils ne voulaient pas importuner leurs maîtres par la demande d'une réparation complète. Le peuple allemand est fait comme cela. Bon, généreux, magnanime, oubliant facilement les offenses, il est toujours embarrassé pour réclamer auprès de ses tyrans, et quand, poussé à bout, il prend les armes pour se faire justice lui-même, il est presque honteux d'une victoire remportée sur ses maîtres, et en leur rendant volontairement la moitié des droits conquis, il se démet du pouvoir nécessaire pour défendre l'autre moitié, qu'il désirait garder.

Les princes se moquaient des remontrances des paysans. Alors ces derniers se soulevèrent, se rassemblèrent en troupes,

et commencèrent la guerre; mais inexpérimentés, indisciplinés, sans centre d'opérations, et délaissés ou trahis par les chevaliers et seigneurs qui s'étaient offerts à eux comme chefs, et qui, ne combattant que pour leurs propres intérêts, stipulaient leur paix particulière avec les princes, ils furent bientôt vaincus.

Les vainqueurs exerçaient des cruautés et des vengeances horribles contre eux. Des corps entiers, qui s'étaient rendus avec la réserve d'avoir la vie sauve, furent, après avoir déposé les armes, impitoyablement massacrés. Le prince, évêque de Wurtzbourg, fit crever les yeux à quatre-vingt-cinq de ses sujets, qui, dans une bouderie d'enfans, lui avaient fait dire qu'ils ne voulaient plus le regarder. A d'autres, traités moins sévèrement, il fit couper les doigts de la main droite. Plusieurs des chefs d'insurgés furent brûlés vifs. On les attachait par de longues chaînes à un arbre, autour duquel on entassait, dans un vaste cercle, du bois qu'on allumait, de sorte que ces malheureux étaient lentement rôtis. Et ce furent des généraux, des seigneurs, des princes souverains qui apportèrent eux-mêmes sur leurs épaules le bois qui servit à cette infernale exécution! Les cruautés commises antérieurement par les paysans n'approchaient pas, de beaucoup, de la férocité de leurs princes. D'ailleurs dans cette chaîne de vengeances mutuelles entre les opprimés et les oppresseurs, ce sont toujours les derniers qui ont forgé le premier anneau.

Un siècle plus tard, les arrière-petits-fils de ces mêmes paysans révoltés reprirent l'œuvre de leurs ancêtres. Sous le prétexte de la religion, ils ravageaient le pays d'un bout à l'autre; ils pillaient, incendiaient, et égorgaient tant de monde qu'à la fin de la guerre il ne restait que quatre millions de toute la population de l'empire germanique. Mais comme alors les paysans ne combattaient pas pour leurs propres intérêts, mais par ordre, et pour le compte de leurs maîtres dont ils portaient la livrée, on ne les appelait pas des brigands, mais des soldats; et pour leurs chefs qui portaient épaulettes, panaches ou couronnes, on ne les appelait pas chefs de voleurs, mais des héros. C'étaient les Mansfeld, les Braunschweig, les Tilly, les Wallenstein, les Gustav-

Adolphe. Et cette guerre du dix-septième siècle, on ne la nomma pas avec dédain une guerre de paysans, mais on lui donna le nom respectable de guerre de Trente Ans.

L'esprit dans lequel M. Wachsmuth a composé son ouvrage, si esprit il y a, est cet esprit blême et décharné d'un érudit casanier, qui sait bien lire dans les livres, mais qui ne sait pas lire dans les âmes; qui n'aperçoit que ce qu'il voit, ne voit que ce qui passe sous ses fenêtres, mais qui ne sait jamais rien deviner. M. Wachsmuth comprend parfaitement bien les intérêts et les peines de sa caste, de la classe aisée, lettrée, fainéante et philosophe; mais son cœur ne lui trahit jamais les joies et les douleurs du peuple. Il sent tout le malheur d'un homme contraint de courber son âme, sa croyance et son intelligence sous la doctrine despotique d'un pape, de croire et de faire croire, d'apprendre et d'enseigner ce qu'il sait être faux ou absurde; mais il ne sympathise pas avec un malheureux paysan, que le mépris couvre comme une lèpre, avec la douleur et la cuisante envie d'une mère qui voit marcher ses enfans exténués, pieds nus dans la neige, au moment où les marmots du seigneur de village passent en bottines fourrés devant eux et leur jettent à la tête des cornets de bonbons vidés et des écorces d'orange.

Quand, après des siècles de souffrances, poussés enfin à ce terme de misère où l'homme n'a plus la force de souffrir, et devient fort par faiblesse, courageux par découragement, les paysans allemands prennent les armes pour demander justice et réparation de leurs oppresseurs. M. Wachsmuth épuise contre eux tout le vocabulaire de la haine et du mépris. Il les appelle des coquins, des voleurs, des brigands, des fous, des assassins, des incendaires; il parle de l'aspect sauvage de la révolte, de la rage de destruction, de la furie de la rébellion; enfin, il nous fait entendre ses paroles bouillantes et écumantes qui sont si familières aux ennemis de la liberté. Sourtout, M. Wachsmuth ne peut pardonner aux insurgés d'avoir vidé les caves des moines et de s'être servi des in-folios qu'ils trouvaient dans les bibliothèques des monastères pour en paver des chemins impraticables. Il compte même la perte de nombre de livres et de manuscrits, probablement précieux, parmi les suites le plus

funestes de la guerre des paysans. M. Wachsmuth ne paraît avoir écrit son histoire que dans le dessein d'inspirer la haine et l'horreur du peuple aux gouvernemens, aux nobles, aux riches et aux savans de son pays.

L'auteur, en parlant des prestations féodales sans nombre auxquelles les paysans étaient assujettis, fait la remarque qu'en ceci l'essentiel n'était pas dans la grande variété de ces prestations onéreuses, tant personnelles que réelles, ni dans la nature réputée avilissante et honteuse de certaines prestations personnelles, comme l'obligation de battre les étangs durant la nuit, pour empêcher les grenouilles de troubler le sommeil du seigneur du château, comme l'octroi que les seigneurs avaient établi à la porte de toute chambre nuptiale, mais que l'inconvenance était dans la tension trop forte des cordes. . . . Voilà un échantillon du langage circonspect d'un professeur de Leipzig, qui, sans danger, ne pourrait oublier qu'en Saxe une grande partie de ces abus du moyen âge existent encore aujourd'hui dans toute leur vigueur!

Cependant on ne doit pas croire que M. Wachsmuth taise les injustices et les cruautés dont les princes allemands s'étaient rendus coupables envers leurs sujets; nullement: mais quand il en fait mention, ce n'est que par vanité d'auteur. Il aurait honte de se rendre suspect d'ignorance; il craint ces reproches d'une critique rigoureuse ou malveillante, de n'avoir pas connu tous les faits et documens de l'histoire du seizième siècle, et de n'être qu'un historien élégant et superficiel, qui n'a pas puisé dans les sources. Ainsi l'auteur parle encore des excès des princes commis envers les paysans, mais il en parle comme d'un événement qui est dans l'ordre des choses; il ne les blâme pas ou ne les blâme que poliment. En un mot, il raconte les méfaits des grands avec le sang-froid et l'impartialité d'un historien postérieur de trois siècles aux événemens; tandis qu'il raconte les méfaits des paysans avec toute la chaleur et la partialité d'un adversaire contemporain. Aussi M. Wachsmuth est trop avisé pour ne pas comprendre que l'histoire de la guerre des paysans est une histoire toute contemporaine, et qu'un professeur royal saxon doit discerner ce qui est bon à dire de ce qui est bon à taire.

M. Wachsmuth, tout luthérien qu'il est, grâce à la civilisation moderne, qui a tout poli et adouci, et même sucré les injures, n'a su égaler son maître dans sa véhémence contre les paysans insurgés. C'est une horreur de lire les persécutions que Luther exerçait et les féroces imprécations qu'il vomissait contre eux. S'il s'était contenté d'apaiser leur emportement, de leur faire des remontrances, de leur prêcher la soumission aux autorités quand même, de leur démontrer que par la révolte, ils empiraient leur situation, qu'ils étaient trop faibles, trop désunis vis-à-vis des princes à la tête de tous les égoïsmes du pays; alors, du moins, on aurait pu pardonner à sa bonne volonté, son manque de courage, de sagesse et de prévoyance. Mais non, Luther ne fit rien de cela.

Il exhortait les princes à la vengeance, il disait qu'il n'y avait plus de démons dans l'enfer, qu'ils étaient tous entrés dans les corps des paysans, qu'on devait assommer comme des chiens enragés; que ce n'était pas la longanimité, la pitié, la grâce, mais bien la colère, l'épée et la vengeance qui convenaient aux princes; qu'ils pouvaient plus facilement gagner le paradis en versant du sang, que par des prières. Lorsque quelques seigneurs bien intentionnés demandaient l'avis de Luther, si les corvées et autres obligations et services dont leurs paysans étaient chargés, n'étaient pas contraires aux principes de l'évangile, et si par conséquent ils ne devaient pas les abolir, il leur répondait que les paysans deviendraient insolens dès qu'ils ne seraient plus courbés sous les charges; que les ânes exigeaient des coups, et que le peuple voulait être gouverné avec violence et dureté. Luther était fils de paysan et avait endossé l'uniforme des parvenus, c'est tout dire.

Les historiens allemands ont la maxime raisonnable de ne pas confondre les siècles, en appliquant des institutions et des mœurs modernes aux temps anciens; ils évitent avec grand soin d'émettre des sentimens et des opinions anachronistiques. Mais M. Wachsmuth s'oublie quelquefois dans son ouvrage et enfreint cette règle. En racontant que Luther, l'arbitrage duquel les bourgeois de la ville d'Erfurt, d'accord avec leur magistrat, avaient soumis un projet de constitution municipale, où les droits des citoyens étaient garantis contre

l'envahissement des autorités, s'était moqué de cette constitution représentative, par laquelle l'autorité consentait à se laisser surveiller, guider et gronder comme un enfant, et à rendre compte de ses actions à ses sujets, M. Wachsmuth fait la remarque que cette opinion politique de Luther serait applicable aux circonstances analogues de nos jours. Une autre fois, en parlant de Thomas Munzer, l'un des chefs des insurgés, il dit que ce monstre avait uni les sentimens d'un Robespierre au langage d'un Marat. M. Wachsmuth sacrifie sa gloire littéraire à sa tranquillité. Les écrivains allemands, d'ailleurs si honnêtes, si sincères, si consciencieux, tâchent maintenant l'impossible: d'accorder l'amour de la vérité avec l'amour de leur repos, et la crainte de Dieu avec la crainte de la police. Ils tremblent devant le comité du salut public, qui s'est formé depuis deux ans dans le sein de la diète de Francfort, quoiqu'en vérité les membres dont il est composé, ne soient vis-à-vis de Marat, de Danton et de Robespierre, que des Croque-Mitaines à faire peur aux enfans. Mais ces savans sédentaires et hypocondriaques sont très-accessibles à la crainte, et de nos jours ils ne se mettent jamais à la fenêtre que coiffés d'un bonnet blanc, en manifestation publique de leur haine contre le bonnet rouge des jacobins et de leur amour pour la monarchie blanche et pure.

Les érudits allemands n'aiment pas à être troublés dans leur douces et paisibles études, et à être rappelés de la Perse lointaine et du beau siècle d'Alexandre-le-Grand, pour retourner au dixneuvième siècle et rentrer en Saxe, leur patrie. Par ce motif, ils haïssent très-cordialement les révolutions populaires. Ce n'est pas que, méconnaissant les droits des peuples et les devoirs des gouvernemens, ils en condamnent le but, mais ils condamnent les moyens. Ils prétendent que la raison ne devrait jamais sortir de la logique et se fâcher, et que le droit ne devrait jamais jeter sa plume pour prendre l'épée. Ils exigent, avec une naïveté vraiment admirable, qu'on commence toute révolution par une constitution, c'est-à-dire qu'on ne commence la guerre qu'après le traité de paix. Ils oublient qu'un peuple n'a jamais fait la guerre à son gouvernement qu'après l'avoir déclarée; qu'il ne l'a

jamais déclarée qu'après des négociations infructueuses qui ont duré des siècles.

Le livre de M. Wachsmuth, considéré comme œuvre d'art d'écrire, est détestable, c'est-à-dire il ressemble à toutes les œuvres historiques des Allemands. C'est la chose la plus curieuse du monde que la manière d'écrire l'histoire en Allemagne. Si vous demandiez à un tailleur un habit bleu ou noir, et que celui-ci, au lieu d'un habit bleu ou noir, vous offrît un mouton blanc, en vous disant: voilà votre affaire; sans doute vous penseriez que cet homme est fou ou qu'il veut se moquer de vous. Eh bien! c'est précisément ce qui pourrait vous arriver auprès d'un historien allemand. Demandez-lui une belle et bonne histoire de la Grèce, de la révolution française, de la réforme, de la guerre des paysans, alors il vous conduit dans son vaste magasin littéraire, où se trouvent entassés des documens, des procès-verbaux, des chartes diplomatiques, des lois, des ordonnances, des chroniques, des traités, des manifestes, des chansons populaires, des fragmens de monumens d'architecture, des inscriptions, des monnaies des médailles, et puis il vous dit: Prenez votre histoire, la voilà! Gardez-vous bien de vous fâcher et de lui répondre: Mais, monsieur, je n'ai que faire de ces matériaux bruts, je demande une histoire toute confectionnée.

Alors il vous dit des injures, il vous appelle un homme superficiel que ne sait pas puiser dans les sources. Puiser dans les sources, c'est l'expression technique et banale des historiens allemands. Dans tous leurs ouvrages, la partie des notes est le mets, et le texte est le plat dans lequel on le sert. Peu d'ouvrages historiques font exception à cette règle, et alors que cela arrive, c'est un événement dont on parle dans tout le pays. Il y a quarante ans que Schiller composa son histoire de la guerre de Trente Ans. Elle était écrite avec clarté, avec élégance, avec vivacité, enfin c'était un véritable tableau historique. Toute la nation était émerveillée de ce phénomène, et les naturalistes ne savaient qu'en penser. Schiller lui-même, tout poète qu'il était, eut un peu honte d'offrir un livre lisible comme une œuvre d'érudition et de conscience, et par modestie, il le fit imprimer en un humble format portatif, et le publia sous ce titre: Almanach

des dames pour l'an 1791. A cette époque, on trouva l'histoire de la guerre de trente ans, lecture peu galante, reliée en satin rose et dorée sur tranche, dans les boudoirs de toutes les petites maîtresses du saint empire germanique.

M. Wachsmuth nous promet une série d'esquisses historiques du siècle de la réforme, et ensuite une autre série à laquelle les événemens de la révolution française fourniront des sujets. Mais nous craignons fort que si l'auteur se trouble déjà en regardant de loin le tumulte du seizième siècle, il ne perde entièrement la tête quand il se trouvera sur le champ de bataille même, des révolutions de son temps, et que ses tableaux historiques ne se ressentent de son effroi et de sa pâleur.

II.

De l'Allemagne,

par Henri Heine.*)

Tous les écrits de M. Heine sont précédés de magnifiques et éblouissantes préfaces. Cette fois l'auteur fait son entrée suivi des empereurs Othon et Charlemagne, de deux évêques et d'un comte, cortége, respectable, mais qui a l'inconvénient de trop éveiller l'attention et la curiosité. On ne croirait pas combien une belle préface peut nuire au livre qui la suit; il fallait tout le génie de Rossini pour faire réussir un opéra tel que la Gazza Ladra, dont l'ouverture commence par un roulement de tambours.

Par des raisons graves, je n'entrerai pas dans les détails de l'ouvrage de M. Heine; je me bornerai à en examiner l'esprit, c'est-à-dire l'esprit de l'auteur en général. D'abord, mes connaissances de la philosophie et de la littérature allemandes, dans leur ensemble et dans leur développement historique, sont très superficielles, et quoiqu'en cela je ne diffère de M. Heine que par la franchise de mon aveu, l'honnêteté m'oblige à me déclarer incompétent à juger de telles affaires.

---

*) Réformateur du 30 mai 1835.

Ensuite le cœur me manque de m'opposer trop ouvertement à la Providence qui à chargé M. Heine, comme M. Heine nous l'assure, de faire connaître l'Allemagne à la France. Ce serait une entreprise par trop hasardeuse, surtout depuis que la Providence de M. Heine s'est mise sous la sauvegarde d'un ministre influent. Je ne veux pas me brouiller avec elle.

Quand M. Heine parle de la mission que la Providence lui a donnée, c'est, bien etendu, qu'il s'agit d'une mission auprès de Paris; car, pour une mission auprès de la France, M. Heine aurait eu honte de l'accepter. Il s'explique nettement là-dessus: „Par la France, dit-il, j'entends Paris et non pas la province; car ce que pense la province importe aussi peu que ce que nos jambes pensent. C'est la tête qu est le siége de nos pensées.“ Nul doute que M. Heine n'ait noté ces mots superbes, lorsque après une soirée passée chez un bourgeois gentilhomme, il venait de rentrer chez lui et n'avait pas encore ôté ses gants glacés. Sa phrase a la senteur incomparable de cette eau de mille impertinences dont les salons du juste-milieu sont seuls parfumés. Mais, vraiment, cela passe la plaisanterie. Les grandes choses que la France a faites depuis cinquante ans, est-ce qu'elles ont été imaginées et exécutées par des Parisiens? Est-ce que Necker, Mirabeau, Sièyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pétion, Roland, Robespierre ont été des Parisiens? Carnot, Dumouriez, Hoche, Kléber, Moreau, Desaix, Masséna, Ney, Napoléon enfin, n'ont-ils pas été des provinciaux? Non, Paris n'est pas la tête de la France, il n'en est que la chapeau, et si la province venait jamais à avoir trop chaud, elle ne balancerait pas longtemps à mettre chapeau bas..

Serait-il possible que cette phrase glacée de M. Heine soit l'expression fidèle des sentimens des Parisiens? Alors, malheur à eux! Un jour, il pourrait entrer dans l'esprit de tous les Français que Paris est la Bastille de la France, et ce jour serait horriblement chaud. Les Parisiens ne devraient pas toucher cette corde. S'ils sont parvenus à remplacer Versailles et l'ancienne cour et à transformer la Bourse en œil de bœuf, ils devraient en silence jouir de leur subrématie et ne pas hautement s'en vanter. Est-ce qu'ils ne frémissent pas à l'idée qu'un jour on pourrait voir planté sur le terrain

dela Chaussée-d'Antin une verge portant l'écriteau: Ici l'on pleure?

M. Heine, dans ses écrits publiés en langue française, fait l'agréable auprès de la France, et la flatte d'une manière vraiment peu flatteuse. Il la traite en coquette et lui conte des douceurs, mais des douceurs à faire envie à la rue des Lombards. Il dit aux Français, c'est-à-dire aux Parisiens, que, quoiqu'ils ne soient plus des païens, ils n'en continuent pas moins d'adorer la belle déesse Venus et de sacrifier aux Grâces. Il vante leur gentillesse et leur sagesse; il leur sourit gracieusement; il les applaudit de leur insouciance à l'égard de Dieu et du Diable, et de n'avoir plus que des souvenirs obscurs de ces deux personnages qui vivent encore dans les croyances populaires de l'Allemagne. Je sais fort bien qu'un diplomate doit être insinuant; mais il faut qu'il le soit toujours avec dignité; mais de telles flagorneries ne sont pas dignes d'un missionnaire de la Providence; elles sont encore moins dignes de la nation à qui elles sont adressées, et qui a assez de vertu pour savoir se passer de flatteries. Pour tout homme d'honneur, il n'y a qu'une seule manière de reconnaître l'hospitalité qu'une nation étrangère lui accorde, c'est de s'en montrer digne. Du reste, il doit quelquefois avoir le courage de ne pas plaire à ses hôtes, et de mieux aimer mériter leurs suffrages que de les obtenir.

C'était vraiment chose très-facile à nous autres écrivains patriotes de rester fidèles à nos principes, lorsque nous étions encore en Allemagne. Dans notre patrie, nous n'avions aucunes séductions à combattre, ni les séductions du beau monde, qui n'y est pas encore crée, ni celles du grand monde, qui là, nous dédaigne, ne nous laisse jamais entrer dans sa sphère céleste, ne nous tient aucun compte de notre envie de lui plaire, et qui, ne s'inquiétant pas le moins du monde de nos opinions, ne cherche pas à nous gagner par des cajoleries ou par des moyens plus substantiels. En Allemagne, ils n'ont pas besoin de ces médicamens constitutionnels; ils ont la censure pour prévenir et les chachots pour réprimer nos indiscrétions. Paris a son Marché des Innocens; Vienne, Berlin, Munich savent s'en passer; làbas, on

n'achète pas l'innocence; on la saisit, la pauvre bête, et on la met un fourrière.

Mais, en France, notre situation change, et devient à la fois plus douce et plus dangereuse. Dans ce pays, les hommes de lettres comptent pour quelque chose, et il ne leur faut pas de beaucoup tout l'esprit de M. Heine pour obtenir les attentions d'une société, même en présence d'un diplomate allemand. Dans ce pays, les pouvoirs matériels n'ont aucune force sans l'alliance des pouvoirs moraux, et le vice lui-même doit rechercher la protection de la vertu. C'est ici que nous pouvons montrer la constance de nos opinions et notre courage à les défendre! c'est ici que nous pouvons prouver que ce ne fut pas dans des intérêts personnels que nous avions combattu pour la liberté. Jetés, innocens et sans expérience dans le tourbillon de Paris, de cette ville aimable et impie, le paradis des diables et l'enfer des anges où l'on est parvenu à rendre inodore toute corruption, jusqu'à la pourriture même, c'est ici que nous devons aspirer à la gloire que notre patrie mette la perte de notre appui au nombre de ses malheurs.

Exilés en pays étranger, notre langue maternelle qui nous y a accompagnés est regardée elle-méme en exilée, en réfugiée, et mise comme nos personnes sous la surveillance de toutes les polices du continent. A nous défense d'agir, à elle défense de parler, même de loin, contre les despotes de l'Allemagne. Or, abandonnés à la discrétion de la langue française, cette langue façonnée et corrompue depuis deux siècles par les rois, les diplomates et les aristocrates de toute l'Europe; à cette dangereuse langue qui est polyglotte pour le mensonge et bègue pour la vérité, nous devons veiller à ce que la facilité de tromper ne nous donne jamais l'envie de tromper.

Au service de la vérité, il ne suffit pas de montrer de l'esprit, il faut encore montrer du cœur. Ce n'est pas assez que de jeter quelques phrases malicieuses à la tête de la diète de Francfort, et de présenter de temps en temps un bouquet avec un beau compliment à la liberté de l'Allemagne; ce ne sont que de ces petites réjouissances dont la vanité rhétorique d'un écrivain se régale, mais qui ne réjouissent pas nos malheureux compatriotes gémissant sous les toits de

plomb de l'inquisition tudesque, et ne peuvent servir à leur cause. Encore dans l'exil, nous pouvons combattre pour notre patrie, en combattant le principe du mal, qui est le même par tout le monde, bien que plus ou moins développé, selon les obstacles que les mœurs et les institutions publiques lui opposent. Ce mauvais principe c'est l'aristocratie, c'est le coalition des égoïsmes. Nous ne devons pas nous accommoder avec ces aristocraties, nous ne devons pas caresser en France ce que nous avons repousée en Allemagne. Ma foi, il ne valait pas la peine de nous avoir fait bannir de notre patrie par la hardiesse de nos opinions et la rudesse de notre libéralisme, pour ensuite nous apprivoiser en pays étranger, faire là le complaisant envers le beau monde, et échanger notre peau d'ours contre une peau de renard. Cela ne valait pas les frais de voyage, cela ne valait pas la peine qu'il nous coûte de cultiver nos pensées et sentimens indigènes dans la serre chaude d'une langue étrangère; cela ne valait pas notre embarras de voir sourire de nos naïfs germanismes les dames de comptoir des cabinets de lecture, et les charmantes habituées du passage des Panoramas.

La critique la plus agile, la plus rusée, la plus chatte ne réussira pourtant jamais à attrapper M. Heine qui est encore plus souris que la critique n'est chatte. Il s'est ménagé de trous dans tous les coins du monde moral, intellectuel, religieux et social, et tous ces trous ont des communications souterraines entre eux. Vous voyez sortir M. Heine d'une de ses petites opinions, vous le pourchassez, il y rentre: vous l'assiégez; attrappé vous-même, voilà qu'il s'échappe d'une opinion tout opposée. Résignez-vous, vous perdez vos peines et vos ruses. Vous lisez telle page de M. Heine, où vous trouvez une assertion fausse, absurde, ridicule; ne vous pressez pas à la réfuter, tournez la feuille, M. Heine a tourné et il se réfute lui-même. Si vous ne savez pas apprécier de tels esprits chatoyans, tant pis pour vous, vous n'êtes pas à la hauteur de la cuisine rhétorique: il n'y a rien de plus délicieux que ces macédoines d'opinions.

Je l'ai déjà dit, je n'ose pas lutter contre le grand savoir philosophique de M. Heine, rendu encore plus formidable par le soutien de la Providence. Par cette raison, je n'exa-

minerai pas si l'exposition des différens systèmes de la philosophie allemande que M. Heine a fait à l'usage du foyer de l'Opéra est vraie ou fausse; mais je ne peux me défendre de critiquer la manière leste et agréable avec laquelle M. Heine traite les sujets les plus graves. Cet aimable écrivain parle de l'amour à propos de Kant, de chemises de femme à propos du christianisme, et de lui-même à propos de tout. Quant à moi, elles ne me plaisent guère ces guirlandes de roses et de violettes dont M. Heine a la coquetterie d'orner les plats solides et nourrissans de la science allemande. Cette purée de littérature, cette crême de philosophie, ces beefsteaks à la vanille ne sont pas de mon goût.

Les Français ne doivent pas savoir bon gré à cet homme de lettres des efforts qu'il fait en leur faveur pour aplanir les difficultés qui précèdent l'intelligence de la littérature allemande. En écartant les embarras du chemin, il écarte le but, car ce n'est que dans la paine elle-même que se trouve la récompense de la peine. On n'entre pas dans cette vie allemande à peu de frais. Les Allemands eux-mêmes, les Allemands nés, n'accomplissent qu'avec beaucoup de fatigues la destination de leur nationalité et n'arrivent qu'après de grandes souffrances à cette profondeur de l'âme qui donne aux sentimens la paix et la sécurité du tombeau, et à cette béatitude de l'esprit qui les console de leur malheureux état social. La vie allemande ressemble à une contrée de Hautes-Alpes; elle est grandiose, majestueuse, la couronne de la terre qui étincelle de ses éternels glaciers! A l'Allemagne, la lumière la plus pure, aux autres pays, la chaleur du soleil. Ces hauteurs stériles ont fécondé le monde à leurs pieds. C'est là que se trouvent les sources, et des grands fleuves de l'histoire, et des grandes nations et des grandes pensées. Aux Allemands le génie, aux Français le talent: aux uns la force productive, aux autres la force industrielle de l'esprit. C'est du sol germanique que sont sorties toutes ces grandes idées qui ont été mises en œuvre et utilisées par des nations, ou plus habiles, ou plus entreprenantes, ou plus heureuses. L'Allemagne est la source de toutes les révolutions de l'Europe; elle est la mère de ces découvertes qui ont changé la face du monde. La poudre,

l'imprimerie, la réforme religieuse, sont sorties de son sein, filles ingrates et maudites, qui ont épousé des princes, et ont bafoué leur mère plébéienne.

Pour gagner ce point de vue élevé de la vie allemande, vous ne devez pas vous faire porter en litière douce et bien fermée, car alors ce ne serait que votre chambre à coucher mise en mouvement, et vous ne sortirez jamais de votre région de vie. On ne doit pas craindre les fatigues, on ne doit pas se lasser, on doit s'endurcir contre le froid, le chaud et le vertige. Il faut savoir monter, grimper, sauter, se frayer un chemin à travers les neiges. Mais soyez sûrs que la récompense ne manquera pas à vos peines, car lá-haut se trouve la vie intellectuelle des Allemands.

Les Français se plaignent souvent et se moquent quelquefois de ce brouillard qui enveloppe les intelligences germaniques. Mais ces nuages qui interceptent la vue aux Français ne sont qu'aux pieds des Allemands, qui s'en élèvent de toute leur grandeur, et respirent sous un ciel bleu et dans un air pur et rayonnant. Mais le jour avance, encore quelques heures historiques, et ces brouillards qui séparent deux nations se dissipent. Alors nous nous reconnaîtrons; les Français montent, les Allemands descendent, pour se donner les mains tachées d'encre, et alors ils mettront leurs plumes aux mains rouges de leurs rois, pour s'en servir à écrire, sur les bords du Missouri, le dernier chapitre de leur règne.

La religion sert d'escarpolette à M. Heine, et le christianisme de cheval-balançoire. Il le caresse, il le gronde, il le fouette, il le pousse de ses talons; il est vrai qu'il n'avance jamais; mais est-ce que M. Heine veut jamais avancer? Il ne veut que se balancer et se donner du mouvement. N'offensez pas M. Heine en le croyant capable d'une tendance sérieuse, d'une croyance, d'une conviction; M. Heine sait aussi bien que qui que ce soit, que ne rien craindre, ne rien espérer, ne rien aimer, ne rien vénérer et n'avoir aucun principe, sont les traits constitutifs d'un grand caractère.

Mais par malheur pour l'imperturbabilité de l'âme de M. Heine, voilà que le directeur de ce théâtre des folies dramatiques, que nous appelons le monde, l'a destiné à tous

les premiers rôles, sans même lui donner un double. Le répertoire de M. Heine est immense; une centaine de comédiens ordinaires du roi n'y suffirait pas. Il joue l'Anti-Christ, tandis que Voltaire, ce grand auteur, n'a joué que saint Jean-Baptiste, le précurseur de l'Anti-Christ. „Voltaire, dit M. Heine, na fait que blesser le corps du christianisme." Mais à lui-même, pauvre homme, est tombé en partage la besogne pénible d'anéantir l'essence intérieure du christianisme. „L'idée fondamentale du christianisme, dit encore M. Heine, est l'anéantissement de la vie sensuelle." Mais pour lui, il a reçu de la Providence la mission de revendiquer les droits de la chair. Rendons grâce à la Providence qu'elle ait créé, et tout exprès en faveur de M. Heine, une nouvelle chaire de droits, pour l'enseignement des droits de la chair!

Mais ce ne sont pas seulement les droits de la chair que M. Heine revendique, il plaide encore pour la réhabilitation de toute la matière. Voilà un morceau de son plaidoyer superbe:

„Kant a enlevé le ciel d'assaut et passé toute la garnison au fil de l'épée. Vous voyez étendus sans vie les gardes du corps de Dieu; lui-même nage dans son sang; il n'est plus désormais de miséricorde divine, de bonté paternelle, de récompenses futures pour les privations actuelles; l'immortalité de l'âme est à l'agonie, on n'entend que râle et gémissemens."

„L'humanité soupire après des mets plus solides que le sang et la chair du Christ. L'humanité sourit de pitié sur les rêves de sa jeunesse . . ., et elle devient virilement pratique. L'humanité sacrifie aujourd'hui au système d'utilité terrestre . . ., et puis, il faudra offrir encore à la matière de grands sacrifices expiatoires pour qu'elle pardonne les vieilles offenses. Il ne serait pas même mal qu'on instituât des fêtes sensualistes, et qu'on indemnisât la matière pour ses souffrances passées, car le christianisme, incapable de l'anéantir, l'a flétrie en toute occasion. Il a rabaissé les plus nobles jouissances, les sens furent réduits à l'hypocrisie, il y eut partout mensonge et péché. Il faut revêtir nos femmes de chemises neuves, et passer toutes nos pensées à la fumée des parfums, comme après les ravages d'une peste."

Ainsi soit-il, et que les lingères et les parfumeurs s'en

réjouissent? Voilà donc M. Heine nommé par la Providence procureur de la matière, tuteur de la matière mineure. Mais qu'il prenne garde à sa pupille! La nuit porte conseil aux filles, et passé les trentecinq ans, il vaut mieux être spiritualiste que gardien de la matière.

A un homme de conscience qui ne se serait égaré qu'en cherchant la vérité, je dirais: Non, le christianisme n'a pas rendu malheureux les hommes, il les a trouvés tels lors de son apparition, et il les a consolés et aidés dans leur misère. Le christianisme a été le médecin du monde romain, tombé malade par ses passions effrénées et ses débauches brutales. Maîtres et esclaves furent alors également coupables, les uns nageaient dans le sang, les autres croupissaient dans la fange de la servilité; le christianisme purifiait les uns et relevait les autres. Il prescrivait à tous un régime salutaire de l'âme et du corps, et ce régime sévère a sauvé la vie au monde et l'a guéri. Le christianisme n'a pas aboli les droits de la chair, il n'a jamais demandé le sacrifice des jouissances sensuelles, il les a seulement assujetties à la tutelle de l'âme pour les rendre plus pures et plus durables. Aucune religion n'eut jamais tant d'indulgence pour les faiblesses humaines que n'en avait la religion chrétienne.

Le catholicisme, loin d'avoir énervé le peuples, leur a rendu la force et l'énergie qu'ils avaient perdues sous la domination romaine, et que les peuples modernes, qui se sont séparés du catholicisme, ont perdues pour la seconde fois. Le seul peuple du nord qui, depuis trois siècles, n'a cessé un seul jour de se remuer pour la liberté, c'est le peuple polonais, qui est resté catholique. Le catholicisme n'est pas un culte „sombre et décoloré", comme dit M. Heine; c'est la religion la plus sereine et la plus joyeuse qui ait jamais existé. Non, les sens n'ont pas été réduits à l'hypocrisie par le christianisme, cette religion ne demande qu'un voile pour les réjouissances des sens, elle n'exige que la pudeur.

La pudeur est la seule divinité que même les hommes les plus corrompus n'osent jamais dénier, et c'est de son culte que M. Heine se moque comme d'une superstition et qu'il appelle l'hypocrisie des sens. Je sais bien que ce n'est pas sa pensée intime et sérieuse, mais voilà où un homme honnête

et délicat, comme M. Heine, qui se vante de n'avoir jamais fumé, ni jamais mangé de la choucroute, et qui met dans ces qualités ses plus beaux titres à l'estime de la France: voilà où il peut être conduit par une malheureuse phraséomanie. M. Heine a mille fois célébré l'amour: il l'a chanté en vers, il l'a crié en prose; il doit savoir mieux que personne que le mystère est le dieu de l'amour, et que la pudeur est sa religion.

Est-ce donc chose si difficile que d'être chrétien? Au moins ce n'est pas aussi coûteux que M. Heine le pense. Quiconque aime est chrétien. Et tout homme, même par amour propre, doit aimer et adorer quelque chose qui n'est pas lui-même. C'est un égoïsme bien entendu que de déposer une partie de sa fortune dans le tout qui ne peut pas être volé, et de confier son âme à l'éternité qui est toujours solvable. Tel homme adore l'honneur, tel autre la gloire, tel autre la vertu, ou la bravoure, ou la fidélité, ou la liberté, ou la vérité, ou l'amour ou l'amité. Eh bien! le christianisme est le Panthéon de toutes ces divinités. Entrez au temple, agenouillez-vous devant l'honneur ou devant la liberté, vous adorez le même Dieu, vous êtes chrétien.

On n'est jamais heureux sans croyance, on vit de sa journée et l'on s'inquiète du lendemain. Le croyant est nourri par les soins maternels de la Providence; l'incroyant est un mendiant qui vit des aumônes de la Fortune. La foi est la racine de la science; séparé d'elle, le savoir n'est qu'un morceau de bois, qui ne porte ni fleurs ni fruits. Sans foi, on n'a pas de cœur, et les grandes pensées, les pensées vivifiantes viennent du cœur. On peut bien, sans cœur, avoir des talens, mais ce ne sont que des fruits confits qui n'apaisent pas la soif. On peut bien avoir de l'esprit sans cœur, mais ce n'est que de l'esprit plaqué, qui ne résiste pas aux injures du temps, et qui rougit au moindre frottement de la critique.

Le protestantisme, dit M. Heine, fut pour moi plus qu'une religion, ce fut une mission; et depuis quatorze ans, c'est pour ses intérêts que je combats contre les machinations des jésuites allemands. Quatorze ans, c'est deux fois la guerre de Sept-Ans, qui a immortalisé un grand roi. M. Heine

doit être fatigué de sa gloire, qu'il fasse sa paix de Hubertsbourg avec les jésuites. Voilà donc une nouvelle mission sur les épaules de M. Heine; vraiment c'est une rude corvée que d'être le favori de la Providence, et un autre n'y saurait tenir. M. Heine est depuis sa naissance à la tête de tous les mouvemens de l'Allemagne; il est le tambour-mojor du libéralisme, le parrain des nouvelles écoles littéraires auxquelles il donne son nom, le protecteur du protestantisme, la terreur des républicains, des aristocrates, et des jésuites. Il a tout prévu, tout prédit, tout dirigé! telle chose il a dite, telle autre il a faite, lui, le premier, entre tous les Allemands. M. Heine demanderait volontiers un brevet d'invention du monde, si malheureusement la Sainte-Ecriture n'était pas là, avec des preuves incontestables, que le monde a été créé avant la naissance de M. Heine.

Mais qu'est-ce qui donne cette suffisance à M. Heine? Il nous l'explique lui-même. „Oser! dit-il, est le secret de la victoire en littérature comme en amour.“ En amour c'est malheureusement vrai, et des femmes innocentes et inexpérimentées sont souvent les dupes d'une noble assurance. Il est bien vrai qu'elles n'en sont dupes qu'une seule fois, mais cela ne corrige pas les oseurs, qui, se reposant sur la discrétion féminine des offensées, changent de maîtresses et osent toujours de nouveau; mais comment, en littérature, la hardiesse peut-elle suppléer à la vigueur? cela se conçoit difficilement.

M. Heine met de l'amour en tout, en science, en littérature, en politique, en philosophie, en théologie, en amitié. Il n'y aurait rien à redire, si cela se faisait avec modération, mais M. Heine ne garde pas de mesure. Nous lui rappelons ce sage précepte, qu'un cuisinier célèbre a donné à ses élèves. „Surtout, mes amis, ne portez jamais le poivre jusqu'au fanatisme.“

De même qu'en politique, M. Heine est en désertion continuelle entre les opinions opposées, courant çà et là sur le champ de bataille, qui les sépare, s'approchant tantôt de l'une, tantôt de l'autre; de même en matière de religion, il est en continuelle désertion entre le déisme et l'athéisme. C'est que M. Heine n'est qu'un fournisseur de phrases, qui

en offre à tout le monde avec l'impartialité la plus mercantile. Il ne s'inquiète jamais du droit, de la justice d'une cause; il ne se soucie que de son-commerce de paroles, et à peine l'espérance de gagner l'a-t-elle attiré vers un parti, que la crainte de perdre le repousse aussitôt vers l'autre parti. Tantôt il déprécie, tantôt il exalte le christianisme; c'est suivant que l'un ou l'autre lui offre une occasion favorable de placer avantageusement ses phrases brodées; car le ciel et la terre ne servent à M. Heine que de canevas pour y figurer ses jolis petits ouvrages à l'aiguille, qui plaisent beaucoup regardés par devant, mais qui perdent leur beauté et leur valeur dès qu'on les retourne.

M. Heine rirait de bon cœur si je m'avisais de lui reprocher son incrédulité; mais il prétera la plus sérieuse attention à mes pieuses exhortations, quand je lui ferai observer que l'impiété est une mode surannée, qu'il n'y a plus de mérite à combattre la superstition religieuse, depuis qu'on n'est plus décrété de prise de corps pour de telles hardiesses, et qu'on ne brûle plus les livres impies; que les d'Holbach et les Lamettrie du dix-neuvième siècle ne sont que les don Quichotte de l'athéisme; que les Parisiens, comme il faut, ne se servent plus de l'ancienne devise de Voltaire: Ecrasez l'infâme, mais qu'ils ont adopté la nouvelle devise: Ecrasez la canaille; qu'enfin, toutes ces diatribes contre le christianisme sont furieusement rococo.

M. Heine prétend que „le dix-hutième siècle a si complètement écrasé le catholicisme en France, qu'il la presque laissé sans signe de vie.“ C'est une erreur que cet écrivain partage avec bien d'autres. Quant à nous, nous pensons, au contraire, que le dix-huitième siècle, loin d'avoir écrasé le catholicisme, l'a préservé de sa ruine. Voltaire et ses disciples ont échenillé la religion. D'ailleurs, peu importe à quoi ces philosophes ont visé; il faut voir ce qu'ils ont atteint par leurs efforts. Quand la Providence (M. Heine me pardonnera ce plagiat) a quelque dessein, elle se sert toujours des hommes qui sont les adversaires de ses desseins; c'est le plus court chemin pour arriver au but. Ce sont les rois qui fondent les républiques; ce sont les incrédules qui rétablissent la religion. De même que la révolution française

n'avait point de tendance à bouleverser la société politique et à faire cesser le règne de la loi, comme ses adversaires le prétendent, mais qu'elle n'avait d'autre but que de donner une meilleure constitution à l'Etat; de même, le mouvement en apparence anti-religieux du dix-huitième siècle n'a tenté que de changer la constitution de l'Eglise, de monarchique qu'elle est en une constitution populaire. Dès qu'il n'y aura plus de pape, ni d'évêques mangeurs de budgets, ni d'armées permanentes de moines, ni de gendarmerie noire; dès que le peuple élira lui-même ses administrateurs spirituels, et que l'Eglise sera gouvernée pour et par le peuple, le catholicisme recouvrera sa splendeur et sa force primitive.

Les tendances politiques et religieuses du siècle marchent de front, et ce n'est qu'ensemble et en même temps qu'elles atteindront leur but. Les peuples, pour être libres, doivent être religieux; les peuples les plus libres, les Suisses, les Anglais, les Américains du Nord, sont les peuples les plus religieux. Leur religiosité n'a pas suivi, mais elle a précédé leur liberté; il faut craindre Dieu pour ne pas craindre les hommes.

A entendre M. Heine se lamenter pitoyablement des jésuites de l'Allemagne, on croirait qu'ils dominent le pays; mais il n'en est rien. Il est bien vrai qu'en Allemagne comme partout où il y a une guerre entre le despotisme et la liberté, les jésuites affluent à chaque combat, comme les corbeaux qui ont le vent des corps morts, volent au-dessus des champs de bataille: mais ces corbeaux qui mangent les cadavres des deux armées avec impartialité ne décident pas de la victoire. Les jésuites monarchiques ne nous feront plus aucun mal, ils sont trop fins pour ne pas s'apercevoir de la prochaine fin des rois: c'est des jésuites populaires qu'il faut nous garder maintenant. J'accorderai volontiers à la frayeur de M. Heine que les jésuites ont beaucoup d'influence à Munich mais ce n'est que parce que le roi de Bavière est jésuite lui-même, et que ses serviteurs et ses flatteurs, comme cela se fait toujours, portent la livrée de leur maître.

On ne doit pas en trop vouloir à ce bon roi, de s'être fait jésuite; il ne s'est jeté dans les bras des moines et des saints que depuis que les dieux de l'Olympe l'ont trahi et

raillé de la manière la plus cruelle. D'abord, Apollon inspira au bon roi de Bavière des vers tellement détestables, qu'on ne peut les débiter publiquement sans faire aboyer tous les chiens à deux lieues à la ronde; puis Vénus, puis Mercure: bref, c'étaient des tours à faire enrager l'homme le plus doux. Aussi le bon roi de Bavière en a perdu la tête, sans compter les autres pertes; et depuis ce temps, il ne sait plus ce qu'il fait, ni ce qu'il veut, ni ce qu'il peut. Dans ce malheureux état de son âme et de son corps, il a fait emprisonner les plus honnêtes gens de son royaume et les tient depuis deux ou trois ans dans des cachots affreux, sans accusation publique et sans jugement. Ce bon roi a institué jusqu'à cinquante monastères dans son petit royaume, et il les augmente encore tous les jours. Le gouvernement bavarois est un des chefs-d'œuvre de la politique de M. de Metternich. Cet habile homme d'état a persuadé au roi de Bavière de faire élever sur son propre territoire, et à ses propres frais, une muraille chinoise flanquée de couvens, et gardée par des capucins, pour défendre les frontières de l'Autriche contre l'invasion des lumières du côté du midi de l'Allemagne.

C'est ce même roi de Bavière que M. Heine a appelé „l'un des plus excellens et des plus spirituels princes qui aient jamais orné un trône", et puis, pour se reposer de ses efforts pindariques, il se laisse tomber de tout son poids sur les jésuites inférieurs et leur fait des contusions considérables. Mais est-ce que tout cela nous regarde? C'est une affaire toute personnelle entre M. Heine et les jésuites, avec laquelle le salut du peuple allemand n'a rien à démêler; qu'ils vident leur différend comme ils peuvent. M. Heine se plaint de ce que les jésuites l'ont persécuté à Munich, et l'ont poursuivi jusqu'à Paris; que là ils sifflent autour de lui comme des serpens, et que l'un de ces serpens jésuites l'a mordu au talon, lorsqu'ils se promenait au boulevard Montmartre. M. Heine ne dit pas précisément cela; il n'en parle qu'en général, il dit qu'on pourrait se promener joyeusement au boulevard Montmartre, et inopinément sentir au talon la morsure d'un jésuite. Mais comme les appréhensions de M. Heine sont toujours historiques, c'est indubitablement lui-même qui a été mordu par un jésuite.

Que M. Heine prenne courage, et quoique je ne haïsse plus le jésuites, depuis que leur ambition a tant dépéri qu'ils se contentent de persécuter un innocent homme de lettres, je me réjouirais pourtant si M. Heine sortait victorieux encore de ce dernier combat. Il n'y a pas encore deux ans qu'il s'est lamenté des cruelles persécutions qu'il eut à essuyer de la part des aristocrates et des républicains coalisés contre lui. Dans son dernier ouvrage, M. Heine ne parle plus ni des aristocrates, ni des républicains, preuve certaine qu'il les a anéantis. Eh bien! il écrasera aussi les jésuites, et peut-être le jour n'est pas loin où M. Heine pourra se promener en toute paix et sécurité au boulevard Montmartre, sans avoir à craindre la morsure d'un petit Loyola bavarois.

Nous ne sommes jamais plus contens de M. Heine que quand il se trouve dans l'erreur, mais malheureusement ce cas est très rare. M. Heine est rarement dans l'erreur, parce qu'il cherche rarement la vérité. Il est aussi insouciant de s'en écarter que de s'en approcher, de la trouver que de la manquer. M. Heine ne cherche que l'expression la plus belle possible; la chose à exprimer lui est indifférente. Mais qu'il l'avoue franchement, qu'il le déclare une fois pour toutes, c'est qu'en écrivant il n'a jamais d'autre but que de publier un dictionnaire de beaux et bons mots, en livraisons de deux volumes, et alors nous n'aurons plus rien à lui reprocher. Nous trouverons tout simple que M. Heine mette le oui dans la lettre. O et le non dans la lettre N, et que Dieu soit placé plus bas que le diable; enfin, nous accorderions volontiers à M. Heine, que la belle plume fait le bel oiseau.

Encore quelques passages extraits de l'ouvrage de M. Heine, pour rendre palpable pour tout le monde de quelle manière cet écrivain se joue, non pas des mots qui lui sont sacrés, mais des choses. Il est souvent si impatient et pressé de se contredire lui-même, et d'annuller sa pensée primitive, qu'il ne se donne pas le temps de l'achever, et se coupant la parole à lui-même, amène de suite l'opinion opposée.

„Les Benthamistes, dit M. Heine, les prédicans de l'utilité, sont des esprits puissans qui ont saisi la véritable levier avec lequel se peut remuer John Bull. John Bull et en

grande partie une hypocrisie de tradition, ou même seulement une résignation stupide; sa chair se résigne, parce que l'esprit ne lui vient pas en aide. „Que l'esprit de M. Heine vienne à l'aide de la chair de John Bull; qu'il se hâte, pour lui former le cœur et l'esprit, d'ouvrir son cours des droits de la chair; mais qu'il n'impute pas à John Bull des défauts contradictoires; l'alibi est là pour de disculper de l'un ou de l'autre crime. Si John Bull est matérialiste, il ne peut être en même temps spiritualiste, et s'il est spiritualiste par hypocrisie, il ne l'est pas par stupidité. Si M. Heine veut faire du galimathias, que du moins il le mette en ordre alphabétique, comme nous venons de dire plus haut.

Et voyez le méchant aristocratisme de M. Heine; voyez un peu comme il méprise l'honnête John Bull. Lui, premier amant, adorateur, tuteur, protecteur et professeur de la matière, s'en dégoûte dès qu'il aperçoit que le peuple se mêle aussi de matérialisme. Quel affreux bouleversement de l'ordre public! Jacques Bonhomme veut être électeur et matérialiste! On n'y saurait tenir, c'est par trop fort! Vraiment, de nos jours, on doit s'attendre à tout; nous verrons encore les temps où la canaille allait décrotter ses souliers sur les tapis rouges des couloirs du théâtre italien; et le lendemain d'une représentation demander tout bonnement sa part des fonds secrets de la Providence! O temps! ô mœurs!

En un autre endroit, M. Heine dit: „De même qu'à Vittemberg on protestait en prose latine, à Rome on protestait en pierre, en couleurs et en octaves rimées. Les énergiques images de maître Michael Angelo, les riantes figures de Giulio Romano, et l'ivresse voluptueuse, la joie de vivre qui règne dans les vers de messire Ludovico Ariosto, n'est-ce pas là une opposition protestante au vieux, sombre et décoloré catholicisme?“ Voilà un raisonnement à faire pâlir les sophistes les plus endurcis et les plus intrépides. Par de pareilles raisons, on peut appeler le blanc noir, en faisant envisager sa blancheur comme une protestation contre sa noirceur; on peut appeler un honnête homme un fripon, en désignant son honnêteté comme une protestation contre sa malhonnêteté! Et voulez-vous savoir le secret de ces contradictions? M. Heine avait quelques mots sonores au bout de

sa plume, et ne pouvait se résigner à les réserver pour une meilleure occasion.

Si M. Heine, à son rare talent de la parole, osait encore ajouter le talent de faire respecter son indépendance, d'avoir des opinions, des sentimens, des pensées à lui; d'avoir une conviction quelconque, mais une conviction ferme et inébranlable, qui résistât aux caprices impérieux des vents, comme aux folâtreries plus dangereuses des zéphirs; si M. Heine voulait ne s'inquiéter que du suffrage des gens honnêtes et éclairés et de l'assentiment de sa propre conscience et ne pas rôder jour et nuit autour de tous les marchands de réputation, il serait alors un écrivain parfait.

III.

Scènes de mœurs et de caractères

au XVIIIe et au XIXe siècles;

par Mme Augustin Thierry.*)

Avec peu de fils et quelques couleurs simples, l'auteur de ce volume a su faire des tissus de grand prix admirablement gracieux. Il est beaucoup à regretter que les contes de madame Thierry ne puissent servir de modèles qu'aux ouvrages dans ce genre qui n'ont pas encore paru. Ils se distinguent par une noble simplicité de récit, par la pureté, on dirait la chasteté du style, et par des caractères correctement dessinés et qui ne se démentent jamais. Les paroles et les actions des personnages ont une clarté et une transparence qui laissent apercevoir les moindres mouvemens de leur cœur. L'auteur n'a jamais recours à ces ornemens oiseux et à ces couleurs éblouissantes qui servent si souvent à cacher ce qui est laid et difforme dans un ouvrage d'art. Ce sont des passions prononcées, simples, sans cette complication qui déroute l'observateur le plus exercé, et qui ont leurs symptômes clairs et non équivoques. Rien de ces vapeurs de l'âme, rien de ces douleurs hypocrites qui lassent

*) Réformateur.

la patience de l'homme le plus indulgent et le plus compatissant. Rien de ce pouls nerveux et capricieux à l'état duquel le médecin du cœur le plus habile ne sait juger la maladie.

Il y a cependent quelque chose dans le premier conte qui me fait trembler pour l'auteur: ce sont trois sœurs, jeunes, belles et bien élevées qui ont l'habitude de s'agenouiller et de faire leur prière du soir, avant de se coucher. C'est une hardie innovation par le temps qui court. Mais j'espère que les lecteurs effarouchés se réconcilieront avec Mme Thierry quand ils apprendront à la fin que les trois sœurs succombent à leurs passions malgré leur piété.

On aime à trouver encore dans les ouvrages d'art et d'esprit des femmes, les sentimens paisibles, les joies calmes et les douleurs tempérées qui conviennent à leur sexe. Aux hommes appartiennent les passions orageuses et la peinture de ces passions. A eux cet élément dangereux où le cœur fait naufrage en cherchant le bonheur. De cette mer salée et amère, la nature n'a accordé aux femmes que des gouttes, ce sont les larmes; qu'elles s'en contentent. Les mouvemens violens, tant de l'âme que du corps, déparent les femmes. L'équitation, les tragédies, la peinture d'histoire, les poèmes épiques, la colère, la gloire, les satires, la politique appartiennent aux hommes. Les femmes n'y réussiront jamais: et quand elles y réussissent, c'est tant pis pour elles; nous les recommandons pour épouses à tout le monde, excepté à nos amis.

O femmes! ne faites, n'écrivez et ne lisez pas des romans convulsifs, épileptiques, déchirans, suffocans, ensanglantées. Fuyez le genre terrible; ne vous tourmentez pas à deviner les énigmes de la vie, bornez-vous à en donner à vos époux et à vos amans, sphinx que vous êtes. Ne cherchez pas les dangers; nous avons assez à trembler et à combattre pour nous-mêmes, n'augmentez pas nos soucis et agréez qu'on vous mette en sûreté.

Dans l'intérêt des dames légitimistes, qui depuis cinq ans boudent Paris et habitent la campagne, je finirai par deux moralités que j'ai tirées de l'ouvrage de madame Thierry. Premièrement: on ne doit jamais élever ses filles loin du commerce des hommes aux qualités matrimoniales; seconde-

ment: quand une telle éducation champêtre est une nécessité en France, où les éruptions populaires et les tremblemens de rois sont si fréquens, on ne doit jamais amener à ses trois filles, dans leur solitude, un seul cousin; mais toujours trois cousins à la fois. Mères légitimistes, lisez le conte des trois sœurs, et tremblez d'être fidèles et de n'avior qu'un seul cousin à votre disposition.

IV.

Introduction.*)

La diversité des langues et une funeste suite de la malédiction de la tour de Babel; ce que personne ne peut plus ignorer aujourd'hui, depuis qu'on porte la sainte écriture, imprimée sur papier satiné, à domicile, périodiquement et en feuilles, tout comme le Charivari et le Corsaire. Dieu qui n'aime pas les centralisations, les systèmes de doctrines exclusifs, les règnes monarchiques dans les actions vitales de l'humanité, a confondu la langue des hommes, pour empêcher leur union et leur uniformité, et pour les conduire à se disperser sur toute la surface de la terre, à la parcourir dans toutes les directions et à y chercher leur fortune par des voies différentes. Mais, dès que les desseins de la Providence seront accomplis, quand l'œuvre de Dieu sera achevée, alors les instrumens de travaux seront brisés, et il n'y aura plus qu'une seule langue dans le monde, au plus grand déplaisir des interprètes assermentés et de la noblesse allemande, qui sera honteuse de parler la langue des bourgeois et de savoir l'orthographe plébéienne.

La division des travaux, ce grand principe de l'économie politique, a été appliquée à l'homme dès sa création. Les travaux de l'humanité ont été distribués entre les differens peuples et les différens pays. Mais il serait trop fastidieux de développer ici au long cette thèse; nous n'en voulons pas faire le siége régulier, nous la prendrons d'assaut.

---

*) Ce morceau forme l'introduction à la Balance, revue allemande et française publiée par L. Bœrne. Paris, 1836.

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations.

La théorie est craintive et temporisante, la pratique est irréfléchie et précipitée; de là le désaccord entre elles, de là l'incompatibilité d'humeurs et d'esprits entre la nation allemande et la nation française, qui malgré qu'elles se touchent par les frontières, sont séparées par un espace moral immense.

C'est la tâche des Français de détruire, de démolir le vieil édifice social délabré, de déblayer et de niveler le terrain; c'est la tâche des Allemands de fonder, d'élever le nouvel édifice social. Dans les guerres de la liberté, la France sera toujours à la tête des autres pays; mais au congrès futur de paix, où tous les peuples de l'Europe se rassembleront, ce sera Allemagne qui aura la présidence.

L'histoire de la France et de l'Allemagne n'est depuis des siècles qu'un continuel effort de se rapprocher, de se comprendre, de s'unir, de se fondre l'une dans l'autre. L'indifférence leur a toujours été impossible, il fallait s'entre-haïr ou s'entre-aimer, s'allier ou se faire la guerre. Ni le sort de la France ni celui de l'Allemagne ne pourront jamais être fixés et assurés isolément.

Il importe de rendre clair cet instinct obscur des deux nations, il importe de trouver un principe à des faits et à des opinions en apparence contradictoires.

L'Allemagne et la France se trouvent partout entremêlées, sans jamais se confondre. Celui-là serait un habile diplomate qui réussirait à négocier la paix entre les deux nations, en les conduisant à ne former qu'un nouveau composé homogène, sans sacrifier leurs qualités constituantes.

Les hommes âgés des deux pays devraient avoir soin de lier, par une amitié et une estime réciproques, la nouvelle génération de la France à la nouvelle génération de l'Allemagne. Qu'il sera beau le jour où les Français et les Alle-

mands s'agenouilleront ensemble sur les champs de bataille où jadis leurs pères s'étaient entre-égorgés, et prieront en s'embrassant sur leurs tombeaux communs.

L'amitié inaltérable et la paix éternelle entre toutes les nations, sont-ce donc des rêves? Non, la haine et la guerre sont des rêves dont on s'éveillera un jour. Que de malheurs l'amour de la patrie n'a-t-il pas déjà causés à l'humanité! Combien cette vertu mensongère n'a-t-elle pas surpassé en sauvage férocité tous les vices avoués! Est-ce que l'égoïsme d'un pays est moins un vice que celui d'un homme? Est-ce que la justice cesse d'être une vertu, dès qu'on l'exerce envers un peuple étranger? Quel honneur que celui-là qui nous défend de nous déclarer contre notre patrie, quand la justice et contre elle!

J'aime l'Allemagne plus que la France, parce qu'elle est malheureuse et que la France ne l'est pas; du reste je suis autant Français qu'Allemand. Quant à moi, Dieu merci, je n'ai jamais été dupe du patriotisme, je ne me suis jamais laissé prendre à ce leurre de l'ambition, ou des rois, ou des patriciens, ou de peuples.

La vie sociale et intellectuelle des Allemands, est affectée de maux et troublée par des chagrins, que les Français n'ont jamais sentis ni compris, ou qu'ils ne sentent plus et qu'ils ont oubliés. Cette circonstance pourrait quelquefois entraver nos efforts, et rendre notre situation très-pénible. Les nations ne sont pas moins égoïstes que les individus; elles font ordinairement bon marché des maux des autres nations, et elles s'ennuient facilement de leurs doléances. Elles sont toujours prêtes à attribuer leur propre bien-être à leur courage, à leur persévérance, à leur adresse; et la mauvaise fortune des autres peuples, à leur faiblesse, leur inconstance ou leur balourdise. Peut-être qu'en France on ne trouverait plus de bon ton de fronder la noblesse, ou de se moquer d'elle; on trouverait peut-être fastidieuses les plaintes des Allemands, sur leur justice criminelle secrète, leur stupide censure, et les offenses insolentes auxquelles leur liberté individuelle est à tout moment exposée. Si cela m'arrivait, si malheureusement je ne réusissais pas à gagner la sympathie des Français pour ma patrie, alors je m'adresserais à leur

égoïsme et à leur intérêt, en leur prouvant que leur liberté et leur prospérité ne sont que précaires, tant que celles de l'Allemagne ne seront pas établies et que ce n'est pas sur la place de la Bastille, mais bien au bord de l'Elbe, que la colonne de la liberté française trouvera un solide fondement.

L'Allemagne forme la chaîne de montagnes qui sépare la civilisation de la barbarie, les Français des Cosaques. La France n'aime pas la république, on le dit; mais assurément elle aime encore moins les Cosaques, et elle a trop de sentimens d'honneur pour ne pas préférer l'éloquence sanguinaire d'un Danton à la rhetorique insolente d'un hetman couronné. Eh bien! ce n'est que l'Allemagne qui peut sauver la France du triste choix entre le despotisme populaire et le despotisme monarchique; mais malheureusement cet état de choses a été méconnu par les Français de toutes les opinions et de tous les partis, depuis près de cinquante ans.

L'Allemagne a combattu la révolution française dès son origine et entravé la liberté de la France, d'abord par des menaces, ensuite par la guerre ouverte. L'Allemagne a porté la tête d'un roi bienveillant sur l'échafaud; c'est elle qui a contrait les Français à des crimes et qui a été ou le prétexte ou l'excuse de la terreur, Napoléon a succombé et a entraîné la France dans sa chute, parce qu'il jugeait mal l'Allemagne, parce qu'il prenait la fièvre de domination et l'attachement mercenaire de ses princes pour de l'enthousiasme envers sa personne, et qu'il ne voyait plus tard, dans l'enthousiasme du peuple allemand pour l'indépendance de son pays, qu'une fièvre d'insubordination. Il ignorait que les princes de l'Allemagne ne règnent pas par eux-mêmes, qu'ils ne sont que le jouet de l'aristocratie, et, aveuglé par cette erreur, il se leissa bercer dans une funeste sécurité par l'alliance de l'Autriche, comptant s'être attaché le souverain, en sattachant le père de son épouse.

La Restauration a toujours été sous la tutelle de l'Allemagne, et l'histoire racontera un jour à nos neveux combien les menaces, le promesses et les intrigues des cabinets allemands out eu de part à l'allure contre-révolutionaire de Charles X. Jamais assurément ce malheureux roi n'eût osé

les ordonnances de juillet, s'il n'eût compté sur l'assentiment et l'assistance des princes allemands.

L'Allemagne monarchique est l'avant-garde de la Russie contre la France, et l'Allemagne populaire est l'avant-garde de la France contre la Russie. Les princes allemands n'ont réellement aucune sympathie personnelle pour le czar moscovite; car ils n'ont pas l'humeur tyrannique, ils sont trop éclairés et trop humains pour cela. Il n'y a rien à leur reprocher que ce despotisme paternel qui ne va plus, ni à leur vieillesse, ni à l'âge viril de leurs peuples. Mais cette omnipotence domestique, cette vieille habitude de jouir d'une domination non contrariée, et de rencontrer toujours une obéissance aveugle, c'est le côté faible des princes allemands par lequel l'aristocratie nobiliaire les prend et les dirige. C'est elle, c'est cette aristocratie insolente et ingnorante, qui voudrait venger sur le peuple allemand les affronts et les pertes que ses camarades et amis ont essuyés dans la révolution française; c'est elle qui entraînera toujours les princes allemands à l'alliance avec la Russie, aussi longtemps que le peuple allemand sera trop faible et trop peu encouragé pour contrebalancer son influence sur les gouvernemens.

La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher. Une guerre entre la Russie et l'Angleterre ne pourrait sérieusement troubler la paix de l'Europe, tant que la France et l'Allemagne resteraient neutres, et ni l'Angleterre ni la Russie ne seraient dangereuses pour la France, si l'Allemagne ne leur prêtait son appui. De l'union de la France et de l'Allemagne, ne dépend done pas seulement leur propre fortune, mais encore le sort de toute l'Europe.

Mais tous les efforts de la France et de son gouvernement, tous les égards et toutes les prévenances possibles envers l'Allemagne seraient inutiles: la France ne gagnera jamais l'amitié sincère de l'Allemagne officielle, de l'Allemagne gouvernée par l'aristocratie nobiliaire, qui adore dans l'autocrate de la Russie le prophète de Dieu, et qui, sept fois par jour, tourne la vue vers la Mekka du Nord. Le prix impudent que cette Allemagne officielle met à son alliance, non pas seulement à l'égard de la France, mais encore à l'égard de tout autre pays, savoir: le sacrifice de la liberté

et de l'honneur du peuple, au nom duquel on traite avec lui, effaroucherait tout gouvernement, quel qu'il fût, et lasserait la complaisance la plus infatigable.

C'est l'Allemagne nationale dont la France devrait rechercher l'alliance, celle-là seule lui est avantageuse, et, pour l'obtenir, elle n'a pas à sacrifier son honneur, elle n'a qu'à abandonner quelques préjugés.

La nationalité allemande, où réside-t-elle? où la trouver? Par quelle expression fait-elle connaître sa pensée et sa volonté? Où est son unité d'action? Quels sont ses organes et ses représentans? Qui est-ce qui traite en son nom? En vérité, tout Allemand doit être un peu embarrassé à répondre à ces questions. Si les réponses n'étaient pas satisfaisantes, elles pourraient bien prêter au ridicule, et pour être satisfaisantes, elles exigent de si longues discussions et de si grands développemens, qu'à force d'être complètes elles cessent d'être précises. Cependant nous espérons acquitter les dettes que nous contractons; qu'on nous accorde seulement des facilités pour payer, le crédit nous est indispensable.

La France, qui s'amuse depuis près de cinquante ans à faire aller le monde comme une toupie, a bien le droit de demander à tout peuple qui lui offre son alliance; qu'avez-vous fait? A quoi pouvez-vous nous servir? Quels secours nous portez-vous, quelle garantie nous donnez-vous? Pour dire la vérité, l'Allemagne n'a rien fait depuis trois siècles, et elle a patiemment enduré tout ce que d'autres ont voulu lui faire. Mais, par cette raison même, les travaux, les passions et les jouissances n'ont pas encore usé les cœurs vierges et les chastes intelligences de l'Allemagne; elle est la réserve de la liberté qui décidera de la victoire. Son jour viendra, et, pour l'éveiller, il ne faut que bien peu, un moment de bonne humeur, un sourire du hasard, une rosée du ciel, une débâcle, un fou de plus ou un fou de moins, un rien; la clochette d'un mulet suffit pour faire tomber l'avalanche. Alors, la France qui ne s'étonne plus de rien, cette France qui, en trois jours, a improvisé l'œuvre laborieuse d'un siècle et qui a cessé de s'étonner d'elle-même, elle s'étonnera du peuple allemand, et cet étonnement ne sera pas seulement de la surprise, ce sera de l'admiration.

La France devrait enfin apprendre à connaître l'Allemagne, cette source de son avenir; elle devrait enfin se persuader qu'elle ne se suffit pas et qu'elle n'est pas seule maîtresse de son sort. Combattre pour la liberté, ce n'est pas être libre, ce n'est que montrer qu'on est digne de l'être. Un peuple qui est obligé de surveiller jour et nuit sa liberté, n'en jouit pas, comme un homme qui est obligé de surveiller sa santé, n'est pas en bonne santé. La France a usé en moins de cinquante ans la vie de cinq siècles; elle est grande et admirable, mais sa gloire et restée stérile.

La France a toujours mal juge l'Allemagne; et qui pis est, elle ne l'a pas jugée du tout, elle ne s'en est pas inquiétée. L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tournés vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine, et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement. Les Allemands, qui n'avancent pas, ne sont jamais dans le cas de reculer, et voilà qu'ils reprochent aux Français de rétrograder si souvent!

Quand les Français jugent mal les Allemands, c'est par la stabilité de leur savoir, par l'ignorance des faits nouveaux; quand les Allemands jugent mal les Français, c'est par la stabilité de leurs sentimens, dont ils n'aiment pas à se débarrasser, pour faire place à de nouvelles impressions.

Pour un honnête homme, c'est un tourment que d'être obligé, par la vérité, de mal parler de sa patrie; les compatriotes, les étrangers eux-mêmes, n'y voient qu'une coupable trahison. Mais est-ce que le franchise et l'impartialité cessent d'être des vertus, quand on les exerce envers les objets de son amour? Les Allemands, depuis qu'ils ont combattu avec succès la France, ont gagné une vanité nationale, dont ils étaient exempts antérieurement. La susceptibilité nationale des Français a du moins été précedée par la gloire; sans doute la gloire ne manquera pas un jour aux Allemands, mais jusqu'à ce jour ils n'ont pas encore assez fait pour être sûrs que leur fierté ne sera pas prise pour de la vanterie. En vainquant la France, l'Allemagne n'a fait que remplacer un joug de bois indigène, et changer le brillant despotisme de Napoléon contre la petite monnaie de ses chétifs tyran-

neaux. Puis, n'y a-t-il pas quelque chose de puéril et même d'insensé dans toute vanité nationale? Un individu peut s'excuser d'être susceptible sur ce qu'on pense et dit de lui, car l'individu ne vaut que ce qu'il est estimé; mais le prix d'une nation étant toujours égal à sa valeur réelle, la vanité de sa part est gratuite, et n'est que de la pusillanimité. Du reste, il serait très-facile de démontrer que souvent, ce que les différens peuples ont fait de grand, ils ne l'ont fait que par leurs défauts, et ce que d'autres peuples ont souffert, ils ne l'ont souffert que pour leurs vertus; il y a donc, dans tout éloge d'un peuple, quelque chose pour modérer sa satisfaction, et dans tout blâme, quelque chose pour adoucir la honte.

La franchise n'est pas seulement un droit, elle est encore un devoir; mais quand même elle ne serait qu'un droit, aucune délicatesse ne nous empêcherait d'en user largement. Les hommes qui craignent de dire leurs pensées secrètes, sont ordinairement ceux qui, infatués de leur importance et de la supériorité de leur esprit, se croient les seuls dépositaires de certaines vérités. Mais des hommes qui sont plus modestes ou mieux avisés comprennent qu'ils n'ont pas exclusivement la science du vrai, que bien d'autres en sont inspirés; ils ont donc le courage de la franchise, sachant que leurs opinions sont partagées par beaucoup de personnes et qu'ils ne manqueront pas d'assistance dans la lutte contre les opinions opposées.

En comparant l'Allemagne et la France, ce n'est aucunement notre dessein de constater les qualités supérieures ou inférieures de l'une ou de lautre, car cela ne servirait à rien. On a l'habitude de sermonner les hommes et les peuples, comme s'il leur était possible de changer de caractère, mais en vérité cela n'est pas. Ni les individus, ni les nations ne peuvent réunir toutes les vertus; il y en a qui sont incompatibles, et il y a certaines bonnes qualités qui sont nécessairement accompagnées de certains défauts. L'enseignement vraiment utile à donner aux peuples, ce serait de leur montrer comment, dans les cas extraordinaires où, pour agir ou pour résister, il leur faudrait de bonnes ou de mauvaises qualités qui leur manquent, ils devraient les aller chercher chez d'autres peuples et s'en servir pour leur salut.

La France et l'Allemagne, pour être fortes et indépendantes, doivent se renforcer l'une par l'autre et dépendre l'une de l'autre. Les services qu'elles doivent se rendre mutuellement sont faciles à formuler. En général, le caractère prédomine chez les Français et l'esprit chez les Allemands; il appartient donc à ceux-ci de décider ce qu'on doit faire, et à ceux-là de statuer sur la manière dont on doit agir.

L'expression la plus fidèle et la plus complète de l'état social moral et intellectuel de toute nation civilisée, est dans sa littérature, qui est le sang de son âme, et plus expressive que son histoire même, car celle-ci ne nous fait connaître que ce qu'une nation a été, elle ne raconte que le passé et l'accompli, tandis que la littérature, à la fois racine et fruit, nous enseigne ce qu'une nation a été et encore ce qu'elle peut devenir. La littérature est le résumé le plus complet de toutes les différences par lesquelles les peuples sa distinguent entre eux. Elle est la mer, qui en même temps sépare et unit les pays. L'histoire politique d'un peuple est la biographie de son égoïsme, mais sa littérature est l'histoire de sa vie humanitaire. Elle ne s'arrête ni devant les bornes légales, ni devant les frontières géologiques, elle saute par-dessus les lois, les traités, les douanes, les antipathies et les préjugés.

Rapprocher l'Allemagne de la France, tel est notre but; et la comparaison de la littérature française avec la littérature allemande est notre point de départ. Le choix de ce point de vue est volontaire, par rapport à la France; mais, par rapport à l'Allemagne, il est forcé. Les Français sont un peuple actif; sa littérature est le fruit de sa vie d'action, et ce fruit renferme la graine qui perpétue l'activité nationale. Pour caractériser la France, on est donc libre de monter de la racine aux fruits, ou de descendre des effets aux causes. Mais les Allemands sont un peuple passif; sa littérature est un arbre qui portera un jour des actions, mais ses fruits ne sont pas encore mûrs. Pour faire connaître l'Allemagne, il n'y a donc d'autre moyen que de s'élever de la cause aux effets, c'est-à-dire de caractériser sa littérature. Mais cette inertie des Allemands est en elle-même un fait

matériel, important, qui a la plus grande influence, non pas seulement sur la situation de l'Allemagne, mais encore sur celle de la France et de toute l'Europe.

En Allemagne, la littérature a toujours servi de soupirail à la politique; les architectes de Francfort ont maintenant le dessein de boucher encore cette unique ouverture, afin de rendre au pays toute respiration impossible. Nous verrons alors jusqu'où va l'impassibilité des Allemands, et s'il aiment mieux mourir dans l'angoisse de la suffocation ou d'un coup de feu expéditif.

Les Allemands ne forment une nation que par leur littérature qui, depuis trois cents ans, est la seulé expression de leur vie sociale, et toute leur action de vie est dans la critique. Tout homme est né juge. Juger c'est se placer hors de soi-même, c'est penser avec les pensées, vivre avec la vie des autres. Juger et être jugé, c'est la destination de l'homme. Mais que voulez-vous que les Allemands jugent, sinon les livres et leurs auteurs, les artistes et leurs œuvres, les comédies et le jeu des acteurs? La discussion des affaires publiques leur est interdite. Ils paient des impôts, ils sacrifient le sang de leurs fils sur l'autel de la patrie, comme chantent les poètes, mais cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On les emprisonne, eux, leurs pères, leurs fils, leurs frères, pour de prétendus crimes d'état; on tourmente leur âme et leur corps par des injures et des privations, jusqu'à ce qu'ils en perdent l'esprit ou la vie; on refuse cruellement aux prisonniers malades la consolation de voir leurs parens avant d'expirer; ils rendent l'âme dans le désespoir, et on les fait enterrer avant le lever du soleil par des sbires et des geôliers. On les interroge et on les juge en secret, on ne les juge pas du tout, on les condamne à une instruction à vie; mais tout cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On vole leurs pensées, on assassine leurs sentimens, on engraisse avec la sueur de leurs mains des espions affamés, qu'on envoie en France et en Suisse, à la trace de leurs compatriotes exilés; mais cela ne les regarde pas du tout, c'est de la politique. Combien de fois les hommes de lettres allemands n'on-tils pas déchiré un innocent livre et son auteur plus innocent encore, seulement pour se soulager du dégoût que

leur inspiraient leurs stupides maîtres, seulement pour exhaler leur colère! Otez la critique aux Allemands, et vous leur ôtez la vie.

Les Allemands sont les grands maîtres de la critique; ils servent à tout ce qui s'imprime par tout le monde, ou d'avocats, ou de juges; leurs ouvrages originaux mêmes ne sont souvent que des plaidoyers ou des actes judiciaires. Comme ils ont inventé l'imprimerie, ils croient avoir le droit de surveiller l'usage qu'on en fait. Ils sont des jurisconsultes qui connaissent à fond les lois et coutumes qui régissent les sciences et les arts dans tous les pays, et les changemens que ces lois et coutumes ont essuyés dans le cours des siècles. Ils portent dans leur critique beaucoup de sévérité, mais en même temps une grande loyauté. Quand leur arrive de mal juger, c'est plutôt par entêtement que par ignorance ou partialité. Mais cependant il faut convenir que la sévérité que les Allemands mettent dans leur jugement littéraire est quelquefois farouche, que les œuvres de la critique sont trop souvent des hautes-œuvres et leurs auteurs des bourreaux. Si des Français lisaient par hasard un de ces articles véhémens et impitoyables, ils seraient effrayés; ils prendraient l'auteur pour un homme altéré de sang, pour un exécrable tyran, un véritable Raoul Barbe-Bleue. Mais il n'en est rien, c'est l'homme le plus doux, le plus modeste, le plus poli, le plus timide même. Faites sa connaissance, entrez dans sa famille, informez-vous auprès de son épouse sur les humeurs de son mari, et elle vous racontera en souriant certaines particularités qui vous feront sourire vous-même, et vous ne sortirez pas de chez lui sans avoir serré la main au brave homme.

Il faut que les Français n'ignorent pas cela, pour apprécier à leur juste valeur les jugemens que les hommes de lettres allemands portent de temps en temps sur leur propre littérature et les affaires publiques de la France. Si le blâme n'est pas toujours libre d'expressions inconvenantes, s'il y a une certaine rigidité choquante, ce n'est jamais la suite d'un manque d'égards ou le signe de sentimens haineux, ce n'est que la froide impassibilité d'un magistrat qui parle du haut de sa chaise curule.

En France, un homme d'esprit a l'esprit de tous les hommes d'esprit, et un fou a la folie de tous les fous. Quand on lit quel-que ouvrage français, quel qu'il soit, on croit l'avoir déjà lu. C'est qu'en France l'esprit est constitué, il forme un corps social qui a ses lois, son administration, sa justice; les folies sont des délits, et les écarts de l'imagination des contraventions aux lois du bon goût. En Allemagne, c'est tout différent. Là règne, dans la littérature comme dans la vie privée, une démocratie absolue, et les ennemis de cette forme de gouvernement auront autant de raison que jamais de l'appeler anarchie. Chacun y est spirituel ou fou, d'après sa manière particulière. Les Allemands s'impatientent facilement des royautés littéraires, ils se moquent des courtisans du bon goût, et ne cèdent jamais le pas à l'aristocratie intellectuelle. Ce n'est pas que les grands écrivains, les philosophes, les poètes et les artistes du premier ordre, ne jouissent pas de toute l'estime qui est due à leur mérite, et qu'ils soient sans influence dans la société intellectuelle, aucunement; mais le respect qu'on leur porte n'est que volontaire et individuel, et l'on ne se soumet jamais à leur suprématie que conditionnellement et temporairement. On ne leur reconnaît aucun droit, aucun pouvour légitime. Quand Goëthe a écrit de mauvais livres, on les a critiqués sans hésitation et sans le moindre scrupule. Les ouvrages des grands écrivains ne jouissent pas d'une faveur héréditaire et obligatoire; chaque ouvrage est examiné et apprécié séparément, et le nom célèbre d'un auteur ne décide jamais du sort de ses productions.

En France, où l'état intellectuel a toujours eu une constitution aristocratique, on aura peine à se faire une juste idée d'une société intellectuelle, telle qu'elle existe en Allemagne. Figurez-vous une démocratie, mais comme il n'en a jamais existé une, ni dans les siècles de l'antiquité, ni dans les siècles modernes, une démocratie, où non-seulement la souveraineté, mais encore le pouvoir législatif et judiciaire réside dans le peuple, et non pas seulement dans le peuple collectif, mais dans les individus, sans distinction de fortune, d'éducation, d'âge et de sexe; enfin où il n'y a pas de lois, où chacun fait, dit et écrit ce qu'il veut et comme il l'entend:

voilà l'état de la littérature en Allemagne. Pour la bien apprécier, il ne suffit pas de connaître les auteurs célèbres et les ouvrages distingués, il faut encore se familiariser avec la littérature commune, il faut fréquenter les marchés littéraires et se mêler dans la foule des auteurs du dernier ordre. C'est seulement là où l'on trouve le caractère national de la littérature allemande et cette originalité, cette fierté et cette indépendance qui la distinguent de toutes les autres littératures du monde.

L'Allemagne ne manque pas de grands écrivains justement célèbres, mais elle n'en a pas en aussi grand nombre que plusieurs autres pays. Le mérite et la gloire de Schiller et de Goëthe n'égalent pas ceux de Shakespeare, de Calderon, de Dante, de Voltaire et de Rousseau. Il est même impossible qu'il s'élève jamais en Allemagne de écrivains de cette considération universelle et séculaire. Voltaire et les autres écrivains nommés, étaient comme les foyers où se concentraient toutes les lumières de leur siècle; ils n'étaient pas seulement riches de leur propre esprit, mais encore de l'esprit de leur pays; ils étaient des rois qui représentaient la communauté intellectuelle. Mais en Allemagne où, il y a trois cents ans, la réforme religieuse a émancipé toutes les intelligences, nivelé le terrain de la sience et morcelé les biens intellectuels, les sommités littéraires ne peuvent plus s'élever à une hauteur considérable, et les grandes fortunes de l'esprit ne peuvent pas facilement s'accumuler, et ne se soutiennent pas longtemps. On ne tient compte aux grands écrivains que du mérite qui leur est propre, on ne leur accorde pas une gloire représentative des autres gloires, et lors même qu'ils ont ouvert de nouvelles routes aux sciences et aux arts, on oublie leur mérite, dès que ces nouvelles routes ont été rendues praticables pour tout le monde.

L'esprit n'a pas de résidence en Allemagne, il n'y a pas de capitale intellectuelle comme la France en a une pour son malheur. Tous les établissemens scientifiques, les académies, les universités, les librairies, les journaux, les tribunaux littéraires sont répandus par tout le pays. La plupart des hommes de lettres et des savans du premier ordre habitent de petites villes. Pour l'ordinaire ils ne se connaissent

pas entre eux, ce qui sans doute n'empêche pas toute jalousie de métier, mais ce qui du moins en écarte les influences personnelles, et ces égards réciproques des auteurs qui, par politesse ou bienveillance envers une seule personne, trompent tout le monde et offensent la vérité.

Ces mille foyers intellectuels, ce manque de centralisation donnent, à la littérature allemande, un mouvement plein de vie, et la préservent de cette monotonie et de cette uniformité qui sont l'inévitable suite de tout règne monarchique. La mauvaise littérature même n'est ni sans intérêt ni sans importance, comme rien n'est indifférent de ce qui résulte de la liberté et de ce qui l'entretient. En Allemagne, les mauvais écrivains surveillent les bons et les empêchent d'abuser de leur influence et d'usurper un pouvoir despotique. D'ailleurs, tous les hommes sensés savent apprécier les mauvais livres, car ils n'ignorent pas combien on y peut trouver d'amusement et combien les écarts de l'esprit sont instructifs.

On s'ennuie aux mauvais ouvrages français, il arrive même qu'on s'ennuie aux bons: qui est-ce qui n'a pas d'esprit en France? mais la raison des hommes d'esprit est toujours si normale, si droite, si bien faite, qu'on lui souhaiterait quelquefois une déviation de la taille qui, pourvu qu'elle soit légère et qu'elle ne tombe pas dans le domaine de l'orthopédie, n'est pas sans charmes, ni pour les corps ni pour les âmes. En France, les mauvais livres naissent et meurent dans l'obscurité, et sont ensevelis dans une fosse commune. Il y a à Paris des faubourgs littéraires, où toute une population d'auteurs-ouvriers végète misérablement. En Allemagne, tout petit écrivain a sa petite ville dont il est le Voltaire, et ni la considération ni la nourriture ne lui manquent. Il marche la tête haute, et il a une heureuse confiance en lui-même, car il se sent l'égal de Goëthe et de Schiller, non pas de fait, mais de droit; il est juré et juge les plus grand auteurs.

Les fous originaux qu'on ne rencontre en France que dans les petites-maisons, on les rencontre en Allemagne dans les petites villes. La folie y est souvent femme de chambre de la philosophie, et elle connaît tous les défauts cachés et

tous les secrets de toilette de sa noble maîtresse. Quand on est fatigué de la haute dame, on se délasse en causant avec sa jolie suivante. Que cela est confortant et rafraîchissant! Combien de fois depuis que j'habite Paris, le dégoût pour le bon goût ne m'a-t-il pas ôté tout appétit de la lecture et de la conversation! Combien de fois alors n'ai-je pas langui après une fraîche et savoureuse sottise allemande! Je me rappelle, qu'à une de ces soirées les plus amusantes du monde, où l'on se meurt de plaisir, de soif, de chaleur et de politique, je me jetai pâle et défait dans en fauteuil, et essayai de me remettre en suçant le sucre d'orge que j'avais apporté et en repassant dans mon souvenir la lecture récente d'un ouvrage d'un certain professeur à l'université de Halle, où le savant déplore les suites désastreuses d'une population toujours croissante, et propose comme remède à ce malheur public, certains moyens à la fois simples et ingénieux. J'éclatai de rire, au beau milieu d'une contredanse, et j'eus la force d'âme de refuser, à la plus jolie femme de la société, le secret de ma grande satisfaction.

Dans l'article que nous allons finir, nous n'avons voulu qu'esquisser quelquels principes qui, dans une série de considérations sur les principaux ouvrages de la littérature allemande et française, se développeront d'eux-mêmes. Mais tout ne dépend pas de nous; il est quelquefois plus difficile de faire sentir certains besoins que de les contenter. Il vaut mieux semer les vérités qu'on croit utiles, que de les implanter avec leurs racines; il vaut mieux faire naître des idées que de les offrir en leur croissance. Il faut commencer par éprouver si le terroir est propre ou non à telle culture. Un journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel; c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre; quand il ne les voit pas s'approcher de lui, il doit s'arrêter. La sympathie se rend, on ne la prend pas. En publiant la Balance, nous n'avons d'abord voulu qu'annoncer sa publication, ses premières livraisons serviront de prospectus. Nous espérons être encouragés à continuer de la part des Français comme de la part de nos compatriotes; mais si, contre notre attente, cet encouragement nous allait manquer, ce ne sera pas notre

amour-propre qui se serait trompé dans son calcul, mais notre amour de la patrie, confondu avec notre amour de la France, et nous penserions alors que l'opinion vraie ou fausse, que la gloire et la prospérité des deux pays sont intimement liées ensemble, n'est qu'une conviction à nous, qui n'est partagée ni par les Français ni par les Allemands.

V.

Béranger et Uhland.*)

On a dit, et souvent répété, que la littérature est l'expression de l'esprit public; mais c'est une question à débattre. Selon nous, la littérature est l'expression du temps passé, ou du temps futur, c'est-à-dire de l'opinion publique d'autrefois, ou de celle de l'avenir, mais elle n'exprime jamais l'esprit public contemporain. Et voici par quelle raison. L'esprit public, formé par les opinions et les sentimens de la majorité d'une nation, est en guerre continuelle avec l'esprit privé, formé par les opinions et les sentimens de la minorité. Du côté de l'un est la force, du côté de l'autre est le pouvoir. La minorité sentant sa faiblesse, y supplée par l'association, l'organisation et la discipline; elle a sa langue convenue, ses mots d'ordre, ses signes de reconnaissance, ses points de ralliement; elle est armée. Tout cela manque et manquera toujours à la majorité. Celle-là ne pourrait jamais s'associer et se discipliner, parce qu'elle manque d'un lien solide et durable. La minorité a un intérêt matériel assez fort pour étouffer en elle le cri de la conscience qui appelle tout homme à l'amour de l'humanité: l'intérêt de dominer la majorité, c'est-à-dire de vivre et de jouir à ses dépens. Mais la majorité ne peut pas avoir cet intérêt, car les dépouilles de la minorité partagées entre des millions d'hommes donneraient une part trop minime à chacun deux. Par conséquent, la majorité, jusqu'aux temps éloignés où elle deviendra unanimité, où toutes les exigences de l'humanité seront accomplies, aura toujours à lutter contre la minorité.

---

*) La Balance, janvier, 1836.

Or, les écrivains du parti de la majorité n'ont ni le loisir ni le calme d'esprit nécessaires pour cultiver avec succès la littérature et les arts; car, défenseurs et interprètes de l'opinion publique, ils doivent faire la guerre contre l'ennemi commun, et comme chefs et comme combattans. Par cette raison, les écrivains et les artistes du premier ordre se sont trouvés dans tous les temps parmi les membres de la minorité, parmi les partisans du pouvoir, qui, jouissant des loisirs de la paix, n'étaient pas troublés dans l'exercice de leurs talens, par des mouvemens, des affaires et des passions étrangères à leurs études.

Mais bien que la littérature n'appartienne jamais à l'opinion publique vivante, il y a cependant toujours eu, pour le bonheur et la consolation du genre humain, des écrivains isolés qui étaient les miroirs de leurs contemporains, et réfléchissaient fidèlement leurs besoins, leurs joies et leurs douleurs. Quand ces écrivains unissent un noble caractère à un beau talent, alors ils sont des demi-dieux, les héros et les sauveurs de leur pays; ils sont les grands-prêtres d'un temple, où tout un peuple se presse pour offrir au ciel ses craintes et ses espérances, et où les opprimés respirent avec ravissement l'air de la liberté et mêlent de joyeuses chansons au cliquetis de leurs chaînes.

Parmi ces heureux mortels, Béranger et placé au plus haut sommet de la fortune, et on ne sait pas si l'on doit plus envier son sort, ou celui de la France qui compte un tel homme parmi ses enfans. Non, la liberté ne périra jamais en France; Béranger est l'arc-en-ciel que Dieu, après de déluge de la restauration, a mis dans les nuées, en signe de son éternelle alliance.

Le noble et excellent poète Uhland étant aussi populaire en Allemagne que Béranger l'est en France, la comparaison de ces poètes nationaux devra faire ressortir la différence entre l'esprit public, le caractère et l'état social de la nation allemande et celui de la nation française. Mais, en comparant la popularité d'Uhland à celle de Béranger, il se présente dès ce premier rapprochement une différence notable entre les deux pays. La popularité en Allemagne est tout autre qu'en France; elle est moins étendue et moins profonde.

Les Allemands exercent une noble justice envers tout ce qui est grand et beau, dans tous les genres; dans tous les pays et dans tous les temps, et ils partagent leur amour et leur admiration entre tous les mérites, avec une sévère et admirable impartialité. Par ces raisons, la popularité de qui que ce soit doit toujours être restreinte. Les Français, au contraire, aiment à accumuler leurs sentimens sur une seule personne, et vraiment on les soupçonnerait d'avoir le cœur et l'esprit très-monarchiques. Ensuite, ce qu'on appelle peuple, a, en France, tout un autre sens qu'en Allemagne. Le peuple, en France, en attendant qu'un autre Sieyès le déclare pour nation, est le quatrième état; il compte le dernier, mais enfin il compte; on ne respecte pas sa volonté, mais on s'en informe et on s'en inquiète. Mais dans cette signification il n'y a pas encore de peuple en Allemagne. Là, le peuple c'est le tiers-état, qui ne descend pas même jusqu'aux petits industriels, qui forment en France le mur de clôture de la bourgoisie.

Uhland a moins de lecteurs que Béranger, quoique l'instruction soit aussi répandue et descende plus bas en Allemagne qu'en France. Mais là on n'écrit pas encore pour le peuple. Les écrivains, les poètes, n'ont ni la bonne volonté ni le talent d'instruire ou de divertir les classes inférieures; ils ne tâchent que d'instruire les classes instruites et d'amuser ce grand monde qui a déjà abondance de distractions.

Les chansons d'Uhland sont composées pour les yeux, celles de Béranger pour les oreilles.

> Vos orateurs parlent à qui sait lire,
> Toi, conspirant tout haut contre les rois,
> Tu marias, pour ameuter les voix,
> Des airs de vielle aux accens de ta lyre.

Le poète français devra donc avoir plus d'auditeurs que le poète allemand n'a de lecteurs. L'esprit de gens instruits est dans leurs yeux, l'esprit des gens du peuple est dans leurs oreilles. Les premiers jugent par la vue ce qu'ils ont entendu, les autres ne voient bien que ce qu'ils entendent; ils ne s'effraient que du tonnerre, ils ignorent que c'est l'éclair qui frappe.

Dans les poésies d'Uhland et de Béranger se trouve le plus haut perfectionnement des deux langues. Le poète français ne s'est pas laissé entraver par ce langage conventionnel et cette étiquette de mots qui, souvent, en France, repoussent les plus nobles pensées et les plus riches sentimens, quand ils ne sont pas habillés à la mode du jour. L'habillement que Béranger donne à ses inspirations est large, adapté à la température des sentimens, et gracieux de cette grâce toujours fraîche, qui ne dépend pas des caprices d'une modiste et qu'on ne trouve pas au Longchamps des poètes.

Les Français, qui se familiarisent avec les poésies d'Uhland, apprendront à aimer une langue pour laquelle jusqu'alors ils n'ont eu peut-être qu'une estime de curiosité. Depuis le balbutiement d'un enfant jusqu'à l'éloquence d'un orateur, depuis les simples accens d'une jeune villageoise jusqu'aux cris passionnés d'une reine en colère, depuis les refrains vermeils du moyen âge jusqu'aux dictons ridés des temps modernes, Uhland a ressemblé tout ce que la langue allemande a eu dans tous les siècles de beau, de riche et de grand. Grâce, flexibilité, douceur, force, sublimité, profondeur, unies à une liberté sans borne, vous trouverez tout cela dans la langue qui obéit à Uhland. Ni Goëthe, ni Schiller ne suffisent pour faire connaître aux étrangers le goût et la richesse de la langue allemande. Le style de Goëthe est froid, lapidaire, il n'est pas pittoresque. Goëthe n'aime pas que vous soyez trop familiers avec lui: il vous défend de l'approcher en ce joyeux tumulte du cœur, qui est toujours excité par la véritable poésie. Il est ordonné de par le roi des poètes d'entrer dans son palais, comme les Parisiens entrent aux spectacles; la foule de vos sentimens est parquetée dans d'étroites galeries, formées de lourdes poutres; ils sont placés deux de front, des gendarmes les surveillent, et puis ils entrent les uns après les autres. Calme et ordre poétique, c'est la devise de Goëthe: aussi la garde nationale de la littérature bourgeoise l'a nommé son commandant. Le style de Schiller a le défaut contraire; il est trop philosophique, trop fondu, ses dessins manquent souvent de correction. Goëthe et Schiller sont des poètes d'un plus vaste

génie que Uhland; mais dans son genre, Uhland est plus que l'un et l'autre.

Béranger plaît au peuple quoiqu'il soit sublime. Je ne m'exprime ainsi que pour être compris de tout le monde. Si cela n'était pas, je dirais: Béranger plaît au peuple, parce qu'il est sublime. Uhland n'a pas cette élévation d'âme qui, comme le ciel, entoure tout ce qui est au-dessus de nos têtes, en même temps que tout ce qui est au-dessous de nos pieds. Ses pensées et ses images sont plus brillantes et plus nobles que celles du poète français; mais dans cet éclat, il y a quelque chose de faux diamans, et dans cette noblesse il y a beaucoup d'une noblesse de naissance. En Allemagne, certaines idées et certains sentimens ont un pouvoir héréditaire; ils nous imposent, ils nous entraînent, nous les respectons, et leur obéissons par habitude. Mais quand nous scrutons leurs droits et leur force réelle, nous avons un peu honte de notre faiblesse, de notre timidité et de notre superstition. Dans les chansons d'Uhland, il y a beaucoup de douleurs et de joies factices, il y a des sentimens trop raffinés et un luxe de cœur qui appauvrit l'âme. Tout cela est doux, soyeux, mais a l'air maladif. Toutes les images du poète ont quelque chose d'angélique, qui nous remplit d'un saint frissonnement, mais qui nous fait peur, et nous sommes à notre aise si un chien aboie ou si notre voisin passe et nous dit: bon soir.

Béranger chante comme une alouette qui, en saluant les premiers rayons du soleil, éveille les hommes par ses cris d'allégresse, et les appelle aux travaux, aux combats et aux plaisirs. Uhland chante comme un rossignol dans l'ombre des bosquets, qui nous invite au repos et aux rêveries: une douce léthargie frappe nos sens, et nous voudrions dormir, éternellement dormir. Les chansons de Béranger vivifient, celles d'Uhland assoupissent.

Dans les chansons de Béranger, la douleur est pleine de vie, car elle est pleine d'espérance; même à la plus profonde mélancolie se mêle encore un peu de gaieté. Béranger est un poète païen, Uhland est un poète chrétien; chez le dernier, les plaisirs mêmes ont l'air abattu; ce sont les joies d'une mère qui est dans les douleurs de l'enfantement. La

céleste musique de Mozart vous a souvent enchantés; dans ses airs les plus joyeux, ce n'est pas une joie terrestre qui résonne, ce sont les plaisirs et les folâtreries d'un ange. Quand don Giovanni, ivre de vin, d'amour et d'allégresse, chante des airs frivoles, est-ce que nous ne sentons pas sur le cœur une oppression que nous désirerions soulager par des larmes? La musique de Rossini vous ravit également; quand on entend ses chants plaintifs de l'amour malheureux, ou ses chants héroïques de combats et de carnage, est-ce qu'ils vous remplissent de tristesse ou de terreur? Non; notre cœur ne palpite pas, il danse; nous ne pouvons pleurer, nous rions de plaisir.

Quand Béranger pleure, il ressemble à Rossini; quand Uhland sourit, il ressemble à Mozart.

Les hommes de Béranger sont pleins d'allégresse et d'espérance, ce sont des Titans qui escaladent le ciel en poussant des cris de joie. Les hommes d'Uhland sont pleins de tristesse et de désespoir, ce sont des anges tombés qui pleurent le paradis perdu. Le poète allemand nourrit son peuple affamé d'aïeux, avec les souvenirs du moyen âge. Le moyen âge était la jeunesse des Allemands, comme de toutes les nations modernes; mais les peuples sont maintenant tous dans un âge avancé, et, il y a vingt ans, lorsqu'on vit les Allemands, après leur délivrance de la domination française, se cramponner au moyen âge, on était souvent tenté de railler le ci-devant jeune peuple, comme on raille le ci-devant jeune homme sur la scène française.

Aux yeux des Français et de leur poète, tout est terrestre: le bon Dieu lui-même est notre voisin, et ses anges sont nos camarades de plaisir. Aux yeux des Allemands et de leur poète, tout est céleste, tout est saint. Uhland chante la sainteté de la jeunesse, du printemps, du vin, de l'amour et des femmes. Pour les Français, l'amour est un amusement; pour les Allemands, c'est un culte, et les baisers sont des prières. La divinité d'Uhland est la fidélité, la sainte fidélité; la divinité de Béranger est l'infidélité.

Si les hommes étaient toujours heureux, Béranger serait leur apôtre, et ses chansons leur serviraient d'évangile. Si les hommes étaient toujours malheureux, Uhland serait leur

prophète, et sa morale poétique leur servirait de sainte écriture. Mais comme la vie est mêlée de plaisirs et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s'édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages, tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette. Au printemps de la vie et aux beaux jours du premier amour, on suffoque d'être Allemand; mais quand le temps est froid, vos cheminées et vos sentimens humides ne vous donnent qu'une chaleur optique. Qu'alors vous trouveriez bienfaisant un poêle et un cœur allemand!

La jeunesse allemande devrait lire les chansons de Béranger, et la vieillesse française les chansons d'Uhland.

Béranger est aimable, et Uhland est respectable: ils sont de leurs pays; les Français sont libres et heureux, et les Allemands méritent de l'être. Il serait à désirer que les Français fussent quelquefois moins aimables, et que les Allemands fussent un peu moins respectables. Si, un jour, les Allemands, trompés par les mensonges et les ruses de leurs princes, la puérilité de leurs poètes et l'ignorance de leurs savans, s'animaient une seconde fois d'une haine suicide contre la France, la lecture des chansons de Béranger éclaircirait et désarmerait leur colère. Si les Français étaient poussés de nouveau par leur vanité nationale ou par l'ambition d'un chef belliqueux contre l'Allemagne, qu'ils lisent alors les chansons d'Uhland, pour apprendre qu'une nation qui met sa gloire dans la justice, et à laquelle le droit sert de bouclier, ne peut jamais être subjuguée, et que son amitié est plus avantageuse que la victoire même.

Le vin allemand est grave, froid et âpre; il ne sourit pas; mais sous son air grondeur, il cache une âme de feu. Ce n'est pas un plaisir que de boire du vin allemand, mais on est heureux après l'avoir bu. Le vin de France est babillard, aimable, caressant; mais sans vérité et sans persévérance. Boire, c'est pour les Allemands une affaire, une étude, un service divin; pour les Français, boire est un plaisir, un amusement. Le Français sait nager dans le vin, l'Allemand n'a pas ce talent, et quand le bouteille est profonde, il s'y noie facilement. L'Allemand ivre perd la tête, le Français ivre perd le sentiment. L'ivresse qui rend les

Allemands sincères et intraitables, rend les Français doux et condescendans. Quand l'Allemand a bien bu, il a une patrie, il a des sentimens publics; les anciens Germains tenaient leurs assemblées nationales dans l'ivresse. Si tous les Allemands étaient ivres trois jours de suite, ils seraient libres pour toujours; si tous les Français l'étaient trois jours seulement, ils perdraient leur liberté pour longtemps. Dans l'ivresse, les Allemands oublient leur amour pour leur dominateurs, et les Français leur haine contre eux.

Les chansons à boire des deux nations diffèrent entre elles comme leurs vins. Dans celles des Allemands, c'est l'homme déjà ivre, dans celles des Français, c'est l'homme buvant qui chante. Quand un Allemand chante: versez-moi à boire! il a déjà trop bu. L'Olympe de Béranger est un caveau, l'air même y est ivre; mais les Dieux, accoutumés à cette atmosphère, ne chancèlent jamais et sont toujours polis. La Bacchante de Béranger elle-même n'est pas ivre, elle feint seulement de l'être, pour avoir un prétexte et une excuse à ses exigences et à ses facilités amoureuses.

Les poésies d'Uhland n'ont que deux chansons à boire. L'une est âpre comme le vin qui l'a inspirée, l'autre est pleine de feu, mais sauvage. Patrie, liberté, honneur, combats, tempêtes sur mer, le plaisir bruyant de la chasse, le dernier jugement, la résurrection, et une confusion de vertus et de voluptés, tant mâles que chrétiennes, y résonnent et font un tintamarre épouvantable. Mais on ne doit pas boire pour se sentir homme, on doit boire pour oublier qu'on est homme.

De l'amour du vin à l'amour de Dieu, le pas n'est pas aussi immense qu'on le penserait. Le vin dégage les corps de l'homme de sa gravitation, il brise les chaînes de la personnalité; la religion ouvre à l'âme de l'homme le cachot de son individualité, et la rend à l'air et à la lumière de l'immensité.

Si Béranger est le miroir fidèle de l'esprit public de sa patrie, il faut convenir qu'il n'y a presque plus de religion en France. L'école philosophique de Voltaire, dans laquelle les hautes classes de son temps puisaient la science antireligieuse, est descendue par degrés, jusqu'à ce qu'elle soit devenue une école primaire, où s'instruit le peuple du dix-

neuvième siècle. Tout ami de la France doit s'attrister de cette observation. Le bonheur domestique est le fondement du bonheur public; mais sans religion, il n'y a pas de bonheur domestique. Le même lieu qui attache l'homme au ciel, l'attache à sa famille. Mais en pleurant ce malheur public de la France, il y a une compensation qui nous console. La religion, chez un peuple aussi peu instruit que le peuple français, ne serait que superstition, qui fournirait de dangereux instrumens aux despotismes sacrés et profanes. Il vaut mieux encore être sans religion que sans liberté.

La nation allemande est éminemment religieuse, et vous trouvez dans Uhland cette douce et aimable piété qui est l'amie du plaisir et la confidente de l'amour. De même que les lois sont le plus respectées dans les états où la justice n'est pas représentée par des hommes, de même la religion est le plus respectée dans les pays où Dieu n'est pas représenté par des hommes. Chez tous les peuples de l'Europe, le zèle pour la religion est en rapport avec les distances des différens pays à Rome.

Béranger était petit-fils et élève d'un tailleur, il est sorti du peuple, et il aime à se rappeler sa noble origine avec une juste fierté. Dans la patrie et dans la jeunesse du poète, le peuple était roi et faisait trembler le peuple des rois. Comme Franklin, Béranger se destina à la typographie, et apprit à manier ce plomb mortel aux tyrans et à leurs ruses. Uhland est né dans l'aisance; fils d'un savant, il se destina au barreau et devint avocat. Dans la patrie du poète allemand, les grands sont tout, le peuple n'est rien, et les bourgeois sont quelque chose. Mais comme le peu est plus près du tout que du rien, la classe moyenne, en Allemagne, sympathise plus avec ses supérieurs qu'avec ses inférieurs, et elle a autant de froideur et de dédain pour les derniers, quelle a d'amour et de vénération pour les premiers. Uhland, quoique grand poète, a des sentimens parfois très-prosaïques. Le peuple est la source inépuisable de toute poésie, car il représente la nature pure dans l'état social factice, il est d'une éternelle jeunesse, tandis que celui-là grandit et vieillit. Quand on ne comprend et qu'on n'aime pas le peuple, on peut être un poète estimable et

estimé de ses contemporains, mais on ne sera jamais un poète immortel.

Dans les poésies de Béranger et d'Uhland, retentissent les chansons dont a bercé leur enfance. Le fils du tailleur chante au seuil des chaumières:

Ma muse et moi nous portons pour devise:
Je suis du peuple ainsi que mes amours.

Il chante pour les pauvres, pour les petits, pour les mendians, il pleure et rit avec eux. Il les console, les caresse, les égaie:

Au toit du pauvre il répand l'allégresse.

Il flatte leur misère et même leurs vices. Est-ce que les vices du peuple ne font pas partie de sa misère? Est-ce que ses crimes ne sont pas les œuvres des riches? Les vols, les brigandages, les meurtres, ne sont-ils pas exécutés par les bras décharnés des malheureux affamés? Et le sang versé sur les échafauds ne se mêlera-t-il pas au sang versé dans l'ombre de la nuit et des forêts, pour demander vengeance à la justice éternelle contre la justice des hommes? Le noble Béranger est l'ami du braconnier, du contrebandier, il pleure avec la veuve du pauvre Jacques; mais il ne verse pas seulement des larmes de pitié, il verse aussi des larmes de colère sur l'insensibilité des riches et des puissans.

Uhland, le fils du savant, chante le soleil, les rois et les héros; tout roi est un soleil sans tache, et tout héros un roi sans couronne. Il ne se lasse pas d'admirer les actions héroïques des princes et des nobles chevaliers, il chante leurs plaisirs, leurs amours, et leur prête les plus heureux mots, les plus fines railleries. Malheureusement, Uhland n'est pas toujours l'Homère des Achille, des Hector, et des Agamemnon; quelquefois il ressemble à un poète de cour, et nous montre l'exaltation sincère, mais servile, d'un courtisan favori à l'égard de son maître. Tous ces princes sont si humains, si excellens, si majestueux, qu'on se jetterait par terre pour baiser le chemin où un roi a passé. Les tyrans mêmes sont sublimes. Les princesses ressemblent aux perles, et répandent une douce clarté de lune; les princes ressem-

blent aux rubis, et leur lumière est effrayante comme celle de l'aurore boréale.

Tous les personnages du poète allemand qui ne sont pas princes ou nobles, sont d'un bas commun et ridicule; ils sont vilains et très-vilains; et quand ils sont malheureux, il y a en eux une lassitude de vivre, un assoupissement, un lâche désespoir, qui fait mal au cœur et repousse la pitié. Comparez la chanson d'un Pauvre d'Uhland, avec le Jacques de Béranger. Le pauvre français maudit la voracité du fisc, l'impôt sur le vin, sur la viande, sur le sel, qui l'ont plongé dans la misère. Le pauvre allemand ne sent pas moins son malheur, et le pleure amèrement: mais il essuie ses larmes et rend grâce à Dieu de tous les biens qu'il a voulu lui accorder; avoir: l'église qui appartient au pauvre comme au riche; le soleil, la lune et les étoiles qui luisent pour le mendiant comme pour le roi; le tombeau, cette chambre à coucher commune; et enfin le paradis. Et ce bon pauvre allemand est si bon, qu'il ne ferme pas même le paradis aux riches, qui cependant leur a été défendu par notre Seigneur miséricordieux. Cette stupide résignation suce comme un vampire le sang et le courage des Allemands, pendant qu'ils dorment et rêvent. L'imbécille mendiant est si heureux avec son église, ses étoiles, son tombeau et son paradis, qu'on hésite à lui donner l'aumône, de peur de troubler sa félicité.

Uhland qui a puisé ses inspirations dans les histoires et les mœurs du moyen âge, et qui a fait broder sur sa bannière en lettres d'or et de perles: féodalité et fidélité, ne peut s'imaginer rien de beau et de grand, qui ne soit associé à un prince ou à un héros. Vraiment, quand on est plébéien et qu'on se sent du peuple, on ne peut voir sans envie et sans dépit, le roi régnant des poètes verser toutes ses faveurs et toutes les richesses de sa brillante imagination sur les nobles et leurs alentours. Pas une goutte, pas une seule pauvre goutte, ne nous est réservée pour refraîchir notre vanité bourgeoise. Est-ce que le peuple allemand du moyen âge, est-ce que nul plébéien n'a jamais rien fait de grand, qui méritât d'être chanté et célébré?

Dans les poésies d'Uhland, il y a beaucoup d'amours et de mariages, mais les cœurs sont toujours bien assortis;

jamais une mésalliance pour rompre la triste monotonie de l'étiquette. Une seule fois, nous espérons nous être trompés sur l'inflexible aristocratisme du poète, et nous sommes prêts à lui demander pardon de nos jaloux soupçons. C'est dans la chanson le Jeune Roi et la Bergère, dans cette délicieuse chanson qui exhale l'haleine la plus suave de l'amour, et que nous voudrions presser contre nos lèvres. Tout y est wonne et seligkeit. Mais hélas! mes joyeux Français, vous n'avez ni ces mots dans votre langue, ni ces sentimens dans vos cœurs. Que Dieu vous bénisse et vous donne bientôt les uns et les autres!

— Voilà que dans la saison des fraises et des rossignols, sir Goldmar, un beau jeune roi, passait à travers une riante vallée. Un manteau de soie rouge lui tombait des épaules, et il portait une couronne d'or sur la tête. Le prince descendit de cheval, l'attacha à un tilleul, et fit prendre le devant à sa brillante suite. Il y avait là dans un frais buisson une limpide fontaine; là les oiseaux chantaient à ravir, là les fleurs brillaient de tout leur éclat. Pourquoi chantaient-ils aussi clair? Pourquoi brillaient-elles avec tant de splendeur? C'est qu'auprès de la fraîche source était assise a plus belle des bergères.

Sir Goldmar perce les haies, les feuilles frémissent, les agneaux s'effarouchent et fuient vers la bergère. — Bon jour, ma belle enfant, est-ce que tu as peur? Vraiment, cela me ferait de la peine. Oh que non! je n'ai pas pâli, je te le jure, je pensais que c'était un léger oiseau qui passait à travers le buisson. — Veux-tu bien me rafraîchir dans ta cruche, je t'en remercierais comme de la plus grande faveur?

La bergère se baisse et donne à boire au roi, qui, vaincu par l'amour, lui dit: Que tu es belle, on dirait qui tu viens d'éclore avec les autres fleurs! — Il met son manteau de soie autour de ses blanches épaules, il met sa couronne d'or dans ses cheveux châtains. — Et lorsqu'elle lui rend en riant ses ornemens royaux, il jette la couronne au fond de la source. — Je te confie ma couronne en gage de mon cordial amour, jusqu'à ce que je te retrouve après bien des peines. Un roi est enchaîné depuis seize longues années, son pays a été envahi par ses ennemis. Je vais sauver son pays avec le

secours de mes fidèles chevaliers: je vais briser ses chaînes, enfin qu'il revoie le printemps. J'aurai de chaudes journées. Parle, voudras-tu me récréer après la victoire dans cette fraîche fontaine? — Je puiserai pour toi tant que la source suffira, et tu recevras ta couronne aussi luisante qu'elle est aujourd'hui.

Voilà donc un roi qui est homme, qui s'incline devant la majesté de l'innocence, et qui n'est pas effronté avec une fille du peuple! Voilà donc une bergère qui ne se trouble pas à la vue et aux paroles d'un prince, et qui se joue avec sa couronne! Merci, bon et aimable poète!

— Sir Goldmar était le premier des héros auprès des femmes, comme sur le champ de bataille. Il escalada le château, y arbora sa bannière victorieuse, et le vieux roi quitta son sombre cachot souterrain.

On célébra la victoire. Le royal vieillard dit à Goldmar: Je donne un tournoi, et le vainqueur recevra ma couronne des mains de la plus belle des reines. — Sir Goldmar renversa tous les vaillans combattans. — Le vieux roi leva le voile de sa fille. Sir Goldmar ne voulait pas même la regarder; il baissa les youx et dit: Aucune reine, aucune couronne rayonnante ne me tentera jamais; je soupire après la bergère du vallon. J'y retourne, que Dieu vous garde!

Enfin voilà un roi fidèle! voilà une bergère remportant la victoire sur une reine! Merci, bon et aimable poète!

— Mais quelle douce voix résonne à l'oreille de l'amoureux prince? Il croit entendre chanter les oiseaux auprès de la fontaine, il croit voir briller les fleurs de la vallée. Hélas! le ciel a voulu récompenser son dévouement en ne l'acceptant pas. Sir Goldmar leva les yeux, sa bien-aimée bergère, ornée de riches joyaux, et la brillante couronne dans ses mains, était devant lui.

„Sois le bien-venu dans la maison de mon père, très-méchant que tu es, parle: est-ce que tu veux encore descendre dans la verte vallée. Reprends donc d'abord la couronne que tu m'as laissée en gage; je te récompense avec usure, elle règne maintenant sur deux pays."

Quel désappointement! quelle mortification! Que Dieu vous pardonne, noble poète!

La muse d'Uhland a une seule fois dérogé en mariant un noble chevalier à une fille bourgeoise, mais le poète a réparé de son mieux ce grand malheur. Voyons.

Un gentil chevalier entre dans la boutique d'un orfèvre. — Mon cher orfèvre, faites-moi une jolie petite couronne pour ma douce fiancée. — Lorsque la couronne fut achevée, Hélène, la jolie fille de l'orfèvre, étant seule, la suspendit à ses bras, et dit tristement: Heureuse la fiancée qui portera cette couronne! Que je serais pleine de joie, si mon bien-aimé me donnait seulement une couronne de roses! — Le chevalier revint une autre fois. — Mon cher orfèvre, faites-moi une petite bague d'or, garnie de diamans, pour ma douce fiancée. — La bague faite, Hélène la mit à son doigt, et dit avec tristesse: Bienheureuse la fiancée qui portera cette bague; si mon bien-aimé ne me donnait qu'une boucle de ses cheveux, je serais trop heureuse!

Peu après, le noble chevalier rentra dans la boutique. Il dit: Je suis content de vos ouvrages, mon cher orfèvre; mais afin que je sache comment cela va à ma douce amie, approche, belle Hélène, que j'essaie sur toi les ornemens de ma fiancée, tu es aussi jolie qu'elle. — C'était un dimanche matin: Hélène avait mis sa plus belle parure pour aller à l'église. Rougissante de pudeur, elle se plaça devant le chevalier, qui lui mit la couronne d'or sur la tête, et la bague au doigt, et dit: Assez plaisanté, c'est toi qui es ma douce fiancée; tu as grandi entre l'or, les perles et les diamans; c'est ce qui te devait servir de présage que tu entrerais dans les grands honneurs avec moi.

Fleur de la chevalerie! très-noble et très-plaisant seigneur! la Lisette de Béranger vous aurait ri au nez, et se serait moqué de l'honneur grand que vous lui faites en voulant l'épouser.

Les Français ont la patrie dans leurs maisons; leurs sentimens domestiques se confondent avec leurs sentimens patriotiques, et les mêmes chansons les animent à table et sur les champs de bataille. La patrie des Allemands est dans la rue; le patriotisme est pour eux une affaire; et rentré dans sa maison, l'Allemand n'est plus citoyen, il est père de famille. Le père, le mari, l'amant n'étant jamais avec le citoyen,

les hymnes patriotiques des Allemands sont froids et secs, c'est la partie officielle d'une gazette d'État, mise en musique par le maître de la chapelle du prince, et chantée par des conseillers de la cour.

Gloire, patrie, liberté, ces austères et sombres déesses, qui demandent à ceux qui prient devant leurs autels de sanglans sacrifices, l'enchanteur Béranger ne les a-t-il pas changées en de souriantes grâces, qui n'exigent d'autres offrandes de leurs adorateurs que des chants, des danses et des fleurs? Oui, certainement, l'aimable poète a flatté la France; mais il ne l'a flattée que dans l'infortune. Il n'a pas célébré la France victorieuse et dominatrice, ni la liberté sanguinaire, ni la patrie frivole et égoïste; il a chanté le courage malheureux, la liberté en deuil et la patrie humiliée.

Dans les poésies d'Uhland, la gloire, la patrie et la liberté sont des déesses sévères, chagrines, aux sourcils froncés. On se prosternerait à leurs pieds pour baiser le bord de leurs robes grises; mais jamais on n'aurait ni l'envie, ni le cœur de leur sauter au cou. La liberté, c'est une charte vermoulue, le vieux bon droit; la gloire, c'est la justice, la légalité, la soumission muette aux lois aveugles; la patrie . . . Mais qu'est-ce que la patrie du poète allemand? Tantôt c'est le petit royaume de Wurtemberg, qui n'a pas deux millions d'habitans, tantôt c'est l'empire de Charlemagne, tantôt, et par capitulation, c'est l'ancien empire germanique, dont l'Alsace, la Lorraine et la Bourgogne faisaient partie. Il faut connaître à fond l'histoire et la géographie du moyen-âge pour être un bon patriote allemand, d'après Uhland.

En France, la gloire est roturière, c'est le beau et fier refrain de toutes les chansons de Béranger. Napoléon né fut que le premier dans un peuple de héros, avec lequel il partagea en butin l'honneur de la victoire. En Allemagne, la gloire est un droit régalien, religieusement respecté par Uhland. Quand le peuple allemand a vaillamment combattu la France, c'était pour venger les affronts de ses princes. On ne lui défend pas d'assister aux réjouissances de la victoire, et de s'amuser en silence aux spectacles royaux, dont il a

payé l'entrée avec son sang, mais jamais il ne paraît en acteur sur la scène triomphale.

La vanité nationale des Français, c'est d'avoir la puissance; la vanité nationale des Allemands, c'est d'avoir la justice de leur côté. Quand Béranger, dans ses touchantes élégies, pleure la défaite des Français lors de la chute de l'empire, il est trop fier pour faire valoir les forces supérieures des ennemis, l'alliance de tous les princes de l'Europe contre la France, comme la cause du malheureux succès de ses armes. Il préfère s'en prendre à la colère du ciel, à la trahison, à l'or de l'Angleterre:

L'or que pour vaincre ont mendié les rois.

Les Allemands, au contraire, quand ils se vantent de leurs victoires remportées sur les Français, aiment à parler de la justice de leur guerre, et se complaisent à faire l'énumération de tous les peuples qui, convaincus de cette justice, avaient embrassé leur cause, et les avaient assistés contre Napoléon. Ils ne songent pas, qu'en comptant le grand nombre de leurs alliés, ils rabaissent leur propre gloire. Juste jusqu'à l'injustice, c'est la devise de ces honnêtes Allemands. Et quand tous leurs princes eurent trahis la France, en rompant leur alliance pendant la guerre, et quand plusieurs d'entre eux eurent déserté le drapeau français sur le champ de bataille même, ils n'y trouvèrent jamais rien à redire.

Dans le poème Vorwaerts! (en avant), l'un de ces chants dits patriotiques, où une piété filiale envers les puissances de la terre, plus encore que les ciseaux de la censure, avait coupé les ailes à l'imagination du poète, Uhland avait varié ce refrain guerrier, ce cri d'alarme et de combat, que tous les peuples de l'Europe, l'un après l'autre, avaient élevé contre la domination française. L'avalanche qui s'était détachée de la région glaciale de la Russie, roula de pays en pays, jusqu'à ce qu'en tombant elle écrasa l'empire. Le cri en avant résonna de peuple à peuple, fut traduit de langue en langue; Uhland, quoique Allemand, accorde à la Russie la glorieuse initiative. Ce n'est que justice, car, en vérité, la Russie fut, après l'Espagne, le premier pays qui donna l'exemple d'une résistance populaire à une agression monarchique. Mais Uhland ne devait pas rappeler à l'Allemagne qu'elle ne s'était pas suffi

à elle-même. Il est beau d'être juste, mais la justice ne sied bien qu'à un peuple fort, libre et indépendant, qui aurait le pouvoir d'être injuste.

Uhland chante:

En avant! et sans repos!
La Russie dit ce fier mot:
En avant!

En avant! résonne l'écho,
La Prusse entend le joyeux mot:
En avant!

De cette manière le poète envoie ce mot de peuple à peuple jusqu'à ce qu'il arrive enfin aux Espagnols et aux Anglais.

En avant l'Espagne, l'Angleterre,
Donnez la main à vos frères,
En avant!

Et remarquez que le poète ne s'adresse pas aux Allemands formant un corps de nation, mais seulement aux peuples divers qui composent la nation; et qu'il ne s'adresse pas même à ces peuples, mais seulement à leurs provinces. Il ne dit pas: Prussiens, Autrichiens, Saxons, Bavarois, mais il dit: la Prusse, l'Autriche, la Saxe, la Bavière. C'est qu'à ses yeux les peuples n'ont de valeur que par leur existence individuelle monarchique.

Uhland envoie ce cri de guerre en avant! même à l'Alsace, à la Lorraine et à la Bourgogne. C'était, il y a vingt ans, la folie des Allemands, alors antiquaires passionnés. Le peuple s'est depuis guéri de cette folie; mais dans les chambres obscures de la puérile diplomatie, les ombres de ces folles chimères amusent encore aujourd'hui la haine des princes du Nord contre la France, et leur envie de sa liberté et de sa prospérité.

Dans une autre chanson patriotique: le Dix-huit octobre, Uhland a voulu célébrer l'anniversaire de la bataille de Leipsick. Cette journée de Leipsick fut regardée alors par les Allemands comme leur 14 juillet, comme leur prise de la Bastille. A cette époque, tout le monde rêvait liberté.

Les hommes studieux et observateurs, qui ont l'habitude de se lever de bon matin, furent éveillés de leurs songes, aussitôt après minuit par le chant du coq; les dormeurs furent éveillés un peu plus tard, par le chant des alouettes. Aujourd'hui personne ne rêve plus en Allemagne. La chanson du Dix-huit octobre commence par la strophe qui suit: et dont une pâle traduction ne pourrait jamais rendre fidèlement la vigueur.

„Si aujourd'hui descendait un esprit, à la fois poète et héros, un de ceux qui sont tombés dans la sainte guerre sur le champ de la victoire, il chanterait sur le sol germanique un chant tranchant comme un glaive, non pas tel que moi je le chanterai, non, mais fort d'une force céleste, pareille à la foudre!"

Eh bien! le poète qui se sentait inspiré d'une si céleste inspiration, n'avait pas le courage d'accomplir sa mission divine et de manifester toutes ses pensées. Il baisse ses ailes, et dit d'une voix larmoyante, comme du haut d'une chaire, aux princes allemands: „Est-ce que vous avez oublié cette journée où vous tombâtes à genoux pour offrir vos hommages à la suprême puissance? quand les peuples ont vengé votre honte, quand vous avez éprouvé leur fidélité, il ne vous sied pas de leur donner des espérances; il faut accomplir vos promesses." Mais ce n'est pas de cette manière-là qu'on doit parler aux puissans quand ils sont injustes; alors on ne doit pas leur parler du tout, il faut leur imposer et les effrayer, car la crainte est leur seule justice, et la peur est toute leur morale.

Et puis, après avoir réprimandé ainsi les princes qui avaient manqué à leur parole, Uhland se met à dire aussi au peuple ses vérités. C'est le jeu de bascule favori du plus grand nombre des écrivains libéraux de l'Allemagne. Ils tiennent d'une main tremblante la balance de l'impartialité entre le pouvoir et le peuple; mais ce n'est que la crainte de faire tort au premier, qui les fait trembler. Par cette raison, dès qu'ils ont jeté une poignée de vérités dans le bassin des souverains, ils en jettent aussitôt une poignée dans le bassin de sujets. Ces bonnes gens oublient que le poids n'étant pas égal originairement entre les deux, l'équi-

libre ne pourrait jamais être rétabli, par une égale répartition des reproches et des réprimandes.

Les Français n'ont pas souvent haï leurs rois, mais en tous temps ils se sont moqués d'eux, de ceux même qu'ils aimaient. Cet esprit de raillerie est une précieuse garantie, autant pour le pouvoir que pour le pays. Quand le pouvoir est juste, la moquerie le fortifie, comme les injures de l'air rendent les corps sains plus robustes encore; quand il est injuste, la moquerie le rend circonspect et le fait réfléchir. Les Allemands ne se moquent jamais de leurs maîtres, même quand ils les haïssent; car, aux yeux des Allemands, toute autorité est une émanation de Dieu, chose sainte, et même la haine contre l'autorité a quelque chose de religieux, qui défend toute plaisanterie. Uhland chante:

L'Allemand vénère plein de foi
De ses princes le saint emploi.

Dans la langue allemande, c'est beau, mais en français c'est ridicule, et cela serait digne de servir à une devise de bonbons.

Cette disette de bonnes plaisanteries dans les manifestations politiques du peuple allemand, peut un jour rendre la situation de ses princes très-périlleuse. Comme il n'y a pas de transition apparente entre la défaveur et la haine, comme on ne trouve ridicule l'autorité qu'après l'avoir trouvée haïssable, le pouvoir sera un jour surpris par un mécontentement général et irrésistible, qu'aucun signe n'aura présagé.

Les Allemands aiment cependant la plaisanterie passive; ils ne se moquent pas de leurs oppresseurs, mais ils aiment à se moquer d'eux-mêmes et de leurs infortunes. Ils ne sont jamais plus gais, que quand, après une étourderie, ils ont été fustigés par leurs maîtres. Mais qu'on se garde bien d'y voir un signe de pusillanimité; c'est au contraire l'un des traits les plus touchans et les plus nobles du caractère allemand. Les Allemands sont si pieux et si humbles de cœur, que dans l'adversité ils aiment mieux accuser leur maladresse que l'injustice du ciel.

Les Allemands, quand ils sont irrités par l'arbitraire et la violence de leurs maîtres, ont plus de courage à agir qu'à

parler contre eux. L'exaspération leur délie plus facilement les bras que la langue. N'est-ce pas chose très-remarquable, que les Allemands, aussi vaillans sur le champ de bataille que le plus vaillant peuple du monde, et qui pourraient appeler les plus braves en témoins de leur bravoure, soient si timides devant les grands, et si embarrassés pour s'expliquer en hommes de cœur avec leurs supérieurs?

Tous les pays conquis autrefois par les anciens peuples germaniques, l'Angleterre, la France, l'Espagne ont brisé peu à peu leurs fers, effacé les honteuses traces de la servitude, et recouvré enfin leur liberté. Mais les peuples conquérans eux-mêmes, les peules germaniques, sont restés jusqu'à ce jour sous une domination absolue. L'Italie a, de notre temps, du moins essayé sa délivrance, et l'on peut prédire qu'elle sera libre avant l'Allemagne. D'où vient donc, que le peuple qui a renversé la domination romaine et subjugué le monde alors connu, n'a pas su renverser la tyrannie qui le domine lui-même et s'est laissé subjuguer dans sa patrie?

Montesquieu a dit que la liberté était sortie des forêts de la Germanie, c'est vrai, mais elle n'y est pas rentrée depuis. Un ancien chroniqueur, cité par M. Thierry dans son excellente histoire de la conquête d'Angleterre, fait une remarque curieuse qui se rapporte à notre sujet. „Tous les Gaulois, sans exception, dit cet historien, même dans les rangs les plus bas ont reçu de la nature une grande volubilité de langue et une extrême assurance à répondre devant les princes et les grands; les Italiens et les Français paraissent avoir la même faculté, mais on ne la trouve ni chez les Anglais de race, ni chez les Saxons de la Germanie, ni chez les Allemands. On alléguera sans doute pour cause de manque de hardiesse chez les Anglais, leur servitude actuelle, mais telle n'est point la vraie raison de ces différences, car les Saxons du continent sont libres, et l'on remarque en eux le même défaut."

Nous croyons qu'on peut résoudre de la manière suivante ce problème, qui, comme nous venons de voir, a déjà occupé l'intelligence d'un observateur du moyen âge. Les peuples des pays conquis doivent naturellement haïr leurs oppresseurs. Or, la haine est éloquente, et d'autant plus que le pouvoir

d'agir et de se venger lui manque. Mais cette éloquence d'un peuple opprimé, forme un assemblage et une association formidable de toutes les pensées, de toutes les douleurs et de toutes les plaintes individuelles, qui, avec le temps, doit se changer en agression matérielle. Puis, quand la résistance d'un peuple opprimé à tout-à-fait cessé, quand la paix est rétablie dans les pays conquis, quand la spoliation est consommée, la violence, la rapacité et l'esprit de domination des conquérans, manquant d'autres objets d'action, s'exercent contre les conquérans mêmes. Le roi opprimera les hauts barons, les barons opprimeront leurs vassaux, et tout inférieur sera vexé par son supérieur. Alors, les faibles, les opprimés d'entre le peuple conquérant, feront cause commune avec les opprimés d'entre le peuple conquis, et ils s'associeront avec les anciens habitans du pays, pour s'opposer à la tyrannie. C'est ce qui est arrivé en Angleterre, où les barons, c'est-à-dire les anciens conquérans, se sont alliés avec les communes, c'est-à-dire avec les descendans du peuple subjugué, pour restreindre le pouvoir royal.

Mais chez les peuples conquérans dans leur propre pays, le seul lien qui attache l'un à l'autre, les inférieurs aux supérieurs, et ceux-ci à leur chef de guerre, c'est la discipline. Or, la discipline est muette. Dans un tel pays le despotisme peut tout oser, car les opprimés, façonnes à une obéissance passive, ont appris à regarder la plainte seule comme une rébellion. Là, on appelle la discipline fidélité. Quand même le mécontentement serait universel, il ne pourrait pas éclater, car les citoyens ne parlant et ne se plaignant jamais publiquement, chacun croit être le seul mécontent, et il ignorera toujours que ses opinions personnelles sont celles de tout le monde. En outre, les mécontens ne trouvent pas, comme les conquérans dans les pays conquis, des alliés parmi les opprimés originaires, de sorte que manquant de courage et manquant d'encouragement, ils ne sauront pas secouer leur joug.

C'est précisément le cas des Allemands modernes. Ce sont d'anciens soldats, licenciés, il est vrai, mais qui n'ont pas encore perdu l'habitude de la discipline. Quand un vieux soldat, quoique rentré dans la vie bourgeoise, voit passer un

officier, il se tient droit et le salue à la façon militaire, même sans y penser. Tout Allemand voit dans son supérieur un officier. Il pourrait le tuer dans la colère; mais il ne se permettra jamais une raillerie familière avec lui.

Uhland lui-même est sujet à cette funeste illusion des cœurs allemands. Il ignore qu'en chantant ce qu'il appelle fidelité, il ne chante que les devoirs violemment imposés, accablans et peu poétiques de la discipline militaire.

Combien les chansons de Béranger ne doivent-elles pas avoir rafraîchi les exilés français, altérés de leur patrie! Combien ceux-ci, aux lointains rivages, ne doivent-ils pas s'être réjouis, en voyant leurs méchans et stupides ennemis exposés aux persifflages de tout un peuple, depuis le grave législateur jusqu'aux gamins de Paris! Mais le sort disgracieux n'a pas voulu accorder de tels adoucissemens aux peines des Allemands expatriés. Leurs compatriotes, conscrits réfractaires de la liberté, en aimant cependant le butin de sa victoire, se sauvant dans l'Amérique du Nord, ou soupirent après la lune, où ils espèrent, après leur mort, goûter la plus grande félicité politique, et jouir des douceurs de la liberté de la presse avec accompagnement. Ils manquent ou de courage, ou de loisir, pour consoler des hommes de cœur dans leur adversité, et qui ne souffrent que pour leur amour de leurs ingrats concitoyens.

Béranger chante les malheureux et les vaincus, et quand il chante les victoires, ce sont des victoires remportées par la liberté; Uhland chante les héros et les vainqueurs, et il ne chante que les victoires des rois. Mais ne croyez pas que cela soit par manque de généreux sentimens, dont personne au monde n'est plus riche que Uhland, ou que cela soit par une basse flatterie et un vil intérêt, aucunement. En Allemagne, le génie est chaste et l'on n'y réussit à corrompre que les écrivains qui ne valent pas le prix de la séduction. Mais Uhland, et, comme lui, la plupart des esprits du premier ordre en Allemagne, ne trouvent grand et admirable que ce qui a été grand depuis des siècles, et ce qui a été admiré par une suite de générations. Tout ce qui est moderne, ils le dédaignent comme éphémère; et s'ils eussent assisté à la création du monde, ils se seraient moqués

de l'œuvre de Dieu, comme d'une innovation, d'une mode du jour. Ils ne vénèrent que la grandeur et la gloire anciennes, héréditaires, et même la liberté qui n'est pas traditionelle, n'a aucune valeur à leurs yeux. On a beau leur représenter que les grandeurs de leur prédilection sont des chênes effeuillés, ébranchés, mutilés par les siècles et les orages, morts enfin, ils secouent la tête en nous montrant leurs racines profondes et étendues, en nous vantant la patrie souterraine encore solide d'un édifice en ruines.

Ces poètes et ces écrivains que nous venons de désigner, ont une déplorable influence sur l'esprit public du peuple allemand. Ils ne comprennent pas leur sainte mission de travailler à l'éducation du peuple et de le préparer à sa vie d'avenir. Ils prennent part à ses jeux d'enfance, ils rient et ils pleurent avec lui; mais il rient d'une joie folle et puérile, et ils pleurent comme des femmes. De braves gens ne doivent pas jouer en ce sérieux siècle, ne doivent pas rire dans un temps aussi triste; ils ne doivent pleurer que de colère, et ne point verser de douces larmes d'attendrissement poétique.

Les temps d'ailleurs dont Béranger et Uhland ont, dans leurs poésies, représenté l'opinion publique, sont passés. Les Français, faute de satisfaction actuelle, jouissent encore des espérances que Béranger leur a données; les Allemands, faute d'espérances, se plaisent encore aux souvenirs que Uhland leur a offerts. Mais en Allemagne on n'aime plus le moyen âge, et en France on ne hait plus les jésuites et les mirmidons; l'amour là, la haine ici, ont changé d'objet.

Dans ses ballades et romances, Uhland n'est surpassé par aucun autre poète de l'Allemagne, et il n'y est égalé que par Goëthe, et pas même toujours. Les paroles sont si harmonieuses, les stances si mélodieuses, qu'en les lisant, on est presque contraint de les chanter. Les cordes de la lyre d'où résonnent ces incomparables stances, ressemblent aux rayons dorés et ardens d'un soleil de juillet. Quand la littérature allemande n'aurait d'autre fortune que les seules poésies d'Uhland, même alors, la peine d'étudier une langue qui a pu suffire à la plus brillante des imaginations et aux largesses du plus généreux de cœurs, serait encore richement récompensée. Nous traduirons une de ses admirables ballades,

non assurément avec l'espérance d'en donner une fidèle silhouette, mais seulement en signe de traité, pour arrhes, qui doivent engager les Français à les lire dans la langue originale.

La Malédiction du Troubadour.

On voyait aux vieux temps un château élevé et superbe, qui luisait au loin sur tous les pays, jusqu'à la mer bleue; et tout autour, une couronne de jardins odorans, où jaillissaient de fraîches fontaines en couleurs de l'arc-en-ciel.

Là résidait un roi fier, riche en terres et en victoires. Il était assis sur son trône, sombre et pâle, car ce qu'il médite est terreur, et son regard lance la fureur, et ses paroles sont des fléaux, et ce qu'il écrit est du sang.

Un jour, deux nobles troubadours s'acheminèrent vers ce château; l'un aux boucles dorées, l'autre aux cheveux blancs le vieillard, avec sa harpe, montait un gentil destrier, son beau et jeune compagnon marchait à ses côtés.

Le vieillard dit au jeune homme: Maintenant, sois prêt, mon fils! médite nos airs les plus graves, choisis les accens les plus sonores, rassemble toutes tes forces, tes joies et tes douleurs; il nous importe aujourd'hui de toucher le cœur de roche du roi.

Les deux troubadours sont debout entre les colonnes de la salle voûtée, et sur le trône était assis le roi avec sa compagne; le roi terrible et magnifique comme le rouge sanguin de l'aurore boréale, la reine douce et bénigne comme le sourire de la pleine-lune.

Le vieillard toucha les cordes, il les toucha merveilleusement, les sons s'enflaient et montaient de plus en plus vers l'oreille. Puis, s'éleva comme une source jaillissante la voix céleste et claire du jouvenceau; le chant du vieillard s'y maria comme la voix sourde d'un chœur souterrain.

Ils chantent le printemps, l'amour, les jouissances de l'âge d'or, liberté, vertu, fidélité et sainteté. Ils chantent tout ce qui est doux et ce qui agite le sein de l'homme, ils chantent tout ce qui est grand et tout ce qui élève le cœur des mortels.

La foule des courtisans à l'entour oublie toute raillerie, les guerriers hautains du roi s'inclinent devant Dieu; la reine,

pénétrée de douleur et de joie, détache la rose de son sein, et la jette aux pieds des troubadours.

„Vous avez séduit mes gens, et vous séduisez encore mon épouse?“ s'écria le roi en fureur; il tremble de tout son corps, il lance son épée flamboyante, qui perce le sein du jouvenceau, d'où jaillit, au lieu des chants d'or, un rayon élevé de sang.

Et comme dispersée par l'orage est la foule, l'adolescent expire entre les bras de son maître; celui-ci jette autour de lui son manteau, et le met sur le cheval: il l'y attache debout, ferme, et quitte avec lui le château.

Mais devant la tour élevée, là s'arrête le vieux troubadour, là il saisit la harpe, la gloire de toutes les harpes, il la fracasse contre une colonne de marbre, puis il s'écrie d'une voix qui retentit effroyablement à travers le château et les jardins:

„Malheur à vous, portiques superbes! que jamais doux sons ne retentissent dans vos espaces, ni cordes, ni chants, non! rien que des soupirs et des gémissemens et de craintifs pas d'esclaves, jusqu'à ce que le génie de la vengeance vous brise et vous réduise en boue et en poussière.

„Malheur à vous, jardins odorans, colorés par les doux rayons de mai! Je vous montre les traits défigurés de ce mort; que sa vue vous dessèche, que toute source tarisse, qu'aux jours futurs vous soyez incultes et déserts.

„Malheur à toi, atroce assassin! exécration des chantres et des poètes! que tu aspires en vain aux couronnes d'une gloire ensanglantée, que ton nom soit oublié, plongé dans une éternelle nuit, qu'il expire comme un dernier râlement dans l'air vide.“

Le vieillard a maudit, le ciel l'a entendu, les murs sont renversés, les portiques en ruines; une seule colonne élevée atteste la splendeur disparue, celle-là même, déjà crevassée, peut tomber d'ici à demain.

Et tout autour, au lieu de jardins odorans, s'étend une déserte bruyère, nul arbre ne répand l'ombre, nulle source ne perce le sable, aucune chanson, aucune tradition héroïque ne rappele le nom du roi; disparu et oublié! c'est la malédiction du troubadour.

— Ceux des lecteurs d'Uhland, qui sont peut-être fatigués de la muse immaculée du poète, peuvent se délasser en lisant la romance: le comte d'Eberstein. Après l'avoir lue ils diront: mais cependant il est des nôtres!

VI.

Gallophobie de M. Menzel.*)

M. Menzel, de Stuttgart, est l'un des littérateurs les plus distingués de l'Allemagne. Sans compter quelques œuvres d'imagination justement estimées, cet auteur s'est fait une réputation méritée par la publication d'une Histoire des Allemands et d'une Histoire de la littérature allemande. Dans la première, l'auteur a montré qu'il savait maîtriser un sujet récalcitrant, et donner une unité épique à des événemens éparpillés et à des époques incohérentes. En même temps, il a eu l'art d'orner par une narration pure, chaleureuse et souvent brillante, le résultat de ces recherches laborieuses, minutieuses et arides qu'on exige en Allemagne avec tant de rigueur, de tout historien. Aussi son ouvrage est le plus populaire et le plus répandu de toutes les histoires de l'Allemagne. Par son Histoire de la littérature allemande, M. Menzel a répondu à un besoin généralement senti, mais avec tant de succès, qu'il n'aurait pas eu à craindre la rivalité qui lui a manqué. Tous les autres ouvrages dans ce genre sont, ou incomplets, en ne traitant que quelques époques ou quelques branches de la littérature, ou ne sont que des aperçus chronologiques, sans âme et sans vie. M. Menzel a été le premier et est resté jusqu'à ce jour le seul, qui ait tracé un tableau animé de la littérature de sa patrie, représentant fidèlement l'image de la nationalité germanique. Tout étranger qui s'applique à la littérature allemande, doit lire et étudier l'excellent ouvrage de M. Menzel, dont une nouvelle édition a paru il y a peu de temps.

Le même écrivain rédige depuis plusieurs années une feuille littéraire, qui exerce une grande influence sur

*) La Balance, janvier, 1836.

l'opinion publique, et qui décide souvent du sort des auteurs et de leurs œuvres. La critique en Allemagne est depuis trente ans, ou dans les mains de la populace plumassière, qui se met au gage des libraires, et qui sans instruction, sans goût et sans conscience, accueille les nouvelles productions par des injures ou par de folles acclamations, et les juge au gré de ses caprices ou de ses passions; ou bien elle est dans les mains des hauts barons de la littérature, qui avec leur impassibilité officielle et leur froideur diplomatique, ne se soucient pas de répandre les connaissances, mais seulement de les accumuler dans leur classe et de les concentrer dans l'étroite sphère des savans. Cette critique aristocratique consiste à écrire sur de grands livres inintelligibles de petits livres plus inintelligibles encore; loin de servir à diriger le jugement des lecteurs, elle ne sert qu'à le confondre; elle dégoûte des études les classes illettrées, et n'ajoute absolument rien à la richesse intellectuelle du pays. Ces grands juges de la littérature ne déposent jamais leur morgue doctorale, et ne daignent parler même d'un roman que dans un style de chancellerie.

Par sa feuille littéraire, M. Menzel a changé la face de la critique en Allemagne. Voilant son érudition sous le bon goût d'un homme du monde et le langage d'un poète, il a servi de modèle à un grand nombre d'imitateurs plus ou moins heureux. Depuis lors, la connaissance de ces lois du beau et du vrai qui ont toujours servi de règles aux jugemens littéraires, mais qu'un style de barreau avait rendues énigmatiques pour la plupart des lecteurs, est devenue accessible à tout le monde. En même temps, M. Menzel a donné l'exemple d'une rare impartialité. Il n'a jamais abusé de sa position et de son influence, il n'a jamais ménagé ses amis, ni accablé ses adversaires; la justice, ou ce qui lui a paru tel, l'a toujours guidé dans ses jugemens.

En parlant du mérité de M. Menzel, nous n'avons voulu, quant à présent, que faire sentir combien les opinions d'un tel savant doivent avoir d'influence sur ses compatriotes, et constater, que nous nous comptons parmi ses appréciateurs, et qu'il doit nous en coûter beaucoup de lui reprocher des défauts, qui sans doute n'annulent pas ses bonnes qualités,

mais qui en absorbent une grande partie. Nous parlons de sa haine aveugle contre la France, de cette funeste passion qui enveloppe son brillant esprit d'une légère vapeur de niaiserie. On ne trouve qu'en Allemagne de ces hommes qui sont en même temps spirituels et imbéciles.

Si cette passion haineuse de M. Menzel n'était qu'une passion politique, alors il n'y aurait pas nécessité, du moins il n'y aurait pas urgence à la combattre. Tout le monde a appris depuis quarante ans à calculer l'effet que l'esprit de parti exerce sur les opinions même des plus honnêtes gens. Mais cette haine de M. Menzel est une passion scientifique, philosophique, religieuse et même mystique, d'autant plus dangereuse, que celui qui en est animé a la conscience pure et qu'il ne soupçonnerait jamais qu'on voulût exploiter sa doctrine, pour faire réussir des desseins funestes à sa patrie.

M. Menzel, quand il juge la France, est en arrière de vingt ans, par rapport à l'état social de ce pays, et en arrière d'un demi-siècle en ce qui regarde son état moral. Il ne connaît d'autre France politique que celle de l'empire, et d'autre France intellectuelle que celle de Voltaire. Nous aimons à croire que c'est cette ignorance qui trompe sa religion. Mais son aveuglement est tel, que peut-être il ne s'est pas aperçu lui-même que c'était sa haine contre la France qui l'avait guidé dans sa polémique violente, injuste et insensée contre la Jeune Allemagne. Cette affaire de la Jeune Allemagne est l'un des événemens les plus importans et les plus significatifs, que se sont passés en Allemagne depuis vingt ans. Dès que cette sottise politique aura atteint une certaine maturité, nous en parlerons au long dans une de nos livraisons. Les journaux français s'en sont occupés, et, à cette occasion, notre étonnement a été grand de voir que même les journaux ordinairement si méfians envers le pouvoir, et qui devaient avoir appris à comprendre l'argot de police de tous les pays, s'étaient contentés de répéter les journaux censurés de l'Allemagne, en racontant à leurs lecteurs que la Jeune Allemagne était une association secrète. Il n'en est absolument rien. En Allemagne, toutes les fois que trois personnes émettent les mêmes opinions, la terreur s'empare aussitôt des trente-quatre princes et des quatre-

vingt dix ministres, dont Dieu a gratifié ce pays; ils rêvent association, conspiration, révolution et subversion, et ils s'arment de tout leur pouvoir pour dissoudre la trinité dangereuse. M. Menzel n'a pas à se glorifier da sa victoire remportée sur la Jeune Allemagne, la dénonciation du plus insignifiant de tous les agens de police aurait suffi pour éveiller le soupçons de ces malheureux trembleurs, que la conscience de leur trahison et de leur parjure ne laisse jamais dormir en repos.

Nous donnerons quelques petits échantillons des principes de M. Menzel, et de sa manière d'envisager les rapports sociaux entre l'Allemagne et la France. Nous les tirons de la feuille littéraire rédigée par lui. Mais il faut observer d'abord, que nous sommes en doute si M. Menzel est l'auteur des articles en question. Le cachet de son talent ne s'y trouve pas; mais comme ils portent l'empreinte de ses opinions, et que M. Menzel est responsable de ses collaborateurs, il es indifférent qu'il ait écrit ou non ces articles.

Il s'agit de deux œuvres poétiques, l'une par le Baron Caudy, allemand, l'autre par M. Dietz, français alsacien, mais également écrite en langue allemande. Le premier chante les exploits de Napoléon, l'autre la gloire de la France. Nous n'avons pas lu ces ouvrages, et les critiques de la feuille littéraire ne nous les font pas connaître. Ils n'ont dû servir à M. Menzel, ou à un de ses disciples que de prétexte, pour émettre les plus étranges opinions sur l'honneur national des Allemands et sur leur devoir religieux et politique de haïr la France.

Voici de quelle manière on annonce l'ouvrage de M. de Gaudy.

„Un baron allemand qui chante Napoléon! Cela est-il honnête? Si c'est un malheur pour nous de ne pas compter parmi les nôtres un grand homme tel que Napoléon, eh bien! envions les Français; mais du moins, ne nous prêtons pas à augmenter encore leur triomphe par de honteuses acclamations. Ce Napoléon nous a déshonorés; mai des peuples qui sont en jubilation quand on les déshonore sont des prostitués (feile Hetaeren). N'y a-t-il donc dans ce peuple allemand, n'y a-t-il parmi nos poètes, aucun sentiment virginal qui répugne à une telle ovation? Celui qui s'amourache de

l'aimable Napoléon, n'a qu'à le suivre à Paris comme l'a fait Heine; mais la malédiction du tyran au cœur de bronze est tracée en lettres de sang sur le sol germanique, et malheur au poète allemand qui déshonore son luth et n'a pas honte de chanter le tyran qui nous a outragés, et qui ne fut pas seulement notre plus grand ennemi, mais encore celui qui nous méprisait le plus."

Comment! vous êtes un peuple de trente trois millions, et vous vous plaignez d'avoir été outragés et méprisés par Napoléon? Mais vraiment vous êtes trop modestes. Est-ce que Nopoléon avait aussi méprisé les Anglais et les Espagnols qui étaient ses ennemis? Est-ce qu'il avait méprisé les Polonais qui étaient ses alliés? Mais apaisez-vous, malheureux eunuques de l'honneur national, qui ne vous appartient pas, et que vous ne gardez que pour l'usage de vos sultans; ce n'était pas vous, le peuple allemand, ce n'était que les princes allemands que Napoléon a méprisés, ces princes de la confédération du Rhin qui rampaient devant lui, qui veillaient dans son anti-chambre, comme des valets, qui, pour des titres de rois, de grands-ducs, de ducs, qui, pour la permission de s'emparer des pauvres débris de liberté qui restaient encore à leurs sujets de tout leur héritage, et pour celle de jouer les despotes dans leurs préfectures, lui vendaient leurs peuples, afin de l'aider à subjuguer leurs compatriotes, à renverser la Prusse qui les avait protégés contre l'Autriche, et l'Autriche dont ils étaient les vassaux. C'étaient ces princes que Napoléon avait justement, mais pour son malheur, trop méprisés, car il s'est laissé tromper par eux.

— Voici maitenant le tour de M. Dietz:

„Ces poésies sont originairement écrites en langue allemande, elles ne sont pas traduites du français; et cependant la patrie, sur l'autel de laquelle M. Dietz fait brûler son encens, n'est pas le pays de sa langue maternelle, mais la France. Un poète allemand chante en vers allemands sa patrie, et cette patrie n'est pas l'Allemagne! Que faut-il de plus pour exciter notre plus profond mépris? Nous avons dû souvent supporter le dédain des Français; au moins, ce sont des Français, nos ennemis héréditaires; ils ont le droit de se réjouir, quand ils peuvent nous opprimer, nous ne nous

en étonnons pas. Mais ce qui est chose horrible, c'est que les Allemands, soumis par la violence et les plus infames ruses, à la domination française, n'ont aucun scrupule de se faire passer pour Français, et qui pis est, de se regarder comme tels et de célébrer en langue allemande une patrie étrangère. Une telle lâcheté est inouie dans l'histoire des peuples; jamais aucune nation n'est tombée si bas dans l'estime de soi-même. Le poète alsacien a perdu tout sentiment de honte; il ne lui vient pas même en pensée de quelle épouvantable ignominie il charge le nom allemand, en célébrant en langue allemande sa patrie française. Un grand nombre d'Alsaciens se sont acquis de la gloire, au service de la république française et de Napoléon. En vérité, cette gloire est une honte, car ils combattaient, quoique Allemands d'origine, contre l'Allemagne: mais du moins ils désavouaient leur nationalité, ils avaient la délicatesse de ne parler que français, de ne vouloir être que Français et de vivre comme tels. On peut leur pardonner leur crime contre leur patrie, puisqu'ils observaient assez les convenances pour ne commettre ce crime que sous le nom de Français. Mais ce poète alsacien a l'audace de parler en langue allemande de sa patrie, et cette patrie est la France! Une telle stupidité est inouie, jamais elle ne s'est rencontrée, et nous nous contenterions volontiers de ne la trouver que ridicule, si elle ne devait pas nous irriter comme un suicide de l'honneur national. Qu'un véritable Français doit rire en voyant la rampante servilité de semblables Allemands, qui ont une si grande envie de s'attacher à lui comme de parens. Mais précisément parce que le Français en pourrait rire, nous devrions en pleurer, ou plutôt, car pleurer serait d'une femme, nous devrions en être courroucés!"

C'est fort bien! ne pleurez pas, car pleurer est d'une femme, mais décharger sa colère en injures n'est pas moins d'une femme. Emportez-vous comme des hommes, comme des braves. Armez-vous, nobles défenseurs de l'honneur national, reconquérez l'Alsace sur la France; mais hâtez-vous, l'affaire est pressante. Bientôt les forteresses de Spielberg, d'Olmutz, de Spandau, de Magdebourg, d'Ehrenbreitenstein, de Hohenasperg ne souffiront plus aux besoins paternels de

vos gouvernemens. Allez prendre Strasbourg d'assaut, et il y aura alors une citadelle de plus pour servir de prytanée à votre patriotisme. Mais avant de vous exposer aux dangers de la gloire, demandez d'abord aux Alsaciens s'ils consentent à redevenir Allemands, s'ils seraient heureux d'échanger leur roi contre un des princes de la confédération germanique, leur chambre des députés contre la diète de Francfort, la liberté de la presse contre l'infame censure, la garde nationale contre la gendarmerie, la publicité des débats judiciaires contre des tribunaux secrets le jury contre des juges dépendant du pouvoir, et l'égalité des conditions contre la morgue et l'insolence de la noblesse et des satrapes. Adressez-leur un peu ces questions, et ils vous répondront: nous sommes les plus chauds et les plus fidèles patriotes d'entre tous les Français, précisément parce que nous sommes limitrophes de l'Allemagne.

Le poète alsacien Dietz, ou un de ses aïeux, est-il responsable de la paix de Westphalie? L'un d'eux a-t-il assisté comme plénipotentiaire au congrès de Munster? Tenez-vous en aux ancêtres de vos princes, qui, pour de vils intérêts particuliers, ont consenti au démembrement de l'empire germanique, en ont cédé une partie à la France, une autre partie à la Suède, et qui, pour être les maîtres absolus de leurs sujets, n'ont jamais refusé à devenir les sujets de maîtres, étrangers. Était-ce une bassesse de la part de la France, d'avoir accepté l'Alsace? Est-ce qu'on vole des peuples et des provinces honteusement comme un mouchoir? S'il y a déshonneur à être vendu et troqué comme des troupeaux, la honte n'en tombe pas sur ceux qui les achètent, mais sur ceux qui les vendent, et plus encore sur les peuples moutonniers qui se laissent vendre. Allez donc, maladroits dilettanti de l'honneur national! C'est un malheur, mais ce n'est pas une honte d'avoir été vaincu par des peuples étrangers; cela est arrivé à tous les peuples et aux plus braves, mais c'est une honte d'être esclave dans son intérieur. Le vainqueur étranger nous reconnaît du moins le droit de le haïr et de nous venger de lui; en nous subjuguant et nous accablant, il ne nous demande pas notre amour et notre respect, mais les tyrans domestiques nous forcent à baiser la

main qui nous fustige. L'honneur d'une nation est de savoir être libre, un peuple laquais n'a aucun droit au respect. Qu'avez-vous besoin de reculer de deux siècles pour aller chercher en Alsace votre déshonneur national? Il est sous vos mains il est d'hier. La liberté de la presse est établie en Espagne, dans la patrie de l'inquisition, et la censure règne en Allemagne, dans la patrie de Luther! Vous êtes affamés d'honneur national, vous vous repaissez de la victoire d'Arminius, remportée sur les Romains, il y a dixhuit siècles, vous vous nourrissez misérablement de la cendre de votre gloire, et les Varus de Francfort vous outragent et vous menacent journellement! Sachez que là est la honte, et que là serait l'honneur.

VII.

Les Chants du Crépuscule.

Par V. Hugo.*)

Ce qu'ils appellent l'esprit des temps, c'est le propre esprit de ces Messieurs, dans lequel les temps se mirent. Faust.

Si la poésie est l'histoire universelle du cœur de l'homme, la poésie lyrique en est la chronique et le journal. Elle n'embrasse pas les saisons et les grands mouvemens de l'âme, elle ne calcule pas les révolutions planétaires des destinées humaines; mais elle observe la température variable des sentimens; elle chante l'espérance du matin, la lassitude du midi et les illusions du soir; elle compte les battemens du cœur, et ces pipûres d'épingles et ces minutes célestes, qui souvent entre deux aspirations changent la vie, d'un paradis en un enfer, ou d'un enfer en un paradis. On ne demande pas au poète lyrique une majestueuse inflexibilité, un œil toujours serein, des doctrines inexorables, de la constance dans les opinions ou des points de vue fixes. Non, qu'il soit le camerade de toutes le folies, qu'il entre dans toutes les faiblesses, les douleurs et les plaisirs de l'homme

*) La Balance, mars 1836.

enfant; qu'il s'égare avec les égarés, qu'il pleure avec les affligés, qu'il partage leurs craintes et leurs espérances. Mais en tendant la main à ceux qui trébuchent, il ne doit jamais perdre lui-même l'équilibre, ni abdiquer sa liberté, en se mêlant avec ceux qui sont les esclaves de leurs passions. Qu'il se fasse petit, comme une mère qui se prépare à recevoir son enfant lorsqu'il court se jeter dans ses bras, puis se relève et porte l'enfant sur son sein; mais il ne doit pas s'accroupir et demeurer dans cette attitude pour se mettre à la taille de nain des circonstances. Le vrai poète, celui qui n'est pas seulement un homme poétique, n'est pas jamais affecté des maux qu'il veut guérir, ni des douleurs de l'âme qu'il veut consoler. Plus vieux que le passé et plus jeune que le jour, où nous vivons, l'image de Dieu et le cadran de l'éternité, il ne s'impatiente et ne se désespère jamais. S'il succombe lui-même aux faiblesses dont il doit relever les autres, il essaiera alors en vain d'expliquer et d'excuser les siennes; rois et poètes qui s'excusent et s'expliquent, abdiquent leur dignité, et soumettent leurs couronnes et leurs lauriers à la juridiction capricieuse de la multitude.

Mais vraiment nous sommes tout honteux d'oser parler ainsi en présence du plus beau génie de la France, que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. Est-ce à nous, pauvres gens de la prose, à réveiller l'imagination engourdie d'un grand poète, qui se ressent du lendemain d'un jour d'ivresse? Non, sans doute. Mais il ne s'agit ici ni du poète, ni de nous: il s'agit de toute autre chose. Ces Chants du Crépuscule sont des enfans de la dernière révolution, et ils ont tous les traits de leur mère: la réalité a été plus forte que l'imagination, le poète a succombé à l'homme, et l'homme à son époque. M. Victor Hugo a jugé son temps, nous jugeons son jugement: voilà ce dont il s'agit.

Que voyons-nous dans cette nouvelle production de M. Victor Hugo? Le feu du genie souvent obscurci par la fumée du chagrin? une hâte inquiète, comme si la fin prochaine du monde menaçait de couper la strophe entre deux rimes; le poète indécis ignorant où il va, d'où il vient, ce qu'il veut enfin, et, faute de pensée unique, n'ayant pas pu donner de titres à beaucoup de chants, qui, ainsi sans nom,

ressemblent à des enfans trouvés; une imagination fatiguée, bâillant d'ennui, qui chancelle entre la veille et le sommeil, entre la poésie et la prose; des mots, des idées, qui, habitués à la discipline poétique, se rangent d'eux-mêmes en lignes métriques, faute de commandement; une malédiction farouche jetée sur un malheureux suicide avec une sombre colère, qui nous a plus émus que le cadavre hideux sur lequel elle se déchaîne. Ceux qui ne savent pas pardonner aux morts, sauront-ils jamais pardonner aux vivans?

Le poète, en ses chants où l'amertume abonde,
Reflétait, écho triste et calme cependant,
Tout ce que l'âme rêve et tout ce que le monde
Chante, bégaie ou dit dans l'ombre en attendant!

Mais si le poète avait la bouche amère, s'il était malade? Si en se guérissant lui-même il guérissait le monde? Rempli d'une sombre tristesse sur cet étrange état crépusculaire de l'âme et de la société dans le siècle où nous vivons, il déclare ignorer si c'est un jour qui finit ou un jour qui commence. Mais dans l'empire de la poésie, le soleil ne se couche jamais; le monde de la poésie est de cristal, transparent, et le poète n'a pas besoin d'en faire le tour pour arriver à l'autre hémisphère, pour vivre dans l'avenir. L'homme vulgaire épouse l'espérance, la mère du désespoire mais la certitude est la compagne du poète et du prophète.

Nous devons renvoyer le poète au précepte qu'il nous a donné, mais dont il n'a pas profité lui-même:

Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,
Nous ne verrons pas l'ombre!

Nous lui adressons ces vers, bien qu'il les ait tout autrement appliqués:

Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil
Et leur vaine amertume;
Les flots les plus hautains, dès qu'il vient un écueil,
S'écroulent en écume.

Jadis, prisonniers de l'école classique, aujourd'hui geôliers de l'école romantique, vous avez considérablement perdu en insouciance et peu gagné en liberté. Si la poésie était une maladie de l'âme, les souffrances classiques seraient de beaucoup préférables aux souffrances romantiques. Celles-là sont

simples, peu compliquées, faciles à reconnaître, et faciles à guérir. L'amour, la haine, la jalousie, l'ambition et le fanatisme, voilà la pathologie presque complète d'un hôpital classique. Mais quel remède porter à un mal qui, à chaque quart d'heure, fait le tour du compas? Comment vous consoler, quand vous ignorez vous-mêmes ce que vous avez, de quoi vous vous plaignez? Mais non, la poésie est la santé de l'âme: vous croyez être malades, vous ne l'êtes pas: vous êtes hypochondres. Parlons un peu de cela; nous autres Allemands, nous en savons quelque chose.

L'exercice vous manque, vous ne donnez pas assez de mouvement à vos âmes. Vous sortez de la Chaussée-d'Antin pour traverser le Palais-Royal et aller aux Tuileries, et puis vous quittez les Tuileries pour retourner, par le même chemin, à la Chaussée d'Antin. Et puis, dans votre intérieur, vous êtes prisonniers de votre jolie petite langue, qui vous prend en riant dans un filet de soie, où vous voltigez de maille en maille, en vous moquant du reste du monde, qui est si dur, si raboteux, tout de bois et de pierre. Osez vous rendre libres, tâchez d'oublier le Dictionnaire de l'Académie française et d'apprendre les langues étrangères. Quittez Paris, voyagez, mais ne voyagez pas comme vous avez l'habitude de le faire, à reculons, ayant toujours la vue tournée vers Paris. Si vous allez puiser des inspirations dans la Méditerranée, seulement pour en arroser les planches de la Porte-Saint-Martin; si, au sommet de la montagne des Olives et sur le bord du cratère de l'Etna, vous n'osez avoir que des pensées à la Renduel, alors autant vaudrait rester chez vous.

Nous, qui sommes avancés en âge, et qui cependant aimons et respectons l'humanité, nous devons être étonnés de ces jeunes poètes, romanciers et philosophes, qui, à trente ans, ont déjà l'hiver dans le cœur, et qui s'enveloppent de leur mépris des hommes comme d'une fourrure. Non, ces trois arrondissemens de Paris, qui constituent votre univers, ne sont pas Paris, et Paris n'est pas la France, et la France n'est pas le monde. Nous, qui ne sommes pas attachés à la glèbe de tel ou tel quartier; nous, qui ne sommes inféodés à aucune revue, à aucun feuilleton, nous savons qu'il y a encore des vertus parmi les hommes, des mœurs, du désintéressement.

de la sincérité, de la franchise, de la foi, des convictions, de l'amitié et du bonheur. Nous aussi nous doutons souvent, mais le doute à nous ne nous paraît pas une lie affreuse que la conviction dépose dans tous les cœurs: nous le regardons comme un nuage qui obscurcit quelque temps la lumière, et puis tombe en pluie pour arroser et féconder le sol de la vérité. Vous vous désespérez en ce temps calme où nous vivons, que ferez-vous donc quand l'orage éclatera? Si vous ne savez pas supporter votre bonheur, comment supporterez-vous le malheur? C'est la vie sociale qui envenime votre vie domestique; mais qu'est-ce que la vie sociale? qu'est-ce que la cité? Les pères de familles forment la communauté, les maisons forment la rue, et vous l'avez dit vous-même:

Il est plus difficile, et c'est d'un plus grand poids,
De relever les mœurs que d'abattre les rois.

Si vous n'êtes pas contens de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats. Cet héritage qui vous est venu en dormant, est cependant assez riche; s'il ne vous suffit pas, travaillez comme ont fait vos pères, et puis, si le ciel vous refuse votre salaire, alors, mais seulement alors, vous aurez le droit de gronder contre lui.

Quand, dans la solitude de vos pensées, vous vous demandez: Pourquoi n'avons-nous pas réussi? pourquoi de si grands efforts ont-ils été inutiles? pourquoi tant d'espérances ont-elles été trompées? alors cette voix de la conscience, que le bruit du monde peut longtemps étouffer et faire taire, mais qui ne ment jamais quand elle parle, vous répondra: Vous avez tort de vous plaindre. Non, toutes les promesses ont été accomplies, vous n'avez été frustrés d'aucunes des vos espérances, vous avez atteint le but que vous vous étiez proposé en partant; mais, si au milieu du chemin, vous avez changé de dessein sans changer de route, et si vous l'avez manqué, ce n'est pas votre mauvais sort, mais vous-mêmes que vous devez accuser. Désirer seulement, ce n'est pas vouloir: vouloir, c'est pouvoir. Tout homme, et à plus forte raison tout peuple, peut ce qu'il veut. La fortune rebute les mendians, mais elle accorde toujours ce qu'on lui demande impérieusement.

Le dix-huitième siècle n'a pas menti au dix-neuvième, il

a accompli tous ses engagemens: vous n'avez rien de plus à lui demander. Son gigantesque programme a été solennellement déroulé sous vos yeux jusqu'au dernier tableau. La littérature d'alors a fait son effet; ce qu'elle a semé, vous l'avez recueilli; si vous désirez d'autres fruits, il vous faut d'autres semences et de nouveaux labeurs. La philosophie de Voltaire, cette source de l'histoire contemporaine est épuisée, elle est à sec. Les disciples de l'auteur de la Pucelle ont vaincu, les actionnaires de l'Encyclopédie ont fait leurs affaires: de quoi se plaindre? S'il y a des désappointemens qui ne sont pas seulement de nos jours, qui sont anciens, c'est qu'il y a des illusions qui sont anciennes. Il est bien vrai que certains besoins sociaux qui attendent encore aujourd'hui leur satisfaction, ont déjà été sentis dans les premiers temps de la révolution; mais alors comme aujourd'hui, ce n'était que l'exaltation d'esprits clairvoyans et prophétiques, le bouillonnement de cœurs généreux, ce n'était que de l'écume, c'étaient des bulles creuses. Le véritable enthousiasme qui renverse tous les obstacles, est le débordement de la conviction de tout le monde; mais il faut une longue croissance avant que les opinions des individus deviennent celles d'une nation, avant que ces opinions se changent en convictions, et que celles-ci surmontent leurs digues.

Les opinions qui devancent l'état de choses existant, combien comptent-elles d'adhérens? Très-peu; et si elles en comptaient beaucoup, ce serait tant pis, car alors il serait facile de prouver que les partisans des idées avancées ignorent eux-mêmes le nombre et la force de leur parti, parce qu'ils ne sont pas d'accord, et qu'ils ne se sont pas comptés. S'ils étaient d'accord et s'ils se sentaient en force, pourquoi seraient-ils aussi découragés? Nous acceptons avec peine cette explication de certaines circonstances de nos jours.

L'état des littérateurs était autrefois un sacerdoce; aujourd'hui, c'est un métier. Les hommes de lettres du dix-huitième siècle ne couraïent pas après la fortune, c'était la fortune qui venait les chercher. Lorsque les tuteurs de l'humanité demeuraient encore au galetas, les rois montaient pour les voir; depuis qu'ils occupent des appartemens à la petite maîtresse, ce ne sont plus que des laquais qui viennent

chez eux, pour leur remettre des invitations lithographiées pour tout le monde, et remplies selon le caprice de tel ou tel nom. Les hommes de lettres, en descendant les étages, ont descendu de leur gloire. Lorsqu'ils étaient encore pauvres, les rois mendiaient leurs suffrages, et ne les achetaient pas. Autrefois, quand un homme de lettres distingué entrait dans une société du grand monde, c'était un événement qui faisait changer le cours de la conversation et des amusemens; aujourd'hui, une femme ne tourne pas même la tête quand on annonce le nom d'un poète célèbre, et personne ne laisse fondre sa cuillerée de glace pour écouter les oracles du premier philosophe de son pays.

Au dix-huitième siècle, les hommes de lettres avaient une place si élevée dans l'estime de leurs contemporains, qu'ils n'avaient qu'à laisser tomber leurs opinions, et tout le monde accourait à l'envi pour les ramasser. Aujourd'hui qu'ils se sont mis au niveau de tout le monde, leurs opinions se colportent lentement de maison en maison, et ne montent qu'avec peine jusqu'aux classes élevées, qui, par leur situation, ne leur doivent pas être favorables, et qui, ordinairement, les renvoient avec dédain. Autrefois l'on s'arrachait des mains toutes les nouvelles productions d'un auteur distingué, aujourd'hui il faut des primes de soixante-quinze mille francs pour encourager le monde à lire des chefs-d'œuvre. Etre mis en loterie, c'est une humiliation es un châtiment significatifs pour des hommes qui courent après la roue de la fortune.

Les hommes de lettres devraient songer à recouvrer leur ancien pouvoir en recouvrant leur ancienne indépendance; quand on est régenté par ses propres passions, c'est une ridicule hypocrisie que de régenter les rois. Abandonnez le champ de la politique au mauvais vouloir des ennemis du progrès; leur force vient de leur union, et leur union vient de votre opposition. Depuis vingt ans votre attitude menaçante, vis-à-vis des exploiteurs de l'humanité, les a contraints à vivre en paix ensemble, à se ménager les uns les autres, et à montrer, pour leurs prétentions réciproques, une condescendance qui est sans exemple dans l'histoire. Retirez-vous pour les mettre aux prises entre eux-mêmes, et alors la victoire reviendra sans combat du côté de la bonne cause.

Rajeunissez vos cœurs de fraîches espérances, retrempez vos âmes amollies par des études sérieuses et conscencieuses. L'esprit peut se former dans le commerce du monde, mais l'âme ne se forme que dans la solitude; les Philippiques des Démosthènes modernes ne sentent plus la lampe, mais aussi elles restent sans effet.

Croyez, travaillez et espérez! et si vous êtes impatiens de l'avenir, et si vous ne savez pas croire, aimez en attendant.

Heureux qui peut aimer, et qui, dans la nuit noire,
Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour!
Il a du moins la lampe en attendant le jour.
Heureux ce cœur! Aimer, c'est la moitié de croire.

VIII.

(Wally, die Zweiflerin.)

Wally la sceptique.

Roman par C. Gutzkow.*)

Par une belle matinée d'été, une superbe amazone souabe se promenait à cheval, suivie d'un nombreux cortége d'adorateurs, dans le bois de Boulogne d'une des petites résidences de l'Allemagne. Un jeune homme, qui était venu à pied pour respirer l'air frais de la forêt romantique, vit passer la cavalcade en soupirant d'envie. Au moment où ses yeux rencontrèrent le regard de l'amazone, celle-ci donna un petit coup de cravache à sa haquenée, et laissa tomber en même temps quelque chose de brillant dans l'herbe. Le jeune piéton se baissa pour le ramasser. Un, deux, trois, quatre, cinq: c'étaient cinq anneaux d'or, ni plus ni moins. La dame s'arrêta, attendant qu'on lui remît ses anneaux; mais le jeune monsieur, qui n'avait pas plus de conscience qu'une pie voleuse, les mit dans sa poche et s'en alla. L'excellent jeune homme était prédestiné par son nom à voler sans être pendu, c'est-à-dire à être un conquérant. Il s'appelait César, la dame se nommait Wally.

*) La Balance, mars 1836.

Wally imposait à chacun de ses amans, à tour de rôle, le tribut mensuel d'un anneau d'or, et elle avait l'habitude d'enfiler ces anneaux de redevance dans sa chravache. Elle était athée, aimable créature d'ailleurs, et passablement bête. Elle jouait au pharaon, et n'avait point d'enthousiasme pour la nature, point de sentiment pour les fleurs, qu'elle mâchait sans pitié quand il en tombait dans ses mains. Elle disait: „Religion, immortalité, sottise que tout cela! une robe rouge ou une robe bleue? Une coiffure à la Madeleine ou à la Chinoise? Danser, ou jouer des proverbes? voilà la question."

César, selon l'expression pittoresque de M. Gutzkow, venait d'entre dans le second tiers de ses vingtaines, ce qui veut dire en termes d'arithmétique vulgaire, qu'il était âgé de 24 ans, ou à peu près. Mais malgré sa jeunesse, César était un homme accompli. Son front était sillonné de rides où l'expérience et la sagesse avaient jeté leurs semences. Sa vie passée était un cimetière peuplé d'illusions mortes. Il n'espérait et ne craignait plus rien, il n'aimait que lui-même, et ne haïssait que Dieu.

César et Wally ne tardèrent pas à lier connaissance ensemble, mais de la façon qui convenait à des sages comme eux. Ils se moquaient des six lendemains que Voltaire dans sa Pucelle avait eu l'indulgence d'accorder à l'agonie d'une vertu de femme: ils commencèrent leur semaine par le samedi. A quoi bon, disaient-ils, toutes ces façons, toutes ces ridicules hésitations? Ne sommes-nous pas l'un et l'autre des êtres humains, nés pour le bonheur? ne suis-je pas ton frère, n'es-tu pas ma sœur? La nature ne nous a-t-elle pas accordé les droits sacrés de la chair? Allons donc! mort à la pudeur, et vive le roi des ribauds!

Mais, hélas! que les femmes les plus courageuses sont encore craintives! combien les esprits forts parmi elles sont encore faibles! Wally elle-même, avec toutes ses excellentes qualités, Wally qui jouait au Pharaon, qui ne croyait ni en Dieu, ni à la vertu, qui se moquait de la pudeur, l'honneur des femmes, était quelquefois obligée de donner des coups de cravache à sa conscience rétive, et sans le secours de César, peut-être n'aurait-elle pas toujours réussi à la faire avancer. Qu'une femme est heureuse, dans une telle situation,

d'avoir auprès d'elle un habile écuyer comme César, qui lui enseigne les subtilités du manége et l'art de mettre au grand galop la vertu la plus quinteuse. Nous donnerons un petit échantillon de l'habileté et du savoir-faire du Lovelace allemand.

Wally étant sur le point de partir pour un long voyage, César, à la dernière entrevue qu'il eut avec elle, lui demanda un petit souvenir en signe d'estime et d'amitié. Il existe, dit-il, un charmant poème allmand du moyen âge, le Titurel, dans lequel on raconte une ravissante tradition de Tschiotulander et de Sigune, deux jeunes personnes de différens sexes, qui s'aiment et qui s'adorent réciproquement. Tschiotulander, un certain jour, avant d'aller en guerre, pria Sigune de se déshabiller devant lui, pour le rendre invulnérable. La douce Sigune cosentit avec plaisir à servir de Styx à l'Achille sicambre, et Tschiotulander se plongea dans ses charmes, et partit invulnérable. Lui, César, ne trouvant rien de plus délicieux que d'être invulnérable, parce que cela dispense d'être un héros, et étant précisément dans la situation de Tschiotulander, parce qu'il avait le dessein d'aller aux eaux de Schwalbach, où le danger d'être blessé au cœur est imminent, il osa prier mademoiselle de Wally de se mettre toute nue devant lui, pour réjouir ses yeux et approvisionner son imagination pour tout le temps de la longue séparation.

„Wally regarda fixement César pendant un moment; puis elle se leva fièrement, et quitta la chambre sans dire un mot."

„La contenance de César manifesta une expression de douleur. En demandant une chose révoltante avec la belle naïveté et l'innocence touchante d'un enfant, il avait révélé toute la sublimité dont son âme était capable; mais la honte qui l'enflamma d'abord s'éclipsa devant sa fierté, tant César paraissait noble et pur à ses propres yeux."

„Elle est sans poésie; elle est niaise, je la hais! s'écria-t-il avec violence, en trépignant de colère. Ce n'est pas moi, c'est la poésie qu'elle a offensée: elle me donne du dégoût. Et il fit le serment de ne jamais remettre le pied dans sa maison."

Nous voudrions pouvoir féliciter mademoiselle de Wally d'avoir su échapper à la poésie descamisada du naïf, inno-

cent et sublime César; mais, hélas! elle fut bientôt vaincue. „A peine s'était-elle éloignée, qu'elle jugea avoir été bien bête avec sa vertu. Elle sentait que la véritable poésie est irrésistible, et qu'elle a sa place au-dessus de toutes les lois de la morale et de la convention. Elle sentait combien on est petit quand on résiste à la poésie. L'idée d'être inférieure à la poésie, et au fond moins innocente qu'elle, l'accablait. Elle paraissait méprisable à sa propre conscience, depuis qu'elle devait s'avouer qu'elle n'était pas faite pour la poésie transcendante.

„Combien de fois elle avait rencontré César! Lui, il avait le regard fier! il avait une morale supérieure à celle de Wally. Lui, il pouvait lever ses yeux, que l'idéal ennoblissait! Wally n'avait pas le droit d'être fière, c'était son tour d'éprouver de la honte: elle craignait César. Toute sa vertu lui paraissait mesquine, depuis qu'elle avait déclaré que la vertu ne pouvait subsister qu'habillée, qu'elle ne pouvait pas être nue. Elle avait perdu aux yeux de César ses charmes poétiques."

Wally, mue par un touchant repentir et par une vraie et sincère contrition, résolut de réparer sa faute, de demander pardon de son offense envers la poésie, et de se débarrasser de sa chemise prosaïque. Elle écrivit donc à César le charmant billet que voici:

„Je vous ai offensé, César. Demain soir à dix heures, venez à l'hôtel de l'ambassadeur de Sardaigne. Vous serez conduit par ma femme de chambre à un lieu que vous ne devrez pas quitter. Jurez-moi de ne pas vous avancer au-delà du rideau que vous aurez la bonté de tirer à dix heures dix minutes! César, jurez-le-moi. Je suis honteuse d'avoir eu honte."

César ne manqua pas au rendenz-vous. Le jour des noces de l'ambassadeur de Sardaigne, il se rendit à l'hôtel du diplomate, et à dix heures dix minutes précises, il tira le rideau et eut le bonheur de voir la vertu de Wally sans vilain accoutrement. Le moderne Tschiotulander s'en retourna tout chancelant d'ivresse. Survint alors l'ambassadeur de Sardaigne qui embrassa sa jeune femme, sans lui chiffonner le moindre petit ruban: le bonhomme qui n'avait jamais etendu parler du Titurel, ne soupçonna rien du tout. Le secret fut gardé.

Wally après avoir vécu selon la loi de la chair, et assommé d'ennui ses lecteurs, se rend justice à elle-même, en terminant sa vie par un suicide. Ce serait un très-grand bonheur, si le vice n'était jamais plus aimable, ni l'incrédulité jamais plus spirituelle qu'ils ne se manifestent dans les paroles et les opinions de Wally et de César. Cet ennuyeux roman aurait suffi pour changer Voltaire en dévot, et toutes les femmes galantes de l'ancien régime en prudes. A l'exception des critiques qui, comme les vautours et les corbeaux, s'attachent à la charogne, la lecture de Wally dégoûtera tout le monde.

Nous aurions honte d'entrer avec César dans une sérieuse discussion sur ses opinions morales et religieuses. Il est incrédule par forfanteri, et vicieux pour singer les mœurs du grand monde; des miettes tombées de la nappe de Voltaire, il s'est composé une petite doctrine du plus mauvais goût; il croit être philosophe, il n'est que ridicule.

Et voilà ce faméux roman qui a servi d'attentat Fieschi à la diète de Francfort, qui lui a fourni un prétexte pour faire exécuter contre la presse des mesures préparées de longue main! Mais ne croyez pas qu'on se soit contenté de singer les lois d'intimidation: la sérénissime diète rougirait de honte, si elle se voyait contester l'originalité en matière de despotisme brutal! Elle s'est moquée de ces lois d'intimidation françaises, qu'elle regarde d'un air de pitié comme des lois d'encouragement; elle n'a pas voulu les imiter, mais les rendre ridicules, en montrant combien leurs auteurs ont eu l'esprit pauvre et étroit, et combien ils sont inférieurs aux législateurs de Francfort, qui seuls, vis-à-vis du peuple, ont cette audace et cette insolence qui caractérisent tout véritable homme d'état.

En France où la prise de la Bastille et la Marseillaise ont rendu un peu lourde l'intelligence de tout le monde sur de pareilles matières, on aura peine à comprendre à quelles nouvelles persécutions la presse pourrait être exposée dans un pays comme l'Allemagne, où la censure a toujours frappé aussi bien la littérature que la politique, les livres comme les journaux. Vous ne sauriez jamais concilier la responsabilité d'un auteur avec la censure préalable de son ouvrage. Ne vous creusez pas le cerveau pour pénétrer cette subtilité de

la jurisprudence teutonique: le quartier latin en masse y perdrait son latin. Je me rappele que moi-même, il y a déjà bien des années, j'ai été condamné à une amende pour un article de journal qui avait été censuré, et qu'on ne s'était avisé de trouver répréhensible que six semaines après sa publication. Comme, eu égard à ses circonstances, je déclinais ma responsabilité, on me dit que j'étais doublement coupable: d'abord, pour l'inconvenance de l'article incriminé, ensuite pour avoir induit en tentation l'innocent censeur. Ce mot n'est-il pas joli?

Le cas de l'auteur de Wally était précisément le même. L'ouvrage avait paru avec autorisation de la censure, et il était publié depuis plusieurs mois, lorsque, sur un cri de détresse poussé par M. Menzel, qui vit dans ce roman un terrible remorqueur, capable de faire avancer la révolution française, contre vent et marée, vers la forêt Noire, le gouvernement du roi de Bavière, ce duc de Modène de l'Allemagne, prit l'alarme et s'adressa à la sagesse et à la vigueur de la diète de Francfort. Celle-ci démasqua aussitôt une de ses batteries législatives de réserve, et fit jouer le gros canon pour tuer la pauvre petite Wally et son amant, le naïf Tschiotulander. M. Gutzkow, après avoir été arrêté provisoirement, fut condamné à un emprisonnement de trois mois, et son roman fut saisi. Mais la diète ne se contenta pas de cette justice vulgaire. Tous les autres ouvrages de l'auteur de Wally, tant ceux déjà publiés que ceux qu'il pourrait avoir le dessein de publier un jour, ses œuvres posthumes probablement sous-entendues, ont été défendus pour l'éternité. Ces mêmes mesures ont été appliquées à quatre ou cinq autres écrivains, auxquels entérieurement on n'avait jamais pensé à reprocher quelque chose, et dont tous les ouvrages, publiés depuis plusieurs années, avaient paru avec autorisation de la censure. De cette manière, la diète de Francfort a fait de la condition d'écrivain un droit civil et politique, et enrichi le code pénal de la décapitation littéraire. Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là!

En vérité, tout étranger, à quelque opinion politique qu'il soit attaché, doit être étonné de cette affaire. Personne ne comprendra comment, aux dix-neuvième siècle, un des-

potisme aussi ridicule que sauvage ait osé se présenter avec tant d'effronterie en face de la France, de l'Angleterre, de la Suisse et de la Belgique. On se demandera si la diète de Francfort, en refusant aux Allemands la liberté de la presse, même la plus modéreé, a voulu leur rappeler par là que ces peuples n'ont pu jouir de la liberté de la presse qu'après avoir fait une révolution et chassé leurs rois. On se demandera si la sérénissime diète a perdu la raison. A cela nous répondrons que la passion n'a pas de raison, et qu'entre toutes les passions, la peur est la plus déraisonnable. Les héroïques princes de la confédération Germanique ont tremblé pendant trois ans de la frayeur que leur avait inspirée la colère du peuple français, laquelle cependant n'a duré que trois jours. Depuis que la France ne gronde plus, ils se sont remis de leur frayeur et ont pris leur revanche. Les lâches sont toujours les plus cruels à se venger. Après la révolution de 1830, il y avait telle cour en Allemagne où l'on s'attendait à toute heure à une insurrection populaire, et où l'on avait fait tous les préparatifs nécessaires pour une émigration éventuelle. Les effets précieux furent emballés, pour être transportés hors du pays; les équipages de voyage étaient prêts; d'augustes personnages s'étaient munis à tout événement de passe-ports sous des noms empruntés: on était jour et nuit sur le qui vive. S'il arrivait en ce temps que des ivrognes fissent un bruit nocturne dans la rue, le souverain et ses conseillers pâlissaient, son épouse et les chambellans tombaient en défaillance, et les princesses se mettaient à pleurer. Ils croyaient que la révolution venait d'éclater, et que les piques et les bonnets rouges ne tarderaient pas à se montrer. Ce n'est qu'après la chute de la Pologne que la terreur de ces cours s'apaisa, et depuis lors la diète de Francfort s'épuise en galanteries législatives et pénales, punissant les malencontreux bourgeois de n'avoir fait qu'effrayer les belles princesses et leurs beaux chambellans.

Le reproche qu'on a fait à M. Gutzkow et aux autres ecrivains compris sous le nom de la jeune Allemagne, de miner la foi chrétienne et de corrompre les mœurs, n'est qu'un prétexte et une hypocrisie. Les hommes d'état influens de la confédération Germanique sont juifs de cœur; ils n'ont

d'autre Dieu que l'or et d'autre maître que le roi Salomon: ils se moquent du christianisme. Ils seraient trop heureux de voir les mœurs de la jeunesse se relâcher; la corruption des mœurs serait un gage précieux en faveur de cette servilité qu'on s'efforce de conserver et de perpétuer dans le peuple; elle contribuerait efficacement à propager et établir la religion d'état de l'Autriche, la police secrète, parmi ce grand nombre d'Allemands qui, jusqu'à ce jour, sont encore païens et ne croient pas à la sainteté des révélations. Mais il ne s'agit ici ni de religion, ni de morale; si ce n'était que cela, la censure eût suffi pour supprimer des doctrines dangereuses ou prétendues dangereuses. Les persécutions exercées contre les écrivains de la jeune Allemagne ont un tout autre motif. Il importe à la diète de Francfort de frapper ce qu'aucun censeur du monde n'a jamais pu attaindre: l'esprit. Les auteurs mis en interdit ont de l'esprit, et surtout ils ont un beau style: voilà tout leur crime. Cette explication doit paraître bien ridicule aux étrangers; mais pour les Allemands qui connaissent l'allure de leurs gouvernemens, le ridicule de cette explication est une raison de plus pour l'accepter. Voyons ce que c'est.

Au seizième siècle, Luther avait fait pour les princes allemands ce qu'un siècle plus tard le cardinal Richelieu fit pour les rois de France. L'un et l'autre ont été dans leur pays les fondateurs du pouvoir monarchique, en détruisant le contre-poids que le clergé en Allemagne, la noblesse en France, avaient opposé à l'absolutisme des souverains. Richelieu vaintquit la noblesse par les supplices et les cachots; Luther vainquit le clergé par la science et la philosophie. Depuis ce temps, l'instruction en Allemagne a été un puissant instrument de gouvernement, et elle a rendu beaucoup plus de services aux princes protestans, que l'ignorance n'en rendait aux princes catholiques. Il n'y a rien de plus curieux que la véritable rivalité d'artiste qui a toujours existé entre l'Autriche et la Prusse, sur la supériorité de leurs moyens de gouvernement respectif. La Prusse, à la tête du protestantisme, défendait l'excellence de l'instruction; l'Autriche, à la tête du catholicisme, celle de l'ignorance; mais l'une et l'autre avaient le même but: le despotisme. Dans les pays

protestans, la science était la seconde force armée: on la mettait en garnison dans les places fortes, appelées universités. Les professeurs étaient les officiers, les étudians les soldats. L'instruction n'avait d'autre but que de former des serviteurs d'états, comme en Allemagne on appelle par politesse les serviteurs des princes.

Antérieurement à Luther, tous les livres étaient écrits en latin; depuis lui, les auteurs commencèrent à se servir de la langue vulgaire, ce qui favorisait grandement les desseins despotiques des princes, en rétrécissant de plus en plus la science et la littérature dans la classe des savans, et en empêchant ainsi leur propagation. Si les auteurs eussent continué d'écrire en latin, il se serait rencontré avec les temps des amis du peuple, qui auraient traduit à son usage les livres latins; mais les professeurs écrivant en allemand, c'est-à-dire en un allemand, officiel et détestable, aussi intelligible que l'hébreu, et que personne ne s'avisait jamais de traduire de l'allemand en allemand, la lecture et l'instruction demeurèrent toujours éloignées du peuple, et les gouvernemens n'eurent plus aucune inquiétude sur la durée de leur omnipotence, garantie par le désarmement général de l'intelligence populaire.

Nous arrivons. De nos jours enfin, des écrivains d'esprit et de cœur, ceux de la jeune Allemagne, s'avisèrent de répandre la science, la philosophie, la morale, la politique, en les traduisant de l'allemand des savans dans l'allemand de tout le monde. Les gouvernemens protestans s'en sont épouvantés; à mesure que l'instruction se propage, ils perdent leur plus puissant instrument de despotisme, et en même temps leur prédominence sur les états catholiques, et ils sentent qu'il est trop tard alors de remplacer l'instruction par l'ignorance. La Prusse n'a plus de contre-poids à opposer à la puissance de l'Autriche, que l'ignorance de ses peuples rend formidable, et celle-ci triomphe.

La persécution qu'on exerce envers les auteurs de la jeune Allemagne, a encore un autre motif. Jusqu'aux derniers temps, la littérature périodique, un Allemagne, a été, à peu d'exceptions près, dans les mains des écrivains du dernier ordre. Les auteurs distingués, les véritables savans, dédaignaient de prendre part à la littérature périodique,

comme autrefois la noblesse croyait déroger en embrassant l'industrie. Les écrivains de la jeune Allemagne avaient fondé quelques journaux littéraires estimés, et ils avaient le dessein d'en former encore d'autres. Plusieurs professeurs distingués de la Prusse s'étaient laissé séduire par l'esprit de ces jeunes écrivains, au point de s'attacher comme collaborateurs à leurs journaux. Le gouvernement prussien s'est effrayé de cette nouveauté, comme d'un commencement de morcellement des biens-fonds de la science Voilà pour quelle raison M. Gutzkow et ses complices en beau style, ont été punis de la mort littéraire je devrais dire, voilà justement ce qui fait que votre fille est muette; car, un vérité, je désespère d'avoir clairement expliqué aux Français le galimatias politique et littéraire de la sérénissime diète de Francfort.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ludwig Börnes

gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in sechs Bänden

nebst Anhang:

Nachgelassene Schriften in zwei Bänden.

Mit Börnes Bildnis, einem Briefe in Faksimile
und einer biographisch-kritischen Einleitung von **Alfred Klaar.**

Fünfter Band:
Briefe aus Paris.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

(1830 bis 1833.)

	Seite
Erster Brief	7
Zweiter Brief	8
Dritter Brief	10
Vierter Brief	12
Fünfter Brief	20
Sechster Brief	22
Siebenter Brief	27
Achter Brief	31
Neunter Brief	34
Zehnter Brief	36
Elfter Brief	40
Zwölfter Brief	44
Dreizehnter Brief	48
Vierzehnter Brief	52
Fünfzehnter Brief	58
Sechzehnter Brief	61
Siebzehnter Brief	65
Achtzehnter Brief	67
Neunzehnter Brief	71
Zwanzigster Brief	74
Einundzwanzigster Brief	78
Zweiundzwanzigster Brief	82
Dreiundzwanzigster Brief	84
Vierundzwanzigster Brief	86
Fünfundzwanzigster Brief	91
Sechsundzwanzigster Brief	97
Siebenundzwanzigster Brief	102
Achtundzwanzigster Brief	108
Neunundzwanzigster Brief	111
Dreißigster Brief	115
Einunddreißigster Brief	120
Zweiunddreißigster Brief	126
Dreiunddreißigster Brief	130
Vierunddreißigster Brief	133
Fünfunddreißigster Brief	140
Sechsunddreißigster Brief	146
Siebenunddreißigster Brief	150
Achtunddreißigster Brief	157
Neununddreißigster Brief	161
Vierzigster Brief	164
Einundvierzigster Brief	170
Zweiundvierzigster Brief	175
Dreiundvierzigster Brief	181
Vierundvierzigster Brief	188
Fünfundvierzigster Brief	194
Sechsundvierzigster Brief	198

	Seite
Siebenundvierzigster Brief . . .	200
Achtundvierzigster Brief	207
Neunundvierzigster Brief . . .	210
Fünfzigster Brief	212
Einundfünfzigster Brief	213
Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1817 . .	218
Zweiundfünfzigster Brief . . .	229
Dreiundfünfzigster Brief . . .	233
Vierundfünfzigster Brief . . .	237
Fünfundfünfzigster Brief . . .	244
Sechsundfünfzigster Brief . . .	247
Siebenundfünfzigster Brief . . .	257
Achtundfünfzigster Brief . . .	262
Neunundfünfzigster Brief . . .	274
Sechzigster Brief	279
Einundsechzigster Brief	294
Zweiundsechzigster Brief . . .	296
Dreiundsechzigster Brief . . .	304
Vierundsechzigster Brief	320
Fünfundsechzigster Brief	324

Briefe aus Paris.

(1830—1833.)

(Börnes „Briefe aus Paris“ erschienen in drei aufeinanderfolgenden Sammlungen; die erste, 48 Briefe stark, im Jahre 1832; die zweite, 31 Briefe umfassend, im Jahre 1833; die dritte, 36 Briefe enthaltend, im Jahre 1834. Diese drei Sammlungen sind in dieser Gesamtausgabe der Börneschen Schriften zu einer vereinigt, mit fortlaufender Zahlenbezeichnung aller in den drei Sammlungen erschienenen 115 Briefe.

Der Herausgeber.)

Erster Brief.

Karlsruhe, Sonntag den 5. September 1830.

Ich fange an den guten Reisegeist zu spüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, sind schon ausgezogen.

Aber je näher ich der französischen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt schon, was ich thun werde auf der Kehler Brücke, sobald ich der letzten badischen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verraten.

Gestern abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude, mich zu sehen! Sie wußten gar nicht, was sie mir alles Liebes erzeigen sollten, sie hätten mir gern die ganze Universität gebraten vorgesetzt. Mir ärmsten mit meinem romantischem Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich sah eine schönere Zeit in rosenroter Knospe. Wenn die einmal aufbricht! Wie gern hätte ich ihn der Mutter gestohlen, und ihn mit mir über den Rhein geführt, ihn dort zu erziehen mit Schlägen und Küssen, mit Hunger und Rosinen, daß er lerne frei sein und dann zurückkehre, frei zu machen.

In Heidelberg sah ich die ersten Franzosen mit dreifarbigen Bändern. Anfänglich sah ich es für Orden an, und mein Ordensgelübde legte mir die Pflicht auf, mich bei solchem Anblicke inbrünstig zu ärgern. Aber ein Knabe, der auch sein Band trug, brachte mich auf die rechte Spur.

Ich mußte lachen als ich nach Darmstadt kam und mich erinnerte, daß da vor wenigen Tagen eine fürchterliche Revolution gewesen sein soll, wie man in Frankfurt erzählte. Es ist eine Stille auf den Straßen, gleich der bei uns in der Nacht, und die wenigen Menschen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Erzählte man sich sogar bei uns, das Schloß brenne, und einer meiner Freunde stieg den hohen Pfarrturm hinauf, den Brand zu sehen! Es war alles gelogen. Die Bürger sind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, sondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzoge seine Schulden nicht bezahlen wollen. Das ist

deutsches Volksmurren, das laß ich mir gefallen; darin ist Rossinische Melodie.

Wenn Sie mir es nicht glauben werden, daß ich gestern drei Stunden im Theater gesessen und mit himmlischer Geduld Minna von Barnhelm bis zu Ende gesehen — bin ich gar nicht böse darüber. Aber das Unwahrscheinlichste ist manchmal wahr. Auf der Reise kann ich alles vertragen.

Die Theaterwache in Darmstadt war gewiß fünfzig Mann stark. Ich glaube, auf je zwei Zuschauer war ein Soldat gerechnet. Noch viel zu wenig in solcher tollen Zeit. Und diesen Morgen um sechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenster vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greise, und alle Kranken, und alle süßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geschieht wohl jeden Tag. Diese kleinen deutschen Fürsten in ihren Nußschalresidenzen sind gerüstet und gestachelt wie die wilden Kastanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe.

Adieu, Adieu. Und schreiben Sie mir es nur auf der Stelle, so oft bei uns eine schöne Dummheit vorfällt.

Zweiter Brief.

Straßburg, den 7. September.

Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauers, der von Straßburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündflut unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Übelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern. Es war ein unentschiedenes Gemisch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht. Der Mut konnte die Wehmut, die Wehmut in meiner Brust den Mut nicht besiegen. Es war ein Streit ohne Ende und ohne Friede. Die Fahne stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Teil des Tuches flatterte in deutscher Luft. Fragen Sie doch den ersten besten Legationssekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht sei? Es war nur der rote Farbenstreif der Fahne, der in unser Mutterland hineinflatterte. Das wird auch

die einzige Farbe sein, die uns zu teil wird werden von Frankreichs Freiheit. Rot, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.

Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieser Fahne streiten, nur einen einzigen Tag mit roter Tinte schreiben, wie gern wollte ich meine gesammelten Schriften verbrennen, und selbst den unschuldigen achten Teil von ihnen, der noch im Mutterschoße meiner Phantasie ruht! Schmach, Schmach über unser Andenken! Einst werden die siegesfrohen, siegesübermütigen Enkel spottend einen Gansflügel auf unseren Grabeshügel stecken, während glücklichere Tote unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. Ich begreife, wie man gegenwärtige Übel geduldig erträgt — es giebt kein gegenwärtiges Übel, es wird nach jeder Minute zur Vergangenheit — aber wie erträgt man zukünftige Leiden? das fasse ich nicht.

Diesen Mittag war ein junger Mensch bei Tische, der in Paris mit gefochten. Es war mir gerade, als brennten ihm die Haare, und unwillkürlich rückte ich von ihm weg, obzwar ich deutsches nasses Holz ihn eher ausgelöscht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unserer neun, worunter drei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer einzigen Stunde mehr sprechen hören, als im englischen Hofe während der zwei Monate, daß ich dort zu Tische ging.

Ich wollte hier einen Platz im Coupé nehmen, aber schon auf acht Tage voraus war das Kabriolett in Beschlag genommen, und so lange habe ich keine Geduld zu warten. Mich in den inneren Wagen zu setzen, dazu kann ich mich nicht entschließen. Übrigens sind auch hier die Plätze schon auf mehrere Tage besetzt. Diese Frequenz kommt von den unzähligen Solliciteurs, die täglich nach Paris eilen, den jungen Freiheitsbaum zu schütteln.

Donnerstag, den 8. September.

Um zehn Uhr reise ich weiter. Ich habe mir einen Mietwagen bis Chalons genommen. Das ist zwei Dritteile des Weges. Mit dem nämlichen Kutscher und dem nämlichen Wagen ist vor kurzem Potter nach Paris gefahren. Ich wohnte hier in dem nämlichen Zimmer, das er bewohnte. Was das Zimmer betrifft, ist mir nicht bange; eine Nacht, das kann mir nicht schaden. Aber acht Tage in Potters Wagen? Ich werde ihn durchräuchern lassen.

Eben zog die Nationalgarde vorüber. Ich erstaunte über ihr gesundes und frisches Aussehen, da sie doch einige Jahre scheintot im Grabe gelegen. Aber die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächst, bis sie den Sarg sprengt. Das sollten sich die Totengräber merken.

Dritter Brief.

Luneville, den 9. September.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht, um welche Tageszeit Sie meine Briefe erhalten? Hier übernachte ich, morgen mittag komme ich nach Nancy. Ich befinde mich sehr wohl und reise bequem. Es ist freilich eine Schneckenfahrt, doch hat das auch seine Vorteile. Während die Räder sich langsam drehen, hat man Zeit, manches zu bemerken und die Physiognomie des Landes zu beobachten. Aber nein, so ein leeres Gesicht ist mir noch gar nicht vorgekommen. Lebloseres, langweiligeres, verdrießlicheres giebt es gar nicht als dieser ganze Weg von der deutschen Grenze bis nach Paris. Es ist jetzt das dritte Mal, daß ich ihn zurücklege. Mir kommt er vor wie ein langer stiller Gang, nur gebaut, in das wohnliche Paris zu führen, und die mir begegnenden Menschen erscheinen mir als die Diener des Hauses, die hin und her eilen, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen und ihm aufzuwarten. Die Bevölkerung in den Provinzen hat eine wahre Lakaienart, sie spricht von nichts als von ihrem gnädigen Herrn Paris. Die Städte, die Dörfer sind Misthaufen, bestimmt Paris zu düngen. Wenn auch die anderen Provinzen Frankreichs denen gleichen, die ich kenne, so möchte ich außerhalb Paris kein Franzose sein, weder König noch Bürger.

Vitry-sur-Marne, den 12. September.

— Das menschliche Leben ist voller Rechnungsfehler und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu uns das Einmaleins nützt. Der Teufel ist Kontrolleur und hat seine Freude am Widerspruch, um jeden Abend den ehrlichen Buchhalter zu verwirren. Am zwölften September des vorigen Jahres war ich, wie ich aus meinem Tagebuche ersehe, in Soden, der letzte Gast im Bade, der einzige Städter im Dorfe, saß gefangen auf meinem Zimmer, von dem schlechtesten Wetter bewacht, ward gefoltert von den boshaftesten Nerven. Es war abends acht Uhr, ich lag auf dem Sofa, das ungeputzte Licht brannte düster, Wind und Regen klopften leise an das Fenster, es war mir, als wenn die Elemente riefen: komm zurück, wir erwarten dich! Es war mir unendlich wehe. Ich fühlte mich wie fortgeschleppt von den gewaltigen Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hilfe .... Wer mir damals gesagt hätte, heute übers Jahr bist du um diese Stunde in Vitry-sur-Marne, froh und gesund und wirst dort schlafen und

nicht unter der Erde — ich hätte ihn ausgelacht inmitten meiner Schmerzen. Und wer am nämlichen Tage dem Könige von Frankreich gesagt hätte: heute übers Jahr bist du nicht König mehr und schläfst in England?.. Es ist doch schön, kein König sein! Daran will ich künftig denken, so oft ich leide. Armer Karl! Unglücklicher Greis! Die Menschen — nein, unbarmherzig sind sie nicht, aber sie sind unwissende Thoren. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König sein; sie begreifen nicht, was das heißt, auf schwachen menschlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; sie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele die Sünden eines ganzen Volkes aufladen! Denn warum haben die Menschen Könige, als weil sie Sünder sind? Ist das Fürstentum etwas anderes als ein künstliches Geschwür, welches die heilbedächtige Vorsehung den Völkern zuzieht, daß sie nicht verderben an ihren bösen Säften, daß ihre giftigen Leidenschaften alle nach außen fliehen und sich im Geschwür sammeln? Und wenn es aufspringt endlich — wer hat es strotzend gemacht? Nicht schonen soll man verbrecherische Könige, aber weinen soll man, daß man sie nicht schonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten sagen: da ist nun ein freiheitsliebender Mann, der doch noch sagt, es sei dem Könige von Frankreich Unrecht geschehen! Was? Recht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, verklagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die spitzbübische Nacht, die euch um den hellen Tag geprellt — und wenn ihr den Prozeß gewonnen, dann kommt ihr geschickten Advokaten und verklagt das Volk, es habe seinem Könige Unrecht gethan!

— Ich habe schon viel in Frankreich geschlafen: in Straßburg, in Pfalzburg, Lüneville, Nancy, Toul, Bar-le-Duc, und heute schlafe ich hier. Es ist eine schöne Erfindung, wie Sancho Pansa sagt; und wo man schläft, man schläft immer zu Hause, und wo man träumt, man hat überall vaterländische Träume. Aber was geht das mich an? Ich bin auch wachend nirgends fremd.

In den Niederlanden scheint es arg herzugehen. Was aber die Leute dort wollen und nicht wollen, begreife ich nicht recht. Ihr hättet mich nicht abhalten sollen über Brüssel zu reisen. Es ist freilich kein Vergnügen, totgeschossen zu werden und nicht zu wissen wofür. Aber wenn man im Bette stirbt, wie die meisten, weiß man dann besser, wofür es geschieht? Die Unannehmlichkeit dauert einige Minuten; das Vergnügen aber, nicht totgeschossen worden, der Gefahr entgangen

zu sein, reicht für das ganze Leben hin. Man muß rechnen, zählen, wiegen. Auf mehr oder weniger, schwerer oder leichter kommt alles an. Die Qualitäten sind nicht sehr verschieden.

Ach! ich spüre es schon, es ergeht mir dieses Mal in Frankreich, wie die beiden vorigen Male. Die feuchte Philosophie schlägt an mir heraus, wie, wenn warme Witterung eintritt, die Steinwände naß werden. Es ist mir recht, diese Hautkrankheit der Seele ist meiner betrübten Konstitution sehr heilsam.

— Soeben las ich in einem Pariser Blatte die aus einer englischen Zeitung entlehnte Nachricht: in Hamburg wären Unruhen gewesen, man hätte die Juden aus den Kaffeehäusern verjagt. Und in Hannover hätten sie geschrieen: à bas la noblesse! Ich kann mir gar nicht denken, wie das im Deutschen gelautet haben mag; denn unsere guten Leute kennen keinen anderen Zornruf als das lateinische Pereat! Was nun den Adel betrifft, so habe ich, bei aller Menschenfreundlichkeit, nichts dagegen. Mit guten Fallschirmen versehen, wird er herunterkommen ohne sich sehr wehe zu thun. Aber die Juden! Die Franzosen hatten ihre Julitage, wollen die Deutschen ihre August-, ihre Hundstage haben? Fängt man so die Freiheit an? O, wie dumm! O, wie lächerlich! O, wie unästhetisch! Von der Niederträchtigkeit will ich gar nicht sprechen; die versteht sich von selbst. Ist es aber wahr?

— Die Kellnerin kam herauf und sagte mir: sie hätte meinem Bedienten ein ganz gutes Zimmer angewiesen, er verlange aber ein Appartement. Ich ließ ihn rufen, und fragte, was das sein sollte? Da fand sich denn, daß er die bescheidenste Forderung gemacht, und eine unschuldige Neugierde zu befriedigen gesucht, der kein Mensch, von welchem Stande er auch sei, lange widerstehen kann. Als feiner Nordländer war er gewohnt, das unartige Ding Appartement zu nennen.

Vierter Brief.

Dormans, den 15. September.

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt, hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mitgerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzosen eine gemeinschaftliche Seele haben, und die in einer Provinz gar nur eine Mondseele, ein Licht aus zweiter Hand; Paris ist die Sonne.

Napoleon, Rothschild, schlimme Nachrichten und andere berühmte Kuriere haben den Weg von Frankfurt bis Paris schon in 48 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte sich rühmen, diesen Weg in dreizehn Tagen gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entschieden ist? Bin ich ein Narr? Ach wie gern wollte ich einer sein, fände ich wenigstens ein Echo, das es mir bejahte. Aber nicht einmal eine menschliche Seele, die mich auslacht! Allein zu sein mit seiner Weisheit, das ist man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit seiner Thorheit, das ist unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkste! O, teures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Wert! Dort fand ich in jedem Nachtquartier eine kleine Residenz, oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garnison, oder eine Universität, und in jedem Gasthofe eine Weinstube mit scharf geprägten Gästen, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiste Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einschlafen. Aber hier in diesem vermaledeiten Rat-losen Lande! Seit acht Tagen saß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verschmachtete. Glauben Sie mir, man stirbt nicht vor Langeweile; das ist nur eine dichterische Redensart. Aber wie gern hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrat eine Flasche, für jeden Professor zwei Flaschen, für einen Studenten drei; und hätte ich gar einen schönen Geist, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu kostspielig gewesen. Hofräte, Hofräte! wenn ich je wieder euer spotte, dann schlagt mir auf den Mund und erinnert mich an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie Wiegen Eiapopeia. Und doch steckt der Teufel in jedem Buchstaben. Aber lesen Sie nur erst das Stück dormantischer Poesie, das Gebet an die Geduld, das ich diesen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeschrieben, und dann sollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters; schmerzerzeugte, milchherzige, weichlispelnde Göttin; Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlandes, die du es warteſt und lehrest warten.

Die du höreſt mit hundert Ohren, und sieheſt mit hundert Augen, und bluteſt an hundert Wunden und nicht klageſt.

Die du Felsen kochſt und Wasser in Steine verwandelſt.

Schmachbelastete, segenspendende Geduld; holdes mondlächelndes Angesicht; heiligste Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böse Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger bist als sie. Sieh! mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaschen wird; ich renne toll wie ein Sekundenzeiger um die schleichende Stunde; ich peitsche und sporne vergebens die stättige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und spottet meiner. Ich verzweifle, ich verzweifle, o rette mich!

Lösche mein brennendes Auge mit dem Wasserstrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Brust. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünsche in den tiefsten Sumpf, daß sie aufzischen und dann ewig schweigen. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare und lasse mich dann friedlich ruhen in einem Naturalienkabinett unter den seltensten Versteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorsamer sein in allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichsten lächelst. Die Didaskalia will ich lesen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken, und den Hegel, bis ich ihn verstehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaste der deutschen Bundesversammlung stehen und da warten bis sie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutschen aus dem Tempel jagen und dein Reich endiget.

Vorgestern gegen Mittag kam ich nach Chalons. Ich wollte meinen Straßburger Wagen, den ich einstweilen nur bis dahin gedingt hatte, nun weiter bis Paris mieten. Aber der Kutscher hatte keine Lust dazu, die Wege wären zu schlecht, oder was ihn sonst abhielt. Ich schickte nach einem andern Mietkutscher. Jetzt denken Sie sich die greuliche Statistik: In Chalons, einer Stadt von 12000 Einwohnern, giebt es nur eine einzige Mietkutsche, und für diese wurde für die Reise nach Paris, das nur zwanzig Meilen entfernt ist, 200 Franken gefordert! Da dieses viel mehr als die Reise mit Postpferden beträgt, entschloß ich mich zu letzterem. Da hatte ich mich wieder verrechnet. In Deutschland findet der Reisende auf jeder Post Kutschen, die ihn von Station zu Station führen. Hier aber hat die Post zu

diesem Gebrauche nur zweiräderige bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, uns leicht die Seele aus dem Körper schleudern, und nicht einmal Platz haben, einen Koffer aufzupacken. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit der Diligence zu reisen, die eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Chalons abgegangen war, und die erst den anderen Mittag wiederkehrte. Vierundzwanzig Stunden sollte ich warten! Ich war an diesem Tage ganz gewiß der verdrießlichste Mensch in ganz Europa, und war schwach genug zu überlegen, was besser sei, Preßfreiheit ohne Retourwagen, wie in Frankreich, oder Retourwagen ohne Preßfreiheit wie in Deutschland.

Ich machte einige Gänge durch die Stadt, aber in den Straßen war es so öde und stille, die Menschen erschienen mir so langweilig und gelangweilt, und selbst im Kaffeehause, sonst dem Pochwerke jeder französischen Stadt, hatte alles ein so schläfriges Ansehen, daß ich bald wieder nach Hause eilte. Dort zog ich Pantoffeln und Schlafrock an, um wenigstens mit Bequemlichkeit zu verzweifeln. Da erinnerte mich ein zufälliger Blick in den Kalender, daß es wieder Zeit sei, den guten Blutegeln, die zur Erhaltung meiner Liebenswürdigkeit so vieles beitragen, ihr kleines monatliches Fest zu geben. Es war mir eine willkommene Zerstreuung, und ich schickte nach einem Chirurgen. Statt dessen kam aber eine Frau von sechzig Jahren, die sich mir als Hebamme vorstellte, und mich artig versicherte, der von mir verlangte Dienst sei eigentlich ihr Geschäft. Ich muß gestehen, daß die Französin die Operation mit einer Leichtigkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und ich möchte sagen mit einer Grazie ausführte, die ich bei dem geschicktesten deutschen Chirurgus nie gefunden hatte. Sie zeigte so viel Anstand in ihrem Betragen, war so abgemessen in allen ihren Bewegungen, sprach so fein, so bedächtig und umsichtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie mit der Oberhofmeisterin einer gewissen deutschen Prinzessin zu vergleichen, die ich vor vielen Jahren zu hören und zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor meinem Bette sitzend unterhielt sie mich auf das angenehmste und lehrreichste. Von der letzten Revolution sprach sie kein Wort, und dieses überzeugte mich, daß es keine Prahlerei von ihr war, wenn sie mich versicherte, daß sie nur die vornehmsten Krankenhäuser besuche. Sie erzählte mir viel von Unterpräfekten, von einem gewissen Colonel, von der Frau des Gerichtspräsidenten, und daß sie weit und breit als Hebamme gebraucht werde. Erst kürzlich wäre sie zu einer Entbindung nach St. Denis geholt worden. Sie war die treueste und verschwiegenste Hebamme, verriet

nichts, hatte aber eine so geschickte Darstellung, daß auch die schläfrigste Phantasie alles erraten mußte: zuweilen unterbrach sie ihren Bericht von den auswärtigen Angelegenheiten, warf einen Blick auf mich und rief mit Künstlerbegeisterung aus: ils travaillent joliment, ils travaillent joliment! So ging mir eine Stunde angenehm vorüber, aber dreiundzwanzig Leidensstunden bis zur Ankunft der Diligence blieben noch übrig und als die Hebamme fort war, jammerte ich armer Kindbetter, daß es zum Erbarmen war.

Ich nahm Reinhards Reisebuch zur Hand, und da las ich zu meinem Schrecken, daß Chalons einen Spaziergang habe, Jard genannt, und das wäre die schönste Promenade Frankreichs. Ferner: in der Nähe von Chalons wäre das Schlachtfeld, wo einst Attila von den Römern und Franken besiegt worden. Das hätte ich nun alles sehen mögen, war aber jetzt so schwach, daß ich nicht ausgehen konnte. Es war mir lieblich zu Mute! Aber alles geht vorüber; es kam der folgende Tag, und mit ihm die Diligence, auf der ich Platz nahm. Man fährt von Chalons in 24 Stunden nach Paris, aber ich fühlte mich unbehaglich, scheute die Nachtfahrt und faßte den rasenden Entschluß, mich nur bis Dormans, wo man abends ankommt, einschreiben zu lassen und da zu übernachten. So that ich es auch.

Meine Gefährten im Coupé waren eine junge schöne Modehändlerin aus der Provinz, die ihre periodische Kunstreise nach Paris machte, und ein schon ältlicher Herr, der, nach seiner dunklen Kleidung und der Ängstlichkeit zu beurteilen, in welche ihn die kleinste schiefe Neigung des Wagens versetzte, wohl ein protestantischer Pfarrer oder Schulmann war. Diese beiden Personen von so ungleichem Alter und Gewerbe unterhielten sich, ohne die kleinsten Pausen, auf das lebhafteste miteinander; aber ich achtete nicht darauf und hörte das alles nur wie im Schlafe. In früheren Jahren war mir jede Reise ein Maskenballfest der Seele; alle meine Fähigkeiten walzten und jubelten auf das ausgelassenste, und es herrschte in meinem Kopfe ein Gedränge von Scherz und Ernst, von dummen und klugen Dingen, daß die Welt um mich her schwindelte. Was hörte, bemerkte, beobachtete, sprach ich da nicht alles! Es waren Wolkenbrüche von Einfällen, und ich hätte hundert Jahrgänge des Morgenblattes damit ausfüllen können, und hätte die Censur nichts gestrichen, tausend Jahrgänge. Wie hat sich das aber geändert!.. Ich sitze ohne Teilnahme im Wagen, stumm wie ein Staatsgefangener in Österreich und taub wie das Gewissen eines König. In der Jugend bemerkt man mehr

die Verschiedenheiten der Menschen und Länder, und das eine Licht giebt tausend Farben, im Alter mehr die Ähnlichkeiten, alles ist grau, und man schläft leicht dabei ein. Ich kann jetzt einen ganzen Tag reisen, ohne an etwas zu denken. Fand ich doch auf dem langen Wege von Straßburg hierher nichts weiter in mein Tagebuch zu schreiben, als die Bemerkung, daß ich in Lothringen mit sechs Pferden habe pflügen sehen und daß mein Kutscher stundenlang mit Konrad von der Preßfreiheit und den Ordonnanzen mit einem Eifer gesprochen, als wäre von Hafer und Stroh die Rede. Und selbst dieses wenige schrieb ich nur kurz und trocken nieder, ohne alle satirische Bemerkungen gegen die Mietkutscher in der großen Eschenheimer Gasse, in der kleinen Eschenheimer Gasse, hinter der schlimmen Mauer und den übrigen Frankfurter Gassen, die in der Nähe des Taxischen Palastes liegen. Den kleinen guten Gedanken: was würde Herr von Münch-Bellinghausen thun, wenn sich einmal sein Kutscher erkühnte, von Preßfreiheit zu sprechen und würde ihm das nicht Anlaß geben, eine vertrauliche Sitzung der hohen Bundesversammlung zu veranstalten und darin auf schärfere Censur in den Bundesstaaten anzutragen? — diesen habe ich jetzt in diesem Augenblicke erst, und ihn ganz allein der Verzweiflung der Langeweile zu verdanken; im Tagebuche steht nichts davon. Ist das nicht sehr traurig?

— Man reist jetzt auf der Diligence unglaublich wohlfeil. Der Platz von Straßburg bis Paris kostet nicht mehr als 20 Franken, im Kabriolett 26. Diese Wohlfeilheit kommt daher, weil es drei verschiedene Unternehmungen giebt, die sich wechselseitig zu Grunde zu richten suchen. Bei solchen niedrigen Preisen haben die Aktionärs großen Verlust, den sie nicht lange ertragen können. Es kommt jetzt darauf an, wer es am längsten aushält. Von Chalons bis Paris gehen täglich, die Mallepost ungerechnet, sechs Diligencen, drei von Metz, drei von Straßburg kommend. Unter diesen sieben Losen habe ich schon drei Nieten gezogen, denn in den drei Wagen, welche diesen Mittag durchkamen, waren keine Plätze mehr. Heute abend kommen die anderen und wenn ich Glück habe wie bisher, werden sie gleichfalls besetzt sein, und ich vielleicht acht Tage in Dormans bleiben müssen. Das wäre mein Tod. Und welcher Tod! Der Tod eines Bettlers. Denn man wird hier auf eine so unerhörte Art geprellt, daß ein achttägiger Aufenthalt meine Kasse erschöpfen, und mir nicht so viel übrig bleiben würde, meine Begräbniskosten zu bestreiten. Hören Sie weiter wie es mir ging.

Um, wenn der Wagen ankäme, nicht aufgehalten zu sein, verlangte ich diesen Vormittag schon meine Wirtshausrechnung. Die Wirtin machte die unverschämte Forderung von etlichen und zwanzig Franken. Ich hatte gestern abend nichts als Braten und Dessert gehabt, ein elendes Schlafzimmer, und diesen Morgen Kaffee. Der Bediente das nämliche und wahrscheinlich alles noch schlechter. Ich sagte der Wirtin, sie sollte mir die Rechnung spezifizieren. Sie schrieb mir auf: Nachtessen 9 Fr., Zimmer 8, Frühstück 3, Zuckerwasser 1 Fr. und für einige Lesebücher, die ich aus der Leihbibliothek hatte holen lassen, 30 Sous. Ich fragte sie kalt und giftig, ob sie bei dieser Forderung bestände, und als sie erwiderte: sie könne nicht anders, nahm ich die Rechnung und ging fort, die Wirtin zu verklagen. Ich wollte einmal sehen, wie in einer, auf einer Monarchie gepfropften Republik die Justiz beschaffen sei. Ich trat in den Laden eines Apothekers, um mich nach der Wohnung des Friedensrichters zu erkundigen. Die Apotheke sah derjenigen, welche Shakespeare in Romeo und Julie beschrieben, sehr ähnlich, und ich glaube, ich hätte da leicht Gift haben können. Der müßige Apotheker las die neue Charte Constitutionelle. Statt aber auf meine Frage nach der Wohnung des Friedensrichters zu antworten, fragte er mich, was ich da suche? Ich erzählte ihm meinen teuren Fall. Er erkundigte sich nach dem Wirtshause und als ich es ihm bezeichnet, erwiderte er mir, er wisse nicht, wo der Friedensrichter wohne. Wahrscheinlich war er mit der spitzbübischen Wirtin befreundet. Ich ging fort und ließ ihm einen verächtlichen Blick zurück. So sind die Liberalen! Ich ließ mir von einem anderen das Haus des Friedensrichters bezeichnen. Ich trat hinein, ein Hund sprang mir entgegen, der mich bald zerrissen hätte, und auf dessen Gebell eilte ein Knecht herbei, der mir sagte, der Friedensrichter wäre vereist und ich sollte mich an den Greffier wenden. Mit Mühe fand ich die Wohnung des Greffier. Der war über Land gegangen. Ich suchte den Maire auf; man sagte mir, der wäre zum Präfekten gerufen worden, und ich sollte zum Maireadjunkten gehen. Diesen fand ich zu Hause. Es war ein kleines altes Männchen in blonder Perücke, der einen großen Pudel auf dem Schoß hatte und ihn schor. Ein junges Frauenzimmer, Tochter oder Haushälterin, war mit Bügeln beschäftigt. Als ich eintrat, ließ der Maireadjunkt den Hund laufen, hörte meine Klage an, und sah mir über die Schulter in die Rechnung, die ich ihm vorlas. Das Mädchen trat auf meine linke Seite, sah mir gleichfalls über die Schulter in die Rechnung,

verbrannte mir mit dem heißen Bügeleisen den kleinen Finger und rief in größtem Eifer aus: Nein, das ist unerhört, aber diese Leute machen es immer so! Der Maireadjunkt fiel seiner wahrscheinlichen Haushälterin nicht ohne Schüchternheit in das Wort, bemerkte, er könne sich nicht in die Sache mischen, das ginge den Friedensrichter an. Übrigens, mein Herr, schloß er seine Rede, Sie werden schon öfter gereist sein. Diese kurze und weise Bemerkung brachte mich zur Besonnenheit, ich strich meinen verbrannten Finger an der noch ungeschorenen Seite des Pudels, welches mir sehr wohl that, und ging fort.

Nach Hause zurückgekommen, erzählte ich der Wirtin, ich hätte sie verklagen wollen, aber die Behörden wären alle abwesend, und so blieb mir nichts übrig, als sie noch einmal zu fragen, ob sie sich denn gar nicht schäme, ich hätte ja ganz schlecht zu Nacht gegessen? Die Tochter der Wirtin erwiderte darauf: ich hätte sehr gut zu Nacht gegessen, ich hätte ein Suprême de Volaille gehabt. Dieses Suprême de Volaille war nichts als ein Dreieck von dem Leibe eines Huhns, in dessen einem Winkel eine kalte Krebsschere stak, welche irgend ein Passagier vielleicht schon vor der Revolution ausgehöhlt hatte. Ich glaube, die Suprematie dieses Gerichts bestand bloß in dieser hohlen Krebsschere, denn das übrige war etwas ganz Gewöhnliches. Ich ward heftig und antwortete der Tochter: Que me parlez-vouz d'un Suprême de Volaille? Vous êtes un Suprême de Canaille! Kaum hatte ich das Zornwort ausgesprochen, als ich es bereute. Erstens aus Höflichkeit, und zweitens aus Furcht; denn der Koch war mit seinem langen Messer hinzugetreten, und ich dachte, er würde mich auf der Stelle schlachten. Aber zu meinem Erstaunen achteten Wirtin, Tochter und Koch gar nicht auf mein Schimpfen, sie verzogen keine Miene und es war, als hätten sie es gar nicht gehört. Ich kann mir diese Unempfindlichkeit nicht anders erklären, als daß ich zu feines Französisch gesprochen, welches die Kleinstädter nicht verstanden.

Ich bezahlte meine Rechnung, um mich aber an den Leuten zu rächen und sie zu ärgern, ließ ich meine Sachen in das gerade gegenüberliegende Wirtshaus bringen. Hier aß ich zu Mittag, und ließ mir dann ein Zimmer geben, wo ich Ihnen schreibe und auf die Ankunft der Diligence warte.

Morgen oder übermorgen schreibe ich von Paris. Sollten Sie aber morgen wieder einen Brief mit dem Postzeichen Dormans erhalten, dann öffnen Sie ihn nur gleich mit weinenden Augen, denn Sie können voraus wissen, daß ich Ihnen meinen Tod melde.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. September 1830.

Seit gestern bin ich hier und alles ist vergessen. Ob ich gesund und froh, wie Sie es wünschen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erst geworden bin, wüßte ich kaum zu bestimmen; doch glaube ich eher das letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn sie kein Lüftchen berührt, sind sie am unruhigsten und zittern wehklagende Töne gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Diese Kränkelei macht mich so wütend, daß ich meine eigenen Nerven zerreißen möchte. So oft sie aber ein grober Sturmwind schlägt, bleiben sie philosophisch gelassen, und verlieren sie ja die Geduld, brummen sie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie mir so behaglich worden gleich von der ersten Stunde an. Das moralische Klima von Paris that mir immer wohl, ich atme freier, und meine deutsche Engbrüstigkeit verließ mich schon in Bondi. Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl. Ich möchte wissen, ob es anderen Deutschen auch so begegnet wie mir, ob ihnen, wenn sie nach Paris kommen, wie Knaben zu Mute ist, wenn an schönen Sommerabenden die Schule geendigt und sie springen und spielen dürfen! Mir ist es gerade, als müßte ich unserem alten Konrektor einen Esel bohren.

— Ich wohne hinter dem Palais Royal. Die Zimmer sind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häusern ist unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch ist es mir manchmal noch zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegenüber. Erstens sehe ich in die Küche eines Restaurateurs. Schon früh morgens fangen die ungewaschenen Köche zu tüchten und zu trachten an, und wenn man so mit ansieht, wie die Grazie, die allen französischen Schüsseln eigen ist, zustande kommt, kann man die Eßlust auf eine ganze Woche verlieren. Dann sehe ich in das Zimmer einer Demoiselle; in eine Schneiderswohnung; in einen Rouletteſaal und in eine lange Galerie von Cabinets inodores. Wie schön, freundlich und glänzend ist alles nach der Gartenseite des Palais Royal; nach hinten aber, wie betrübt und schmutzig alles! Ich werde mich eilen aus diesen Coulissen zu kommen und mich nach einer anderen Wohnung umsehen.

Sie können es sich denken, daß ich nicht lange zu Hause geblieben, sondern gleich forteilte, die alten Spielplätze meiner Phantasie aufzusuchen und die neuen Schlachtfelder, die ihr Wort gehalten. Aber

ich fand es anders als ich erwartete. Ich dachte in Paris müsse es aussehen wie am Strande des Meeres nach einem Sturm, alles von Trümmern bedeckt sein, und das Volk müsse noch toben und schäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Verheerung nichts mehr zu sehen. Auf einigen Strecken des Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaster gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich, nur barfuß sollte man dieses heilige Pflaster betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgesteckt sieht, erschienen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, sondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der stolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen. Wir haben die Reiterstatue vor acht Jahren zusammen aufrichten sehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eisen und Marmor — und doch nur Träume! — Noch schwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizeijubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelsänger auf dem Platze sangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen statt que chante, que chasse le monde à la ronde. Wenn er nur nicht so alt wäre! das verbittert mir sehr meine Freude. Gott segne dieses herrliche Volk, und fülle ihm die goldnen Becher bis zum Rande mit dem süßesten Weine voll, bis es überströmt, bis es hinabfließt auf das Tischtuch, wo wir Fliegen herumkriegen und naschen. Summ, summ — wie dumm!

Alte deutsche Bekannte suchte ich gleich gestern auf. Ich dachte durch sie mehr zu erfahren, als was ich schon gedruckt gelesen, aber nicht einer von ihnen war auf dem Kampfplatze, nicht einer hat mitgefochten. Es sind eben Landsleute! Engländer, Niederländer, Spanier, Portugiesen, Italiener, Polen, Griechen, Amerikaner, ja Neger haben für die Freiheit der Franzosen, die ja die Freiheit aller Völker ist, gekämpft und nur die Deutschen nicht. Und es sind deren viele Tausende in Paris, teils mit tüchtigen Fäusten, teils mit tüchtigen Köpfen. Ich verzeihe es den Handwerksburschen; denn diese haben es nicht schlimm in unserem Vaterlande. In ihrer Jugend dürfen sie auf der Landstraße betteln, und im Alter machen sie die Zunfttyrannen. Sie haben nichts zu gewinnen bei Freiheit und Gleichheit. Aber die Gelehrten! Diese armen Teufel, die in Scharen nach Paris wandern, und von dort mit dem Morgenblatte, mit dem Abendblatte, mit dem Gesellschafter, mit der allgemeinen Zeitung korrespondieren;

die das ganze Jahr von dem reichen Stoffe leben, den ihnen nur freies Volk verschaffen kann; die im dürren Vaterlande verhungern würden — diese wenigstens, und wäre es auch nur aus Dankbarkeit gegen ihre Ernährer, hätten doch am Kampfe teilnehmen sollen. Aber hinter einem dicken Fensterpfosten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken, die Verwundeten, die Gefallenen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern statt zu bluten, und die Leiden eines Volkes sich von einem Buchhändler bogenweise bezahlen zu lassen — nein, das ist zu schmachvoll, zu schmachvoll!

— Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Galerie d'Orleans im Palais Royal kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich sah sie gestern abend zum ersten Male in sonnenheller Gasbeleuchtung, und war überrascht wie selten von etwas. Sie ist breit und von einem Glashimmel bedeckt. Die Glasgassen, die wir in früheren Jahren gesehen, so sehr sie uns damals gefielen, sind düstere Keller oder schlechte Dachkammern dagegen. Es ist ein großer Zaubersaal, ganz dieses Volkes von Zauberern würdig. Ich wollte, die Franzosen zögen alle Weiberröcke an, ich würde ihnen dann die schönsten Liebeserklärungen machen. Aber ist es nicht thöricht, daß ich mich schäme, diesem und jenem die Hand zu küssen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unsere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen?

Sechster Brief.

Paris, den 18. September.

— Ich komme aus dem Lesekabinett. Aber nein, nein, der Kopf ist mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutschland gelesen! Unruhen in Hamburg; in Braunschweig das Schloß angezündet und den Fürsten verjagt; Empörung in Dresden! Seien Sie barmherzig, berichten Sie mir alles auf das Genaueste. Und wenn Sie nichts besonderes erfahren, schreiben Sie mir wenigstens die deutschen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den französischen Blättern kann ich in solchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Teil von dem, was sie erzählen, mag wahr sein. Was aber deutsche Blätter über innere Angelegenheiten mitteilen dürfen, das ist immer nur der zehnte Teil der Wahrheit. Hätte ich mich also doch geirrt, wie mir schon manche vorgeworfen? Wäre Deutschland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht

gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harnisch getragen? O, wie gern, wie gern! scheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Rute, stellt mich hinter den Ofen — gern will ich die schlimmste Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erstaunt betasten, werden im Zimmer umherblicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? Unglückselige! nur der Mutige wacht. Wie hat man es nur so lange ertragen? Es ist eine Frage, die mir der Schwindel giebt. Einer erträgt es, noch einer, noch einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu sein aller erwachsenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, schwachen, gräulichen Schulmeisters! ... Aber wehe ihnen, daß wir erröten! Das Erröten der Völker ist nicht wie Rosenschein eines verschämten Mädchens; es ist Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht ist vorüber, aber ein Glas Gefrorenes, das ich erst vor wenigen Minuten bei Tortoni gegessen, hat mich so aufgefrischt, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmlisch! Das Glas, ganz hoch aufgefüllt, sah wie ein langes weißes Gespenst aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder gelesen, daß jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Gespenste verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geisterstunde haben. Den Abend brachte ich bei *** zu. Es sind sehr liebenswürdige Leute und die es verstehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäste liebenswürdig zu machen. Das ist das Seltenste und Schwerste. Es ist da ein Gemisch von Deutschen und Franzosen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzosen allein sind Öl, die Deutschen allein Essig, und sind für sich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen die höchst wichtige und einflußreiche Beobachtung mitteilen, daß man in Frankreich dreimal so viel Öl und nur ein Dritteil so viel Essig zum Salate verwendet, wie in Deutschland. Diese Verschiedenheit geht durch die Geschichte, Politik, Religion, Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft, den Handel und das Fabrikwesen beider Völker, welches vor mir die berühmtesten deutschen Historiker, die sich doch immerfort rühmen, aus der Quelle

zu schöpfen, leichtsinnig übersehen haben. Sie sollen sich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es ist gerade nicht nötig, daß Sie alles verstehen, was ich sage, ich selbst verstehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute abend bei *** waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtausend, daß Frankreich und Deutschland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieser dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Kongresse beschlossen, zu Verdun im Jahre 843. Aus jener Zeit stammen auch die köstlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdun noch heute berühmt ist. Einer der Kongreßgesandten hatte sie erfunden, und war dafür von seinem gnädigen Herrn in den Grafenstand erhoben worden. Ich hoffe, im Jahre 1843 endiget das tausendjährige Reich des Antichrists, nach dessen Vollendung die Herrschaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen. Zwar soll jedes Land seinen eigenen König behalten, aber beide Länder eine gemeinschaftliche Nationalversammlung haben. Der französische König soll, wie früher, in Paris thronen, der deutsche in unserem Frankfurt, und die Nationalversammlung jedes Jahr abwechselnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O*** besuchen, benutzen Sie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präsidenten der Bundesversammlung von unserem Plane zu sprechen. Der muß ja die Gesinnungen und Ansichten seines Herrn am besten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergesehen. Sie hießen mich willkommen, sie lächelten mir zu und alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und festlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürst in der Mitte des fürstlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von seiner Krönung zurückkehrte. Es ist etwas Königliches in diesen breiten, vom Goldstaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Palästen vorüber, von Palast zu Palast führen. Mich erfreute die unzählbare Menschenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einsam; ich war klug unter tausend Klugen, ein Narr unter tausend Narren, der Betrogene unter tausend Betrogenen. Da sieht man nicht bloß Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greise, Frauen; man sieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geschlecht. Nichts ist allein, geschieden. Selbst die mannigfachen Farben der Kleider erscheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die

Farbengeschlechter treten zusammen; man sieht weiß, blau, grün, rot, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieser Fülle und Vollständigkeit liebe ich die großen Städte so sehr. Seine angeborene Neigung und Richtung kann keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum jeder, was ihm lieb ist, auf seinem Wege suchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinsten Stadt jedes Landes Menschen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es sind doch nur Muster, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris ist ein Warenlager von Menschen, wo man sich versehen kann, nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und bescheiden, wie ein verliebtes, glückliches Mädchen, lustwandelte das Pariser Volk umher. Als ich dieses sah und bedachte: noch sind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tausendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen seiner Feinde besiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es ist der Traum von einem Wunder! Schnell haben sie gesiegt, schneller haben sie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwidert, wie bald ganz vergessen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es seine Gegner verwundet. Wehrlose Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Versteckte nicht aufgesucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürsten aber sind unversöhnlich und unauslöschlich ist der Durst ihrer Rache. Hätte Karl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in anderen Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tausende schmachten noch im Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie gar nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verleumdung bestrafte, wenn man sie mild gepriesen! Mich empört die niederträchtige Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche

die Völker als Tiger, die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Machthaber, sobald er zum Besitze der Macht gelangt, gleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt, grausame Strafen für jeden Widerspruch voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen sie das Gesetzlichkeit. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Missethaten der Vergangenheit, sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder bestochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Gesetzen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen — nennen sie das Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurteilte, durch Reihen schön geputzter Soldaten, durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu atmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird — nennen sie das Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen sie Milde.

— Ich eilte die Terrasse hinauf, von wo man in die elysäischen Felder herabsieht. Dort setzte ich mich auf einen Traumstuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Frost oder Dürre solange stillgestanden, fing gleich lustig zu klappern an. Welch ein Platz ist das! Es ist eine Landstraße der Zeit, ein Markstein der Geschichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich durchkreuzen. Da unten steht jetzt ein Marmorpiedestal, auf welches man die Bildsäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten hat stellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es ist noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundstein dazu gelegt. Die Könige sollten sich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude legen. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürstlichen Köche, wenn sie morgens vor ihren Töpfen stehen, einander fragen werden: wem decken wir das wohl mittags? und in ihrer philosophischen Zerstreuung manche Schüssel verfehlen werden.... Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn. Sogar fiel mir ein, woran ich seit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien gewesen. Es war ein schöner Tag wie heute, nur ein schönerer, denn es war am ersten Mai. Ich war im Augarten, welcher schöner ist als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und festlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin ich alt und damals war ich jung. Meine Phantasie lief umher wie ein junger Pudel, und sie war noch gar nicht dressiert;

sie hatte noch nie etwas dem Morgenblatte oder sonst einem Zeitblatte apportiert. Sie diente nur sich selbst, und was sie holte, holte sie nur, es als Spielzeug zu gebrauchen und ließ es wieder fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuilerien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Natur, was dachtest du mit deinem frischen Geiste, was fühltest du mit deinem jungen Herzen? Ich besann mich ... auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der Erzherzog Karl und noch andere kaiserliche Prinzen öffentlich im Gartensaale gefrühstückt, und daß sie unter anderen Schokolade getrunken, und gleich darauf Spargel mit Buttersauce gegessen, worüber ich mich zu seiner Zeit sehr gewundert. Ferner: daß ich selbst gefrühstückt, und zwar ganz köstliche Bratwürstchen, nicht länger und dicker als ein Finger, die ich seitdem in keinem Lande mehr gefunden ... Schokolade, Spargel, Bratwürste — das waren alle meine Jugenderinnerungen aus Wien! Es ist ein Wunder! Und erst heute in den Tuilerien lernte ich verstehen, daß man auch die Freiheit der Gedanken fesseln könne, wovon ich oft gehört, es aber nie habe fassen können.

Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei Sous einforderte, sah ich sie verwundert an und gab ihr zehn. Für diesen Stuhl, diese Stunde, diese Aussicht, diese Erinnerung hätte ich ein Goldstück bezahlt. Das macht Paris so herrlich, daß zwar vieles teuer ist, das schönste und beste aber wenig oder gar nichts kostet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein großes Reich verspottet, und Taschen voll der schönsten Hoffnungen mit nach Hause gebracht.

— Es ist drei Uhr, und die Rasenden im Rouletteзimmer gegenüber stehen noch in dicken Kreisen um den Tisch. Das Fenster nach der Straße ist durch ein Drahtgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter sehen wie wilde Tiere aus. Ich hoffe, es ist keiner darunter, der im Juli mitgefochten. Gute Nacht!

Siebenter Brief.

Paris, Dienstag, den 21. September 1830.

Schreiben, Schriftstellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es schwindelt um mich her, mein Herz ist seekrank. Manchmal kommt es mir selbst spaßhaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe und so angstvoll

warte auf die Entscheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König, nur einen kurzen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich sie.

Die tägliche, ja allstündliche Bemühung der stärksten Denkreize macht die Menschen hier endlich stumpf und gedankenlos. Wenn es nicht so wäre, man ertrüge nicht Paris sein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht später leichtsinnig, und so erkläre und entschuldige ich den Leichtsinn dieses Volkes. Wir Deutschen, die wir am längsten unter einem sanften wolkenfreien Traumhimmel leben, sind rheumatisch, sobald wir wachen; wir spüren jede Erfahrung und jeder Wechsel der Empfindung macht uns krank.

Diesen Mittag stand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Museums und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredsamkeit, Geistesgegenwart und Keckheit eines Marktschreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feilbot, und mehrere aus der umstehenden Menge in Zeit von wenigen Minuten von dieser Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichsten Lachen fortging, dachte ich: mit diesem Spaße ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvres begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, dessen Spitze dort stillhielt, um sich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln schlugen, und dann ein unabsehbares Gefolge von stillen, ernsten, bescheidenen, meistens jungen Bürgern, die paarweise gingen, und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit schwarzen Floren behängt, und deren Inschriften von Immortellen oder Lorbeeren bekränzt waren. Ich sah, fragte und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch so friedlich durch die Adern floß, heftig zu stürmen an, und ich verwünschte mein Geschick, das mich verurteilte, jeden Schmerz verdampfen zu lassen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweise hinunter zu schlucken. Wie glücklich ist der Kämpfer in der Schlacht, der seinen Schmerz, seinen Zorn kann ausbluten lassen und der keine andere Schwäche fühlt, als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todesfeier für jene vier Unteroffiziere, welche in der Verschwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrlose Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden sie auf dem Greveplatz niedergemetzelt, und weil es ein Mord

mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Konzert bei Hofe. Es ist zum rasend werden! Acht Jahre sind es erst und schon hat sich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menschlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Besiegten in Gefangenschaft behielte, statt sie zu töten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten sie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige sind schnell, weil sie wissen, daß es keine Ewigkeit giebt für sie, und Völker sind langsam, weil sie wissen, daß sie ewig dauern. Hier ist der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angesehen, so war auch heute mein Zorn weniger gegen den Übermut der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige tausend Mann waren zum Schutze der Henkerei versammelt. Diese waren eingeschlossen, eingeengt von hunderttausend Bürgern, welchen allen Haß und Wut im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten sie sich nur so viel bemüht, als sie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, sich in die Schauspielhäuser zu drängen; hätten sie nur rechts und links mit den Ellenbogen gestoßen: Die Tyrannei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubische Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten sie nicht damals schon, was sie acht Jahre später gethan? Es ist zum Verzweifeln, daß ein Volk sich erst berauschen muß in Haß, ehe es den Mut bekommt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher sein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit solchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greveplatz. Dort schlossen sie einen Kreis, und einer stellte sich auf eine Erhöhung und schickte sich zu reden an. Ich aber ging fort. Was an diesem Orte und über solche jammervolle Geschichten zu sagen ist, war mir bekannt genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greveplatz hinüberführt und setzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich sah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwischen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrschten, und dem Revolutionsplatze, wo sie gerichtet wurden von ihrem Volke, und ich erstaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, so lange Zeit gebrauchte, diesen kurzen Weg zurückzulegen. Zwischen der Bartholomäusnacht und der Eroberung der Bastille sind mehr als zwei Jahrhunderte verflossen. Heillos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals

Zinsen begehrt! Man kann ungestört träumen auf dieser Brücke. Sie ist nur für Fußgänger, und so oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir und mir zitterte das Herz in der Brust. Hier, hier an dieser Stelle, wo ich saß, fiel in den Julitagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch ist kein Winter über sein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Asche seines Herzens abgekühlt. Die Königlichen hatten den Greveplatz besetzt, und schossen über den Fluß, die von jenseits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Zögling der polytechnischen Schule hervor, und sprach: „Freunde, wir müssen die Brücke erstürmen. Folgt mir! Wenn ich falle, gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es ist ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!" Er sprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt liest man in goldenen Buchstaben auf der Pforte, die sich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28 Juillet 1830. Für Ossians Aberglauben hätte ich in dieser Stunde meine ganze Philosophie hingegeben. Wie hätte es mich getröstet, wie hätte ich mich versöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um stille Mitternacht schreitet der Geist des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, setzt sich auf die eiserne Bank, und schaut hinauf nach seinem goldenen Namen, der im Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen, die am Ufer wohnen, ein leises seliges Jauchzen, süß wie sterbender Flötenton und sagen: das ist d'Arcoles Freude.

Tugend, Entsagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man oder soll man nicht? Der Ruhm: er ist ein schöner Wahnsinn, aber doch ein Wahnsinn. Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? Der Wahnsinn aller. Was heißt Wahnsinn? Die Vernunft des einzelnen. Was nennt ihr Wahrheit? Die Täuschung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuschung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Ist es aber die letzte Minute unseres Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuscht, dann wird die Täuschung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das ist's. O schöner Tod des Helden, der für einen Glauben stirbt! Alles für nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann; sich sicher zu stellen vor allen Täuschungen; unverfälschtes, ungewässertes Glück genießen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen bringen, ihn kosten und dann sterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinsten Bruch — es ist Verstand darin!

Ich ging auf der anderen Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greveplatze bemerkte: Est-ce que l'on guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotiniert?" Ist das nicht köstlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

Achter Brief.

Paris, den 28. September 1830.

Es ist gräßlich, es ist zu gräßlich, was in Brüssel geschieht! Was Paris im Juli gesehen, war Tändelei dagegen. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten. Und der König von Holland ist noch einer der bessern. Männer erwürgen, weil sie sich nicht länger wie Schulbuben wollen behandeln lassen, über den Köpfen ihrer wehrlosen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Kongrevischen Raketen anzünden — das ist die väterliche Liebe der Väter des Volkes, so thun sie sie kund! Ein Brüsseler Zeitungsschreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in seine Hauptstadt einziehe?" Unglückseliger Spötter! Wie viele Leichen braucht ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert mit eueren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat sie schon vor dreitausend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, sie mögen fühlen.

Gestern habe ich zum ersten Male unseren König gesehen — unseren König, den wir gemacht haben. Es wird sich zeigen, ob wir geschickter sind als Gott, der die früheren Könige gemacht hat, wie Kunstkenner behaupten. Er zeigte sich auf einer offenen Galerie im Palais Royal und wurde vom Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen ihn hochleben und es schien mir alles aus der innersten Seele zu kommen. Ich stimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es einem nicht gar zu sauer gemacht wird.

Soeben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der

Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahren gedenke ich es ihnen Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin sein, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und sich voneinander zu unterscheiden, sind sie numeriert. Der eine heißt Heinrich XVIII., der andere Heinrich LX., der dritte Heinrich LXIII., der vierte Heinrich LXX. Das Einmaleins geht nicht weiter und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Osternprüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Ägypten, wo gerade Bonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doktor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit feiner Kindbetterinstimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich jetzt auf der Stelle nach Kairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen. In welchem Teile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber soviel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Richelieustraße stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, daß diese kleine Stadt zwei oder gar drei Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es ist schon mit einem Fürsten nicht auszuhalten. Der Doktor Schapper hat aber einen guten vaterländischen Grund in mir gelegt! Er wird sich freuen, wenn er es erfährt.

Freitag, den 1. Oktober.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er sich vorläufig deswegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kommt — es wäre himmlisch. Hundert deutsche Minister würden darüber verrückt werden. Was könnte dieser Mann mit seinem Reichtume, seiner Thätigkeit, seinem Geschäftskreise und seinen Verbindungen nicht alles wirken, wenn er wollte! Er allein versteht es, wie man die furchtsamen Federn beherzt macht, und die verborgensten Schubladen der Geheimniskrämer öffnet. Wenn ich an die Censur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es ist zum Verzweifeln. Die Preßfreiheit ist noch nicht

der Sieg, noch nicht einmal der Kampf, sie ist erst die Bewaffnung; wie kann man aber siegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen? Das ist der Zirkel, der einen toll macht. Wir müssen uns mit nackten Fäusten, wie wilde Tiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unseren Fürsten und ihre Ratgebern nicht unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall der böse Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Presse offenkundig würden, fortzusetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreiheit sei; das nicht. Wenn sie regierten wie die Engel im Himmel und auch der anspruchsvollste Bürger nichts zu klagen fände: sie würden doch die Preßfreiheit versagen. Ich weiß nicht — sie haben eine Eulennatur, sie können das Tageslicht nicht ertragen; sie sind wie Gespenster, die zerfließen, sobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerschaft wäre ja rein toll, wenn sie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesversammlung und die steckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig sind die Hanauer Geschichten! Wer hätte das erwartet? Kann sich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es giebt irgendwo einen See von so giftiger Ausdünstung, daß alle Vögel, die darüberfliegen, gleich tot herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat sich hier seit einiger Zeit eine religiöse Gesellschaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten sucht. Ich habe früher nie etwas von diesem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, soll gleiche Verteilung der Güter eine der Grundlehren sein. Die Gesellschaft zählt schon viele Anhänger und der Sohn meines Bankiers gehört zu den eifrigsten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole, und ich ihm einen Wechsel anbiete, wird er mir gewiß sagen: das ist ja gar nicht nötig, sein Geld sei auch das meinige. Ich freue mich sehr darauf.

Gestern habe ich die Giraffe gesehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Tier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Majestät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig ist, die Beine aufzuheben und sich in Bewegung zu setzen. Gewöhnlich steht sie still, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes und benagt die obersten Zweige oder das Dach. Das Tier sieht sehr metaphysisch aus, lebt mit dem größten Teile

seines Wesens in der Luft, und scheint die Erde nur zu berühren, um sie verächtlich mit Füßen zu treten. In dem nämlichen Gehege befanden sich auch noch andere Tiere, melancholische Büffel und sonstige. Zuweilen gingen diese unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann sah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

Neunter Brief.

Paris, Mittwoch den 6. Oktober 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatz entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemütsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegstreicht. Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater oder Brudermörder sein. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit fünfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine geheime Gesellschaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sei den Rädelsführern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

— Gestern abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienstag eine Soiree giebt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen schwer eine Vorstellung geben, man muß das selbst gesehen haben. In drei Salons waren wohl dreihundert Menschen versammelt, so gedrängt, daß man sich nicht rühren konnte, aber im wörtlichsten Sinne nicht

rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt ist, sieht noch ziemlich rüstig aus. Er hat eine sehr gute Physiognomie, ist immer freundlich und drückt jedem die Hand. Wie es aber der alte Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, ist mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzose sein. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mitteilte, schien er sehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute gesprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutsche waren da, junge Leute, die sehr revolutionierten. Die ganze Gesellschaft würde im Österreichischen gehenkt werden, wenn man sie hätte. Es geht da sehr ungeniert her, ja ungenierter als im Kaffeehause. Und dabei hat man die Erfrischungen umsonst. Ich ging schon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sofas mit Frauenzimmern da, meistens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreiste, in Lafayettes Salon; es hat aber kein Mensch mit ihm gesprochen. Ich sprach unter anderen zwei Advokaten, welche die Verteidigung der angeklagten Minister übernommen. Sie sagten, die Sache stände schlimm mit ihren Klienten und sie ständen in Lebensgefahr. Sie wären aber auch so dumm, daß sie nicht einmal so viel Verstand gehabt hätten, zu entwischen, was die Regierung sehr gern gesehen hätte. Jetzt sei es zur Flucht zu spät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Minister eingesperrt sind, sei streng und lasse nicht mit sich reden. Man erzählte auch von einem Bauernaufstand in Hanau. Wissen Sie etwas davon?

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude ehe ich sie aufmache, und in der Erwartung, daß sie recht groß sind. Aber einmal geöffnet, ist auch alles vorüber. In einer Minute habe ich sie gelesen, es ist das kürzeste Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchstaben und gestreckten Zeilen sehr übervorteilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundschaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutschland alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutscher Jünglinge, die alle revolutionieren möchten. Es ist aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wissen weder was sie wollen, noch was sie können. Gestern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer sehr kecken und geistreichen Physiognomie.

Dieser war von ***, wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rat gefragt, gerade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte.

— Was sagen Sie dazu, daß die Todesstrafe abgeschafft werden soll, für jetzt wenigstens bei politischen Vergehen? Ist das nicht schön? Und das geschieht nur in der Absicht, die angeklagten Minister zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, sondern der bessere Teil des Volkes selbst. Diese Woche kam eine Bittschrift von hundert blessierten Bürgern, die alle die Abschaffung der Todesstrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das sehr, daß Menschen, welche von den Ministern unglücklich gemacht wurden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unserer lieben deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch, wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß wie es morgen aussieht.

Zehnter Brief.

Paris, den 19. Oktober 1830.

Seit gestern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte sie schon Freitag beziehen, aber meine Wirtin, eine junge hübsche Frau, machte eine ganz allerliebste fromme Miene, sagte: c'est vendredi und bat mich, meinen Einzug zu verschieben. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entstehen könnte, auf mich allein zu nehmen, doch sie gab nicht nach. Man sagte mir, dieser Aberglaube sei hier in allen Ständen sehr verbreitet. Es giebt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anstalt, ein besonderes Fuhrwesen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier stattfinden, sind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft wochenlang vorher seine Bestellung machen. An den Freitagen aber sind sie unbeschäftigt, weil da niemand sein Haus wechseln will. Sollte man das von Parisern erwarten?

Gestern am achtzehnten Oktober, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutschlands, fing es mich zu frieren

an, und da ließ ich zum ersten Male Feuer machen. Jetzt brennt es so schön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes ist ungeheuer. Man kann berechnen, wieviel einem jedes Scheit kostet; die Asche ist wie geschmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines, nicht teueren, sondern im Gegenteile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirtin mich seufzen hörte und sah, wie ich aus Ökonomie die Hände über den Kopf zusammenschlug, tröstete sie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Diese kleine Frau giebt einem die schönsten Redensarten, aber sie sind kostspielig. Den Mietpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzustimmen, gelang aller meiner Beredsamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der englische Ort sei doch ganz allerliebst — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer setzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutsche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutschen Zeitungsredakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Korrespondenz zu übernehmen, die mir das allerschönste Holz und den anmutigsten aller englischen Orte bezahlen helfe; es ist aber nichts zustande gekommen. Die einen und die anderen wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr bei den armseligen Verhältnissen, in welchen sich die meisten deutschen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da sie einen bedeutenden Absatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatsachen beschränken und dürfe nicht räsonnieren. Da ich aber nicht nach Frankreich gereist bin, um ein Stockfisch zu werden, sondern gerade wegen des Gegenteils, brach ich die Unterhaltung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen, und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe hatte, den größten Teil vergessen. Mich beschäftigte eine Kritik meiner gesammelten Schriften, welche in den neuesten Blättern der Berliner Jahrbücher steht, und die mir ein Freund zugeschickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerstreuen ließ; mit einer Recension könnte man einen Schriftsteller selbst vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker sehr zufrieden, und alles, was er sagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verstand. So oft von meinen politischen Ansichten und Gesinnungen die Rede ist, stellt er sich freilich an, als verstände er mich nicht und widerspricht

mir; doch wird es keinem Leser entgehen, wie das gemeint ist. Im Grunde denkt Herr Neumann (so heißt der Berliner Recensent) ganz wie ich; aber ein königlich preußischer Gelehrter muß sprechen wie der Herr von Schuckmann. Das ist das Preußentum, das ist die protestantierte österreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Broschüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum ersten Male im Theater, und zwar in meinen geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfund leichter, was bei einem deutschen Bleimännchen, wie ich eins bin, schon einen großen Unterschied macht. Es wird einem dabei ganz tänzerlich zu Mute, die Füße erheben sich von selbst und man könnte sich nicht enthalten, selbst Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er gerade in der Nähe stände. Ich habe meine Freude daran, wie sich das leichtsinnige Volk alles so leicht macht. Sie schreiben schneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu sehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verflossen, als schon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das Ereignis Bezug hatten. Gewöhnlich ist kein gesunder Menschenverstand darin, aber wozu auch? Ist nicht jedes Volk ein ewiges Kind, und brauchen daher Volksschauspiele Verstand zu haben? Alle diese Gelegenheitsstücke sind nun jetzt wieder von der Bühne verschwunden, — „die Toten reiten schnell" — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf seiner Flucht zu erhaschen. Ich sah Mr. de la Jobardière. Das ist einer von den altadeligen geräucherten Namen, die schon Jahrhunderte im Schornstein hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegessen werden. Der alte Edelmann ist ein guter Royalist, lang und hager und sehr gepudert. Seine Frau ist eine gute Royalistin, dick und rund und geschminkt. Der junge Hausarzt — versteht sich ein Bürgerlicher — ist in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, giebt den Eltern seiner Geliebten, teils um ihnen die Unruhe zu ersparen, teils um ihnen eine Überraschung zu bereiten, Opium ein, so daß sie während der drei Revolutionstage schlafen und erst am dreißigsten Juli aufwachen, da Karl X. schon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royalist, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühstücke, seine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt, Blätter, die während seinem Schlafe erst entstanden waren. Er reibt sich die Augen und klingelt seinem Bedienten. Dieser tritt wie ein Bandit

mit Säbel und Pistolen bewaffnet herein und trägt einen Gendarmenhut auf dem Kopfe. Der Royalist fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereignisse vernimmt, fängt er an, an seinem eigenen Kopfe zu zweifeln und schickt nach dem Arzte. Bald erscheint dieser in der Uniform eines Nationalgarden-Offiziers und bestätigt alles. Der Royalist wankt, aber seine festere Frau will noch nichts glauben, sagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverständnis sein, und sie wolle in die Faubourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück, und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Brust und sagt, leider sei alles wahr. Das royalistische Ehepaar tröstet sich aber sehr bald, und ist der sehr vernünftigen Meinung, ein König sei wie der andere, der Herzog von Orleans sei König und darum das Unglück nicht so groß. Le Roi est mort, vive le Roi! schrieen sie und der Arzt bekommt die Tochter. Ist das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigste Juli war auch der Himmelfahrtstag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich sah la redingote grise. Es ist die bekannte Geschichte von der sogenannten kaiserlichen Großmut gegen die Prinzessin Hatzfeld in Berlin. Der Theaterlieferant hatte den Verstand, Napoleon nichts sprechen zu lassen. Er erscheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verschwindet dann wieder. Es ist recht schauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollständig zu machen, erschien nach der Volkssouveränität und Bonaparte, am nämlichen Abende der leibhaftige Teufel selbst auf der Bühne, unter Voltaires Gestalt. Das Vaudeville heißt Voltaire chez les Capucins. Das Stück spielt in einem Kapuzinerkloster, worin Voltaire als ungekannter Gast eingekehrt war. Es sind heuchlerische Pfaffen, die dort ihr Wesen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebschaften, ihre Ränke und Missethaten; er schürt das Feuer und schwelgt ganz selig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Lust, wie gut ihn der Schauspieler dargestellt — aber gottlos, sehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verstand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühlinge ganz Europa in Flammen stehen wird, und daß nicht bloß die Staaten über den Haufen fallen werden, sondern auch der Wohlstand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren

Lustbarkeiten laden die Fürsten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über sie kommt, bitten sie auch ihre Bürger zu Gaste. Dafür sorgen sie voraus, zu diesem edlen Zwecke machen sie Staatsschulden. Wir können stolz darauf sein; es ist eine große Ehre, in so vornehmer Gesellschaft zu jammern.

Elfter Brief.

Paris, den 30. Oktober 1830.

Ich Unglücklichster muß meine Wohnung von neuem wechseln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, obzwar parkettiert, ist von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner schönen Wirtin Vorwürfe, daß sie mir die geheimen Fehler der Zimmer verschwiegen. Sie stellte sich ganz überrascht und erwiderte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und sich nie über das geringste beschwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die schönsten französischen Versprechungen von Teppichen und Kaminverbesserungen nicht täuschen, kündigte sogleich auf und ging fort, mich nach einer anderen Wohnung umzusehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenster hinaufsah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen ist. Das war mir entgangen, sowohl beim Mieten, als während der vierzehn Tage, daß ich im Hause wohne. Und doch bin ich Doktor der Philosophie! Wie dumm mögen erst gewöhnliche Menschen sein, die von Fichte und Schelling nie ein Wort gelesen! Ich schämte mich im stillen und nahm mir fest vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beschäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche, daß es Krieg gebe, und der kränkelnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegenteil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich

in seiner viehischen Dummheit unter das Kommando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum besten haben, sondern verteidigt und beschützt nur seine eigenen Rechte und seinen eigenen Vorteil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechzehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was Natürliches und Gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben soll, arretiert, und nach Berlin geführt. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgeschrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen giebt, die aus Patriotismus oder Mutwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben sie die verschiedenen Insurrektionen nicht herbeigeführt, sondern höchstens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben oder sich anstellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen schuld, und wenn sie nun diese in ihre Gewalt bekommen, werden sie denken, alles sei geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rücksicht nehmen, und in die alte Lage zurückfallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefacht habe und wozu er sie habe benutzen wollen. Er gedachte nämlich, die bayerischen Truppen und die der anderen süddeutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Bayern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mir einer versicherte, von Herrn von Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Bayern suchten den König zu revolutionieren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum

Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Überhaupt sollen geheime Gesellschaften, besonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder sehr thätig sein. Mit geheimen Gesellschaften möchte ich nichts zu schaffen haben, am wenigsten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heillose Prellerei angelegt hat. Er wird von Aristokraten geleitet und hat aristokratische Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran teilnehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Constitutionnel meldet, ein Korps deutscher Bundestruppen von einem Nassauer General kommandiert, würde zusammengezogen, und das Hauptquartier solle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt sieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren ist dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn diese einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am ersten schmecken. Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurteilt. Ich habe den entgegengesetzten Fehler der Minister, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehrere unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Überzeugung beigebracht, daß in Deutschland alles zu einer Revolution reif sei. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Viktor Hugos *Hernani* habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Es ist wahr, daß ich Werke solcher Art bei einem französischen Dichter nach ganz anderen Grundsätzen beurteile, als ich es bei einem deutschen Dichter thue. Das *Ding an sich* kümmert mich da gar nicht; sondern ich betrachte es bloß in seiner Verbindung, das heißt bei romantischen poetischen Werken, in seinem Gegensatze mit der französischen Nationalität. Also je toller, je besser; denn die romantische Poesie ist den Franzosen nicht wegen ihres schaffenden, sondern wegen ihres zerstörenden Prinzips heilsam. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die emsigen Romantiker alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klassischem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfische von Liberalen, deren Vorteil es wäre, die Zerstörung zu befördern, widersetzen sich ihr, und dieses Betragen ist ein Rätsel, das ich mir seit zehn Jahren vergebens zu lösen suche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verspottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen ist, und man kann ihre

herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen lesen. Aber warum klagen sie? Warum gehen sie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man sie lobe oder tadle? Ja, das ist's eben. Sie sind noch nicht romantisch genug; die Romantik ist nur erst in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; sie glauben ein Kunstwerk müsse einen unbestrittenen Wert haben, wie eine Münze, und darum seufzen sie nach allgemeinem Beifall. Viktor Hugo wiederholt in der Vorrede zu seinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor kurzem, als ein romantischer Dichter in der Blüte seiner Jahre starb, in einem öffentlichen Blatte geschrieben hatte. Dieses Händeringen, dieses Wehklagen, dieser Lebensüberdruß — es ist gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessament calomnies, injures, haines, jalousies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature."

Was doch das Glück übermütig macht! Diese jungen Leute jammern und verwünschen sich das Leben, weil einige poetische Absolutisten nicht haben wollen, daß sie romantisch sind: Absolutisten, die doch keine anderen Waffen haben als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegensetzen kann — und wir unglückseligen Deutschen, Alt und Jung, sobald wir nur einen Augenblick aufhören romantisch zu sein und uns um die Wirklichkeit bekümmern

wollen, werden gescholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müssen schweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutschland die Preßfreiheit beschränken. Wie sie das aber anfangen wollen, möchte ich wissen. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Zwölfter Brief.

Paris, den 3. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch sehr wenige Bekanntschaften gemacht, und wahrscheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag sich anstellen wie man will, man fällt immer in sein Temperament zurück. Zu Menschenkennerei hatte ich immer die größte Unlust; meine sinnliche und mehr noch meine philosophische Trägheit hält mich davon zurück. Was die einzelnen Menschen der nämlichen Gattung voneinander unterscheidet, ist so fein, daß mich die Beobachtung anstrengt; es ist mir, als sollte ich einen kleinen Druck lesen. Und wird man bezahlt für seine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menschenmassen und an Bücher. Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn sie mir nicht gefallen oder wenn ich müde bin. In Gesellschaften muß ich hören, was ich nicht Lust habe zu hören, muß sprechen, wenn ich nicht Lust habe zu sprechen, und muß schweigen, wenn ich reden möchte. Sie ist eine wahre Krämerei, die sogenannte gesellschaftliche Unterhaltung. Was man in Centnern eingekauft, setzt man lotweise ab. Wie selten trifft man einen Menschen, mit dem man **en gros** sprechen kann! Wem, wie mir, seine Meinungen zugleich Gesinnungen sind, wem der Kopf nur die Pairskammer ist, das Herz aber die volkstümlichere Deputiertenkammer, der kann sich nicht in Gesellschaften behaglich fühlen, wo der aristokratische Geist allein Gesetze giebt. Drei, höchstens fünf Freunde, oder dann Markt oder ein Buch — so liebe ich es. Das ist die Philosophie meiner Trägheit. Dazu kommt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reisen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man sie in Paris weniger als an anderen Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt und so geht es schnell fort; aber sich vorstellen zu lassen, mit anhören zu müssen, **wer** und **was** man ist, sich un-

verdient, und was noch schlimmer, sich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu kurios!

— Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden?.... Das ist nicht der und der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Ruchlosigkeit, die meint, ihrem persönlichen Vorteile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es ist nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war. Sie sollten heute nur (im Messager) de Potters Glaubensbekenntnis lesen und wie er sagt, der beste Fürst tauge nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat einer so klar und wahr gesprochen.

— Was sagt man denn in Frankfurt von der Pest (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrscht? Die Krankheit hat sich von Asien dorthin gezogen. Es ist eine Geschichte gar nicht zum Lachen. In der gestrigen Zeitung steht, der englische Gesandte in Petersburg habe seiner Regierung berichtet, diese fürchterliche Krankheit werde sich wahrscheinlich auch über Deutschland und weiter verbreiten. Das ist wieder Gottes nackte Hand! Die Fürsten werden gehindert sein, große Heere zusammenzuziehen und thun sie es doch.... Es ahndet mir — nein ich weiß es, die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermutigen. Pest und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine schönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Not lachen müssen. Und das alles um des monarchischen Prinzips, und das alles um eines Dutzends armseliger Menschen willen! Es ist gar zu komisch.

— Die Revue, welche verflossenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeschreiblich schönen Anblick. Hunderttausend Mann Soldaten, und wenigstens ebensoviel Zuschauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen so bequem übersieht. Was mich besonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon auch ein kleiner Trupp uniformierter Kinder zum Spaße mitzog. Die Offiziere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Not zu kommandieren, die Buben kamen ihnen immer zwischen die Beine. Dann zogen auch die Blessierten vom Juli an

dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und stand den ganzen Tag bei seiner Kanone und legte die Hände an wie die übrigen. Den fremden Gesandten, die alle bei der Revue waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirtschaft doch wunderlich vorkommen. An den deutschen Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt kommt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um von unten auf zu dienen, und so während er ins Bett pißt, avanciert er immerfort, ist im siebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Oberst, und im achtzehnten General. Die Revue dauerte von morgens bis abends; ich hatte natürlich nicht solange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten, solange auf den Beinen zu sein. Um acht Uhr morgens zogen sie aus, und es war acht Uhr abends, als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um sich nicht zu ermüden, sind zur Revue hingefahren, und die vielen Kabrioletts und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorsahen, gewährten einen seltsamen Anblick.

Heute ist das Ministerium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, wird Unterstaatssekretär der Finanzen, also ungefähr soviel als Minister. Ich kannte ihn früher. Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wir in Paris waren mit seinem Landsmann Mignet hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutscher meiner Bekannten nahm sich der jungen Leute an und wies sie zurecht, und jetzt ist der eine Staatsrat, der andere Minister! Was man hier sein Glück macht! Möchte man nicht vor Ärger ein geheimer Hofrat werden! Es ist gerade so als wäre der Heine Minister geworden oder der Menzel oder ich. Und was sind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, dessen Salon schon seit dreißig Jahren besteht und wo sich die ausgezeichnetsten Personen versammeln. Es eine eigentliche Nachtgesellschaft; denn sie fängt erst um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard ist ein sehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Aristokratisches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkürlich aber schrieb.) Er sieht mir

nicht aus, als hätte er je das Mindeste von unserem deutschen Kunstkatzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders oder so ein anderes schluchzendes Buch zum Lesen geben — was er wohl dazu sagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatischen Dichter Ancelot; Humboldt; Meyerbeer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Goethes Büste aufzunehmen; unseren Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Komponist und Klavierspieler in großer Achtung steht; Vitet, den Schriftsteller, der unter dem Namen Stendthal schreibt und noch viele andere Gelehrte und Künstler. Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Ärger und Neid, wenn er sieht, wie es den französischen Schriftstellern so gut geht. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie noch obendrein von der Regierung angestellt. Stendthal ist eben im Begriff nach Triest abzureisen, wo er eine Stelle als Konsul erhalten. Vitet schreibt sogenannte historische Romane, die sehr schön sind: Henri III., les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anstellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er ist conservateur des monuments d'antiquité de la France. Diese Stelle bestand früher gar nicht, und der Minister Guizot, der Vitet protegierte, hat sie erst für ihn geschaffen. Sein Geschäft besteht darin, daß er jährlich ein paarmal durch Frankreich reist und die alten Bauwerke aus der römischen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Wasserleitungen, Amphitheater, Kirchen besichtigt und darauf sieht, daß sie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von fünfzehntausend Franken und die Reisekosten werden besonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als diese für einen Menschen, wie ich bin, der faul ist und gern reist? Möchte man sich nicht den Kopf an die Wand stoßen, daß man ein Deutscher ist, der aus seiner Armut und Niedrigkeit gar nicht herauskommen kann? In Deutschland geschieht wohl manches für Kunst und Wissenschaft, aber für Künstler und Schriftsteller gar nichts. Hier verteilt die Regierung jährliche Preise für die besten Werke der Malerei, der Bildhauerkunst, Lithographie, Musik und so für alle. Der erste Preis besteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er diese Zeit in Rom zu seiner Ausbildung zubringen. Einem Deutschen würde dieses Müssen in Rom leben komisch klingen, denn er ist lieber in Rom als in Berlin, Karlsruhe. Aber Franzosen erscheint dieses oft als Zwang, denn sie verlassen Paris nicht gern.

So hat die vorige Woche ein junger Mensch, namens Berlioz, den ersten Preis der musikalischen Komposition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er sieht aus wie ein Genie. Geschieht je so etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wut! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutscher Erde, daß ich sie hinunterschlucke. Das ist ohnedies gut gegen Magensäure, und so kann ich das verfluchte Land doch wenigstens symbolisch vernichten und verschlingen. Neukamp, ein deutscher Komponist (ich glaube er macht Kirchenmusik) lebt in Talleyrands Hause; aber nicht als Musiker, sondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und ist ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm sein, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu so etwas. Gerard sagte mir, daß er die Deutschen sehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht, als man erst den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die statistische Merkwürdigkeit mitteilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, sondern die Tassen und was dazu gehört auf den nackten Tisch stellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus ist nichts heilig.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 9. November 1830.

Spontini ist gegenwärtig mit seiner Frau hier. Sie war vorgestern bei ***. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiste, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er seine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen giebt, und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe sind gedruckt und Spontini verteilt sie hier. Als ich sie bei *** las, hätte ich vor Wut bald eine Tasse zerbrochen. Von Seite Spontinis die größte französische Unverschämtheit; er spricht mit der Kapelle wie ein Fürst mit seinen Unterthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutsche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es giebt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählte: in Berlin wird gegenwärtig Rossinis Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären Geistes darin, und Schillers Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit schon ist es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

— Die Theater werden jetzt freigegeben, das heißt: es darf jeder, der Lust hat, ein Theater errichten und man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigste, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubnis mehr. Seit der Revolution hat auch die Theatercensur aufgehört und es herrscht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutschland ist das große Koblenz, wo alle emigrierten Mißbräuche zusammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politischen Altertümer aus allen Ländern der Erde nach Deutschland reisen, um da ihre Kunstliebhaberei zu befriedigen. Ich sehe sie schon mit ihren Antiquités de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Nase und Notizbuch in der Tasche, durch unsere Städte wandern, und unsere Gerichtsordnung, unsere Stockschläge, unsere Censur, unsere Mauten, unseren Adelsstolz, unsere Bürgerdemut, unsere allerhöchsten und allerniedrigsten Personen, unsere Zünfte, unseren Judenzwang, unsere Bauernnot begucken, betasten, ausmessen, beschwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand stecken, und dann fortgehen und von unserem Elende Beschreibungen mit Kupferstichen herausgeben. Unglückliches Volk!.. wird ein Beduine mit stolzem Mitleide ausrufen.

— Es geht jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehemaligen Liberalen Reden gegen die Preßfreiheit halten, wie sie der Metternich nicht besser wünschen kann. Es ist ein Ekel, und ich mag gar nicht davon sprechen. Benjamin Constant, Lafayette und noch einige wenigen sind die einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Masse der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig giebt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nötig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

Mittwoch, den 10. November.

Neulich bin ich bei Ferusac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er giebt ein Journal heraus, das in Deutschland

bekannt ist. Er ist jetzt Deputierter geworden. Man findet in seinem Salon alle fremden und einheimischen Blätter und Journale, alle interessanten Blätter und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt sich die Zeit mit Lesen und Kupferstiche betrachten. Er fragte mich, was mein litterarisches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es selbst nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wissen, teilen Sie mir es mit. — Ich habe in diesen Tagen gelesen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es ist merkwürdig, was der Ähnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzosen für möglich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erstaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwig XIV. bekommt man die klarste Vorstellung. Es ist mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt ist gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum ist? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine solche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts schadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war seit Jahren nicht so heiter, so nervenfroh, als seit ich hier bin. Die Einsamkeit scheint nichts für mich zu taugen, Zerstreuung mir zuträglich zu sein. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmutigt als geschwächt, und hier erst bekam ich wieder Herz zu leben. Die geistige Atmosphäre, die freie Luft, in der man auch hier im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechselnde Stoff wirken vorteilhaft auf mich. Ich esse zweimal so viel wie in Deutschland und kann es vertragen. Es kommt aber daher, daß ich mich bei Tische unterhalte, selbst wenn ich allein beim Restaurateur esse; die ewig wechselnden Umgebungen, die Raumanieren aller europäischen Mäuler, das würzt die Speisen und macht sie verdaulicher. Und die Ferien, die schönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das ist's vor allem, was meine Nerven liebkost. Aber dem Sauerkraut bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

Dienstag, den 16. November.

Mit Belgien denke ich, wird sich alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben seine Unabhängigkeit bereits anerkannt und

dem Gedanken entsagt, ihm den Prinzen von Oranien aufzudringen. Nur das eine wird verlangt, daß es sich zu keiner Republik mache. Die meisten, wenigstens die einflußreichsten Belgier, sollen freilich für die republikanische Regierungsform gestimmt sein; sie werden aber nachgeben müssen. Ich wollte, sie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien noch einem anderen Lande unseres entnervten Weltteils zuträglich; doch wäre das an deutscher Grenze von großem Vorteile; es würde unseren Absolutismus etwas geschmeidiger machen. Die Furcht ist die beste Gouvernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen. Die Furcht muß Deutschlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung ist aufzugeben. Auf Talleyrand in London setze ich großes Zutrauen, und ich lasse mich hierin von den Pariser Manieristen nicht irre machen. Er setzt bestimmt alles durch; denn er ist der einzige Staatsmann, der keine Leidenschaften und kein System hat und darum die Verhältnisse klar erkennt, wie sie sind. Er wußte die Fehler der anderen immer sehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, so oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen lese, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beschlüsse und Verträge der heiligen Allianz verteidigen. Das ist der rechte Mann, dem etwas heilig ist.

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von vielen behauptet wird, daß die Katastrophe von Antwerpen von den Insurgenten übermütig herbeigezogen worden; daß Chassé zu bombardieren gezwungen worden ist; aber was ändert das? Man muß sich nur immer fragen: wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürsten? Die Belgier mögen vielleicht unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch bloß wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der französische Gesandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorstellungen machte, wegen des Schadens, den die französischen und anderen Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr. l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers. Das soll erhaben sein! Ich finde es sehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel.

Man sollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchen sie eine bessere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen.

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht gelesen; ich will es mir aber heute noch holen lassen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeisterung, mit der sie von ihr spricht. Es ist eine Straße, einzig in der Welt, die schönste Symphonie von Kunst, Natur, Geist und Leben. Es ist ein Anblick, das kurzsichtigste Auge, die engste Brust zu erweitern. Ich wollte, unsere Philister wohnten alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, statt nach Wiesbaden zu gehen: das würde nicht allein sie, sondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, so oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumieten. Den ganzen Tag stände ich am Fenster und blätterte in dem großen Buche mit den schönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nötig, aus dem Hause zu gehen, die Welt käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld! Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf deutsch: ich habe schwache Nerven. — Schicken Sie mir durch Gelegenheit meine Andachtstunden.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 17. November 1830.

Gestern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronce; prächtige Pendule; fünf große Vasen, voll der schönsten Blumen; stolze allerhöchste Flambeaus, die sich der bürgerlichen Talglichter schämen, die ich ihnen aufgesteckt; Stühle und Sofa, mit braunem gelbgeblümten Sammet überzogen; die zärtlichen Bergères, in die man eine halbe Minute einsinkt, ehe man den Grund erreicht; scharlachrote Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es ist alles so voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Kostbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was sonst meine Lust ist, gedankenlos oder gedankenvoll im Zimmer auf- und abzugehen; denn da steht überall umher soviel herabzuwerfen, soviel Zerbrechliches, daß die kleinste Zerstreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutschen, welche mich besuchen,

machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Asche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann schaukeln sie sich mit vaterländischer Ungezogenheit und ausländischer Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beständiger Angst, daß sie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine teuere Vase oder einen, selbst vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das ist über alle Beschreibung. Die darin befindlichen Möbels und Toilettengerätschaften sind nach den schönsten herkulanischen Mustern, teils im hetrurischen, teils im griechischen Stile geformt. Ich wasche mich aus einem delphischen Weihkessel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altar der Venus. Mein Bett ist das Lager der Aurora. Morgenrote Wolken, von weißen und grünen Sonnenstreifen durchzogen, schmücken seinen Himmel. Die Wand, an welcher es steht, ist ein großer Spiegel; darin muß ich mich beschauen — da ist keine Rettung. Das Kopfkissen ist mit Spitzen garniert, die mir wie Spinnen im Gesicht herumkrabbeln, und mich schon einige Male auf eine schauerliche Weise aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es giebt nichts schöneres, anmutigeres, adeligeres, als meine neue Wohnung; sie ist ein kostbares Etui, das nur viel zu zierlich ist für den unzierlichen Schmuck, den es einschließt.

— Sie werden gelesen haben, daß die französische Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den christlichen Staatsbürgern setzen und die Besoldung ihres Kultus übernehmen will. Es ist doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an so etwas nur *denkt* — von der Ausführung gar nicht zu sprechen. Die gefoppten Theologen des adeligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menschenliebe die Lehre zu verbreiten gesucht: die bürgerliche Gesellschaft sei eine Taufanstalt und es könne daher eine Jude kein Staatsbürger sein. Diese frommen Herren haben schwere Köpfe und noch schwerere Füße. Erst dauert es Jahrhunderte, bis sie fortschreiten *wollen*, und dann andere Jahrhunderte, bis sie fortschreiten *können*. Es ist zum Erbarmen!

Aber die französische Regierung, wie jede andere, sieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht sie einen Schritt zurück, so oft sie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat sie etwas gegeben und dafür hat sie der Preßfreiheit viel genommen. Die Kautionen für die Journale, eine Tyrannei der vorigen Regierung, sollen beibehalten

werden. Es ist dieses so sehr gegen den Geist der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos ansehen kann. Wie merkwürdig! Diese Juliregierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dotterig ist, kräht schon wie ein alter Hahn, und thut stolz und fest wie ein unbestrittener Hofkönig! Die Majorität der Kammer unterstützt sie nicht bloß in ihren unbedachten Schritten, sondern sie verleitet sie noch dazu. Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die Industriellen nennen. Diese Menschen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft — kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet, und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücksritterstand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Bestreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig ist und sie aufhält, ehe sie ihr Ziel erreichen. Die Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit war doch nur ein Prinzip, ein Glaube; man konnte sie bekämpfen und besiegen, ohne den Edelleuten und den Geistlichen in ihrer sinnlichen Lebenssphäre wehe zu thun. War dieses in der französischen Revolution doch geschehen, so war dieses nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar schwer zu vermeidende, doch keineswegs notwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet worden — den Besitz, und dieses wird zur Güterverteilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der früheren Revolution nur Scherz und Spiel werden gewesen sein. Was mich aber an diesen Journalkautionen am meisten betrübt, sind die üblen Folgen, welche sie, wie ich sicher erwarte, für Deutschland haben werden. Unsere Regierungen werden gewiß, wenn sie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jene französische Erfindung der Kautionen benutzen, und dann ist Preßfreiheit nur ein trügerisches Wort. Wir haben keine reichen Schriftsteller, wie es deren so viele in Frankreich giebt; sie sind alle arm oder dem Staate dienstbar. Keiner wird daher imstande sein, die Kaution aus seinem eigenen Vermögen zu leisten, und man wird um ein Journal zu gründen, sich in den Sold eines Buchhändlers geben müssen, der nur auf seinen merkantilischen Vorteil sieht und daher leicht durch Hoffnung des Gewinnes bestochen, oder durch Furcht vor Verlust eingeschüchtert werden kann.

— Das Gebet um Preßsklaverei in der Münchener Flora hat mich erquickt wie Bayrisch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Gerät diese holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich sie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir deutsche Dummheiten mitteilen. Gestern las ich wieder etwas sehr Schönes von dem Berliner Korrespondenten in der Allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er sagt unter anderen: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären bloß „Neugierigkeitsaufläufe" gewesen. So wird doch immer auf das Beste dafür gesorgt, daß ich in Frankreich mein Deutsch nicht verlerne!

Samstag, den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in diesen Tagen geschrieben und ich will Ihnen einiges aus seinem Briefe mitteilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle seine Worte, eine gewisse Trauer ist über seine Reden verbreitet und so wahr und liebevoll ist alles, was er spricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Wie sehr sind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im schnödesten Geistesdrucke, und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, müssen sie die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik weit lebhafter fühlen und müssen viel schmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir anderen, die wenigstens klagen dürfen. Nachdem Herr *** von dem Eindrucke gesprochen, den meine Schriften auf ihn und einen anderen gleichgesinnten Freund gemacht, und mir seine Übereinstimmung mit meinen Ansichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut not in so zerspaltener, einheitsliebloser Zeit, daß ihre Besseren und Edleren sich finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des Menschen und das Wohl der einzelnen wie des ganzen Geschlechts, das ja nur die Summe aller einzelnen ist. Darum ist eben so schön und tief der Satz, den Sie im siebenten Bande Ihrer Schriften aussprechen und gegen den nicht nur die Theologen, sondern alle, die selbstsüchtig und Feinde der Freiheit sind, aufstehen — der Satz: die Menschheit ist um der Menschen willen da."

„Es ist wohl an der Zeit, daß der eingerissene Ideengötzendienst einmal aufhöre und daß der lebendige Mensch nicht mehr einem luftigen Ideal geopfert und mit ihm nicht mehr Experimente angestellt werden. Ihr ausgesprochener Satz, folgerecht durchgeführt,

wirft alle Systeme über den Haufen und statt des toten Begriffs Menschheit steht der lebendige Mensch schaffend im Mittelpunkt der Welt."

„Diesen Satz kann aber eben nur wahrnehmen und aussprechen der Mensch, der in sich Kern, Wert und Würde trägt; wer selbst nichts ist, muß sich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, oder er muß geradezu, wenn er scheinbar etwas stärker ist, das Tierrecht des Stärkeren, d. h. die Selbstsucht schlechtweg für sich ansprechen."

„Wir sehen auch die Zeit nach dieser Spaltung in zwei Teile geteilt. Der eine; die Gelehrten, brütet über Ideen und sucht im Trüben zu fischen; der andere, die Materiellen, als die Stärkeren, spricht geradezu durch Wort und That die Selbstsucht aus und tritt den Begriff, wie den lebendigen Menschen in allen Verhältnissen mit Füßen, wogegen die anderen bloß die Hände ringen und die Vorsehung zum Zeugen der Frevel ausrufen. — Was uns am meisten not thut, ist — Vereinigung...."

Ich erstaune gar nicht, einen Wiener so sprechen zu hören; denn eigentlich ist Österreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns andere oft nur philosophische Spekulation führt, dahin bringt jene die Not, und Not ist eine bessere Lehrerin als Philosophie. Hören Sie ferner, was er von Goethe sagt, wobei ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung sei, als er selbst. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgesprochen zu haben; aber sie ist so alt und so stark, daß sie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeschienen haben muß.

„Was mich aber wundert, ist dies, daß Sie den wilden Goethe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seinesgleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire. Goethe war immer nur ein Despotendiener; seine Satire trifft weislich nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof. Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper und das Ärgste ist noch, daß alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt. Ja Fürsten- d. i., Despotendichter sollte er eigentlich heißen."

Wie wahr, wie wahr das alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern den Mut zu verbreiten, sie auszusprechen. Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er ist ein grauer Star im deutschen Auge, wenig, nichts, ein bißchen Horn — aber beseitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon gesprochen, und Sie begreifen meine Freude, in einer Geisteswüste, wie Österreich ist, einem menschlichen Wesen begegnet zu sein, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchsten Händen aus Bayern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geschrieben! C'est perruque — würde ein Pariser sagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen solche Charlesdischen, gegen solche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwischen die Beine durch, das macht sich, wie Wasser, durch die kleinste Lücke Bahn. Es ist zum Verzweifeln, das deutsche Tyrannei zugleich so viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerstand. Warum aber unsere Fürsten sich so große Mühe geben, die französische Revolution, die viel Metaphysisches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung sein.

— Wenn sich unsere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, so lasse ich das hingehen. Aber die anderen — sie betrachten das alle aus einem falschen Gesichtspunkte. Es ist wahr, es fanden viel Pfaffenintriguen statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, sie haben ihn fortgejagt und seine Leute geprügelt — ist das nicht schön und ein gutes Beispiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das ist billig. Herr Wellington ist auch abgesetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kommt diesen Schwachköpfen gar zuviel auf einmal über den Hals; wie eine Sündflut gießen die Verlegenheiten auf sie herab. Die Änderung des englischen Ministeriums ist für uns auch gut. Lesen Sie im heutigen Constitutionnel, wie der belgische Gesandte in London, Herr v. Weyer, nach seiner Rückkehr öffentlich im Kongresse von seiner Sendung Rechenschaft ablegt und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien, und andere mit ihm verhandelt. Das hat mich sehr

amüsiert. Diplomatische Geheimnisse öffentlich in einer Ständeversammlung auszuplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange sind, das ist unerhört, das ist himmelschreiend — werden sie in Berlin, Wien und Frankfurt sagen.

— Der neue Minister des Innern, Montalivet, ist erst achtundzwanzig Jahre alt. Er war nie Referendar, nie Hofrat, nie Regierungsrat, nie Geheimer Regierungsrat, nie Kammerdirektor, nie Präsident — plötzlich ist er Minister geworden. Es giebt keinen Gott mehr.

Fünfzehnter Brief.

Freitag, den 3. Dezember 1830.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich schreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das ist nun einmal nicht zu ändern in Paris, es geht in vielen Häusern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Ärzte für kranke Kamine, Rauchkünstler (fumistes) genannt. Es sind aber eben Ärzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit sie, oder ob sie die Krankheit herbeigeführt. Gestern hat ein solcher Künstler an meinem Kamine gearbeitet, und als man ihn heute wieder holte, weil es noch stärker rauchte als vorher, sagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, sobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um diese Weihnachtszeit, was wird hier in den Läden nicht alles ausgestellt, das Größte und das Kleinste, für Könige und für Bettler. Es ist gefährlich über die Straße zu gehen, es ist, als wenn Räuber, die Pistole auf der Brust, uns unser Geld abforderten.

— Ich lese mit großem Vergnügen Diderots nachgelassene Briefe an eine Freundin, die erst im Anfange dieses Jahres erschienen sind. Wenn ich Ihnen solche große Briefe schriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über alles. Als er seine Freundin, seine Sophia kennen lernte, war er schon 46 Jahre alt! Aber es ist nicht Freundschaft, es ist die heißeste jugendlichste Liebe, wenigstens in den Reden; denn es kann leicht sein, daß sie sich beide nur etwas weiß gemacht. Diese Briefe sind an eine Mademoiselle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte, wie alt sie ist, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Korrespondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot

war verheiratet! Ich habe keine Vorstellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht ist, sich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzose. Der Deutsche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die teilt sich nicht mit. Wir haben kalte Hände und sind kalt bei der Berührung. Die Briefe sind charmant, nur muß man beim Lesen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirschkerne ausspeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: „que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui davantage.“ O! das ist noch kühl gegen das übrige, er schreibt oft mit kochender Tinte!

— Haben Sie in der gestrigen französischen Zeitung die Rede gelesen, welche August Perrier für die Juden gehalten? darin bekommen auch die Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem gesagt wird, wie sie aus Handelsneid mit den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umständlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den gestrigen Nachrichten hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offensiv- und Defensivallianz geschlossen. Es wäre schön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder später kommen muß, zum strengen Gegensatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Despotie dort — und jetzt schlagt euch, ich sehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg giebt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflastersteine zu oder versorgen mich mit feinen Federlappen.

— Diese Woche habe ich mich einen Abend sehr amüsiert. Ich war zu einem jungen Dichter Namens *** eingeladen, um eine Übersetzung des Macbeth vorlesen zu hören. In Deutschland hätte mich schon der Gedanke, einen ganzen Abend auf dem Stuhle fest zu sitzen, um eine Vorlesung zu hören, zur Verzweiflung gebracht und die Wirklichkeit hätte mich getötet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theatralische Beleuchtung, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse glänzend macht, mich unterhalten würde. Und so kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftsteller versammelt, meistens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Masse war zu groß,

zu ehrfurchtgebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit vielen gesprochen, mit Viktor Hugo und anderen... Sie sprachen mir von Goethe und Schiller und von Schiller und Goethe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopstock, Kleist, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt setzte sich die romantische Gemeinde an den Wänden herum, und Herr *** stellte sich vor den Kamin, Rücken gegen Feuer gelehnt, und fing zu lesen an. Mir war doch ein bißchen Angst vor der Zukunft und was ich in den nächsten drei Stunden würde mit anhören müssen. Aber es ging alles gut. Die Übersetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeschlagener Shakespeare, es blieb aber noch genug zu leisten übrig, auch las er meisterhaft vor, und — applaudiert und bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu, der die Sache noch theatralischer machte. In der Scene, wo sich Macbeth an den Tisch setzen will, und vor dem Geiste des ermordeten Königs, der seinen Stuhl eingenommen, zurückschaudert, fing der Kamin zu rauchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geist vorstellen konnte. Mir, der am Kamine neben dem stehenden Dichter saß, gingen die Augen über, aber der begeisterte Vorleser merkte nichts eher, als bis sein grauer Star reif geworden war und er gar nichts mehr sehen konnte. Da mußte er sich unterbrechen, und die Thüre öffnen lassen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakespeare nicht so auswendig wissen, als wir Deutschen, überrascht von den Schönheiten des Dramas in begeisterndes Lob ausbrachen, aber dieses Lob gar nicht dem Shakespeare, sondern dem Übersetzer zuwandten. Dreißig Schriftsteller in einem Zimmer, das findet man in Deutschland selten.

Mit den Lithographien von den französischen Revolutionsscenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, ist es anders, als ich mir gedacht. Es kommt kein Text dazu; sondern die Zeichnungen werden zu den schon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marseillaise, der Parisienne und anderen gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutscher, süßlicher, wehmütiger, romantischer Art werden, wie ich es von dem Zeichner, dessen frühere Arbeiten ich gesehen, fast erwarte. Die praktischste Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantischen Rauch aufgehen, und die Deutschen, die sich ja daran begeisterten, würden lernen, wie sie einst in jener

Welt, im Himmel, den Satan mit seinem Volk niederpflastern und verjagen, aber nicht wie in dieser die Minister und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geschickt, ist auch in diesem unseligen romantischen Geiste. Gar nichts Mutentflammendes darin, nur Muttötendes. Ich mag mit diesem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es ist aber eine schöne Erfindung mit den Pflastersteinen, dem Gegengift der Pulvererfindung!

Sechzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 8. Dezember 1830.

— Es ist entsetzlich mit Goethes Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schicksal sein, das diesen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt ist er wahrscheinlich tot. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden. — — Heute stehen wieder schöne Lügen im Constitutionnel. In Berlin und in den Rheinprovinzen hätten aufrührerische Bewegungen stattgefunden, und die preußischen Truppen kehrten von den Grenzen zurück. Und in Metz hätten zwei Deutsche 2000 französische Kokarden gekauft, und das alles, wird versichert, käme aus achtungswerter Quelle. Aber in der Schweiz geht es ernsthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutschland, wenn sich die Schweizer frei machten von ihren Aristokraten, die schlimmer sind als die Könige und gefährlicher. Dann hätte das südliche Deutschland einen Stützpunkt, und es könnte handeln. Auch wäre gewonnen, daß man in der Schweiz dann freie Zeitungen schreiben und von dort nach Deutschland verbreiten könnte. Aber was hilft mir alle Freiheit, wenn ich keinen Tabak habe? Ich bin überzeugt, daß wenn mir noch sechs Monate der Tabak fehlte, ich ein vollkommener Aristokrat würde. Ich fühle leider schon, wie ich täglich sauberer und höflicher werde.

— Der Artikel im Constitutionnel le faubourg St. Germain ist freilich nicht versöhnlicher Art; aber das will und soll er auch nicht sein. Die Regierung und ihre Anhänger werden durch die halsstarrigen edlen Vorstädter in wirkliche Verlegenheit gesetzt und sie sind ärgerlich darüber, weil sie es nicht ändern können. Die Ultras haben sich fast alle aus Paris zurückgezogen und wohnen diesen Winter auf ihren Gütern. Dadurch (und das ist ihre edle Absicht) leiden die

Gewerbsleute ganz ungemein. Man hat berechnet, daß durch die Abwesenheit der Ultras und eines Teiles von der gewöhnlichen Anzahl der Fremden, der durch die Revolution verscheucht worden ist, Paris in diesem Jahre fünfundsiebenzig Millionen verliert, und daß, wenn nicht glücklicherweise der reiche B. angekommen wäre, der Verlust auf hundert Millionen steigen würde. Der Constitutionnel ärgert sich darüber und das macht ihn bitter. Es amüsiert mich sehr, daß mich der Constitutionnel, sonst mein lustiger Rat, seit der Revolution so ennuyiert. So auch die anderen Kameraden. Sie sind erschöpft, ihre Zeit ist aus, und ihr fortgesetztes liberalthun steht ihnen so lächerlich, wie alten Weibern das Kokettieren an. Man muß sich an die jungen Zeitungen halten: le temps, national, la révolution. Selbst der Figaro ist nicht mehr so witzig als ehemals. Es geschehen nicht Dummheiten genug mehr. Warum geht er nicht nach Deutschland? — — H. hat mir gesagt, seine Mutter hätte ihm geschrieben, die St.... hätte ihr gesagt, Sie hätten ihr gesagt, ich hätte Ihnen geschrieben, ich ginge in Paris noch nachts zwei Uhr auf der Straße herum. Ist das wahr? Das ist ja ein schöner Klatschknäul!

— Sie haben Angst vor den zwölf Löwen und Tigern? Das wundert mich gar nicht, Sie haben schon vor weniger Angst gehabt. Hören Sie, was neulich dem Dr. *** begegnete. Er wird abends zu einer Kranken gerufen. Die Frau lag im Bette, und der Schirm vor dem Lichte machte das Zimmer unhell. Während nun *** seine Kranke ausfragte, fühlte er auf seiner herunterhängenden Hand den heißen Kuß einer breiten stechenden Zunge. Er blickt hin und gewahrt einen lieblichen großen Tiger. Behutsam zieht er die Hand zurück. Dann erhebt sich der freundliche Tiger, stellt sich auf die Hinterfüße und legt seine Vorderfüße auf ***s Schultern. „Fürchten Sie sich nicht" — sagte die kranke Frau — „der Tiger ist zahm." Die Kranke war die Frau eines gewissen Martin, der hier eine Menagerie zeigt, und durch die Kühnheit, mit welcher er mit seinen Bestien spielt, vieles Aufsehen macht. Ich glaube, er war früher auch in Frankfurt. Der zahme Tiger, den er in seinem Wohnzimmer frei herumlaufen läßt, gehörte früher dem Marineminister. Ich an Dr. ***s Stelle hätte große Angst gehabt. Er erzählte folgendes: der verstorbene B. in Rom glaubte die Gabe zu besitzen, jedes Menschen künftiges Schicksal aus dessen Gesichtszügen zu erkennen. Dabei wurde er wie von einer dämonischen Gewalt wider seinen Willen angetrieben, allen seinen Bekannten ihr Schicksal vorherzusagen. Dr. *** bat ihn

oft, ihn mit solchen Sachen zu verschonen, er wolle sein Schicksal nicht wissen. B. aber konnte sich nicht bezwingen, und sagte ihm endlich: er solle sich vor wilden Tieren hüten. Ich habe Martins Menagerie noch nicht gesehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Dr. ***s Gesellschaft dahinzugehen, damit wenn einer von uns gefressen werden soll, er es werde, wie es prophezeit worden.

— Sonntag habe ich einem Konzerte im Conservatoire beigewohnt. Ein junger Komponist, namens Berlioz, von dem ich Ihnen schon geschrieben, ließ von seinen Kompositionen aufführen; das ist ein Romantiker. Ein ganzer Beethoven steckt in diesem Franzosen. Aber toll zum Anbinden. Mir hat alles sehr gefallen. Eine merkwürdige Symphonie, eine dramatische in fünf Akten, natürlich bloß Instrumentalmusik; aber daß man sie verstehe, ließ er wie zu einer Oper einen die Handlung erklärenden Text drucken. Es ist die ausschweifendste Ironie, wie sie noch kein Dichter in Worten ausgedrückt, und alles gottlos. Der Komponist erzählt darin seine eigene Jugendgeschichte. Er vergiftet sich mit Opium und da träumt ihm, er hätte die Geliebte ermordet und würde zum Tode verurteilt. Er wohnt seiner eigenen Hinrichtung bei. Da hört man einen unvergleichlichen Marsch, wie ich noch nie einen gehört. Im letzten Teile stellt er den Blocksberg vor, ganz wie im Faust, und es ist alles mit Händen zu greifen. Seine Geliebte, die sich seiner unwürdig zeigte, erscheint auch in der Walpurgisnacht; aber nicht wie Gretchen im Faust, sondern frech, hexenmäßig .... In der Kunst und Litteratur, wie in der Politik, geht die Frechheit der Freiheit voraus. Das muß man zu würdigen wissen, um die jetzigen französischen Romantiker nicht ungerecht zu verurteilen. Sie sind oft rein toll, und schreiben Sachen, wie man sie im romantischen Deutschland niemals liest. Das wird sich geben. Sie werden wieder zurückpurzeln; es ist noch kein Franzose in die Sonne gefallen. Neulich bei der Macbethvorlesung fragte ich nach einem bekannten romantischen Dichter und man sagte mir, er wäre gegenwärtig in Spanien. Das nämliche hörte ich von einigen anderen. Es scheint, dies junge Volk geht nach Spanien, romantische Luft einzuatmen. Ich mußte darüber lachen.

— Gestern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spektakelstück gegeben: L'empereur; alle seine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu seinem Tode. Als ich diesen Morgen aufwachte, war ich verwundert, daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte und überhaupt noch lebte. Aus so vielen blutigen Schlachten ist noch keiner

unverwundet gekommen. Denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich saß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt so sehr kriegerisch gestimmt bin, war ich ganz selig über das Kanonen- und Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuschung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Dekorationen! mehr Soldaten als das ganze Frankfurter Militär beträgt; aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigsten Begebenheiten nennen, die man vorgestellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Ägypten absegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer sich über die Ähnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, sieht man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaschine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Moskau — der Übergang über die Beresina; das war am graulichsten und zum weinen. Die Armee im jammervollsten Zustande zieht über die Brücke. Nach und nach stopft sie sich. Gegenüber der Feind. Endlich stockt alles. Da gehen die übrigen, Reiter, Fußvolk, Weiber über die gefrorene Beresina. Das Eis bricht, die Weiber kreischen, die Brücke stürzt zusammen, alles versinkt unters Eis. — Abschied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er stirbt im Bette. — Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit und alle naturgetreu dargestellt. Napoleon wie er lebte. Alle seine Manieren, alle seine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie sich dazu den Lärm der Zuschauer. Franconis Theater ist das größte in Paris und der meiste Pöbel ist dort. Sieben Franken hat mich mein Platz gekostet. Erst ging ich hinein zu drei Franken, weil keine Loge mehr zu haben war. Die Galerie war aber schon ganz voll und ich ging wieder fort. Vor dem Hause schrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logenplatz an für mein Balkonbillet, und ich mußte noch 4 Fr. darauf legen. Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Übung im Französischem mit einem Dutzend Menschen, die mir keinen Platz machen wollten, setzte es mit Unverschämtheit durch und saß und sah sehr gut. Aber wie höflich sind jetzt die Gendarmen! früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretiert worden. Dies machen die Pflastersteine.

Siebzehnter Brief.

Paris, Samstag, den 11. Dezember 1830.

Bis von uns einer auf den Brief des anderen antwortet, verstreichen gewöhnlich neun Tage, so daß wir oft beide nicht mehr wissen, worauf sich die Antwort bezieht. Das ist verdrießlich, aber nicht zu ändern, wenn man weit voneinander entfernt lebt. Diderot in seinen Briefen ärgert sich auch oft darüber und sagt: es ist mir wie jenem Reisenden, der zu seinem Gesellschafter im Wagen sagte: Das ist eine sehr schöne Wiese. Eine Stunde darauf antwortete dieser: Ja, sie ist sehr schön.

Wissen Sie schon, daß Benjamin Constant gestorben ist? Morgen wird er begraben. Kränklich war er schon seit mehreren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuschter Hoffnung hat sein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachlässigte den, der so viel gethan, die alte zu stürzen. Benjamin Constant hatte unter allen Liberalen die reinste Gesinnung, und er war der gediegenste Redner. Es gab andere, die glänzender sprachen, aber es war doch nur alles vergoldetes Kupfer. Er hatte recht, durch und durch. Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz.

Gestern sind die Minister nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie sollen sehr niedergeschlagen aussehen und Polignac sehr mager geworden sein. Mittwoch geht der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt sein. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Billet für die Pairskammer zu verschaffen, es war nicht durchzusetzen. Der Plätze sind zu wenige. Vierzig Journalisten, die Diplomaten und andere solche Privilegierten müssen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutschen Minister zu Mute, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsschreibern sitzen müßte. Er wäre lieber unter Menschenfressern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairskammer, man fürchtet, sie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geschlecht! — Von Polen wußte ich schon seit gestern. Das geht gut. Es ist mir aber doch nicht ganz recht; es wäre besser, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünsche Krieg und ich fürchte, durch die polnische Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt ist nicht allein Rußland beschäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, sondern auch Österreich und Preußen, die auch Teile von Polen besitzen und fürchten müssen,

daß sie sich ebenfalls insurgieren. Übrigens ist mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht so leicht durchsetzen als die Belgier. Die Russen sind zu mächtig. Es wird dort ein erschreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber sehen, daß nach und nach alle Staaten sich frei machen werden, nur Deutschland wird in seinem miserablen Zustande bleiben. Solange der Bundestag besteht, ist keine Hoffnung zum Besseren. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Österreich und Preußen dulden es nicht. Hat sich bei uns denn eine Stimme aus den höheren Klassen für die Freiheit erhoben? Man überläßt alles dem Pöbel. Ob sie in Braunschweig einen Wilhelm oder einen Karl zum Fürsten haben, das ist alles eins.

Von der Schweiz schrieb ich Ihnen schon. Wenn dort die Censur aufgehoben wird, kann die Censur in Deutschland nicht viel mehr schaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung schreiben. Ich denke viel daran. Neulich im Palais Royal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der sie ihm freundschaftlich drückte. Der entzückte Maurer sagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich sie reinigen, das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auktion von den Möbeln, Kleidungsstücken und anderen Hinterlassenschaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht versäumen sollen. Die treuen Royalisten waren alle da und kauften Reliquien zu ungeheueren Preisen. Für ein Paar Handschuhe, welche die Berry getragen, wurden sechzig Franken bezahlt. Gleich interessant waren auch die Versteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter anderen; 7000 Flaschen Wein des königlichen Privatkellers, Weine enthaltend, welche seit fünfzig Jahren von allen Fürsten der Welt an Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Charles X. geschenkt worden. Die Geschichte dieser Weine soll merkwürdig gewesen sein. Alle solche humoristische Stoffe für eine geschickte Feder werden aber von den hiesigen Blättern selten und ungeschickt benutzt. Es fehlt diesen Herren an deutscher Philosophie und Tiefe der Empfindung. Es ist wahr, der Figaro zum Beispiel hat angenehmen Witz und ist schön façonniert; liest man ihn aber einige Zeit, so sieht man, daß alles nur plattiert ist; man braucht nur zu reiben und das Gold geht ab. Nichts gediegen, nichts durchgehend. Eines der besten Journale ist die Revue de Paris. — Von Lafayette stand vor einigen Tagen in der Zeitung: er wäre krank;

seitdem ist aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozesses der Minister krank würde, oder er stürbe, ich glaube, die Regierung wäre imstande und hielte das geheim. Er ist der einzige, der im Falle eines Aufruhrs das Volk im Zaume halten könnte. Ich glaube, daß er ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht und trifft alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ganze Regimenter Nationalgardisten thun den Dienst, kein Nationalgardist, auch wenn er nicht die Wache hat, darf seine Uniform während des Prozesses ablegen; man wird also in den nächsten vierzehn Tagen nichts als Soldaten sehen und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komisch das aussieht, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmessen. Ich habe oft darüber lachen müssen. — Ich bin begierig, welche neue Revolutionen zwischen diesem und meinem nächsten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Bastilleplatz wird ein neues Theater gebaut. Adieu bis zur nächsten Revolution.

Achtzehnter Brief.

Paris, Dienstag, den 14. Dezember 1830.

Die Polen!.. Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf seinem Welttheater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegiert ist — hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch ins Theater gehen. Mir ist die Zeitung wie Shakespeare, wie Corneille. Das Schicksal spricht in Versen und thut pathetisch wie ein Schauspieler. Die Nacht der Rache in Warschau muß fürchterlich gewesen sein! Und doch, als die Geschichten in Brüssel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären erschöpft. Ja der Tag des Herrn ist gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hiesigen Blättern stand, es wäre ausgebrochen in der Militärschule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch so; auch hier haben die Zöglinge der polytechnischen Schule alles angefangen und das meiste geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Rute giebt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden sie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht sein. Und unsere armen Teufel von Deutschen! Sie sind die Lampenputzer im Welttheater,

sie sind weder Schauspieler noch Zuschauer, sie putzen die Lichter und stinken sehr nach Öl.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für sie schreibe? Sie sollen Lärm machen, sie sollen schreien. Mit guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen sind jetzt so schreckhaft, daß man alles von ihnen verlangen kann, wenn man nur selbst nicht zaghaft ist.

In Warschau haben die Weiber und Kinder auch mitgefochten. Constantin soll am Kopfe verwundet sein; aber das sind alle Fürsten. — Die Preußische Staatszeitung lese ich, wie auch die meisten deutschen Blätter. Gestern habe ich sogar das Frankfurter Journal und die Didaskalia aufgefunden. Ich habe sie mit Küssen bedeckt. — Die Cholera Morbus ist eine prächtige Erfindung. Das ist etwas, was auch die Deutschen in Bewegung setzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revolution der Deutschen wäre selbst mir ein Schrecken. Diese Menschen wissen noch gar nicht, was sie wollen, und das ist das Gefährlichste. Sie wären imstande, und metzelten sich um einen Punkt über dem i. Vielleicht geht es besser, als ich erwarte; vielleicht wenn der Sturm heftiger wird, werfen sie freiwillig von ihren schweren Dummheiten über Bord. An unseren Fürsten liegt es nicht allein; die Aristokratie, die Beamten!

Gestern las ich in einer deutschen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angestiftet, und man hätte sogleich Truppen hingeschickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswasserbrunnen, die wahrscheinliche Quelle der Nassauer Revolution, verschütten lassen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hilfe, die man gegen Revolutionen angewendet. Soldaten, Gewalt, Aderlassen, das sind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu versuchen, fällt nicht bei. Im Badischen scheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängstlich gemacht. Die Stände kommen nächstens in Karlsruhe zusammen und da hat man sich geeilt, ein liberales Ministerium zu bilden. Herr v. Berstett, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Metternichs guter Freund, ist abgesetzt, und noch ein anderer Minister. Ich möchte jetzt in Karlsruhe sein. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll; gewiß giebt es keinen Minister in Europa, der so beschäftigt ist, wie ich, und gar kein Weg, etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geist, wie das Aderlassen eines ist

für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin so vollselig, daß mir das Herz pocht. Doch ist das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich so froh bewegt bin? Von meiner Gesinnung brauche ich Ihnen nicht zu sprechen, die kennen Sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Mensch seinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wissen Sie. Aber das ist es nicht allein, es ist auch die Schadenfreude, zu sehen, wie das armselige Dutzend Menschen in Europa, das klüger zu sein glaubt als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die sie wie Hunde behandelt, in die Waden gebissen, und aus Haus und Hof gejagt werden. Das elende Volk!

Gestern las ich die neueste Didaskalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den Kreuzzügen" fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer sah mich mit Erstaunen an, als wollte er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen so recht klar machen können, es hätte ihm gewiß seinen Spleen vertrieben. — Der Senator v. Günderode hatte doch so unrecht nicht, als er vorigen Sommer sagte, er wolle lieber Schweinehirt sein, als französischer Minister. Heute hat er gewiß recht. Heute beginnt der Prozeß der Minister. Welch ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann wie Polignac sein, vor allen Diplomaten Europas, mit denen er früher unter einer Decke gespielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsschreibern auf dem Armensünderstuhl zu sitzen und Rede und Antwort zu geben. Die spätere Strafe ist nichts gegen dieses Verhör. Man hat bei der Untersuchung den Polignac am schuldigsten gefunden. Die anderen waren verführt. Am 25. Dezember wird das Urteil gesprochen werden. Eine schöne Weihnachtsbescherung! Viele glauben, Polignac allein werde zum Tode verurteilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man sich heute abend um den Messager reißen, der um acht Uhr erscheint und die heutige Sitzung enthalten wird!

Vergangenen Sonntag war Benjamin Constants Leichenbegängnis, dessen ausführliche Beschreibung Sie wohl im Constitutionnel gelesen haben werden. Ich setzte mich auf den Boulevards in eine Kutsche und sah alles bequem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzosen auffiel und gefiel, war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatralisches war, sondern alles sah ernst, gesetzt und kleinbürgerlich aus. Die Masse gab den

Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich sprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeaus Leichenbegängnis mit angesehen; der sagte, so feierlich sei jenes nicht gewesen. Constant hat vom König Philipp bei seiner Thronbesteigung 150000 Fr. zum Geschenk erhalten, und seine Witwe wird eine Pension bekommen. Madame Constant hat drei Männer gehabt. Den ersten verlor sie durch Tod, von dem zweiten ließ sie sich scheiden, der dritte war Constant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputiertenkammer. Nun geschah es einmal, daß er zugleich mit seinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Constant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribüne sprangen, und ehe es zu verhindern war, Nase gegen Nase dastanden, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Akademie française nicht als Mitglied aufgenommen worden zu sein, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienst behandelte, soll sein Ende beschleunigt haben. Die letzten Worte vor seinem Tode verrieten seine Gemütsstimmung. Er sagte: après une popularité de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte acquise hauchte er seine Seele aus. — Die Geschichte mit Polen macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundschaft zwischen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel hat eine Rede bei Benjamin Constants Grabe gehalten. Ich bin sehr begierig auf die nächste Revolution. Wo wird es zuerst losbrechen?

Es wird Sie nicht überraschen, daß ich Ihnen Victor Hugos Gedichte schicke, welche Sie gewünscht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte gesprochen, und ich schicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es ist nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geschrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das kostbarste aller Weihnachtsgeschenke, so kostbar, daß es kein König bezahlen kann; kostbarer als alles, was alle Frauen der Welt erhalten, seitdem Christus geboren, wird diese Weihnachten eine Pariserin bekommen: Frau v. Polignac — das Leben ihres Mannes. Gerade am 25. abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Bescheren, wird das Urteil gesprochen werden, und Polignac, hofft man, würde das Leben behalten. Behüte einen Gott vor solchen angenehmen Überraschungen.

Neunzehnter Brief.

Paris, Samstag, den 18. Dezember 1830.

..... An die preußische Konstitution will ich wohl glauben, sie wissen dort vor Angst nicht mehr, was sie thun. Es wird ein Spaß sein, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie in den saueren Apfel beißen. Aber was wird das auch für eine allerliebste Konstitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird jetzt wagen, es anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun sie es doch. Ich möchte jetzt einmal in Frankfurt bei *** sein, wo ich dieses alles schon vor zehn Jahren vorausgesagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch ist das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden sich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren, und gebratene Fische werden verschiedene Arien singen. Und ein Tintenfaß wird austreten, und wird eine ganze Stadt überschwemmen. Und .... aber, um des Himmels willen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerksam, im Constitutionnel den Gesetzvorschlag über die Civilliste zu lesen; besonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs so süß-romantisch gesprochen wird, daß man meinen sollte, es wäre in Deutschland geschrieben. Ich habe mich erschrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das ist zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige Könige bekommen, aber es ist immer noch die Hälfte zu viel. Es ist eine Krankheit König sein, und man muß darum die Könige Diät halten lassen. Zehn Millionen sind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, es heißt heute, das Gesetz soll zurückgenommen werden und man wolle der Kammer frei stellen, wie viel sie dem Könige geben wollen. — Ich tröste mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft jetzt, das ersetzt mir die Pfeife. — Ich lese täglich das deutsche Journal und die Didaskalia, was mir großen Spaß macht. Wie wenig geht in Frankfurt vor. Dies merkt man erst hier recht, wenn man die dortige Zeitung liest. — Ich habe mich der Neugierde wegen in eine Art Kasino aufnehmen lassen. Ich gehe heute abend zum ersten Male hin. Es ist kostspielig, man zahlt monatlich dreißig Franken; aber die Einrichtung soll auch prächtig sein. Ich will Ihnen, der Kuriosität wegen einige Stellen aus den Statuten abschreiben:

Ancien cercle de la rue de Grammont.

Art. III. „Les salons du cercle seront ouverts tous les jours, celui de lecture à neuf heures, les autres à midi; et fermés, les salons de lecture à minuit, les autres à deux heures après minuit. — Un dîner sera servi tous les jours à l'heure fixe. — Il sera servi tous les jours, et sans frais, des raffraîchissemens convenables, et un thé dans la soirée. — Art. XIII. Il pourra être fait des abonnemens mensuels, en faveurs des Français et des Etrangers, habitant momentanement Paris — le prix de l'abonnement est de 30 francs par mois. — Art. XX. La société n'ayant d'autre but que de former une union d'hommes de bonne compagnie, ayant la faculté de lire les journaux, brochures et livres nouveaux, de díner ensemble, et de jouer les seuls jeux de commerce, Messieurs les sociétaires et abonnés s'interdisent toute discussion politique, et il est du devoir rigoureux de Messieurs les commissaires, de maintenir cette règle, et de la rapeller s'il arrivoit qu'un sociétaire l'oubliât." Ist das nicht auffallend, daß man nicht von Politik sprechen darf? Das ist ja gerade wie bei uns.

Dienstag, den 21. Dezember.

Gestern war wieder ein unglückschwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat schon seit acht Tagen eine Verschwörung entdeckt und viele Menschen sind arretiert worden. Man fordert das Leben der Minister, deren Prozeß sich wahrscheinlich morgen entscheidet. Gestern versammelten sich einige tausend Menschen vor der Pairskammer mit drohenden Äußerungen und heute fürchtet man größeren Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir gestern einen Zahn herausnehmen lassen, und kann noch heute wegen meines dicken Gesichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen stehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute abend die Zeitung kommt. Sie freuen sich vielleicht darüber und wünschen mir meine Zahnschmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müssen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutsauger hängen sich die Pariser an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die

Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die Nationalgarde nicht fest zählen; ein großer Teil derselben ist rachedurstig gegen die Minister und würde einem Volksaufstande keinen ernstlichen Widerstand leisten. Dazu gesellen sich noch 1. überspannte Köpfe, die eine Republik haben wollen; 2. mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden sind und eine liberalere Kammer und eine liberaleres Ministerium wünschen; 3. die Anhänger Carls X.; 4. endlich die Emigrierten aus allen Ländern, Italiener, Spanier, Polen, Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eigenen Lande auch endlich einmal zur Entscheidung komme. Diese letzteren sollen besonders großen Teil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairskammer von dreiunddreißigtausend Mann Nationalgarden und Linientruppen beschützt sein. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kommt, mir thäte das bitter leid; denn es könnte alles wieder darüber zu Grunde gehen. Sie werden die Verteidigungsrede der Minister wohl im Constitutionnel lesen. Am besten nach meiner Ansicht hat Peyronnet gesprochen, der doch gewiß der Schuldigste ist. Aber er ist ein Mann von festem Willen, und darum hat er auch am meisten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt sich als ein solcher Schwachkopf und seelenloser Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient es gar nicht, geköpft zu werden. Der Advokat und Verteidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der gestern gesprochen, ist aus Gemütsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden. In welcher schrecklichen Lage sind doch die vier unglücklichen Minister! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben schenken; aber die Minister müssen vor ihrer Freisprechung zittern, weil sie dann schrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volkes ihr Leben verlören. Am meisten dauert mich der Guernon Ranville. Dieser ist der Schuldloseste von allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigsten Teil genommen, er war nur schwach und ließ sich verführen. Und dieser ist krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wiesbaden hatte, kann ohne Schmerz kein Glied bewegen, und so, bleich, leidend, fast ohne Kraft der Aufmerksamkeit, muß er täglich sieben Stunden lang in der Pairskammer schmachten und zuhören, wie man sich um sein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch stähle ich mich wieder

und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage: aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke ihnen in die Hände fallen, haben sie Mitleid mit uns? Diese Minister, die dem Volke zur Rede stehen, werden doch wenigstens öffentlich gerichtet. Sie sehen sich von ihren Freunden umringt, sie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, sie dürfen sich verteidigen und das Gesetz verurteilt sie, nicht die Rache. Und wenn sie auch als Opfer der Volkswut fallen, weiß man doch, daß sie unschuldig gemordet. Wer aber in Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politischen Vergehens gerichtet wird, der geht aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob schuldig oder unschuldig, das weiß nur Gott.

Vormittags halb zwölf.

Mein Barbier (mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten) erzählt mir eben, es sähe schlecht aus in der Stadt. Das Militär und die Nationalgarden ziehen durch die Straßen. Das Volk schreit vive la ligne! à bas la garde Nationale! à bas Lafayette! (da sieht man doch ganz deutlich, wie diese Bewegung von den Carlisten angelegt) la mort des Ministres! vielleicht ist es doch gut für mich, daß ich heute nicht ausgehen kann, und wenn Sie mir versprechen, mir die zwanzig Franken zu erstatten, die mir meine Zahnschmerzen kosten, will ich mit allem zufrieden sein und Gott preisen. — Mein heutiger Brief wird auch nicht viel größer werden, als er jetzt schon ist, ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der Stadt vorgeht, und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann. — Wie konnten Sie nur glauben, daß mich Polen nicht interessiert! Das ist ja der Hauptakt der ganzen Tragödie. Ich meine doch, ich hätte Ihnen darüber geschrieben und genug vorgejubelt. Aber seit acht Tagen hörte ich von keiner neuen Revolution; das ist sehr langweilig. Ich bin wie die Branntweintrinker; nüchtern bin ich matt. Die Revolution, die heute Paris bedroht, schmeckt mir nicht. Das ist Gift und verderblich. Doch ich hoffe, es geht alles gut vorüber.

Zwanzigster Brief.

Paris, Freitag, den 24. Dezember 1830.

Das war wieder eine merkwürdige Pariser Woche! Aber Sie in Frankfurt, wenn Sie nur die Zeitungen gelesen, wissen nicht

weniger davon, als ich hier; denn ich habe gar nichts selbst gesehen. Seit dem vorigen Samstag habe ich wegen meines dicken Gesichts das Zimmer nicht verlassen, und erst gestern abend war ich zum erstenmal wieder aus. Ist das nicht ein einziger Ort, in dem man mitten in einem Volksaufruhr, umringt von einem Lager von mehr als vierzigtausend Soldaten, so still und so einsam leben kann, wie auf dem Lande? Jetzt ist alles vorüber. Wollen Sie genau wissen, was eigentlich der Kampf dieser Tage für eine Bedeutung gehabt, und genauer als es irgend ein europäisches Kabinett von seinem Gesandten erfahren wird? Es war ein Kampf zwischen der alten klassischen und der neuen romantischen Partei in der Politik, und letztere, die schwächste, weil sie die jüngste und unerfahrenste ist, unterlag. Die romantische Partei will individuelle Freiheit, die klassische nur nationelle haben. Wenn Sie von Carlisten lesen, glauben Sie kein Wort davon. Natürlich haben diese den Zwiespalt benutzt, aber angestiftet haben sie ihn sicher nicht. Aber wie schade, daß ich diese schöne Oper nicht mit angesehen. Vierzigtausend Mann Nationalgarden, wie Riesenbesen die Straßen säubernd, und so unverletzend wie diese; denn es ist kein Tropfen Blut vergossen worden. Dann nachts bei Wachtfeuer auf der Straße biwakierend; die tobende Menge, der König selbst patrouillierend, die vereinigten Studenten, über fünftausend, umherziehend und Ruhe und Ordnung *schreiend* — welche Scenen! Das einzige an der Sache ist romantisch schön, daß die Minister nicht am Leben bestraft worden. Das wird freilich die Despoten in Lissabon, Mailand und Petersburg nicht abhalten, ihre wehrlosen Gefangenen zu morden; aber das wird doch der Welt zeigen, daß Völker edler sind als Fürsten. Gestern abend dachte ich noch nicht daran auszugehen, ich wollte es erst heute; da sah ich zufällig durch die Spalte des Fensterladens, und bemerkte etwas ungewöhnlich Helles. Ich öffnete den Laden und sah zu meiner Überraschung, daß das gegenüberstehende Haus illuminiert war. Da zog ich mich schnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt herum. Viele Häuser waren illuminiert, teils aus Freude, daß die Ruhe wieder hergestellt, teils zu Ehren des Königs, der, noch spät von einer Revue der Nationalgarde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von gestern mittag bis gestern abend neun Uhr alle Quartiere der Stadt besucht und in jedem Quartier die Nationalgarden gemustert. Über den König ist nur eine Stimme. Alle Parteien (natürlich nur die Carlisten nicht) lieben ihn. Auch ist er

ganz wie die Franzosen einen König lieben und brauchen. Er ist ein Bürgerkönig. Zwar ist er das aufrichtig und so viel aus Temperament und Gesinnung als aus Politik; aber dabei ist er es auch zugleich theatralisch. Er spricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Gebärden, wie man es hier gern hat. Es ist so leicht ein guter König sein, und es kostet die Fürsten viel größere Anstrengung, sich verhaßt zu machen bei ihren Unterthanen, als es sie kosten würde, ihre Liebe zu erwerben!... Der einzige schöne Charakter der neuesten Zeit ist und bleibt doch Lafayette. Er ist die altgewordene Schwärmerei, wie sie nie, nicht einmal gemalt worden ist. Er ist bald 80 Jahre alt, hat alle Täuschungen, alle Verrätereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menschen beweisen besser, daß es einen Gott giebt, als das Alte und Neue Testament und der Koran zusammen. Noch heute, zwar von vielen geliebt, von allen geachtet, aber auch von allen verkannt, wird er nur von seinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen aussprechen; aber von seinen Freunden gebraucht, mißbraucht, getäuscht und oft verspottet. Er ist wie ein Gottesbild im Tempel, in dessen Namen heuchlerische Priester fordern, wonach ihnen selbst gelüstet, und die heimlich das gläubige Volk und seinen Gott auslachen. Er aber geht seinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten sein Licht zu guten Handlungen oder die Bösen zu schlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayettes würdig ist! Aber es wird einmal kommen. Er erscheint mir wie die Mauer einer neu zu gründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig ist noch alles öde und kein Haus ist gebaut.

Samstag, den 25. Dezember.

Als ich gestern über die Rue de la paix ging, begegnete ich einem Truppe Nationalgarden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die lorbeerbekränzte Büste des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrscheinlich in eine Wachtstube. Lustig Volk die Franzosen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu schaffen, und ich habe meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufstande dieser Tage zur Herstellung der Ruhe sehr viel beigetragen. Nun hat vorgestern die Kammer den Schulen feierlichsten Dank votiert. Diese aber haben gestern abend in einer Zeitung Proklamationen drucken lassen, worin sie höhnisch der Kammer sagen: Euren Dank begehren wir nicht,

gebt uns die Freiheit, die ihr uns versprochen, „la liberté qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet.“ O wie recht haben sie! Ihr in Deutschland braucht gar nicht so stolz zu sein, wir haben hier so dumme Leute als dort auch. Hier sagen sie auch, die Franzosen sind noch nicht reif zu mehr Freiheit als sie jetzt besitzen, das müsse der Zukunft überlassen bleiben. Und so bleiben sie nun stehen, bis die Zukunft im Galopp herkommt und sie umwirft, statt wenn sie der Zukunft entgegen gegangen wären, alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder später noch eine Revolution erleiden. Es ist der Fluch der Menschen, daß sie nie freiwillig vernünftig werden, man muß sie mit der Peitsche dazu treiben. Es ist zum Verzweifeln, daß Lafayette, der einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen so schwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte alles durchsetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Kommando der Nationalgarde aufgeben und sich zurückziehen, wenn man den Franzosen nicht gäbe, was man ihnen versprochen, und der König, die Minister und die Kammer müßten nachgeben.

Der König von Bayern glaubt wahrscheinlich, weil er so viel gereimt hat in seinem Leben, dürfte er sich auch Ungereimtes erlauben. Der Liesching, den ich viel kenne, ist der fünfte Schriftsteller, der seit kurzem auf so schnöde Weise von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpassend ausgewiesen“, ist sehr schön gesagt. Der deutschen Despotie werden vor Altersschwäche die Glieder steif. Dieses Betragen der bayerischen Regierung ist so ganz über die Maßen dumm, so ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es steckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß sie nämlich unter dem Scheine des Einverständnisses mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesversammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es giebt nichts Genialischeres als der Blödsinn einer deutschen Regierung, er ist gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polnischen Revolution am besten gefällt, ist, daß man in Warschau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat, und daß man die Liste aller Polizeispione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Diese geheime Polizei giebt einer despotischen Regierung weit mehr Sicherheit, als es ihre Soldaten thun, und ohne sie wäre die Freiheit schon in manchem anderen Lande festgestellt. Die geheime Polizei hat in

Warschau täglich 6000 Gulden gekostet. Diese Notizen und andere Papiere, die sich auf die Polizei beziehen, hat man in Constantins Schlosse gefunden. Dreißig junge Leute von der Kadettenschule drangen in das Schloß. Die Hälfte davon ist geblieben. Drei Generale wurden im Vorzimmer Constantins getötet. Dieser rettete sich mit Mühe. Die Verschworenen begegneten Constantins Frau, vor der sie sich sehr artig verneigten und sagten, mit ihr hätten sie nichts zu schaffen, sie suchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen Polen wird es schlecht gehen. Der Kaiser Nicolaus zieht ihnen mit Macht entgegen und ich weiß nicht, wie sie widerstehen können. Doch verlasse ich mich auf Gott. — — — Gemütsbewegung! nein. Das ist nicht wie früher, wo wir in einer schweren Kutsche saßen und mit der guten Sache langsam fortrollten, gestoßen wurden, langsam den Berg hinaufschleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff schlafend über das Meer, und der Wind treibt schnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erst recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibische Keifen des Schicksals, nur das konnte mir Gemütsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal besiegen; aber dann wird es doch im offenen Kampfe geschehen, nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit ist es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin sehr ruhig, und schwimme vergnügt wie ein ungesalzener Hering im Weltmeer herum.

Einundzwanzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Dezember 1830.

Ich scherze und bin doch ganz von Herzen betrübt, und aus Verzweiflung ließ ich mir eine Tasse Schokolade holen. Ich will denken, die Schokolade habe mir dickes Blut gemacht, sonst nichts. Aber meine Träume von Frankreichs Freiheit sind auch dahin. In der Politik ist weder Sommer noch Winter, es ist der erbärmlichste Revolutionsfrühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Einheizen, fröstelt man ohne Rettung. Bei uns zu Hause weiß man doch woran man ist; es ist Winter und man trägt Flanell. Es ist doch ein schönes Land, wo, wie ich gestern in deutschen Zeitungen gelesen, man sich auf der

Straße und in den Kasinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Koburg wieder heiraten oder nicht? und man schweigt und lächelt — und wo der Staatsrat Niebuhr in Bonn, da er gedruckt gelesen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen diese Lästerung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waschen, und behauptet auf Ehre, er habe diesen Unheilstifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? die Wiesen waren schön grün und jetzt schneit es wieder darauf. Die Kammer, diese alte Kokette, die sich schminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend lästert — ich könnte sie auspeitschen sehen. Als sie noch selbst jung war, war sie so schlimm als eine. Man hat Lafayette als Kommandant der Nationalgarde abgesetzt, und der Kriegsminister hat der ganzen polytechnischen Schule Arrest gegeben! Diese jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne sie wären alle Deputierten und alle diese Minister vielleicht eine Speise der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans seine Krone und die Fürsten Europas zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke gesagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Teil an der Staatsgewalt bekomme! Ich sehe es hier an den Besten, daß, sobald man zur Macht kommt, man erst das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verstande nur so viel übrig behält, als man braucht, das Herz nicht wieder aufkommen zu lassen. Es ist hier keine Zweideutigkeit, kein Unverstand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm versprochen. Die Machthaber reden hier ganz so wie bei uns: von wenigen Unruhstiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Mensch will Republik, man verlangt nur die republikanischen Institutionen, die man in den Tagen der Not versprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigener Vorteil aufhört, die Schwärmerei an. Eben erzählte mir jemand, man spräche heute davon, Lafitte und Dupont würden aus dem Ministerium treten, und der Präfekt von Paris abgesetzt werden. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug ist, es durchzusetzen und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei gewonnen? die Ruhe, die sich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklassen gründet, die einzig wünschens-

werte und dauerhafte, wird sie auf diese Weise nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird sich aufhäufen, die Mißvergnügten werden sich vermehren, bis sie stärker werden als die Regierung, und dann geht der Kampf von neuem an. Wenn ich einmal Minister werde, halten Sie mir meine demokratischen Briefe vor die Augen. Ich weiß schon jetzt, was ich Ihnen antworten werde, — nichts werde ich antworten. Ich werde lächeln und Sie auf meinen nächsten Ball einladen, und dann werden Sie auch lächeln. Wir Minister und Ihr Menschen, wir sind nun einmal nicht anders. Jetzt will ich mich ankleiden und die Zeitungen lesen, neuen Ärger zu sammeln. Im Roggen ist mehr Nahrungsstoff als in Kartoffeln, im Weizen mehr als im Roggen, aber am meisten ist im Ärger. Schnee und Weh ist hier das neueste. Habt Ihr auch Schnee? nach Weh brauche ich wohl nicht zu fragen.

Dienstag, den 28. Dezember.

Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetischen Naturbeschreibungen habe; ich grüble zu viel und sammle mehr Wurzeln als Blüten. Aber mit der Reise, nach wiederhergestellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr sind die Österreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreisen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig sein, aber nur die schreckliche Ruhe unter Österreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der *** prophezeit, ist auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Paris erfahren. Fürchterlich! Es steht mir klar vor Augen, wie die Schnitter der Zeit, mit ihren kleinen Messern die großen Sensen wetzen. — Hiesige Blätter sagen bestimmt, im nächsten Monat würde in Preußen eine Konstitution promulgiert werden, und ein Brief aus Berlin, den ich gestern gelesen, behauptet das nämliche. Aber eine Konstitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finsternis werden. Die Freiheit, die man von Herren geschenkt bekommt, war nie etwas wert; man muß sie stehlen oder rauben.

Es ist doch gar zu traurig mit Briefen, die so weit auseinanderstehen, wie die unserigen; man wünscht einem viel Vergnügen zum bevorstehenden Schmause, und wenn man den guten Wunsch liest, hat man schon den Katzenjammer. Sie wissen in Ihrem Briefe noch den Ausgang des Prozesses nicht, und was ist seitdem nicht alles vorgegangen! Paris hat jetzt wirklich den Katzenjammer vom Schmause

im Juli, und bei mir thut der Ekel vom Zuschauen dieselbe Wirkung, wie bei den anderen das Trinken. Die Regierung ist jetzt ganz in den Händen von Mechanikern, die den Staat als eine Uhr betrachten, wozu sie den Schlüssel haben, und die gar nichts wissen von einem Leben, das sich selbst aufzieht. Das Herz soll schlagen zur bestimmten Minute, und das nennen sie Ordnung! Es ist alles wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblatt bedeckt sind, hier aber sich in einem gläsernen Gehäuse befinden, das alle Bewegungen sehen läßt; der Gang ist der nämliche.

Mit dem hiesigen Kasino bin ich sehr getäuscht worden. Das sind meistens alte, reiche und vornehme Leute, die miteinander flüstern und sehr aristokratisch aussehen. Der Fluch geschlossener Gesellschaften ist sehr deutlich ausgedrückt in diesen verschlossenen Gesichtern. Man meint es wären Diplomatiker. Ich werde nicht wieder hingehen, und für die fünfzehn Franken, die ich bezahlen mußte (für 14 Tage) habe ich doch ein neues Beispiel zu meiner alten Theorie gefunden: Langeweile ist die Tochter des Zwanges, und Freiheit ist die Mutter geselliger Freuden. Wie kann es anders sein? In diesem Kasino darf nicht von Politik gesprochen werden. Und dürfte man nicht vom Monde sprechen, doch sonst von allem, das hätte die nämlichen Folgen. Jeder Zwang ist Gift für die Seele.

Wir haben jetzt prächtiges Wetter! Auf die Kälte eines Tages folgte gleich Tauwetter. Dreck bis an die Kniee (es ist ein gutes ehrliches, deutsches Wort), die Gassen ein Eismeer. Es ist doch sonderbar, daß sich die Franzosen aus dem Drecke nichts machen! Sie gehen lustig durch, als gingen sie über eine Blumenwiese. Aber ein paar Grade Kälte bringt sie zur Verzweiflung. Sie sperren sich dann gleich ein. Was bin ich so vergnügt, daß ich acht Paar gute wasserdichte Stiefeln mit hierher gebracht. Es macht mir die größte Freude, ihre deutsche Treue auf die Probe zu stellen und damit durch den Schlamm zu waten. Pariser Sohlen sind nicht dicker als zwei übereinandergelegte Oblaten, man könnte den Puls hindurch fühlen.

Ich hoffe doch mit vielen hier, die Polen werden es durchsetzen. Man gewinnt immer, wenn man keine andere Wahl hat, als zwischen Sieg oder Tod. Vom Kaiser Nikolaus ist keine Gnade zu hoffen, die Polen müssen *ihn* begnadigen. Wie es in Preußisch-Polen aussieht, weiß ich nicht, die heutigen Zeitungen sprechen auch von einer Revolution, die sich dort begeben haben soll. Von Österreichisch-Polen darf man, wie ich glaube, etwas erwarten. Das kluge Österreich

kann sich da vielleicht eine dumme Falle gelegt haben. Die italienischen Regimenter, welchen sie nicht trauten, haben sie schon vor mehreren Jahren aus ihrem Vaterlande gezogen und sie nach Galizien versetzt, und jetzt, wenn sich die Polen insurgieren, sind diese Regimenter wahrscheinlich geneigt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Sei einer klug heute; betrüge einer den lieben Gott!

Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unseren Freunden im neuen Jahre besser gehen, als Kaisern und Königen. Das sind bescheidene Wünsche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Konrad sagen: wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie ihm auf die Hände und lassen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächsten Jahre wird das Dutzend Eier teurer sein als ein Dutzend Fürsten.

Zweiundzwanzigster Brief.

Paris, Freitag, den 31. Dezember 1830.

Die polnischen Juden zeigen sich brav, sie wollen sich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das sind bessere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßschriften, beim deutschen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1794 haben sich die polnischen Juden gut gehalten; sie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warschau kam, ganz ausgerottet worden. Wie wird es dieses Mal werden? — Heute, diese Nacht, wird etwas Großes, etwas Entsetzliches geschehen. Es wird ein Sturm sein, der die Menschheit dahin schleudern wird, wohin sie der Kompaß, selbst bei der günstigen Fahrt dieser Zeit, erst spät geführt hätte. Wenn das Schicksal die Stunde nicht verschläft, wird es eine entscheidende Nacht werden.

Gestern abend war ich in einer Gesellschaft, die man in Paris nicht suchen würde — in einer philosophischen: „Conversations philosophiques“ steht über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftsteller und andere, aber sehr elegante Herren, mit den feinsten Röcken und Kravatten, versammeln sich an bestimmten Tagen in einem sehr eleganten Lokale und philosophieren bei Limonade, Orgeade und Himbeersaft. Mir war das amüsanter als die Variétés. Immer zwei stehen beisammen, um sie bildet sich eine Zuhörergruppe, und wird dann gestritten über Gott, Unsterblichkeit äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraktion, daß es eine Lust ist. Hegel würde

vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es giebt nichts komischeres. Und doch begreife ich nicht recht, warum diese guten Leute darin so zurück sind. Zwar waren die Franzosen nie tiefsinnige Philosophen auf deutsche Art; doch hatten sie im vorigen Jahrhundert in einer gewissen praktischen Philosophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Gesellschaften der damaligen Zeit waren ganz parfümiert davon. Es scheint aber, in der Revolution haben sie das alles wieder vergessen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philosophie beschäftigt? Ich sagte: O gewiß, uns Deutschen ist die Philosophie Kinderbrei. Ein anderer fing mit mir an von Kant zu sprechen, und als er glaubte, ich hätte den Namen nicht verstanden, dachte er wohl, er hätte ihn falsch ausgesprochen und wiederholte Känt. Ein dritter sagte mir, Anatomie wäre die Hauptsache in der Philosophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie kein Frauenzimmer, ich könnte Ihnen noch die schönsten Dummheiten erzählen; aber Sie verstehen das nicht. Und mit welcher Leidenschaftlichkeit wurde gestritten! Ich dachte, sie würden sich einander in die Haare fallen. Aber die Franzosen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne diese zu überschreiten, und mit den Händen sich einander unter die Nase zu gestikulieren, ohne sich Ohrfeigen zu geben. Ich saß auf einem Sofa von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem anderen und beneidete das glückselige Volk, das gar nichts weiß von dem, was es nicht weiß, entgegengesetzt uns armen Deutschen, die wir am besten kennen, was wir nicht kennen. „Eh bien je vais vous exposer ma doctrine“ sagte einmal ein junger blasser Mensch mit einem Schnurrbart zu einem anderen ohne Schnurrbart ... und da sagte er ihm etwas, was in jedem deutschen ABC-Buche steht.

Samstag, den 1. Januar 1831.

„Prosit neu Jahr!“ Aber es ist eine dumme Geschichte, ich bin schon gewöhnt daran, es ist schon Mittag. Dieses Jahr ist mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will sich nicht wickeln lassen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender schreiben? Ich spräche wie ein Prophet: Ein großer Fürst wird sterben in diesem Jahre. Aber das ist falsch prophezeit; es lebt gegenwärtig kein großer Fürst. Aber der Frühling wird naß werden

(nicht von Wasser), der Sommer heiß (nicht bloß von der Sonne) und der Herbst gut (nicht bloß an Wein). — Unser König hier soll und will in die Tuilerien ziehen, weil das Palais Royal wirklich zu klein ist, und auch sonst zur königlichen Wohnung nicht schicklich. Aber die Königin sträubt sich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie sagt, das wäre „une maison de malheur". Die Frau hat recht und ich hätte auch abergläubische Furcht davor. — Beim Konseil in Genf wurde von einem Deputierten der Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die sie bis zum Jahre 1816, wo die französische Herrschaft aufhörte, genossen haben. Der Antrag wurde von vielen unterstützt. Die Zeit wird auch bald für Deutschland kommen, wo die bürgerlichen Verfassungen Verbesserungen erfahren werden, und das nicht bloß durch Revolution, sondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede sein, und unsere Juden thun so vieles, sich bei den Freunden der Freiheit unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Diese Menschen sind doch sonst so klug auf ihren Vorteil und wissen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen sie denn jetzt noch von den Fürsten und Ministern haben? Es ist nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie sollten sich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkasten verschließen und den großen Herren den Rücken zukehren.

Dreiundzwanzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 4. Januar 1831.

Saphir ist hier, und sein Anfang ist nicht schlecht. Schon haben einige Blätter von ihm gesprochen, als von einem, den der Zorn seines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, so viel nötig ist, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro stand ungefähr folgendes: Der König von Bayern, selbst Poet, habe aus poetischer Eifersucht den Saphir verjagt.... Der Vorwand seiner Verbannung wäre gewesen, weil er gegen das Theater geschrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübsches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten sich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffeehausgetränk). Der König von Bayern wird genannt: „sa majesté brutale". Als ich das las, habe ich treuer deutscher Unterthan aller Fürsten ohne Unterschied

mich gekreuzigt. Aber der König von Bayern beträgt sich doch gar zu wunderlich. Das ist ein Gelehrter, der bringt seine Verirrungen in ein System und da ist keine Hilfe mehr.... Es ist gar keine Möglichkeit, die deutschen Regierungen zu parodieren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Kautionen beibehalten, geschrieben: es wäre recht spaßhaft, wenn sie in Deutschland das mit den Kautionen nachahmten. Censur und Kaution! Das sollte ein Witz von mir sein, im Ernste hielt ich das für nicht möglich. Aber es ist eingetroffen. In einem hiesigen Blatte las ich heute aus Bayern, daß man von einem gewissen Coromans, der eine Zeitung herausgeben will, Kaution verlangt habe. Das ist gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Kaution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des russischen Kaisers an die Polen gelesen. Sie ist im alten Stile datiert und im alten Stile geschrieben. Der spreizt sich! der will den Helden machen und den europäischen Fürsten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch schlimmer für die anderen Fürsten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, sie werden die Zügel loslassen, durch welche sie bis jetzt mit so großer Anstrengung ihre eigene Leidenschaft gebändigt, sie wird durchlaufen und sie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutschland zahnt. Das arme Kind! Nichts ist komischer als die Art, wie die deutschen Regierungen von solchen Unruhen Bericht erstatten. Sie stellen sich an, als wäre ihnen an solchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und sind doch voll tödlicher Angst. Sie machen Gesichter wie Menschen, die Leibschmerzen haben und sich lustig stellen wollen. — — Die alte Genlis ist gestorben. Sie starb den schönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn die an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann sie vorzeigen, von allen Regierungen visiert, von allen Zeiten gestempelt! Sie kann sich nicht beklagen, sie hat ein empfängliches Herz gehabt und hat tausend Jahre gelebt.

Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am meisten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als sonst? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen

aus dem Tuileriengarten nicht in Bewegung gesehen. Aber seit einem Vierteljahre, das ich jetzt hier bin, habe ich, so oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht einmal arbeiten gesehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur gesetzwidrige Befehle zu überbringen. Die Herrschaft der Gesetze bedarf keiner solchen Eile und duldet keine solche Kürze. Wie schön und frühlingswarm war es gestern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebsten. Die Wege sind so breit, und breite Wege sind zu eng für Philister; da fürchte ich keinem zu begegnen, schlenkere sorglos umher und sehe jedem ins Gesicht, es ist nicht möglich, in den Tuilerien kleinstädtisch zu bleiben. — Gestern bemerkte ich wieder eine artige Pariser Charlatanerie. Auf der Straße sah ich eine Art Diligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens stand mit großen Buchstaben geschrieben: Institut von Herrn N. zu Passy, Straße, Nr., und so wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Musterkarten eines Instituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier versteht man die Geschäfte.

Vierundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 6. Januar 1831.

Suchen Sie sich Diderots Briefe zu verschaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Teile fertig. Daß so breite Briefe zugleich so tief sein könnten — ich hätte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, sie zu lesen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles ist darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balsam, Gestank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die französischen Schriftsteller als die Apotheker, welche unser Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, daß ich Mensch, ein Vierziger, der alle sieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei rot geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur. Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht lesen; kann sie das verstehen, kann sie nicht mehr erröten. Welche Unsittlichkeit! Es ist wahr, die französische Sprache ist eine Art Flor, der den häßlichen Anblick bläßer und milder macht; aber der Deutsche, der sie beim Lesen übersetzt, zieht den Flor weg und schaudert zurück. Jene Menschen hätten doch wenigstens aus

Dankbarkeit die Zucht mehr schonen sollen, da sie ihnen das Vergnügen verschafft, sie zu verspotten und mit Füßen zu treten. Und wo sie recht haben, das ist am schrecklichsten! Den schönen Aberglauben der Unschuld, der eine irdische Freude zur himmlischen macht, zerstören sie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und so verfuhren sie mit der Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts darum sittenlos, entartet, schlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte sich mit der Sittsamkeit umhüllt; sie mußten diese zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Priesterschaft hatte sich hinter der Religion verschanzt; sie mußten über die Religion wegschreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Despotismus führte das Schwert der Gesetze; sie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu besiegen. Daher jene Zeit der Sittenlosigkeit, des Unglaubens, der Anarchie. Sie ist vorüber, Frankreich gesunder, als je gewesen, und Doktor und Apotheker sind verschmäht, vergessen.

Samstag, den 8. Januar.

Heute ist es sehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Frost hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutschen Frostkünstler (so übersetze ich sehr sauber das französische Glacier) mögen nur diesma, ihren Eiskeller recht reichlich versehen, hoch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächsten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären sollen es in unserem Lande nicht mehr aushalten können. — Haben Sie Viktor Hugos Gedichte schon gelesen? Ich empfehle Ihnen auch seine Romane: Le dernier jour d'un condamné; Bug Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommerglut; aber man sehnt sich manchmal nach Schatten und Kühle und die fehlen. Kaum geht die Geschichte auf, so steht sie schon im vollen Mittagsglanze da, geht im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun einem weh und man verschmachtet vor Hitze. Hugo ist erst einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern; denn die romantische Poesie (wie man das hier nennt) ist erst in ihrer Jugend, und das ganze Geschlecht wird darüber hingehen, bis sie besonnener wird und sich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen. Ich habe den Hugo etwas Weniges gesprochen, bin aber gar nicht begierig ihn näher zu kennen; denn es ist nicht nötig und nicht möglich. Dem geistreichsten

französischen Schriftsteller liegt die ganze Seele vorn im Munde; sie hat kein geheimes Kabinett, keine Hinterthüre, wozu man bloß nach genauerer Bekanntschaft dringt. Hugo ist mündlich nicht anders wie die anderen. Das ist nicht wie bei uns. Ein deutscher Dichter ist ein frommer treuer Knecht der Poesie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein französischer Dichter ist Herr der Poesie, sie trägt seine Livree und geht hinter ihm, wo er öffentlich erscheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beistehen wird? Wahrscheinlich geschieht es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es diese Gelegenheit, Rußland zu schwächen, die nicht zum zweiten Male wiederkehrte, ungebraucht vorübergehen ließe. Würden die Polen besiegt, dann kehrte sich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Interesse und ich hoffe, sie vereinigen sich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur See angreifen, und können es beschäftigen, indem sie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den anderen russischen Provinzen anzetteln. Es ist zwar gegründet, daß die polnische Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthusiasmus zeigt, besteht ja aus Bauern, übrigens sind die Bürger in den Städten keine Leibeigene, und auf diese kommt alles an. Denn die Polen können sich in keine Gefechte auf dem offenen Lande einlassen, sie müssen sich in den Städten verschanzen und wehren; thun sie das nur standhaft, sind die Russen, wenn auch noch so mächtig, verloren. Ich hoffe das Beste, denn ich zähle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit seiner sogenannten Stellvertreter. Hier geht es schlecht, man hat die Suppe kalt werden lassen, und dabei rufen die Väter des Volkes demselben, wie einem Kinde, noch ganz ironisch zu: verbrenne dich nicht! Das gute Volk hat sich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die spitzbübische Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Comptoir saß, sagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es euch verwalten. Und ich sehe nicht, wie die Sache besser werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution. Nach dem bis jetzt bestehenden Wahlgesetz wählen nur die Reichen, also die aristokratisch Gesinnten, und nur die Reichsten können Deputierte werden. Löst das Ministerium, welches liberaler ist als die Kammer, diese auf, so werden die nämlichen Deputierten wieder gewählt. Um dieses zu verhindern, müßte das Wahlgesetz geändert, demokratischer gemacht werden. Allein die Kammer votiert die Gesetze,

und wird natürlich kein Wahlgesetz genehmigen, das ihnen die Macht aus den Händen zieht. Das Ministerium hat wirklich vor einigen Tagen ein demokratisches Wahlgesetz der Kammer vorgelegt, und diese wird es, wie man gar nicht zweifelt, verwerfen. Wo also der Ausweg? der König müßte durch Ordonnanz ein Wahlgesetz promulgieren. Das wäre aber Gewalt, und die Franzosen sind zu gewitzigt, ihrem Fürsten eine solche zu erlauben, und wäre es auch für die Freiheit.

Man sagt heute mit ziemlicher Bestimmtheit, der zweite Sohn des Königs von Bayern sei zum Könige von Belgien erwählt worden. Ist dieses wahr, kann das nur eine Folge von Frankreichs Verwendung sein, welches die belgischen Angelegenheiten nach Belieben leitet, und das würde dann beweisen, daß Bayern mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, und daß es im Falle eines Krieges gegen den deutschen Bund auftreten würde. Und dann Baden und Württemberg auch. Es wäre recht komisch! Was würden Stein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein dazu sagen! Und zum Lohne für die Dienste, die jene Fürsten Frankreich leisten, wird dieses ihnen beistehen, ihre Unterthanen in Gehorsam zu unterhalten. Wir bezahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat viel ausgerichtet! Jeder Mensch hat das Recht, ein Dummkopf zu sein, dagegen läßt sich nichts sagen; aber man muß selbst ein Recht mit Bescheidenheit benützen. Die Deutschen mißbrauchen es. Die Mittel, welche die Franzosen gebrauchen, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutschland, in Österreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit; die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen, daß die Uniform eine Art Gefängnis ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß, wenn man Schildwache steht, man am meisten selbst bewacht wird — den sogenannten Pöbel im Zaum halten, daß heißt die armen Leute, das heißt die einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgesogen, und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib für sie zu kämpfen — sich wie ein toter Ofenschirm vor der Glut des Volkes zu stellen, damit die Großen hinter uns

nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch weiß machen zu lassen das geschähe für die Freiheit — sich so foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu sein — es ist unglaublich!

Montag, den 10. Januar.

Kann man es besser haben als ich? die Tage wachsen schnell und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter ist sehr gelinde; schon sind die Wandervögel dem Norden zugezogen: bald endet der Winter, bald taut der deutsche Bund auf, bald blühen alle Veilchen; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte und eine deutsche Küche. Ja, ich habe eine deutsche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'hôte hält, wo man lauter vaterländische Gerichte und Gäste findet. Rindfleisch mit roten Rüben und Kräutersauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleisch, Reisauflauf und Kommis in Menge. Man wird doch satt und es kostet nicht viel. Was aber mein Glück stört, ist, wie man hier mit Bestimmtheit behauptet, daß Metternich das Ruder verliert. Darüber bin ich sehr verdrießlich, es ist ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die der feindlichen entgegengesetzt, es bald zu irgend einer Entscheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird keiner wissen, wo seine Fahne ist, alle werden durcheinander laufen und keiner das Ziel finden. Metternich war starr, eigensinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; sein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht sich etwas biegen, und alles wird krumm bleiben. Es ist sehr schlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthusiasmus der Polen soll ganz unbeschreiblich sein. In der heutigen Zeitung steht, die Vorsteherin eines Mädcheninstituts in Warschau habe mit ihren Zöglingen vom Morgen bis Abend an den Festungswerken gearbeitet. In dem Schreiben eines Polen, worin die schändlichen Tyranneien der russisch-polnischen Regierung erzählt werden, heißt es unter anderen: man habe eigens einen Kommissär nach Wien geschickt, um das System der österreichischen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (Stockdeutsch, heißt es wörtlich), in allen seinen Teilen zu studieren, um es dann in Polen einzuführen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 13. Januar 1831.

Gestern abend habe ich mich im Odeon recht satt gehört und gesehen; das ganze Gesicht ist mir noch rot und dick davon. Von halb sieben bis halb zwölf Uhr bei Tische, und zwanzig Schüsseln! Dreißig Jahre dauert die Geschichte, Napoleons Anfang und Ende ist darin; aber die größte aller seiner Thaten ist gewiß die: daß er mich sechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle festgehalten, so daß ich nicht einmal in den Zwischenakten hinausging. In einem deutschen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu stillen war es zu viel, und den Appetit über den Hunger zu reizen fehlte es an Würze. Ja das ist ein großer Unterschied! — —

Eine starke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen und meine Wut war grenzenlos. Da ich Napoleon gestern abend hatte sterben sehen, und ich vergessen hatte, in welchem Jahre er gestorben, wollte ich das im Konversationslexikon nachsuchen. Ich schlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: suche Bonaparte. Ich suche Bonaparte auf, da hieß es: suche Buonaparte. Ich suche Buonaparte auf und sehe nach dem Ende seines Lebens, da hieß es: suche Helena. Ich suche Helena auf, da hieß es: suche St. Helena. Ich suche Sainte-Helena und St. Helena und kann beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar keine Rede, sondern es hieß: suche Longwood. Ich suche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Konversationslexion nur bis 1819 geht. Da lebte Napoleon noch. Das sind die Leiden des menschlichen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte Butter auf weiches Brot schmieren, mein täglicher Schmerz. Mein Zorn war aber schrecklich und erhaben. Ohnedies bin ich seit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Konversationslexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neuesten Auflage aus Krämerei alles was das Buch an Geschichten und Meinungen Freisinniges enthielt, auslöschen oder bedecken lassen; wahrscheinlich, damit es, so gesäubert, im Österreichischen erlaubt werde. Ist es nicht entsetzlich, daß es in Deutschland Gelehrte giebt, die Geist, Herz und Ehre bogenweise einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichste und ausgebreiteste Buch in

Deutschland, welches so vieles Gute gestiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen und daß es von der schnöden Gewinnsucht eines Krämers abhängen soll, was er das Volk lehren oder ihm verschweigen will? .... Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum erstenmal 1793 auf, da er in Toulon als Artillerielieutenant diente. Da ist er noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar ungepudert. In der vorausgehenden Ouverture wurde der Marseiller Marsch und Ça-ira gespielt, Melodien, die mir seit meinen frühesten Kinderjahren im Herzen schlummerten. Es sind vielleicht vierzig Jahre, daß ich sie nicht gehört, und ich weinte Thränen des Entzückens. Frei sein, es ist nichts. Aber es werden, die Genesung, da ist das Glück. In Toulon waren auch Kommissäre des Nationalkonvents, die damals bei allen Kriegen den Generalen als Aufpasser zur Seite standen. Merkwürdig diese Mordphysiognomien, und wie die Kerls gekleidet waren; sie sahen ganz aus wie Räuberhauptleute. Dieser erste Akt war mir der schönste: was nachher folgte, war für Ohr, Auge und Geist, aber nichts mehr für das Herz. Der Kaiser, der Ruhm, goldgestickte Kleider, Bücklinge bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märsche der kaiserlichen Garde, und der lange Hanswurst von Tambourmajor, den wir so oft gesehen. Aber gewiß, das ist die beste Art, Geschichte zu lernen, und vergangene Zeiten und Menschen und entfernte Länder uns so frisch und nahe vor die Augen zu bringen, als hätten wir sie gekannt, darin gelebt. Keine Erzählung, kein Gemälde, selbst kein Drama in seiner eigentümlichen Bestimmung ersetzt das. Es ist alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Palast, jede Stadt; Lager, Soldaten, Waffen und Kleidung, alles wie es wirklich gewesen. Napoleon wie er aussah, wie er gekleidet war, wie er stand, saß, sprach, in den Tuilerien, und in seinem Zelte, vor, in, nach der Schlacht; welche Gesichter er machte, wie er schnupfte, wie er bei guter Laune seinen Leuten das Ohr kneipte, seine Marschälle, Rustan, alles. Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erst zehn Jahre später) 1804 an. Da erscheint er als Kaiser in St. Cloud. Da kommen goldene Tintenfässer, schwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen roten Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze seines Glückes. Einige Stunden später brach der Brand los. Fürchterlich auch im

Spiele. Er ist allein im Zimmer, die Fenster werden rot vom Feuer und immer röter. Die Flamme kommt immer näher. Einer nach dem andern stürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft sich verzweiflungsvoll in einen Sessel, und dumpfbrütend senkt er den Kopf auf den Tisch wie zum Schlafen. Die Fenster werden geöffnet und man sieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken alles, was ich bis jetzt gesehen. Beim Rückzuge stellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Marketenderinnen, halberfroren, schleichen wie Gespenster herein. Sie nähern sich der Flamme und fallen tot hin. Dann kommt Napoleon. Jetzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte stürzt zusammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und jetzt sehen wir das Schlachtfeld an der Beresina. Es schneit, die Franzosen ziehen über die Brücke, neben ihr, über den gefrorenen Strom, er bricht unter ihnen und verschlingt sie. Die Dekorationen übertreffen aber auch alles, was die Phantasie erfinden kann. Eine der schönsten Scenen ist Napoleons Abfahrt von Elba, um nach Frankreich zurückzukehren. Er mit seinen Soldaten steht auf dem Verdecke eines Kriegsschiffes, und die Fahrt des Schiffes wird im höchsten Grade täuschend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend sich immer ändert, von Fels zu Fels fortschreitend bis in die offene See, so daß man glaubt, das feste Schiff bewege sich. Es ist ein Kind darüber zu werden vor Freude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend, da man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt und lahm, watschelt durch ein Vorzimmer, sich zu flüchten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der Franzosen und ihr Zartgefühl verleugnete sich bei dieser gefährlichen Probe nicht. Im Odeon sind die jungen Leute, die Schüler der polytechnischen Schule, Meister, da herrscht der Liberalismus unbeschränkt. Aber die Scene mit Ludwig XVIII. war unanständig, der Spott grausam, und im ganzen Hause wurde gepfiffen und gezischt, und nicht einer hat applaudiert, und das Klatschen hörte doch sonst den ganzen Abend nicht auf. Des freute ich mich und die komischen Scenen jenes Abends in den Tuilerien! Wie die heißesten Bourbonisten, als Napoleon kam, schnell die weiße Kokarde abnahmen und sie in die linke Westentasche steckten und aus der rechten eine dreifarbige zogen, die sie für jedes Ereignis bereit hielten. Und wie ein Ultradicker eine dreifarbige Fahne herbeibrachte, und die legitimsten Kehlen Vive l'Empereur schrieen. Es war schön und lehrreich.

Jetzt die Hauptsache. Eine Deputation der Pairskammer erscheint vor dem wiederaufgegangenen Napoleon. Der schnauzt sie grimmig an, denn sie waren es, die ihn verraten. Wo sind die Deputierten? schreit er mit einer Löwenstimme. „La chambre des Députés s'est rendu indigne de la France“... Götter! und wenn in diesem Augenblicke tausend Jupiter gedonnert hätten, es wäre nicht gehört worden, vor dem Beifallklatschen des ganzen Hauses. Es war ein Sturm, es war als stürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzosen zieht: der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputiertenkammer. In den ersten Reihen des Parterres saßen die Schüler der polytechnischen Schule. Wenn diesen nicht die Hände bluteten, müssen sie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau achtgegeben — nicht bloß diese, nicht bloß die Studenten waren es, die so offen und laut bei diesem Anlasse ihre Herzensneigung kundgethan; sondern auch alte, bedächtige Männer, alle klatschten, und ich war vielleicht der einzige, der es nicht gethan. Ich sah frohlockend umher, denn das ist....

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich gestern unterbrochen und heute habe ich vergessen, was ich sagen wollte. Als ich sah, wie die edle Gesinnung der Jugend sich hier so frei und laut äußern durfte, und keiner wagte, sich ihr zu widersetzen, fragte ich mich: träume ich denn, ist es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nämlichen Europa, in dem auch Deutschland liegt? Ein Fluß, über den jeder Hase schwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüberzukommen? Unsere deutschen Polizeiärzte würden gewaltig zornig werden, wenn sie den Lärm gehört: sie würden sagen, die Regierung sollte nicht dulden, daß man im Theater so die Leidenschaften aufrege. Aber sie irren sich; das besänftigt gerade gereizte Leidenschaft. Ich habe das an mir selbst erfahren. Noch morgens, da ich mein Journal las und mich wie gewöhnlich über die seelenlose Deputiertenkammer ärgerte, welche der französischen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den sehnlichsten Wunsch, den hochmütigen deutschen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich sie aber am Abend durchklatschen sah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zuleide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünschte mir auch unseren Senator

aus Soden herbei, der lieber Schweinehirt sein möchte, als französischer Minister. So einem deutschen Polizeikönig muß in London und Paris zu Mute sein, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da sie aber selten sind, ist nicht gesorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt spricht der Russe: wäre ich nur zu Hause, da ist es wärmer und besser, und der Tölpel macht sich lustig über die schöne Natur im Süden!...

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba spielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperspektive gemalt ist, und hoch in der Luft schwebt ein Adler, im Schnabel einen Lorbeerzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das ist von unglaublich schöner Wirkung..... Manchmal waren die Zuschauer auch wie die Kinder. Als auf Helena Hudson Lowe auftrat, wurde er ausgezischt mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung, als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unschuldiger Schauspieler im roten Rocke. Man sieht Napoleon sterben; Krämpfe, Phantasien, Röcheln, alles nach der medizinischen Natur. Diese widerliche und lächerliche Spitalscene wird auf allen Theatern dargestellt. Es giebt nichts Sinnloseres... Nachdem der Kaiser in seiner letzten Minute gethan, was seine Brüder, die anderen Kaiser und Könige, schon gleich bei ihrem Regierungsantritte thun — nämlich den Geist aufgeben, fällt ein Vorgang von schwarzem Flor, welches artig und schauerlich war... Das ganze Orchester erschien in der Nationalgardeuniform, auch befanden sich viele Offiziere darunter. Der Kapellmeister, der wohl Hauptmann oder Major sein mochte, trug schwere silberne Epaulettes. Das sah wunderlich aus an seinem Platze und in seiner Beschäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich satt. Es war ohnedies die zweite Mahlzeit, die am nämlichen Tage mein Herz genommen. Ich sah vorher eine Reihe panoramaartiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorstellend. Die Gefechte auf dem Boulevards, auf dem Greveplatze, die Barrikaden, das Pflastergeschoß, die schwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmütigen Französinnen, die sie laben und verbinden. Man bekommt von allem eine klare Anschauung, es ist, als wäre man dabei gewesen, und es ist zum todweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemustert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt

und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meisten alten aber gehörten zum sogenannten, so gescholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich sah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken sitzen in der Pairs- und Deputiertenkammer und halten sich die Nase zu vor den stinkenden Pöbelleichen und sagen: wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und sie ließen sich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Bankiers kamen und sagten: halbpart! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten steigen. An diese muß die Rache auch noch kommen. In Basel sind sie jetzt eingesperrt, die hochmütigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk soll gehorchen. Aber das Landvolk kennt seine Rechte und will sie geltend machen und belagert die Stadt. Das ist wie in Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig ist und weder an der Regierung, noch an der Gesetzgebung Teil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Gesandten nach Warschau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in französischer Sprache und mit Bleistift geschrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was ist Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin selbst nicht besser. Diesen Morgen las ich etwas von der neuen hessischen Konstitution. Und sehen Sie es dem Briefe an? ist er zerknittert? naß von Thränen der Wut? habe ich Komma, Punkte vergessen? O blödes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schafe sind wir, arme, geschorene, zerfetzte Schafe .... Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sängerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde? Sie werden sehen, die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Kassel. Eine solche Konstitution, die man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen. Mit den guten Deutschen wird noch schlimmer verfahren als mit dem Heiland. Dieser mußte zwar auch das Kreuz selbst tragen, woran man ihn gepeinigt; aber es selbst auch zimmern, wenigstens das mußte er nicht. Ich kann in Paris Französisch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutsch vergessen? Der Mensch hat überhaupt viel Deutsches an sich. Heute las ich: in England hat die französische Regierung 500000 Flinten bestellt, die russische 600000, die preußische 900000. Werden damit anderthalb

Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürsten einen Spaß zu machen, sich wechselseitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Diese Flinten kosten 38 Millionen Franken, und die närrischen Völker dürfen nicht eher sterben, als bis sie ihre eigenen Leichenkosten vorausbezahlt! Ich möchte diesen Sommer in einem stillen Thale wohnen, aber so still, so heimlich, so abgelegen, daß kein Mensch, keine Zeitung hinkommt, und im Oktober wieder hinaustreten in die Welt und sehen, wie es aussieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

Es hat sich eine Zahl Damen vereinigt, worunter auch die Königin, und haben Handarbeiten verfertigt, die zum Besten der Armen ausgespielt werden. Ich habe auch einen Zettel, und wenn Sie glücklich sind, bekommen Sie vielleicht eine Arbeit von der Königin Hand. Der Postwagen, der diese allerhöchste Arbeit nach Frankfurt brächte, würde sicher von Kehl nach Frankfurt vom Volke gezogen werden, erführe es davon. Verharre voll Gift und Galle Ihr ganz ergebenster.

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, den 16. Januar 1831.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal mehr, sondern seit gestern abend ein vollständiger Narr und lachender Gutheißer. Was geht mich die Not der Menschen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dummheit, wenn ich selbst klug bin und das Leben genieße! Mögen sie weinen, wenn es singt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Rossinis Barbier gehört, und darin Lablache als Figaro, die Malibran als Rosine. Und schlimmer als gehört, auch gesehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich tot schämen sollte. Stunde auf Stunde, diese so bitteren Pillen unserer Zeit schluckte ich fröhlich hinunter, so vergoldet waren sie mir. Ich dachte nicht mehr an die hessische Konstitution und ließ jede fünf gerade sein, würde die Lüge immer so gesungen. Welch ein Gesang! Welch ein Spiel! Figaro in den besten Jahren — die Weiber zum besten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache so ist von Natur oder ob er sich durch Kunst so gemacht. Aber gewiß, mit dieser Gestalt muß sich ein Figaro ausstatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, sich ja nicht zu schön gemacht, wie es alle die anderen waren, die ich

noch gesehen. Wie ist es möglich, fröhlich zu sein, solange man den Weibern gefährlich ist? Wer Ruhe stören kann, dem kann man sie auch stören. Das Fett der guten Laune umgab diesen Figaro von allen Seiten, beschützte ihn, und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben sehen sollen mit seinen Augen! Er hätte bis auf die Augen das ganze Gesicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen brauchen, und man hätte ihn doch verstanden. Wenn er Rosinen, den Grafen, den Alten ansah, wußte man vorher, was diese sagen würden: man erkannte es aus Figaros Gesicht, der sie durchschaute und uns sein Erraten erraten ließ. Welch unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen seine Bewegungen die Konsonanten fügten. Und der Gesang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblasen, stiegen ihm die Töne aus der Brust. Und Rosine! — ich bin verliebt, verliebt, verliebt. Schön ist sie gar nicht, bis auf die Augen. Aber diese wonnesüße Schelmerei, dieses zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt und nie berauscht wird; und so ohne alle Tücke, man sieht es, sie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht jahrelang betrügen zu müssen; so ohne alles Streben zu gefallen! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächeln nicht aus der Seele, — dann seid ihr Weiber fürchterliche Geschöpfe. Ihr Gesang! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Ich mußte mich daran erinnern, gerecht zu sein, um mich zu erinnern, daß die Sontag ebensoschön gesungen. Ich will Kenner fragen, die beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sontag singt schön, weil sie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil sie schön singt.... Ich werde sparen, und reicht das nicht hin, werde ich stehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die Didaskalia schreiben; aber ich versäume die Malibran nicht mehr, solange ich hier bin. Zwölf Franken kostet mich mein Platz, den vornächsten zu ihr, den man haben kann. Ehe ich die Malibran gehört, ahnte ich gar nicht, daß ein musikalischer Vortrag auch genialisch sein könne; ich dachte, der Gesang stände im Dienste der Komposition, und wie der Herr, so der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Rossinischer Musik machte die Malibran etwas sehr Ernstes, sehr Würdiges. Dem schönen Körper giebt sie auch eine schöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einst der Schauspieler Garrick das ABC so deklamierte, daß alle Zuhörer weinen mußten.... Lablache mußte ich

bewundern wegen seiner Mäßigung in seiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die so große Gewalt hat, so meistern, wie man will? Es stürmt aus seiner Brust, und er sagt jeder Tonwelle: so hoch und nicht höher. Gleiche Mäßigung in seinem Spiele, und wie schwer das in dieser leichtsinnigen Rolle! Es ist wie ein Eiertanz. Er bewegt sich im kleinsten Raume, kühn, zwischen zarten, leicht verletzlichen Verhältnissen, berührt sie alle und verletzt keines.

— Unter allen Späßen dieser spaßhaften Zeit gefällt mir keiner besser, als der, den die Nationalversammlung in Brüssel mit der europäischen Diplomatik treibt. Alles, was die Herren Diplomatiker über die belgische Angelegenheit in ihrem Schlafzimmer oder in ihren Ratsstuben gesprochen, versprochen, gelogen, geheuchelt, geleugnet oder eingestanden, versagt oder bewilligt, wird von jenen dummen Bürgersleuten öffentlich vor allem Volke mitgeteilt. Vergebens schreien die diplomatischen Köche: wartet ins Teufels Namen, bis das Essen gar ist! Die Belgier erwidern: wir wollen nicht warten bis die Suppe verbrannt, das Essen ist uns gar genug und wir haben Hunger. Die Diplomatiker sind in Verzweiflung darüber. Stellen Sie sich vor, in welche Wut Janchen von Amsterdam käme, wenn auf der Frankfurter Messe, in jedem Bier- und Weinhause einer hinter ihm stände und den anstaunenden Zuschauern erklärte, wie man ein zerschnittenes Band wieder ganz mache, eine Karte verändere, eine kleine Muskatnuß in einen großen Federball verwandele, und wie das alles so natürlich zuginge! Er würde jammern, daß man ihn um Brot und Ansehen bringe. So ist es hier. Es ist zum Totlachen, sie wissen sich vor Angst nicht mehr zu helfen. Ich erinnere mich, in welchen Zorn es die Diplomatiker versetzt, als vor sieben Jahren, während der spanischen Revolution, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien über einen diplomatischen Gegenstand einen aufrichtigen und verständlichen Brief drucken ließ. Sie hatten schon, wenn auch mit saurem Gesicht, die ganze Revolution verschluckt; aber diesen Brief — das konnten sie nicht hinunterbringen. Göttliche Leute sind die Belgier! O, dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müssen geöffnet werden, und dann erst wird es frisch und hell im ganzen Hause sein. Die Gazette hier, die über jene Unverschämtheit des belgischen Kongresses auf ihre Art spricht und lästert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de Roi!“ Ich bin wahrhaft erschrocken, wie ich das gelesen

habe. Wie ist es möglich, dachte ich, daß zwei Menschen, von welchen nicht wenigstens einer im Tollhaus sitzt, so verschiedene Meinungen haben können? Wer von uns ist verrückt, die Gazette mit den ihrigen, oder ich mit den meinigen?

Montag, den 17. Januar.

Haben Sie es gelesen, daß die Stände in Kassel gleich damit angefangen, den Kurfürsten um seine allergnädigste Erlaubnis zu bitten, daß ihm sein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch gelesen, und hat mir das nicht ein neckischer Geist auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß sich die Freiheit in Deutschland so schnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das so rasch fortgeht, werden wir in drei Wochen den Vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben sie sich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder sechs Schimmel, einen schönen Wagen und eine Statue kosten. Hätten sie nicht gleich damit anfangen können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuspannen und als Viceschimmel seinen Wagen zu ziehen? Was brauchen sie erst vorher eine Revolution zu machen? Ist aber ein treuer Gimpel der Deutsche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen lassen, der Vogel fliegt nicht fort.... Haben Sie auch gelesen, daß der König von Bayern seinen Soldaten, welche in seine Bürger eingehauen, einen dreitägigen Sold geschenkt? Ich verstehe nicht mehr. Sie schüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; sie gießen Öl in die Wunde und es ist ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienstag, den 18. Januar.

— Was ich von der hannöverschen Revolution erwarte, habe ich Ihnen schon oben geschrieben. Wenn freilich das englische Ministerium selbst die Sache angestiftet hat, so ändert das die Verhältnisse — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannöverschen Volke selbst, wenn es sich allein, ohne geheime Anregung von London erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer Proklamation auf die Freiheit von Hessen angespielt! Diese Konstitution schwebt ihren Wünschen als Ideal vor, und sie ist doch die unverschämteste Betrügerin, die man sich nur ersinnen kann. Es wäre ein Meisterstreich von Politik, wenn das englische Ministerium

dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch diesen kleinen Staat zum mächtigsten in ganz Deutschland erheben. Dann könnte England Preußen und Österreich trotzen, wenn diese ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Ist dieses so, dann müßte das englische Ministerium natürlich im Geheimen agieren und das hannöversche Volk gegen den Adel in Bewegung setzen, der, eigensinnig und hochmütig, wie er dort ist, die Emancipation des Bürgerstandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps steht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger Vorfällen. Sie müssen sich das Blatt zu verschaffen suchen, denn in deutschen Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entstellt werden. Ein Göttinger Bürger, der die Schlachtsteuer zu bezahlen verweigerte, soll die erste Anregung zum Aufstande gegeben haben. Diese Schlachtsteuer wird im Temps zu meiner großen Belustigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch, den 19. Januar.

— Die Nachricht, die Sie mir gestern gegeben, daß das englische Ministerium selbst die Revolution in Hannover angestiftet, habe ich auf der Stelle nebst einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen, und sie steht gestern im Messager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hintereinander hetzen. Es ist aber doch schön, daß man hier alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redakteurs küssen einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutsche Censur am meisten aufbringt, ist nicht, daß sie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — diese macht sich früher oder später doch Luft — sondern daß sie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat und einmal tot, vergessen ist. Am interessantesten, und merken Sie sich das, sind die hiesigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammersitzung ist, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als so viel Lügen als möglich herbeizuschaffen. Wie angenehm beschäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann einer in unseren Tagen etwas ersinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es giebt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutsche Bund hat die Preßfreiheit beschlossen.

— Also *** hat sich gescheut nach Pest zu gehen, und schon in Ungarn fürchtet man die Cholera morbus? In Galizien, drei

Tagereisen von Wien, und in Russisch-Polen ist sie nach bestimmten Nachrichten auch schon ausgebrochen. Mir macht das sehr bange. Nicht wegen der sinnlichen Schrecken, welche die Pest begleiten — das ist ein Schrecken, der sich selbst verzehrt, das ist zu furchtbar, um sich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geistes, welche im Volke nach jeder Pest zurück bleibt! Das kann alten Frost zurückführen und die Freiheit, die noch auf dem Felde steht, zu Grunde richten. In solchen Zeiten der Bedrängnis braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürsten und melden sich als dessen Stellvertreter. Was kein Kaiser von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Pest verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann lassen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Gesetze sind dann nötig und heilsam. Die Pest geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erschrockene Volk wieder zur Besinnung kommt, sind die alten Fesseln neu genietet, die Krankenstube bleibt nach der Genesung das Gefängnis, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Hessische Konstitution, Schimmel, Kosaken, Bundesversammlung, Censur, was Gott will, nur keine Cholera morbus.

— Es ist köstlich mit der Hanauer Zeitung: Gnädigste Freiheit, statt gnädigste Erlaubnis! Ich wollte, der allergnädigste Teufel holte sie aufs allergeschwindeste alle miteinander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 20. Januar 1831.

Gestern las ich zu meinem Erstaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftsteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Professur der Geschichte auf einer preußischen Universität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erste erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was sagen Sie dazu? Heine Professor? Aber es ist gar nicht unmöglich. In dieser gefährlichen Zeit dürfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder in eine Professur zu sperren. Aber ein Narr, wer sich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu lesen angefangen, die durch vierzig Jahre geht. Ich bin noch nicht weit

hinein, hoffe aber es ganz durchzulesen. Das Buch hat zwölf Bände und ist noch nicht fertig. Man lernt viel daraus, und wird an vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da sieht man noch die ursprünglichen Bestandteile der Mahlzeit, das rohe Fleisch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem sauberen Mischmasch später ist nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verstand genug, aber gar keinen Geist, und nicht so viel Wärme, daß man eine feuchte Adresse daran trocknen könnte. Dieser Mensch war mir immer unleidlich; er hat eine geräucherte Seele. Welch ein guter Gimpel mußte Rousseau sein, daß er, obzwar älter als Grimm, diesen Menschen nicht durchschaute und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie standen zwei Seelen so weit auseinander, und die Natur scheint Rousseau und Grimm gleichzeitig geschaffen zu haben, um darzuthun, welche verschiedenartige Talente sie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß so ein deutscher blöder Pfarrerssohn, der im gepuderten Leipzig studiert hatte, sich unter den kühnen und glänzenden Geistern des damaligen Paris bemerkt machen, ja sich auszeichnen konnte! Das kam aber daher: der deutsche Junge war Hofmeister in adeligen Häusern, wo man das Einmaleins, das unserem Glücke oft im Wege steht, leicht verlernt. Es macht dem deutschen Adel Ehre, daß Grimm unter den französischen Spitzbuben so schnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufstieg. Er begriff leicht, daß alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er stellte sich in eine schöne Schauspielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt sich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt sich nicht, spricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirschen, die er aber mit nicht ganz unsichtbarem Vergnügen herunterschluckt. Seine besorgten Freunde, worunter auch Rousseau, umgeben sein Bett. Einer derselben beobachtete ängstlich die Miene des Arztes, wie man es in solchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt sagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man sah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens stand Grimm auf, kleidete sich an, und war gesund. Jetzt war sein Glück gemacht. Er wurde als das Muster treuer Liebe gepriesen. Seine Korrespondenz machte ihn reich, er stand mit einem Dutzend nordischer Fürsten und Fürstinnen in Briefwechsel, die sich die Früchte des französischen Geistes, wie Apfelsinen, kommen und schmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Übrigens machte er auch noch für Privatleute Abschriften von den litterarischen

Berichten für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., schrieb er solche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß sind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände sich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzessin, die mich auf solche Weise beschäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um diese Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allen unsern Schriftstellern? Den besten Teil verschlingen die Grundsteuern und Zehnten der Censur vorweg, und für das übrige wenig Geld und späten Beifall, der uns kalt und abgestanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Gesandter mit 24000 Franken Gehalt.

Die kindische Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebissen; denn sie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es sich vorgenommen, auf später zu verwahren. Erst leckt es daran, seine Enthaltsamkeit zu prüfen; dann schält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat sich das Volk auch die Theaterfreiheit genommen. Die Regierung sah dieses als eine Sache an, die sich von selbst verstände. Nun ist es seitdem geschehen, daß die Theaterdirektionen die Freiheit, so viel Geld als möglich zu verdienen, als die beste angesehen haben. Um die Leute anzulocken, spielen sie die Geschichte gleichzeitiger Personen. Napoleon, Josephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Constant, sie mußten alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanständig. Allein, wenn das Gesetz sogar Unanständigkeiten verbietet und bestraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Übrigens hatte jeder, der sich selbst durch jene Theaterinjurien, oder einen Angehörigen seiner Familie, oder das Andenken eines Verstorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hilfe zu suchen und die Regierung brauchte sich nicht hineinzumischen. Auch wären nach einem Vierteljahre diese albernen Wachsfigurenkomödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Minister ein Gesetz vorgelegt, diese Freiheit zu beschränken. Zwar haben sie nicht gewagt, die Theatercensur wieder einzuführen, doch sind sie dem heißen Brei so nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück spielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführung dem Minister oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf

keine Weise werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endlose Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürsten, gegen Privatpersonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängnis, bis zu 10000 Franken Geldstrafe. Kurz, es ist die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet darf niemand mehr werden auf dem Theater. Es ist zum Verzweifeln. Und jetzt giebt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem so löblichen Gesetze zu tadeln sei. Diese Menschen sehen nicht ein, daß solche hemmenden Gesetze den Faschinen gleichen. Anfänglich fließt das Wasser frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit so viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein fester Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die sich darüber ärgert, daß sie alle Tage im Odeon ausgeklatscht wird, und wird das Gesetz noch strenger machen. So wird eine Freiheit nach der anderen zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unseren Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böser Wille, dabei im Spiele ist. Die Regierung, von bürgerlicher Abstammung heraufgekommen, wie sie ist, will zeigen, daß sie so gut zu regieren versteht, als die älteste Regierung, und daß sie das Volk im Zaume zu halten weiß. Die fremden Gesandten mögen wohl in freundschaftlicher Unterhaltung die Minister necken, sie ständen unter der Zucht des Volkes. Diesen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, sie stellen sich auf die Fußspitzen und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe lassen gewiß nicht ab, die französische Regierung aufzumuntern, strenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten *sie* das strenge Ordnung, womit hier die Regierung sich bis jetzt begnügte, und über die hinaus sie wahrscheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe ist das immer noch die greulichste Anarchie; — sondern weil sie hofft, das französische Volk werde sich das ewige Hofmeistern nicht gefallen lassen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Gestern war ich im italienischen Theater und habe die Malibran wiedergesehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unsere Schuld ist, denn wir hatten gewiß beide den besten Willen. Cenerentola von Rossini wurde gegeben. Musik bis auf einige Stücke, besonders ein herrliches Sextett,

sehr matt und leer; das Gedicht langweilig, schwerfällig. Keine Spur von der Grazie und Laune, die im Aschenbrödel von Nicolo und Etienne herrschen. Die Malibran sang und spielte zwar gut, aber es war keine Rosine. Lablache spielte den Hofmann, welcher beide Schwestern dem Prinzen vorstellt. Es ist merkwürdig was dieser Mann spielt, merkwürdiger, was er nicht spielt. Eine solche Entsagung ist mir noch bei keinem Schauspieler vorgekommen. Seinen Gesang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle anderen Sänger, die ich noch gehört, selbst die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Instrument, das sie spielen. Sie und die Töne sind getrennt, sie bringen sie hervor. Lablache aber ist eins mit seinem Gesange, er ist wie eine Singuhr, die, einmal aufgezogen, von selbst fortsingt. Den Abend hörte ich auch zum ersten Male zwei andere vortreffliche Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich sage zum erstenmal, obzwar der eine im Barbier den Grafen, der andere den Bartolo machte. Aber ich hörte sie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmütige Vater der eitlen Töchter, hat ein komisches Duett mit Lablache, das einen, der unter dem chirurgischen Messer schmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch ein Leben, welch ein hohes Mienenspiel, was wird da nicht alles eingesetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menschengesicht so reich an Zügen wäre. So ein italienischer Bouffon ist doch ganz anders, wie ein deutscher oder französischer. Letztere, selbst in ihrer ausgelassensten Laune, auch wenn sie sich der Fröhlichkeit noch so keck und unbedacht hingeben, verraten doch eine versteckte Ängstlichkeit. Es ist, als hätten sie ein böses Gewissen, als fühlten sie, daß sie etwas Unrechtes, etwas Unschickliches begingen, indem sie so fröhlich sind. Der Italiener aber hat den echten katholischen Glauben, er sündigt getrost fort und verläßt sich auf die Absolution. Ich habe *** gefragt, wie sich die Sontag zur Malibran verhalte? Er sagte mir: man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurteilen, was sie war, ehe sie nach Frankreich gekommen; sie habe sich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es ist schade, daß sie nicht alle ihre deutschen Bewunderer mit sich hierher geführt, damit sie auch etwas lernen. Die Sontag war mir ganz zuwider, wegen der mir verhaßten Anbetung, die sie in Deutschland gefunden hat. Dort haben sie eine hohe Obrigkeit aus ihr gemacht, und man weiß doch, was das heißt — eine hohe Obrigkeit ist dem Deutschen eine höchste Gottheit. Hier ist das ganz anders. Sie haben es früher selbst gesehen, welcher Aufregung die

Franzosen im Theater fähig sind. Es ist nicht bloß wie bei den Deutschen ein Toben mit dem Körper, ein Klatschen, ein Schreien, es ist ein inneres Kochen, ein Seelensturm, der nicht mehr zurückgehalten werden kann und endlich losbricht. Aber wenn der Vorhang fällt, ist alles aus. Man verehrt keine Sängerin, wie eine Königin, man betet sie nicht wie eine Heilige an. In keiner Gesellschaft hier werden Sie je vom Theater sprechen hören, in Berlin nie ein Wort von etwas anderem. — Die italienische Oper hier mögen viele Kenner, wenigstens viele geübte Dilettanten besuchen. Man merkt dieses bei der Aufführung bald an der Sicherheit und Bestimmtheit des Urteils. Manchmal brach ein Beifallsgemurmel aus, manchmal that sich ein tadelndes Stillschweigen kund, ohne daß ich entdeckte, was die Veranlassung zu diesem und jenem war. Und diese entscheidenden Kenner schienen mir sehr streng zu sein. Im Orchester (was man hier so nennt, die ersten Reihen der Parterresitze) bemerkte ich einige musikalische Grauköpfe, die gewohnt da saßen, als wären sie in ihrem Schlafzimmer. Sie horchten ernst und streng auf, als wären sie Geschworene bei den Assisen. Sie kamen mir wie Invaliden vor, die noch den musikalischen Krieg zwischen den Italienern und Franzosen mitgemacht. Jene ganze Zeit, Rousseau schwebte mir vor, ich sah nach der Ecke der Königin! und in dem Sturme jener Zeit, der in meiner Erinnerung lebte, ging mir eine ganze Arie zu Grunde.

Mit Niebuhr mag es sich wirklich so verhalten, wie die preußische Staatszeitung erzählt. Das hat aber die preußische Staatszeitung weislich verschwiegen, daß Niebuhrs Gram daher floß, weil er die Gefahren voraussah, welchen der preußische Staat entgegeneile. Die Wahnsinnigen in Deutschland — sie eilen dem Abgrunde entgegen. Schon vor einigen Monaten erzählte mir ein Bekannter hier, der entweder selbst mit Niebuhr, oder doch mit dessen vertrauten Freunden in Verbindung steht: dieser gelehrter Mann wäre seit der französischen Revolution in brütenden Gram versunken und ganz aus dem Häuschen. Aber eine Seele, die in einem Häuschen wohnte, die konnte nicht sehr groß sein. Heute abend auf den Ball. Ich erwarte den Friseur. Ich lasse mich à la Franz Moor frisieren. Der Ball wird so glänzend wie der im vorige Jahre. Ich werde Ihnen alles genau beschreiben. — In Hessen geht es gut. Vorwärts, Kinder! Die Göttinger Bibliothek verbrennen! Es ist ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutschen weiser machen! Es lebe die Freiheit!

Achtundzwanzigster Brief.

Paris, den 24. Januar 1831.

Sie warten gewiß schon diese vier Tage lang auf eine herrliche Beschreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürst von seinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab gesehen. Nun, ich bin dagewesen, und — bin noch da. Das ist das Wunder! Der Ball scheint nur eingerichtet worden zu sein, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Mensch braucht, um zu leben. Das nennen sie ein Vergnügen! Wenn ich einmal einen Kriminalkodex mache, würde ich die schweren Verbrecher verurteilen, dreißig Nächte hintereinander auf solchen Bällen zuzubringen. Nach den besten medizinischen und chirurgischen Handbüchern hätten von den anwesenden 7000 Menschen 2000 ersticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tausend mehr oder weniger krank werden müssen. Doch von dem allen ist nichts geschehen, und die 7000 leben sämtlich noch. Von den Weibern begreife ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, der den Körper ganz unempfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte keiner mehr Platz und Luft als in einem Sarge. Die Franzosen müssen mit Springfedern gefüttert sein. Aber es ist wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Dieser sonnenhelle Lichterglanz, dieses strahlende Farbengemisch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Kryftall und Blumen, und das alles mit so viel Sinn und Kunst angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Musik dazwischen, wie hineingestickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu schön. Das Parterre, verlängert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen die Damen saßen, oder hinter Balluftraden an den Wänden herum. Zwischen schmalen Gassen bewegten sich die dunkeln Männer, oder (sollte ich sagen) zog der Mann; denn sie waren alle wie zusammengewachsen. Und jetzt vom Boden an aufwärts saßen die Frauenzimmer in ungeheueren Kreisen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo sonst nur das letzte Volk sitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Mensch verlor sich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittel-

reihe der Logen sah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten, vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel schöner gewesen sein. Ich konnte nicht hineindringen, und mich, wie die anderen, hineindrängen zu lassen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater selbst beleuchtet und ausgeschmückt. Da wurde auch getanzt. Da sammelte sich alles, was Theater und Logen nicht fassen konnten, und was überströmte. Korridor und Treppen, sonst nur bestimmt, durch zu gehen, hinauf und hinab zu steigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren so gedrängt voll Menschen, wie der Saal selbst.

Unten beim Eingange wurde man von einem Musikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geschmückt, der Boden mit Teppichen belegt. Durch zwei Reihen Nationalgardisten stieg man hinauf. An mehreren Orten waren Büffetts eingerichtet. Erfrischungen aller Art im reichsten Überflusse. Das kostete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt. Königliche Diener servierten auf dem Silbergeschirre des Königs. Am Büffett unterhielt ich mich sehr. Da stand ich oft und lange; nicht um zu genießen, sondern in den reinsten Absichten, nämlich um reine Luft einzuatmen. Von den Büffetts führten offenstehende Thüren zu zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zelttuch bedeckt waren und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hause konnte man frei atmen. Das Schauspiel bei den Büffetts war auch ohnedies ergötzlich. Es ist doch etwas Erhabenes, eine so große Menschenmenge essen und trinken zu sehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Konfitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeersaft, Orgeade; ganze Schollen von Eis — das war in einer Minute wie verschwunden, man wußte nicht, wo es hingekommen, es war wie eine Taschenspielerei. Augenblicklich wurde alles wieder ersetzt, erneuert und augenblicklich war alles wieder verschwunden, und so immer fort, und alles in den kleinen Mund hinein! Ich sah, wie ein Offizier der Nationalgarde seinen kriegerischen Mut zeigte, indem er seinen Säbel zog, und damit eine ungeheure Torte zusammenhieb. Er hörte nicht eher auf mit hauen und verschlingen, bis er das Gebiet seines Körpers erweitert hatte. Das nennt aber ein Franzose nicht erobern, sondern seine natürliche Grenze wieder bekommen. Und so werden sie nächstens das süße Belgien anschneiden und den Rhein austrinken wie ein Glas Limonade. Sehr bald! nous n'aimons pas la guerre, mais nous ne le craignons pas — das heißt:

wir lieben den Krieg, aber bis jetzt haben wir ihn gefürchtet, weil wir noch nicht gerüstet waren.

Die Ordnung auf dem Balle war musterhaft, es war ein Meisterstück von Polizei. Es waren sogar zwei allerliebste kleine Feldspitäler eingerichtet, bestimmt zur Aufnahme und Pflege verwundeter Weiber. Es war zu artig! Dunkelgrün drapierte Zimmerchen, Dämmerlicht, Servietten, frisches Wasser, alle möglichen Salze und riechenden Sachen, Scheren zum Aufschneiden der Korsetts, Essig, Citronen, kurz alles, was man braucht, um Weiber wieder zur Besinnung zu bringen. In jedem Spitälchen eine geübte Krankenwärterin, erfahren in allen Geheimnissen weiblicher Ohnmacht; draußen ein Thürsteher zur Wache. Ich, der das Schlachtfeld gesehen, dachte, es müßten Scharen von gefallenen Weibern herbeigetragen werden; es kam aber bis Mitternacht nicht eine. Ich hätte freilich wissen sollen, daß Frauen öfter in Kirchen als auf Bällen in Ohnmacht fallen.... Der König mit der ganzen königlichen Familie waren auch anwesend. Ich sah sie zum ersten Male ganz in der Nähe. Die jungen Prinzen sehr charmant. Wären sie nur legitim gewesen, ich hätte sie küssen mögen. Sie wurden mit lauter und herzlicher Liebe empfangen. Ich war auf dem Vorplatze und hörte auch den Jubel von innen heraus. Es soll ein ganz herrlicher Anblick gewesen sein, wie beim Eintritte des Königs alle die vielen tausend Menschen sich von ihren Sitzen erhoben und ihn begrüßten. Dieses eine nicht gesehen zu haben, that mir am meisten leid. Um Mitternacht lag ich schon im Bette, ganz herzlich froh, daß mein Vergnügen ein Ende hatte, und die armen Menschen bejammernd, die noch auf dem Balle waren. Die Hitze war zum Ersticken. Lieber in einer arabischen Sandwüste weilen, wo man doch wenigstens nicht den verdorbenen Atem anderer Menschen einzuhauchen braucht. Ich habe so viele französische Luft eingesogen, daß ich begierig bin, was es für Folgen haben, und welche Veränderung es in meiner deutschen Natur hervorbringen wird. Ich wollte, ein Aëroſtat hinge mir ein Schiffchen an die Beine und versuchte mich. Um halb acht Uhr morgens fuhren die letzten Wagen fort. Ich habe kleine Berechnungen angestellt, wieviel ein solcher Ball kostet, und wieviel Geld er in Umlauf bringt. In Paris geht alles gleich ins Große und die kleinste Ausgabe eines einzelnen wird für die Menge ein hohes Budget. 7000 Billets wurden verkauft zu 20 Fr. Außerdem gab die königliche Familie 8000 Fr. für ihren Eintritt, und mehrere Privatleute haben ihre

Billets mit 1000 Fr. bezahlt. 7000 Paar Handschuhe zu 50 Sous im Durchschnitt, machen 17500 Fr. 2500 Weiber (so viele waren auf dem Balle) zu frisieren, der Kopf im Durchschnitt zu 4 Fr., 10000 Fr., 2500 Paar Schuhe zu 4 Fr. macht 10000 Fr., Mietkutschen hin und her wenigstens 16000 Fr., das bisherige allein macht schon über 200000 Fr., und jetzt dazu gerechnet, was Damen und Herren an anderen Putzsachen und Kleidern verwendet haben! Auf dem Balle habe ich auch zum ersten Male alle Figuren des Frankfurter Modejournals (nur mit schönern Gesichtern) lebend gesehen. Ach, was für schöne Kleider! Ich wollte, ich wäre eine Putzmacherin, um Ihnen das alles beschreiben zu können. Besonders habe ich ein Kleid bemerkt, gemacht ich weiß nicht wie, von einer Farbe, die ich vergessen und darüber einen Kopfputz, den ich nicht verstanden — Sie werden mich schon verstehen — aber das war einzig! Doch habe ich auch Putzwerke gesehen, sinn- und geschmacklos und so kleinstädtisch, als kämen sie aus Friedberg. Das mögen wohl Bürgersweiber und Bürgerstöchter aus dem Marais und der Rue St. Denis gewesen sein, die reich sind, aber nicht an Geschmack. Auch erinnere ich mich, nie auf deutschen Bällen so viele alte häßliche, ja mißgestaltete Weiber gesehen zu haben, die sich so unverschämt jung und schön gekleidet hätten, als ich hier sah.

Neunundzwanzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 25. Januar 1831.

In diesen Tagen wird das Schicksal Belgiens entschieden sein. So eine lächerliche Thronversteigerung ist mir noch nicht vorgekommen. Daß es Fürstensöhne giebt, die um diese Krone betteln! Lieber streckte ich meine Hand nach einem Sous aus. Betteln um eine Krone! Jupiters Donner als Almosen empfangen! Eine Krone muß man rauben, oder sie annehmen aus Barmherzigkeit. Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Teil davon. Das ließ sich vorher sehen. Die große Verwirrung, welche beim belgischen Kongresse herrschte, hatte so viel Methode, daß man wohl merkte, daß alles verabredet war. Frankreich wird nie zugeben, daß der kleine Beauharnais König von Belgien wird, und ich gebe es noch weniger zu. Behüte mich Gott! Mir ist nichts verhaßter,

denn nichts ist verderblicher, als diese Mischung von bonapartischem und deutschem Blute. Frankreich hat das erfahren unter Napoleon, hatte aber das Glück, früher unglücklich als schuldig zu werden. Was! einen König, der sein Volk verwundete und vergiftete zugleich, zugleich Sklaverei und Dienstbarkeit über es brächte? Diese beiden Übel waren doch bis jetzt in keinem Staate vereinigt. Die Spanier, Italiener, Russen und andere sind Sklaven; die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht, doch Dienstbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don Miguel zum Herren haben, als einen sogenannten milden und gerechten deutschen Fürsten. Man ehrt doch noch die Kraft, indem man sie fürchtet, ihr Fesseln anlegt; wir zahmen Haustiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren und zu jeder Tageszeit kommen, sobald man uns pfeift. Lassen Sie so einem Schafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu spielen, und Sie werden sehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht selbst eine Kanonenkugel mild; sie dringt durch Stein und Eisen und bleibt in einem Misthaufen stecken. Nichts erwarte ich von dieser Schafherde. Was wir in den letzten Zeiten gesehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieser Lakaiencharakter der Deutschen? — Ich weiß es nicht; aber sie waren immer so gewesen. Man glaubt, das Volk stamme aus Asien. Vielleicht waren sie dort eine Art Pariakaste, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der sich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechselt nur den Herrn. Die alten Deutschen waren zwar freier, aber nicht frei gesinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel besteuert werden, und die alten Deutschen waren rohe Wilde; ohne leiblichen, ohne geistigen Besitz. Aber was sie hatten, gaben sie immer hin für ihre Anführer, die sie freiwillig suchten. Sie lebten und starben für sie, und zu Hause verwürfelten sie ihren eigenen Leib, wenn sie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienstbarkeit, Trunkenheit, Spielsucht, das sind die Tugenden unserer Ahnen. Ich erinnere mich aus meinen Schuljahren eines Deklamationsgedichtes, das fing so an: Die alten Deutschen waren — nicht schmeidig wie der Aal — doch Löwen in Gefahren — und Lämmer beim Pokal. — Geschmeidig sind wir noch heute nicht; Löwen sind wir noch in Gefahren, aber nur nicht in unseren eigenen, und Lämmer sind wir das ganze Jahr, nur nicht beim Pokal; da sind wir grob, und wenn das ganze deutsche

Volk nur einmal vier Wochen hintereinander betrunken wäre, oder wenn es ebenso lange nichts zu essen hätte, da ließe sich vielleicht etwas mit ihm anfangen.

Mittwoch, den 26. Januar.

— Das muß einen ganz eigenen Grund haben, daß Sie gestern nicht hier waren, daß Sie nicht den Othello und die Malibran als Desdemona gehört haben! So hart ist doch Gott sonst nicht gegen seine guten Kinder. Sie, die Sie das alles mit hundert Lippen einsaugen, mit hundert Seelen empfinden! Wie wäre Ihnen geworden, da es schon mich in solche Bewegung setzte! War es doch, als wäre das eigene Herz zur Harfe geworden, auf welcher Engel spielten — das Ohr horchte nach Innen. So klagen die Seligen, wenn sie Schmerzen haben! So stürmen die Götter, wenn sie zornig sind, gegen Unsterbliche wie sie. So weinen, lächeln, lieben, bitten und trauern die Engel. Mit wahrer Seelenangst klammerte ich mich an die irdischen Worte fest, damit ich nur den Boden nicht verlor, und von den Geistertönen hinaufgezogen würde. Die Malibran, die hat Gott beurkundet mit der Unterschrift seiner Schöpfung, die kann keiner nachmachen. Es war wie eine Blumenflur von allen milden und stolzen, stillen und hohen, süßen und bitteren Gefühlen des Menschen, mit aller Farbenpracht, allen Wohlgerüchen und allen Betäubungen der mannigfachen Blumen. Dieses Weinen, dieses Weinen ohne Thränen habe ich nie gesehen, möchte ich nie sehen im Leben. Als ihre Thränen zu fließen anfingen, war mir die Brust wie erleichtert. Hat die Liebe so viel süße Schmeichelei, kann der Schmerz so edel sein, durchbohrt Verachtung so tief, kann der Zorn so erhaben, der Schrecken so erschrecklich, die Bitte so rührend sein? Ich wußte das alles nicht. Fragen Sie mich: hat sie das gesprochen, gesungen, mit Gebärden so dargestellt? Ich weiß es nicht. Es war alles ververschmolzen. Sie sang nicht bloß mit dem Munde, alle Glieder ihres Körpers sangen. Die Töne sprühten wie Funken aus ihren Augen, aus ihren Fingern hervor, sie flossen von ihren Haaren herab, sie sang noch, wenn sie schwieg. Ich habe mich für unverbrennlich gehalten und habe erfahren, daß ich es nicht bin; ich will künftig auf Feuer und Licht mehr acht geben.

Im dritten Akte hätte ich es nicht länger aushalten können, stände nicht zum Glücke ein kleiner Hanswurst hinter meinem Herzen auf beständiger Lauer, der immer mit seinen Späßen hervortritt, sobald das Herz zu betrübt und ernst wird. Als die Scene kam,

wo Othello Desdemonen den Tod ankündigt, und diese, ehe sie niedersank und sich dem Dolche hingab, sich in die Wolken erhob und wie ein Sturmwind die ganze Welt der Leidenschaften umbrauste, Liebe, Haß, Zorn, Schrecken, Spott, Trotz, Verachtung, und dann wieder zur Liebe kam, und noch einmal alles umkreiste — da wurde mir heiß am ganzen Körper. Ein vernünftiger Mensch hätte ruhig fortgeschwitzt und sich nicht stören lassen; aber ein Philosoph, wie ich, will durchaus wissen, warum er denn eigentlich schwitzt. Und ich wußte es nicht; denn ich hatte aus der Psychologie vergessen, welche Leidenschaft, welche Gemütsbewegung den Menschen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Goethes Leben gelesen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar in bescheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus schloß ich denn, daß es die Furcht sei, die den Menschen schwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und das erleichterte mir das schwere Herz. Und als darauf die Malibran herausgerufen wurde und erschien, und ich sah, daß alles nur Spiel gewesen, ging ich froh nach Hause, und segnete die Künstlerin, die Gott so gesegnet. Shakespeares Othello, wie ihn der italienische Operntext zugerichtet, ist dumm bis zur Genialität. Man hat seine Lust daran. Die Musik scheint mir noch das beste, was Rossini gemacht. Übrigens bekümmerte ich mich nicht darum, und ich glaube, die Malibran auch nicht. Was aber die Weiber schwache Nerven haben, wenn sie nicht präpariert sind! Diese Malibran, die doch den ganzen Abend so unerschrocken durch Wasser und Feuer ging und alle Elemente aushielt, ohne zu zucken — ich sah sie vor Schrecken zusammenfahren wie ein Schäfchen, als einmal hinter den Coulissen etwas wie ein Leuchter von der Decke herabstürzte! . . . Es Ihnen prosaisch zu wiederholen: die Malibran ist die größte Schauspielerin, die ich je gesehen. In der heftigsten Bewegung zeigte sie jene wahre antike Ruhe, die wir an den griechischen Tragödien bewundern, und welche wahrscheinlich auch die Schauspieler der Alten hatten. Darum, des rechten Maßes sich bewußt, spielt sie auch mit einer Kühnheit, die eine andere sich nicht erlauben dürfte. Sie klammerte sich flehend an den Mantel des wütenden Othello oder ihres erzürnten Vaters, sie umschnürt ihre Hände mit den Falten des Kleides, sie zerrt daran — eine Linie weiter und es wäre lächerlich, es sähe aus, als wolle sie ihnen die Kleider vom Leibe reißen; aber sie überschreitet diese Linie nicht und sie ist erhaben. Und ihr

Gesang! Giebt es denn mehr als eine Art, darf man denn anders singen? Spricht man im Himmel auch verschiedene Dialekte? Nun, dann hat sie hoch himmlisch gesungen, meißnisch, und die anderen singen platt himmlisch. Sie sehen, ich kann auch ein Narr sein — zu meinem Glücke nur ein prosaischer, denn ich kann keine Verse machen. Ich gehe nächstens einmal in die große französische Oper, und das wird mich wieder heilen.

— Nächstens giebt man zum Besten der Polen ein großes Konzert. Die ersten Künstler und Künstlerinnen nehmen daran Teil. Eine Dame von Stande aus Brüssel, bewunderte Harfenspielerin in ihrer Stadt, wird die Reise nach Paris machen, ihre schöne Kunst zur schönsten Bestimmung zu verwenden. Dieser edlen Frau verzeihe ich alle ihre Ahnen. Auch werden, zu gleichem Zwecke, in allen Teilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polnische Kommission hat sich gebildet, an deren Spitze Lafayette steht. Unter den Mitgliedern sind auch Delavigne und Hugo. Diese wollen durch Gedichte begeistern. Der Referendar Simrock in Berlin wird sich hüten, sich das zweite Mal zu verbrennen; der besingt die polnischen Farben gewiß nicht... Hat man in Frankfurt auch die jüdisch-polnische Zeitung, deren erste Nummer hier angekommen ist? Sie wird von Rabbinern geschrieben und es werden darin alle jüdischen Glaubensgenossen aufgefordert, mit Geld beizustehen. Unsere deutschen adeligen Juden, die auf Du und Du mit allen Ministern und fürstlichen Maitressen sind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumutung jener polnischen Kanaillen und sich um die stinkenden Polen und ihre stinkende Freiheit wenig bekümmern.

Dreißigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 27. Januar 1831.

Sie fragen mich: ob denn die hessische Konstitution wirklich so gar arg wäre, als ich behauptet? Was arg? Das ist das Wort gar nicht. Es ist die unverschämteste Prellerei, die mir je vorgekommen. Die Erzjuden hier auf den Boulevards, wenn sie sie läsen, würden mit Neid ausrufen: nein, das können wir nicht! Gewährte die Konstitution noch so wenig oder auch gar nichts von dem, was heute die Völker von einer erwarten, dagegen ließe sich

nichts sagen. Die Freiheit wurde von einem Fürsten nie geschenkt noch verkauft; ein Volk, das sie haben will, muß sie rauben. Dem Geduldigen giebt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen alles. Die Hessen haben nur etwas gedroht. Aber diese Konstitution ist eine Betrügerei, man hat das schlechte Zeug gelb gemacht, daß man es für Gold halte, und so dumm ist unser Volk, daß unter hundert Käufern nur einer merkt, daß er betrogen worden. Was ist das für eine Konstitution, die den Satz enthält: Das Briefgeheimnis ist unverletzlich, für nötig hält, ausdrücklich zu erklären, die Regierung dürfe keine schlechten Streiche machen? Es heißt: Die Presse ist vollkommen frei, ausgenommen, wo sie die deutsche Bundesversammlung beschränkt; die deutsche Bundesversammlung aber hat sie in allem beschränkt. Es heißt: Alle Religionen sind gleich vor dem Gesetze, und gleich darauf: die Rechte der Juden werden unter den Schutz der Konstitution gestellt. Das heißt: Einem, der in Ketten liegt, zu seiner Beruhigung eine Wache zur Seite stellen, damit ihm ja niemand seine Ketten stehle! Die Juden haben es jetzt viel schlimmer als vorher. Früher konnte doch der Fürst die Rechte der Juden erweitern, sie den übrigen Staatsbürgern ganz gleich stellen. Jetzt kann er aber das nicht mehr, da der rechtlose Zustand der Juden unter dem Schutze der Konstitution steht, die von dem Fürsten nicht übertreten werden kann. Und so die Wahlen, so alles. In der ganzen Konstitution sind die Rechte zwischen Regierung und Volk so geteilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinschaftlich gemieteten Pferdes teilte: „Eine Stunde reite ich und du gehst, die andere Stunde gehst du und ich reite."

— Warum wundert Sie, daß es dem *** in Wien gefallen und warum wundert das ihn selbst? Wien ist ein ganz hübscher Ort und ich möchte wohl dort wohnen, wenn ich ein fetter Antonius wäre und kein magerer Cassius. Wenn er sagt, er habe es dort ganz anders und besser gefunden, als er erwartet, so ist das seine Schuld; er hat falsch gesucht und falsch gefunden. Er glaubte wahrscheinlich, in Wien bekäme jeder die Knute, der ein Wort von Politik spräche, und man fände dort keine anderen Bücher als Koch- und Gebetbücher. Aber so ist es nicht. Campe schrieb mir neulich, daß meine Schriften in Österreich am meisten Abgang hätten. Das muß aber keinen irre machen. *** ließ sich täuschen, wie sich die Wiener selbst täuschen lassen. Die glauben auch, daß sie sich eine Freiheit

nehmen, die ihnen die Regierung eigentlich giebt, wobei aber diese klug genug ist, sich anzustellen, als ließ sie sie nehmen, weil sie weiß, daß verbotene Früchte am süßesten schmecken. Der österreichische Staat ist eine seelenlose Dampfmaschine, aber keine mit hohem Drucke. Sie wissen dort genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Kessel platze, und lassen darum zuweilen Rauch aus dem Schornsteine — nach oben, in den höheren Ständen, in der Residenz; nach unten nie.

— Ich habe herzlich darüber lachen müssen, daß die hannöverischen Soldaten beim Einzuge in Göttingen den Marseiller Marsch gespielt. Ich glaube, die Spitzbuben haben das mit Bedacht gethan. Sie wollten sich wohl über die Revolutionärs lustig machen. Vielleicht war es auch Gutmütigkeit. Sie dachten, da habt ihr eueren Marseiller Marsch, ihr wollt ja nicht mehr. Und vielleicht wollten sie wirklich nicht mehr. Haben Sie aber auch die Unterwürfigkeitsakte der Stadt Göttingen gelesen, den Brief, den sie an den General geschrieben? Das ist zu schön. Vor lauter Demut und Zerknirschung wissen sie nicht genug Hochgeburt und Hochwohlgeburt aufzutreiben. Sie kriechen unter die Erde. So ist der gute Deutsche! Wenn einmal ein müder Bürger sein schweres Bündel Unterthänigkeit abwirft, gleich hebt es sein Nachbar auf und hockt die Last zu seiner eigenen. Und in dieses Land soll ich zurückkehren! Hätten sie nur wenigstens eine italienische Oper wie hier! Aber keine Freiheit und keine Malibran, keinen Styx und keinen Lethe!

— Ich schrieb Ihnen neulich von einem Gemälde, die Schlachttage im Juli darstellend, das ich gesehen. Da war aber doch mehr der Stoff, der mir Freude gemacht, die Phantasie mußte sich das übrige erst selbst verschaffen; denn vieles fehlte, das Gemälde hatte keinen großen Kunstwert. Jetzt ist aber im Diorama ein Gemälde gleicher Art aufgestellt, das alles selbst leistet und von der Phantasie nichts fordert. Die Verteidigung und Eroberung des Stadthauses wird vorgestellt, und die Täuschung ist auf das Höchste getrieben. Es ist ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaster und brennt auf dem Gesichte der Streitenden. Die Luft ist so rein, daß man durch den zarten Pulverdampf sieht. Menschen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes sieht man einen Zögling der polytechnischen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er steht mit dem linken Fuße auf einer Kiste, mit dem rechten auf

einem höheren Fasse, und ist eben im Begriffe, sich hinaufzuschwingen, um oben die Fahne hinzupflanzen. Es giebt nichts Theatralischeres als diese Stellung, und doch hat sie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzosen gut, daß sie vermögen mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, daß jene Großthat im engen Felde darstellt. Sie sind zugleich Helden und Schauspieler. Man sieht es ganz deutlich an diesem Jünglinge mit der Fahne, wie er seiner Kühnheit und seiner theatralischen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere schöne Gruppe zeichnete sich aus. Ein Mann aus dem Volke, Brust und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten hinsinkenden Knaben haltend, die linke Faust gegen die hintenstehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauses liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehrere Frauenzimmer unerschrocken weilen, um den Verwundeten beizustehen, hat mich weniger gewundert (sie trieb das Mitleid), als daß andere ohne Furcht zu den Fenstern hinaussehen. Im Hintergrunde, am Wasser, stehen die königlichen Soldaten. Jenseits schießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfern wieder gute Röcke gesucht, vornehme und reiche Leute, die mehrere hundert Franken Steuern zahlen und Wähler sein können — ich habe aber keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun, vielleicht hatten sie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu schonen, diese zu Hause gelassen und schlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren schwarz und grob; haben sie die auch gewechselt?

Freitag, den 28. Januar.

Soeben komme ich vergnügt aus dem Lesekabinett — vergnügt, weil ich mich geärgert habe. So oft mir dergleichen Ärgerliches begegnet, halte ich es gleich fest und mache mir den Ärger ein; denn in Paris ist er nicht alle Tage frisch zu haben; die deutschen Zeitungen kommen so unregelmäßig hier an. Sie werden vielleicht in meinen Briefen einen Widerspruch mit meiner Klage finden; Sie werden meinen, über französisches Wesen hätte ich mich doch oft genug geärgert. Das ist aber etwas ganz anderes. Das war nicht Ärger, das war Zorn; Ärger aber ist zurückgetretener Zorn. Man ärgert sich nicht, wenn einem der Gegner an Macht überlegen ist — das merkt und berechnet man in der Leidenschaft nicht, — sondern wenn uns der Gegner entweder an Unverschämtheit überlegen ist, so daß

er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, so daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen. Der Zorn aber ist wohlgemut, stark und darf seine Kraft gebrauchen. Darum gerate ich in Zorn über das Treiben hier, denn ich darf dagegen eifern, und hundert Gleichgesinnte thun es für mich alle Tage; darum ärgere ich mich über deutsches Treiben, weil ich dulden und schweigen muß. Nun, es war ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung mit einem Kreise, der einen Mittelpunkt hat, bezeichnet — so: ⊙ Wahrscheinlich hat das der Redakteur vorgesetzt, um zu verstehen zu geben, sein Korrespondent habe das Schwarze in der Scheibe getroffen. Schon lange sitze ich an der Wiege des guten lieben deutschen Kindes und warte, daß es einmal die Äuglein aufschlage. Endlich erwacht es und greint sanft wie ein Kätzchen. Jener Korrespondent macht einen Katzenbuckel und sagt leise, leise: er müsse ganz gehorsamst bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutsches Wort über Krieg und Frieden zu sprechen, und er werde sich die unterthänige Freiheit nehmen, dieses zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigst erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unser Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt sei, und wie es sich herauswickeln könne. Ich machte große Augen und dachte: der Kerl hat Courage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, spricht im allgemeinen von jenem Staate, von diesem Staate; der noch ungelesene Teil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher, und noch kein Wort von Deutschland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unser Held: *von Deutschland ein andermal!* und läuft was er laufen kann. Ich spuckte ganz sanft auf Deutschland, die Allgemeine Zeitung und den heroischen Artikel, und nahm den Ärger mit zu Tische. Ärger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Samstag, den 29. Januar.

Über *die Briefe eines Verstorbenen* werde ich Ihnen meine Meinung sagen, sobald ich sie fertig gelesen ... Ich höre, das polnische Manifest habe in Frankfurt nicht gedruckt werden dürfen. Der Frankfurter Bürgermeister und Anstett haben Gott ein Bein gestellt, das ist doch recht unartig.

Einunddreißigster Brief.

Paris, Sonntag, den 30. Januar 1831.

Ei! das Volk hat ja wieder einen König gemacht; der Herzog von Nemours ist in Belgien gewählt worden. Nürnberger Ware! Aber, warum nicht, so lange die Völker Kinder bleiben und Kinderspiele lieben? Diese Frechheit des Volkes, einen König zu machen, muß unseren Altgläubigen noch viel entsetzlicher vorkommen, als die, einen König zu zerstören. Gottes Werke zu Grunde richten, das kann freilich jeder: aber Gottes Werke nachschaffen wollen — das ist verwegene Sünde. Ich bin nun jetzt begierig, was die französische Regierung thun wird, oder eigentlich was sie sagen wird; denn was sie thun wird, darum war niemand je in Zweifel; es war gleich von der ersten Stunde der belgischen Revolution alles darauf angelegt, das Land mit Frankreich zu vereinigen. Aber was sagen? Sebastiani hat erst vor einigen Tagen in Gegenwart ganz Europas erklärt, seine Regierung würde weder den Herzog von Nemours gewähren, noch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich annehmen! So sind die Diplomaten! Sie wissen recht gut, daß sie einander nicht betrügen können — es ist Liebhaberei, es ist eine Kunstliebe.

Sie schreiben mir, Heine habe in seinem vierten Bande von der französischen Revolution gesprochen. Ich denke, er hat nur zu sprechen versucht, es nicht ausgeführt. Welche Rede wäre stark genug, diese wildgärende Zeit zu halten? Man müßte einen eisernen Reif um jedes Wort legen, und dazu gehörte ein eisernes Herz. Heine ist zu mild. Mir auch schrieb Campe, er erwarte, ich würde im achten Bande etwas Zeitgemäßes sagen. Dieser achte Band, den ich machen sollte, hier in Paris, eine Viertelstunde von den Tuilerien, eine halbe vom Stadthause entfernt — es giebt nichts Komischeres! Was, wo, worauf, womit soll ich schreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tisch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geschichte, vom Sturme bewegt, zittert selbst. Ich kann nicht wiederkauen, was ich mit so viel Lust verzehrt; dazu bin ich nicht Ochs genug. Prophet wollte ich ihm sein, zwölf Bände durch. Und was kann der Deutsche anderes sein als Prophet? Wir sind keine Geschichtsschreiber, sondern Geschichtstreiber. Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her, wir, die Hunde, hinterdrein. Sie wird noch lange laufen, ehe wir sie einholen, es wird noch lange dauern, bis wir Geschichtsschreiber werden. Doch — ich will

jetzt gehen, Beethoven hören. Fünf, sechs solcher Menschen hat das Land, unter denen wir Schatten gegen Hitze, Schutz gegen Nässe finden. Wenn die nicht wären! Das Konzert beginnt um zwei Uhr. Das scheint mir besser als abends. Ohr und Herz sind reiner vor dem Essen. Vielleicht besuche ich diese Nacht den Maskenball. Nicht den in der großen Oper, den kenne ich von früher, das ist zum Einschlafen; sondern den im Theater an der Porte St. Martin. Da finde ich mein gutes Volk in der Jacke, das im Juli so tapfer gekämpft. Da ist Lust und Leben. Lange Röcke, lange Weile — das habe ich immer beisammen gefunden.

Dienstag, den 1. Februar.

Das Konzert Sonntag im Conservatoire ist, wie ich mir denke, sehr schön gewesen. So ganz aus Erfahrung weiß ich es nicht. Ich saß in der zweiten Reihe Logen, warm wie in einem Treibhause, und versteckt hinter Frauenzimmern wie ein Gärtner hinter Blumen. An der Seite sperrten mir dumme dicke Säulen, vor mir dumme große Hüte die Aussicht. Wir haben Revolutionen erlebt, die tausendjährige Könige umgeworfen — wird sich denn nicht einmal eine Revolution erheben, die diese fluchbelasteten Weiberhüte fortjagt? Sie werden mich fragen: aber was hat man in einem Konzerte zu sehen? Aber eben darum darf das Sehen nicht gehindert sein; denn das Nichtsehenkönnen beschäftigt die Augen am meisten. Was mich aber am verdrießlichsten machte, war, daß ich keine Lehne für meinen Rücken hatte, sondern daß ich immerfort steif dasitzen mußte, wie vor fünfzig Jahren ein deutsches Mädchen unter der Zucht einer französischen Gouvernante. Das bißchen, was mir von guter Laune noch übrig blieb, schenkte ich einer jungen Engländerin, die neben mir saß. Blaue Augen, blondes Haar, ein Gesicht von Rosenblättern, und was sie in meinen Augen am meisten verschönte, ein Hut mit einem flachen italienischen Dache. Sie mochte wohl eine große Musikfreundin sein, denn sie hatte sich aus ihrem eigenen Körper ein schönes Häuschen gebaut, um daraus ungestört zuzuhören. Die Füße hatte sie auf die Bank vor ihr hoch aufgestellt, und die Kniee an sich gezogen. Die Brust vorgebeugt, verbarg sie den rechten Ellenbogen in den Schoß und ließ den Kopf auf den zusammengeknickten Arm sinken. Die schöne Dame, so gerundet hatte keinen Anfang und kein Ende. Sie verstand gewiß etwas von Mathematik und wußte, daß die Kugelform unter allen möglichen Gestalten mit der flachen Welt am wenigsten in Berührung kommt. Ihre Schwester vor ihr hatte den Hut ab-

gelegt und saß ganz vorn in der Loge, allen Blicken ausgesetzt, in purem Nachthäubchen da. Ich machte so meine Betrachtungen, woher es komme, daß nur allein die Engländer und Engländerinnen ihre Sitten und Kleider mit in das Ausland bringen, und sich nicht genieren? Gewiß war im ganzen Saale keine Dame, die in einer so häuslichen Stellung da saß, wie meine schöne Nachbarin, und keine, die es gewagt, sich in einem Nachthäubchen zu zeigen, wie deren Schwester. Aber trotz meiner Philosophie und Verdrießlichkeit merkte ich doch zuweilen, daß man da unten schöne Musik machte. Die Symphonia eroica von Beethoven (ich fand die Musik mehr leidend als heroisch), eine Arie aus dem Freischütz (mein deutsches Herz ging mir dabei auf, wie eine trockene Semmel in Milch). Sextett von Beethoven. Chor aus Webers Euryanthe. Ein Musikstück für Blasinstrumente. Trio aus Rossinis Wilhelm Tell. Klaviersolo, gespielt und komponiert von Kalkbrenner. Ouverture aus Oberon. Aber diese Stadt der Sünden, Paris — der liebe Gott muß sie doch lieb haben: was er nur Schönes hat, was Gutes, alles schenkt er ihr. Die schönsten Gemälde, die besten Sänger, die vortrefflichsten Komponisten. Dieses eine Konzert — was hörte man da nicht alles zugleich! Das beste Orchester der Welt. Die Aufführung der Symphonie so vollendet, daß, wie mir H*** sagt, man dieses gar nicht merke. Ich erkläre mir das in dem Sinne: um einzusehen, wie vollkommen etwas sei, muß daran noch etwas mangeln. Ist die Vollkommenheit ganz erreicht, verliert man den Standpunkt der Vergleichung. In einem Konzerte hörten wir: Kalkbrenner, den ersten Klavierspieler; Baillot, den ersten Violinspieler; Tulon, den ersten Flötenspieler; Voigt, den ersten Hautboisten; und Nourrit, den besten französischen Sänger. Das ganze Orchester erschien in der Nationalgardeuniform. Baillot ist Offizier, Nourrit auch. Der eine geigte, der andere sang in Epaulettes. Ich wollte, hannöverische Offiziere von den Siegern von Göttingen wären in meiner Loge gewesen, und hätten nicht gewußt, daß ich Deutsch verstehe.

— Also Israel in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, sein Lebenspuls hat sich wieder einmal gehoben? Israel jammert mich manchmal, seine Lage ist gar zu betrübt. Kurse oben, Kurse unten, wie der tolle Wind das Rad schwingt — es sind die Qualen des Ixion. Aber ist es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigste und gemeinste aller Leidenschaften so viele Ähnlichkeit hat mit der erhabensten und edelsten, die Gewinnsucht mit der Liebe?

Jawohl, Gott hat das Volk verflucht und darum hat er es reich gemacht. Aber von den ekelhaften Geschichten mit den jüdischen Heiratserlaubnissen und jüdischen Handwerksgesellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen soll, sei es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abscheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann stirbt das Schlammgezücht von selbst weg. Unsere Frankfurter Herren, finde ich, haben ganz recht. Sie denken, Gott ist doch nun einmal im höchsten Zorne, ob wir ihn ein bißchen mehr, ein bißchen weniger ärgern, das kann nichts verschlimmern. Den Juden in Frankfurt ist jetzt am wenigsten zu helfen; wenn sie klagen bei den großen Herren der Bundesversammlung, oder bei den kleinen im Senate, weiß ich, was man ihnen sagt — es ist als wäre ich gegenwärtig. Öffentlich wird man sie barsch abweisen, unter vier Augen aber wird man den Diplomaten, den Pfiffigen unter den Juden sagen: „Lieben Leute, jetzt ist gar nicht die Zeit an diese Sache zu rühren. In Deutschland ist ohnedies alles in Bewegung, das Volk ist aufgeregt, die allgemeine Stimmung gegen euch, so daß, wenn wir euch jetzt Freiheiten bewilligten, dieses üble Folgen hätte, für die allgemeine Ruhe und für euch selbst." Und unser jüdischer Adel wird das sehr gut verstehen, und beifällig mit den Augen blinzeln, und beim Heruntergehen dem jüdischen Pöbel vor der Thüre zurufen: Packt euch zum Teufel, ihr seid dumm und unverschämt!... Von einem jüdischen Komitee und dessen Schreibereien erwarte ich nichts. Es sind eben Deutsche, wie die anderen auch. Sie sind in einem unseligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet sie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt sprechen sie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Besitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre seit einem halben Jahrhundert nicht alles ausgeschöpft worden, was man für Freiheit, für Menschenrechte, für Bürgerrechte der Juden sagen kann. Das alles weiß der Tyrann so gut als der Sklave selbst. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unser Gut nimmt, täuscht sich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verstand, an das Herz muß man sich wenden, an das der Gegner wie an das der Gleichgesinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert sein; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei

verfolgen, ihr nicht mit schweren Gründen nachhinken. Das verstehen aber unsere deutschen liberalen Schriftsteller nicht, und noch heute so wenig, als vor dem Juli. Ich sehe es ja. Unter den Büchern, die Sie mir geschickt, ist auch eine Broschüre über die hessischen Juden, und eine über die deutsche Preßfreiheit. Gelesen habe ich Sie noch nicht, aber einen Blick auf die erste Seite geworfen. Ich hatte genug; es ist ganz die alte Art. Der Hanauer Jude hat das Motto von Schiller: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — und so weiter die Litanei. Dann fängt er an: „Die höchste Glücksstufe, die nach menschlichen Begriffen einem Staate erreichbar ist, hat Kurhessen rühmlich betreten. In allen ihren Teilen hat man den aufgeklärten und freisinnigen Ideen der Gegenwart gehuldigt." Der Jude soll Mazze backen aus diesem ungesäuerten Teige; Brot wird nie daraus. Der christliche Ritter der Preßfreiheit, Professor Welker, schrieb folgendes auf der Titelfahne seines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Notwendigkeit, nach ihrer Übereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt, in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung." ... Die Herren von der deutschen Bundesversammlung werden den ehrerbietigen Professor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit schriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch alle miteinander, Volk, Fürsten und deutsches Land!" Ich meine, das müsse einen ganz anderen Effekt machen. Je mehr Gründe, je mehr Füße; je mehr Füße, je langsamer der Gang; das sieht man an den Insekten. Doch genug — und habe ich nicht recht, daß ich in die italienische Oper gehe?

Mein Tagebuch aus Soden habe ich, seit ich es geschrieben, nicht mehr gelesen. War es gut, so ist es noch gut; das hat keine Not. Älter ist darüber wohl manches in Deutschland geworden, aber alt nichts. Es blühen alle Veilchen, vor wie nach.

Sie können sich wohl denken, daß ich den Unfug, den die Studenten in der Sorbonne sich gegen den Minister Barthe zu Schulden kommen ließen, nicht billigen werde. Die Studenten selbst haben sich gegen dieses tadelnswürdige Betragen, das nur auf einige unter ihnen fiel, laut geäußert. Aber selbst dieser sträfliche Übermut ist lehrreich genug, denn er zeigt den lobenswerten tiefen Unmut in der Jugend. Die Studenten hier sind gar nicht wie unsere deutschen, phantastisch ungezogen, dem Bürgerleben und seinen Regeln

fremd, alle Konvenienz verspottend; und in wenigen Jahren alle Kraft, alles Feuer der Jugend vertrinkend und vertobend, um gleich nach der Universität die abgelebtesten, zahmsten Philister zu werden. Sie sind vielmehr die stillsten und bescheidensten jungen Leute, die sich von der Jugend der anderen Stände nur durch die Einfachheit ihres Äußeren auszeichnen. Man sollte sie oft für deutsche Handwerksbursche halten. Was sie in Bewegung setzt, ist etwas sehr Edles; mag immerhin die Bewegung einmal im Gange unregelmäßig werden.

Mittwoch, den 2. Februar.

Gestern kam in der Pairskammer das Gesetz über die Besoldung der jüdischen Geistlichen vor. Es wurde zwar angenommen, fand aber doch viele Gegner. Der Admiral Verrhuell hielt eine Rede gegen die Juden. Das Volk Gottes hat doch Feinde zu Wasser und zu Lande. Der Admiral sagte: ich habe die Juden in allen vier Teilen der Welt kennen gelernt; sie taugen überall nichts; überall denken sie nur an Geldverdienen. Schändliche Verleumdung! Gerade das Gegenteil. Die meisten Juden streben nach nichts, als Geld zu verlieren, und darum kaufen sie österreichische Staatspapiere.

Aber ist die Begeisterung der Polen nicht höchst erhaben, höchst rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich so schön war? Unter den rauhen Blättern der Geschichte ist es ein Blatt auf Velinpapier geschrieben.... Die Polen haben jetzt alle nur ein Geschlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greise, alles rüstet sich; viele gaben ihr ganzes Vermögen hin, und nannten sich nicht, und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen silbernen Löffel im Hause zu haben, ist eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze und erhalten dafür kleine silberne Medaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Ist das nicht schön? Im Polnischen lautet das wahrscheinlich noch schöner. Aber ach! das ernste Schicksal liebt die Kunst nicht. Die Polen können untergehen trotz ihrer schönen Begeisterung. Aber geschieht es, wird so edles Blut vergossen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und tausendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen. Die sind oben in Norden, und die Freiheit, wie jede Bewegung, kommt leichter herab, als sie hinaufsteigt.

Zweiunddreißigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 3. Februar 1831.

Ich bin jetzt mit den Briefen eines Verstorbenen zu Ende und ich will Ihnen mitteilen, was ich mir darüber gemerkt. Ich könnte mir die Mühe des Abschreibens ersparen und Ihnen das Blatt selbst schicken. Aber es ist mit Bleistift geschrieben und ich bin klüger als der Kaiser von Rußland, Preußens Mephistopheles, der seine hohen Meinungen mit Bleistift niederschreibt und dabei ruhig ist — ich denke: der liebe Gott kann das mit dem leisesten Hauche wieder auslöschen. Ich halte mich an Tinte, die ist fest. Aber wie konnten Sie nur glauben, die toten Briefe wären vom lebendigen Heine? Kein Atemzug von ihm darin. Es ist eine gewöhnliche Reisebeschreibung — ich sage aber nicht: die Beschreibung einer gewöhnlichen Reise. Der Verfasser hat mehr gesehen als andere, also auch mehr beobachtet. Als vornehmer Herr wurde er von den hohen und höchsten Ständen freundlich angezogen, und da er oft inkognito reiste (er führte sogar wie ein Gauner doppelte Pässe mit falschen Namen), und ein deutscher Edelmann, wenn er seinen Adel ablegt, bescheiden glaubt, es bliebe dann nichts mehr von ihm übrig, drängte er sich mit der Zuversicht eines Unsichtbaren auch in die niedrigsten Stände. Dadurch mußte das Buch gewinnen. Solche Vorteile hat ein deutscher bürgerlicher Reisender nie. Der Verfasser hat empfänglichen, aber keinen erzeugenden Sinn. Sein Stoff ist reich, aber seine Bearbeitung sehr arm und von dichterischer Kunst keine Spur. Er schreibt leicht, sehr leicht. Das ist manchmal recht angenehm, doch darf es nicht den ganzen Tag dauern. In häuslichem Kreise, zu häuslichem Gespräche ist das gut; wenn aber die Gedanken unter die Leute gehen, müssen sie sich mit Würde und Anstand kleiden. Wer in Deutschland mit so leichtem Fuhrwerke fährt, läßt vermuten, daß er nicht schwer geladen. Ein guter deutscher Schriftsteller schreibt, daß der Stil unter ihm bricht und daß er mitten im Wege liegen bleibt. Der Verfasser gebraucht französische Redensarten, da, wo es weder nötig noch schön ist. Er sagt: aventure — je dévore déjà un œuf — adieu — Sur ce n'ayant plus rien à dire. — Kaum ein Brief, den er nicht mit einem französischen Satze anfinge oder endigte; das ist sein Morgengebet, sein Abendsegen, sein Amen. Doch verzeihen wir ihm das; das Französische ist sein adeliges Wappen, womit er die Briefe

versiegelt. Auch daß die Briefe oft zu lang, die Berichte oft zu umständlich sind, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen. Wir bürgerlichen Reisebeschreiber würden auch oft längere Briefe an unsere Freundinnen schreiben, wenn das Porto nicht zu hoch käme. Aber der verstorbene Edelmann hatte unseren Gesandten in London, der die dicksten Pakete portofrei an seine Julie besorgte. Wir bürgerlichen Reisenden haben es so gut nicht, wir bekommen in der Fremde von unserer Gesandtschaft nichts zu sehen, als beim Päßevisieren den Rücken eines Sekretärs, der uns über seine Schultern weg, ohne uns anzusehen, den Paß zureicht. Den Herrn Gesandten selbst bekommen wir nie zu sprechen, er bekümmert sich nicht um uns, wir müßten denn Spione sein. Dieser Stand, wie der Spieler, adelt in Deutschland. Gerecht zu sein, muß ich sagen, die Briefe haben viel Gutes und haben mir Vergnügen gemacht. Nur habe ich nicht darin gefunden, was ich erwartet. Von einem Manne von Stande, dem seine Geburt die groben Erfahrungen des Lebens erspart, hätte ich feine erwartet, feine Bemerkungen über Welt und Zeit. Aber nichts habe ich ihm abgelernt, als eine feine Wendung, die ich in der Folge einmal benutzen werde. Wenn Sie einmal alt werden und klagen dann über Welt und Zeit, und knurren, daß es nicht auszuhalten, würde ich bürgerlicher Tölpel Ihnen dann wahrscheinlich sagen (bis dahin, hoffe ich, duzen wir uns): Liebe Freundin! Du siehst alles mit trüben Augen an; denn du bist alt! Aber von unserem verstorbenen Edelmann habe ich gelernt, wie man eine solche Grobheit zarter ausdrückt. Er schreibt seiner Julie, die in ihrem Briefe knurrt: Deine älter werdende Ansicht ist schuld an deiner Grämlichkeit. Das ist alles. Von den Briefen eines Verstorbenen erwartet man, Dinge aus einer anderen Welt zu erfahren; zu hören, was kein Lebender zu sagen wagt. Nichts von dem. Daß diese Briefe solches Aufsehen machen konnten, daß ich sogar hier in Paris davon sprechen hörte, und sie in Deutschland, wie ihnen der Buchhändlerjunge sagte, „rasend abgehen", verdanken sie wahrscheinlich nicht dem Guten, sondern dem Schlechten, was sie enthalten. Es sind den adeligen Briefen einige Satiren eingeschaltet, aber von der gemeinsten bürgerlichen Art. Da ist erstens eine gegen deutsche Titelsucht, gegen Rang und Beamtenstolz. Nun kann zwar eine geschickte Hand von solchem ausgedroschenen Stroh artige Sachen flechten, Hüte, Körbe und andere Spielereien; aber in den toten Briefen ist es rohes Lagerstroh geblieben, es gerade in den Stall zu werfen; und

nicht aus Liebe zur Gleichheit eifert der hohe Herr gegen den lächerlichen Dienerstolz der Deutschen, sondern aus adeligem Hochmute. Er will, daß nicht Amt oder Titel, sondern Geburt allein den Rang in der bürgerlichen Gesellschaft bestimme. Dann kommt eine Satire gegen die Berliner Mystiker, die wahrlich eine bessere verdient hätten. Da wird das ganze Alphabet durchgeklatscht und hundert Anekdötchen erzählt. Braucht es mehr in dem preßzahmen Berlin, um Aufmerksamkeit zu erwecken? Und den Verstorbenen trieb die Preßfreiheit noch weiter — er sagt es gerade heraus: Der Graf Brühl in Berlin, der Generaldirektor der Schauspiele, zu seiner Zeit der zweite Mann im preußischen Staate — kostümierte auf dem Theater die Tempelritter ganz falsch, wie er sich aus dem Grabsteine eines Templers, den er in Irland gesehen, vollkommen überzeugt habe! Der Verfasser soll ein Fürst sein; das ist schön. Da unsere bürgerlichen Schriftsteller nun einmal keine Leute von Welt werden wollen, so bleibt, diesen näher zu kommen, nichts übrig, als daß die Leute von Welt Schriftsteller werden. Er soll kein Geld haben; noch schöner, er sei uns herzlich willkommen. Das ist der wahre Stempel des Genies. Einem guten deutschen Schriftsteller ist nichts nötiger als die Not. Der Fürst mag zwar keinen Überfluß an Mangel haben, wie Falstaff sagt, sondern nur Mangel an Überfluß. Aber nur immer herein. Ist er kein armer Teufel, kann er es doch noch werden. Doch müssen wir ihm, wie allen adeligen Schriftstellern, sehr auf die Finger sehen. Nicht damit sie nichts mitnehmen, was nicht ihnen gehört (was wäre bei uns zu holen?) sondern, daß sie nichts da lassen was nicht uns gehört — keinen Hochmut, keinen Adelstolz. Der blickt, der dringt aber nicht selten in den Briefen eines Verstorbenen durch. Ruft er doch einmal, als er im Gebirge zwei Adler über seinem Haupte schweben sah, aus: „Willkommen meine treuen Wappenvögel!“ Hinaus mit ihm! Was Wappenvögel! Will er etwas Besonderes haben? Ein deutscher Schriftsteller hat kein anderes Wappen als einen leeren Beutel im blauen Felde. Wappenvögel! Hinaus mit ihm aus dem Meßkatalog! Der Hochmut soll Manuskript bleiben, nicht gedruckt werden. Wenn er oben auf dem Snowdon, dem höchsten Berge Englands, Champagner trinkt auf die Gesundheit seiner Julie, und den Namen der Freundin durch Sturm und Dunkel ruft — dann sind wir dem Fürsten gut. Wein, Liebe und Adler sind auch für uns; aber die Wappen sind gegen uns. Seid vorsichtig, laßt unseren Zorn schlafen! Nur zu bald erwacht er euch!

Samstag, den 5. Februar.

Einige von den Hauptbrandstiftern in Göttingen (spreche ich nicht, als hätte ich 10000 Thaler Gehalt und wäre der wirkliche geheime Staatsrat von Börne?) haben sich nach Straßburg gerettet und in dortigen Zeitungen Proklamationen bekannt gemacht, die aber gar nicht schön und würdevoll sind. So renommistisch-philiströs, so rauh und holperig! Es dauert einem herzlich. Sie lachen und spotten wie Sklaven, die glücklich der Zuchtpeitsche entlaufen sind. „In Nürnberg henkt man keinen, bis man ihn hat" — sagen sie unter anderem. Wenn der Blitz, der andere traf, unschädlich zu unseren Füßen niederschlug, dann mögen wir Gott danken, aber nicht den Blitz verhöhnen. Diese jungen Deutschen sind die Luft der Freiheit nicht gewohnt; sie haben schnell getrunken und sie ist ihnen in den Kopf gestiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzosen in solchen Fällen gesprochen.

Der Herzog von Nemours ist jetzt wirklich zum König von Belgien gewählt. Jetzt kochts und wirft Blasen wie Welthalbkugeln groß. Sie werden erfahren, wie bald es überläuft.

Der junge ***, von dem ich Ihnen schon einmal geschrieben, trat gleich, als er herkam, aus jugendlichem Mutwillen in die Nationalgarde, und zwar unter die Kavallerie. Vor einigen Tagen, als er den ersten Dienst hatte, bekam er die Wache im Palais Royal. Gerade den Abend war Ball beim König, und die Wache wurde, wie gewöhnlich in solchen Fällen, dazu eingeladen. *** war also auch da und tanzte, Gott weiß, mit welchen Prinzessinnen und Herzoginnen. Was hundert Stunden Wegs für Unterschied machen. Denken Sie nur, wie lange es noch dauern wird, bis in Berlin, Wien oder München ein bürgerliches Judenbübchen in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe tanzen wird! Gott ist wie Shakespeare: Spaß und Ernst läßt er aufeinander folgen.

Die zehn Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit gestern sind die Renten um vier Prozent gefallen. Man spricht mehr als je vom Kriege, sogar mit England wegen Belgien. Narren, die je daran gezweifelt; oder Heuchler, die daran zu zweifeln sich angestellt! — Für die Polen wollen wir beten. Sie können in Frankfurt gar nichts, und ich hier nichts anderes für sie thun, als meine 20 Franken steuern, die das Konzert, das nächstens gegeben wird, kostet. Außer den ersten Künstlern und Künstlerinnen

werden sich auch Liebhaberinnen von hohem Stande hören lassen. Die Pariser wissen sich aus allem Vergnügen zu bereiten, selbst aus dem Ungeheuersten.

Dreiunddreißigster Brief.

Paris, den 11. Februar 1831.

Es giebt bestimmt Krieg. Ich habe zwar keinen Tag daran gezweifelt, seit ich in Paris bin; hier aber wollten viele nicht daran glauben. Doch jetzt hat sich die Meinung geändert; jedermann sieht den Krieg als unvermeidlich an. Zwar hat man in Preußen Heines Schriften verboten, aber die besten Politiker in Frankreich und England zweifeln, daß diese Maßregel hinreichen werde, die Welt in ihrem Laufe aufzuhalten.... Freuen wir uns; den Polen ist wieder eine Hilfe von oben gekommen. Man hat hier ziemlich sichere Nachrichten, daß in einigen russischen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Auch in mehreren Orten Italiens ist das Volk aufgestanden. Die armen Deutschen! die werden neue Ohrfeigen bekommen, weil das Volk in Finnland und Bologna wieder unartig gewesen.

— Ich habe Heines vierten Band in einem Abende mit der freudigsten Ungeduld durchgelesen. Meine Augen, die Windspiele meines Geistes, liefen weit voraus und waren schon am Ende des Buches, als ihr langsamer Herr erst in der Mitte war. Das ist der wahre Dichter, der Günstling der Natur, der alles kennt, was seine Gebieterin dem Tage Häßliches, was sie ihm Schönes verbirgt. Auch ist Heine als Dichter ein gründlicher Geschichtsforscher. Doch verstecken Sie meinen Brief in den dunkelsten Schrank; denn läse ein historischer Professor, was ich soeben geschrieben, er ließe mich totschlagen auf seiner eigenen oder einer anderen Universität — obzwar die deutschen Herren keine Freunde vom Totschlagen sind, weder vom aktiven noch vom passiven, wie man neulich in Göttingen gesehen. Diesmal hat der Stoff Heine ernster gemacht, als er sonst den Stoff, und wenn er auch noch immer mit seinen Waffen spielt, so weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüste, es hat mich entzückt wie eine Menschenstimme von oben, wie ein Lichtstrahl den lebendig Begrabenen entzückt. Das Grab ist nicht dunkler, die Wüste ist nicht dürrer als Deutschland. Was ein seelenloser Wald, was ein toter Felsen vermag: uns das eigene Wort zurückzurufen — nicht

einmal dazu kann das blöde Volk dienen. Kann man es besser schildern als mit den Worten: Der Engländer liebt die Freiheit wie seine Frau; der Franzose wie seine Braut; und der Deutsche wie seine alte Großmutter! Und: „Wenn zwölf Deutsche beisammen stehen, bilden sie ein Dutzend, und greift sie einer an, rufen sie die Polizei!“ Ich sprach so allein in dieser Zeit und Heine hat mir geantwortet. Alles ist schön, alles herrlich, das aus Italien wie das aus England. Was er gegen den Berliner Knechtphilosophen (Hegel) und gegen den geschmeidigen Kammerdienerhistoriker (Raumer) sagt, die ein seidenes Bändchen fester an die Lüge knüpft, als das ewige Recht an die Wahrheit, das allein könnte einem Buche schon Wert geben. Und hat man je etwas Treffenderes von den Monopolisten des Christentums gesagt: Wie die Erbfeinde der Wahrheit Christus, den reinsten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten, und als sie nicht leugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, aus ihm den kleinsten Gott gemacht? — Wenn Heine sagt: Ach! man sollte eigentlich gegen niemanden in dieser Welt schreiben — so gefällt mir zwar diese schöne Bewegung, ich möchte ihr aber nicht folgen. Es ist noch Großmut genug, wenn man sich begnügt, gegen Menschen zu schreiben, die uns peinigen, berauben und morden. Was mich aber ein Welt weit von Heine trennt, ist seine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der selbst ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philosophen Liebe für ihn, den Wirklichen. Den lieben! Lieber liebte ich unsere Nürnberger Wachtparadenfürsten, öffnete ihnen mein Herz und ließ sie alle auf einmal eintreten, als diesem einen Napoleon. Die anderen können mir doch nur die Freiheit nehmen, diesem aber kann ich sie geben. Einen Helden lieben, der nichts liebt als sich; einen herzlosen Schachspieler, der uns wie Holz gebraucht und uns wegwirft, wenn er die Partie gewonnen. Daß doch die wahnsinnigen Menschen immer am meisten liebten, was sie am meisten hätten verabscheuen sollen! So oft Gott die übermütigen Menschen recht klein machen wollte, hat er ihnen große Menschen geschickt. — — So oft ich etwas von Heine lese, beseelt mich die Schadenfreude: wie wird das wieder unter die Philister fahren, wie werden sie aufschreien, als lief ihnen eine Maus über ihr Schlafgesicht! Und da muß ich mich erst besinnen, um mich zu schämen. Die! sie sind imstande und freuen sich über das Buch und loben es gar. Was sind das für Menschen, die man weder begeistern noch ärgern kann!

— Habt Ihr denn in Frankfurt auch solches Wetter, von Zucker,

Milch und Rosen, wie wir hier seit einigen Tagen? Es ist nicht möglich. Ihr habt trübe deutsche Bundestage, manchmal einen kühlen blauen Himmel von finsteren Wolken halb wegcensiert — und das ist alles. Aber wir Götter in Paris — es ist nicht zu beschreiben. Es ist ein Himmel wie im Himmel. Die Luft küßt alle Menschen, die alten Leute knöpfen ihre Röcke auf und lächeln; die kleinen Kinder sind ganz leicht bekleidet, und die Stutzer und die Stutzerinnen, die der Frühling überrascht, stehen ganz verlegen da, als hätte man sie nackt gefunden, und wissen in der Angst gar nicht, womit sie sich bedecken sollen. Gestern, im Jardin des Plantes, wimmelte es von Menschen, als wären sie wie Käfer aus der Erde hervorgekrochen, von den Bäumen herabgefallen. Kein Stuhl, keine Bank war unbesetzt; tausend Schulkinder jubelten wie die Lerchen, der Elephant bekam einen ganzen Bäckerladen in den Rüssel gesteckt und die Löwen und die Tiger und Bären waren vor den vielen Damen herum nicht zu sehen. Man konnte kaum hineinkommen vor vielen Kutschen am Gitter. So auch heute in den Tuilerien. Man sucht nicht die Sonne, man sucht den Schatten. Es ist ein einziger Platz, oben auf der Terrasse, wo man auf den Platz Louis XVI. hinabsieht! Und da unter einem Baume zu sitzen, diese Luft zu trinken, die wie warme Limonade schmeckt, und dabei in der Zeitung zu lesen, daß die Russen ihre Ketten schütteln und die heißen Italiener ihre Jacken ausziehen — nicht eine Einladung bei Seiner Excellenz dem Herrn von Münch-Bellinghausen vertauschte ich damit!

— Die neuesten und wichtigsten politischen Neuigkeiten erfahre ich durch Konrad, der sie vom Restaurateur, wo er mir zuweilen das Essen holt, mitbringt. Dort scheinen lauter politische Köche zu sein. Seitdem Konrad das Haus besucht, ist er so vertraut wie Metternich mit den europäischen Angelegenheiten; ja, ich glaube, er weiß viel mehr. Da er heute eine Suppe holte, sagte ihm ein Koch oder Kellner: er würde bald zu ihm kommen und eine deutsche Suppe mit ihm essen. Daran denkt Metternich gewiß nicht. Welch ein Unterschied aber zwischen Frankfurt und Paris! Vorigen Winter schickte ich den Konrad monatelang täglich in den russischen Hof, mein Essen zu holen, und nie brachte er mir aus der Küche eine europäische Begebenheit mit nach Hause, außer einmal die Neuigkeit, daß die Wirtin mit Zwillingen niedergekommen. In meiner Restauration hier gehen acht Kellner oder Köche freiwillig unter die Soldaten, wie sie dem Konrad erzählt.

— Die Sammlungen für die Polen sind jetzt in vollem Gange, Konzerte, Bälle, Theater, Essen zu ihrem Besten; es nimmt kein Ende. Eine berühmte Harfenspielerin aus Brüssel, eine Dilettantin, machte bloß die Reise hierher, um im Konzert, das morgen über acht Tage für die Polen gegeben wird, mitzuspielen. Der alte Lafayette leitet das alles. Das ist doch gewiß der glücklichste Mensch in der ganzen Weltgeschichte. Ihm ging die Sonne heiter auf, sie geht ihm heiter unter, und bei jedem Sturme in der Mitte seines Lebens fand er ein Obdach unter seinem Glauben. Für die Polen fürchte ich jetzt nichts mehr, als sie selbst. Ich kann nicht wissen, wie es im Lande aussieht. Mächtig dort ist nur der Adel allein, der Bürgerstand ist noch schwach. Wenn nun dem Adel mehr daran gelegen wäre, Polens Unabhängigkeit als Polens Freiheit zu erlangen! Ich las schon einigemal in den Blättern, man habe die polnische Krone dem Erzherzog Karl angeboten, und Österreich wolle sie annehmen und hunderttausend Mann gegen die Russen schicken. Es wäre entsetzlich. Österreich zum Vormunde einer jungen Freiheit! Ich kann nicht einmal lachen darüber! Mich beruhigt nur Metternichs Pedanterie und kindische Furcht; er fürchtet selbst die Maske der Freiheit auf seinem eigenen Gesichte. Auch in Belgien war der Erzherzog Karl der dritte Thronkandidat und hatte nach dem Herzog von Leuchtenberg die meisten Stimmen! Mit Zittern habe ich da gesehen, welch einen mächtigen Einfluß noch Österreich hat.

— Mit dem Bürgermeister Behr in Würzburg, das ist — wenn ich sagte schändlich, das wäre zu matt; ich sage: es ist deutsch! Aber ich nehme es dem König von Bayern durchaus nicht übel. Ein Volk, das so geduldig auf sich herumtrampeln läßt, verdient getreten und zertreten zu werden. Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Vierunddreißigster Brief.

Paris, Montag, den 14. Februar 1831.

Italien! Italien! Hören Sie dort meinen Jubel? Daß ich eine Posaune hätte, die bis zu Ihren Ohren reichte! Ja, der Frühling bezahlt hundert Winter. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Riesentönen, schmettert die tiefsten Schläfer auf. In meinem engen Herzen, so heiß es ist, waren Wünsche so hoch gelegen, daß ewiger Schnee

sie bedeckte und ich dachte: niemals taut das auf. Und jetzt schmelzen sie und kommen als Hoffnungen herab. Wie kann man heute nur an etwas anderes denken, als für oder gegen die Freiheit zu kämpfen? Auch ein Tyrann sein ist noch groß, wenn man die Menschheit nicht lieben kann. Aber gleichgültig sein! Jetzt wollen wir sehen, wie stark die Freiheit ist, jetzt, da sie sich an das mächtige Österreich gewagt. Spanien, Portugal, Rußland, das ist alles nichts; der Freiheit gefährlich ist nur Österreich allein. Die anderen haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Österreich aber hat gemacht, daß sie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt überhaupt, so hat auch jedes Herz, auch des besten Menschen, einen Fleck, der ist gut österreichisch gesinnt — er ist das böse Prinzip. Diesen schwarzen Fleck in der Welt wie im Menschen weiß Österreich zu treffen, und darum gelingt ihm so vieles. Jetzt wollen wir sehen, ob ihm Gott eine Arche gebaut, die es allein rettet in dieser allgemeinen Sündflut. Aber wie wird uns sein, wenn Spanien und Portugal, Italien und Polen frei sein werden und wir noch im Kerker schmachten? Wie wird uns sein, wenn im Lande Loyolas und des Papstes die Preßfreiheit grünt, diese Wurzel und Blüte aller Freiheit, und dem Volke Luthers wird noch die Hand geführt, wie dem Schulbübchen vom Schreibmeister? Wo verbergen wir unsere Schande? Die Vögel werden uns auspfeifen, die Hunde werden uns anbellen, die Fische im Wasser werden Stimme bekommen, uns zu verspotten. Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wissen; er lehrte uns rechnen und nahm uns den Mut, der nicht zählt. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre, ehe sie fällig war, ausbezahlt, und der spitzbübische Diskonto verzehrte fast das ganze Kapital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein echter barloser deutscher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen: wo ist unsere Freiheit? antwortet man: Ihr habt sie schon lange — da ist die Bibel. Es ist zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft und die Schriften des Verstorbenen verbrennt.... Als ich gestern die italienischen Nachrichten las, ward ich so bewegt, daß ich mich eilte, in die Antikengalerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehte dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und selbst die rote böse Wölfin, Roms

Amme, und Venus die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß sie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten sich nicht. Da nahte ich mich den Grazien, hob meine Hände empor und sprach: Und sind alle Götter stumpf geworden, rührt sie das Schöne, bewegt sie das Mißgestaltete nicht mehr — ihr holden Grazien müsset Österreich hassen, denn unter allen Göttern hasset es am meisten euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit, und zaubert die deutschen Brummbären über die Berger hinüber! Und wahrlich sie lächelten mir.... Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorsarge sind ihre Freuden schöner als unsere, die im Sonnenlichte atmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, sie wußten den Staub zu vergolden! Statt wie wir jammervollen Christen, Leidenschaften als empörte Sklaven zu züchtigen, gaben sie sie frei, fesselten sie durch Liebe und beherrschten sie sicherer, als wir die unseren in den schweren Ketten der Tugend. Dieser Bacchus — er ist Meister des Weins, nicht sein Sklave, wie ein betrunkener Christ; es ist Tugend so zu trinken. Dieser Achill — er ist gar nicht blutdürstig, er ist edel, sanft, es scheint ihm ein Liebeswerk seine Feinde zu töten. Dieser Herkules — er ist kein plumper Ritter; ihm ist der Geist zu Fleisch geworden, und sein Arm schlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig schlägt. So zu lieben wie diese Venus — es ist keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt. Dieser lächelnde Faun — er übt keine Gewalt, er giebt nur einen Vorwand und schützt die Unschuld, indem er sie bekämpft.... Wenn es nur die Grazien nicht vergessen haben, daß um vier Uhr das Museum zugeschlossen wird; dann können sie nicht mehr hinaus. Ich aber dachte daran und eilte fort. Auf dem Karussellplatz begegnete mir der Zug des fetten Ochsen, der mich an den fetten Sonntag erinnerte. Da setzte ich mich in einen Wagen und ließ mich von der Madeleine bis zum Bastillenplatz und zurück die ganze Länge der Boulevards fahren. Himmel! welche Menschen. Nein, so viele habe ich noch nie beisammen gesehen. Ich dachte, die Toten wären aufgestanden, die Bevölkerung zu vermehren. Dann ging ich nach Hause und rauchte eine Pfeife. Das ist ein herrliches Mittel gegen Rom, Freiheit und Götter! Das ist mein österreichischer Fleck.... Mir fiel noch ein, daß vor mehreren Jahren mir Herr v. Handel in Frankfurt keinen Paß nach Italien geben wollte. Damals dachte ich: nun, ich werde warten; jetzt denke ich: nun, ich habe gewartet. Nächsten Winter, hoffe ich, leben wir in Rom.

Dienstag, den 15. Februar.

Was ich über die Briefe eines Verstorbenen gesagt, ist alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt. Freilich hätte ich das Gute im Buche stärker loben können; aber wozu? Es ist eben Krieg und da kann man keine Rücksicht darauf nehmen, was das für ein Mann ist, der uns gegenübersteht. Er steht uns gegenüber und ist unser Feind. Puff! Daß Goethe und Varnhagen das Buch eines Vornehmen gelobt, hat ihm bei mir nichts geholfen. Ich kenne diese Herren und weiß, wie sie, ihr eigenes Gewicht nicht zu verlieren, diplomatisch bemüht sind, das litterarische Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Darum stärken sie mit so viel Liebe alle schwachen Schriftsteller.

Die Würzburger Adresse ist sehr schön, ohngeachtet des allergehorsamsten Puders auf dem Kopfe und der allerunterthänigsten seidenen Strümpfe an den Füßen. Meine Pappenheimer werden munter. Der Constitutionnel heute hat wieder eine schöne Lüge: in München sei der Teufel los, und der König habe sich geflüchtet. Was hilft's? Alle diese Bewegungen führen zu nichts als — zurück. Einmal Mut hat wohl auch der feigste Mensch, aber nur der Held hat ihn alle Tage. Es giebt im Lateinischen ein Epigramm, das heißt ungefähr: „Glaube nicht frei zu sein, weil du dich einen Tag frei gemacht. Der Hund reißt sich auch von der Kette los; aber ein Stück der Kette schleppt er am Halse mit, und daran faßt ihn sein Herr und führt ihn zurück."

Der Plan mit den Universitäten ist wieder ein recht alberner Polizeispaß. Wenn sie ihn nur ausführen! Es ist gar zu schön dumm! Dann bringen sie die Bürger von zwanzig Städten gegen sich auf. Und was mehr ist: dann ärgern sie die unärgerbaren deutschen Professoren, die freilich das Pulver nicht erfunden, die aber doch einen großen Vorrat davon besitzen, in das sie einmal im Zorne ihre Pfeife können fallen lassen. Wahrhaftig sie dauern mich. Gott gab ihnen den schwächsten Kopf und damit sollen sie diese ungekochte Zeit verarbeiten! Es kommt alles wieder so roh aus ihrem Kopfe, als es hineingekommen. Das ist unser Verdienst, liebes Kind, das hat unsere gute vaterstädtische Luft gethan. Die alten Griechen hätten sich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu versammeln; die neuen Deutschen aber schicken die ihren nach Frankfurt; solche erschreckliche Angst haben sie, sie möchten einmal etwas Kluges beschließen.

Die Straßburger Studenten haben den beiden Göttinger Doktoren, die sich dorthin geflüchtet, ein Gastmahl gegeben, wobei Frankreich und Deutschland sich Brüderschaft zutranken. Die französische Freiheitsfahne wurde mit der deutschen verschwistert, und den anderen Tag eine deutsche dreifarbige Fahne den Göttingern durch eine Deputation feierlich überreicht und geschenkt. Diesen Freiheitshelden muß ja in Straßburg zu Mute sein wie den Fischen im Wasser. Hätten sie die Hannoveraner gefangen, wären sie tüchtig eingesalzen worden.

Gestern habe ich im Theatre Français zwei Molièresche Stücke gesehen: l'étourdi und le malade imaginaire. Da darf man doch mit Ehren lachen und braucht sich den anderen Morgen nicht zu schämen. Es ist wie ein Wunder, daß ein Blitz, der vor 170 Jahren die Wolken verlassen — so lange ist Molière tot — noch heute gezündet! Wie lange wird man über Scribe lachen? Aber so sind unsere heutigen Komödiendichter. Sie zeigen uns die Modethorheiten; doch Molière zeigte uns die ewigen Thorheiten der Menschen. Ich betrachtete mit Liebe und Andacht Molières Büste, die im Foyer der Büste Voltaires gegenübersteht. Molière hat einen sanften durchwärmenden Blick, einen freundlich lächelnden Mund, welcher spricht: ich kenne euch, ihr guten thörichten Menschen. Voltaire zieht höhnisch die Unterlippe in die Höhe und seine heißen, stechenden Augen sagen: ich kenne euch, ihr Spitzbuben! Um Molières Stücke recht zu fassen, muß man sie in Paris aufführen sehen. Molière spielte selbst, und was und wie er spielte, das hat sich bis auf heute so unverändert auf der Bühne erhalten, als das gedruckte Wort im Buche. Seit ich hier Molière aufführen gesehen, bemerkte ich erst an seinen Komödien die Haken, die er angebracht, das scenische Spiel daran zu hängen, und die ich vor dieser Erfahrung gar nicht bemerkt. Und wie vortrefflich wird das hier alles dargestellt! Das beste Orchester kann nicht übereinstimmender spielen. Es ist etwas Rührendes darin, diese alten Kleider, diese alten Sitten zu sehen, diese alten Späße zu hören, und das unsterbliche Gelächter der Franzosen — ja es ist etwas Ehrwürdiges darin! Im l'étourdi wird einmal ein Nachttopf aus dem Fenster auf den untenstehenden Liebhaber ausgegossen, und als die Zuhörer darüber lachten, machte es auf mich eine wahrhaft tragische Wirkung. Es war kein lebender Spaß, kein Spaß, wie er heute noch geboren wird; es war das Gespenst eines Spaßes, das einen erschrecken könnte. Der Malade imaginaire ist gewiß ergötzlich zum Lesen; aber man kennt ihn nicht, hat man ihn nicht darstellen sehen.

Dann wird das Spiel die Hauptschönheit, dem die Worte nur als Verzierungen dienen.

— Es ist elf Uhr abends und ich besinne mich, ob ich überhaupt auf einen Maskenball und auf welchen ich diese Nacht gehen soll. Mir bleibt die Wahl unter acht. Morgen die Entscheidung. Gute Nacht.

Mittwoch, den 16. Februar.

Guten Morgen! Die Tugend, meine Trägheit, hat gesiegt. Ich war auf keinem Maskenballe. Wie süß habe ich geschlafen nach dieser edlen Un-That!

— — Lassen Sie mich schweigen von den merkwürdigen Ereignissen des gestrigen und vorgestrigen Tages. Sie werden das aus den Zeitungen erfahren. Es war ein Roman von Walter Scott, der zurückging und wieder lebendig wurde; es war eine Symphonie von Beethoven, die unter Thränen lacht; es war ein Drama von Shakespeare. Solche humoristische Schicksalstage hat man noch nie gesehen. Ich Unglückseligster möchte mich totschießen; ich sehe nur immer den Spaß, und den Ernst muß ich mir erzählen lassen. Man sollte nicht mehr lieben, wenn man alt geworden, nicht einmal die Freiheit. Die Revolution läuft vor mir fort, wie ein junges Mädchen, und lacht mich aus mit meinen Liebeserklärungen. Während ich vorgestern im Theatre Français über Mascarills Schelmereien lachte, krönten die Carlisten in der Kirche das Bild des Herzogs von Bordeaux, und statt einer Verschwörung beizuwohnen, sah ich einem verliebten Marquis einen Nachttopf über die Frisur fließen. Während ich gestern auf den Boulevards mich wie ein Kind an den Mummereien ergötzte, zerstörte das Volk die Kirchen, warf von den Türmen die liliengeschmückten Kreuze herab und verwüstete den Palast des Erzbischofs. Das hätte ich alles mit ansehen können, wäre ich kein solcher Unglücksvogel. Zu jeder anderen Zeit bin ich in dem entlegensten Winkel von Paris zu finden, aber sobald etwas vorgeht, bin ich auf der Stube. Wo ich hinkomme, ist Frieden, ich bin ein wahres krampfstillendes Mittel, und die Regierung sollte mich anstellen, Revolutionen zu verhüten. Wer nur von einem Turme herab diese Kontraste mit einem Blicke hätte übersehen können! Die Seine hinab schwammen die Möbel und Bücher des Erzbischofs, das Wasser war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozession das Bild des Erzbischofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der anderen jubelte der Zug des Bœuf gras

vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren. Hier hielt die Nationalgarde mit großer Mühe die Wut des Volkes im Zaum, dort machte sie mit noch größerer Mühe seinem Jubel Platz. Solche kühne Sprünge haben Shakespeare, Swift, Jean Paul nie gewagt. Aber es war wieder ein strenges und gerechtes Volksgericht! Mehrere meiner Bekannten, die glücklicher als ich, im Gedränge waren, haben mir erzählt, von den Reden und Äußerungen des Volkes. Man muß erstaunen über diesen gesunden Menschenverstand. Wahrlich, unsere Staatsmänner, die Herren Sebastiani, Guizot, sogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieses sogenannte, so gescholtene Volk verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichtum das Herz verdorben, noch das Wissen den Kopf! Man klagt dessen wilde Leidenschaften an, weil es zu edelmütig ist, gleich den Vornehmen seinen Haß in eine kleine Pille zu verschließen, die man dem sorglosen Feinde mit Lächeln beibringen kann! Man verspottet seine Dummheit, weil es nicht immer so klug ist, seinen eigenen Vorteil dem Rechte vorzuziehen! Ich finde wahre menschliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.

— Unter dem Namen Neorama wird hier ein Rundgemälde von unglaublicher Wirkung gezeigt. Das Ihnen bekannte Diorama stellt das Inwendige der Kirchen vor, aber nur im Halbkreise, der Beschauer steht außer ihnen. Im Neorama aber wird man mitten in die Kirche gestellt. Es ist wie Zauberei. Man steht auf dem Chore und sieht unter sich den Boden der Kirche, und auch die Säulen, die Grabmäler, die Menschen, und über sich das Gewölbe. Ganz die Natur. So lernt man die Paulskirche in London und die römische Peterskirche kennen. Wie alltäglich werden doch die Zaubereien! An der Peterskirche sind die großen Thore offen, die auf den herrlichen Petersplatz führen. Die Sonne scheint, die Paläste glänzen. Es war mir, als müßte ich mich vom Chore herabstürzen, mich durch die Betenden drängen, hinauszueilen auf den Platz und Brutus, Brutus! Freiheit, Freiheit! rufen.

— Haben die italienischen Nachrichten nicht auf der Frankfurter Börse eingeschlagen? Sind nicht die Metalliques davon geschmolzen? Schreien die Juden: O wai geschrieen! Wanken die Mauern Jerusalems? Lächelt der Herr Baron bei seiner Kolik? Sagen die Helden Levis von den Italienern: was wollen die Gäscht? Schreiben Sie mir das alles, das wird mich erquicken. Den Herzog von Modena

haben sie gefangen auf der Flucht. Ich hoffe, sie knüpfen ihn auf. Ein Haus, worin sich 130 der angesehensten jungen Leute versammelt, hatte er mit Kanonen zusammenschießen lassen. Vierundzwanzig Stunden lang hat er sich verteidigt, mit der Verzweiflung eines Tyrannen, der keine Gnade kennt. Zwei österreichische Tyrolerregimenter, dem Herzog zum Beistande gesendet, sollen sich mit dem Volke vereinigt haben. Der Narr, unter allen Fürsten Europas der einzige, hat es gewagt, den König von Frankreich nicht anzuerkennen.

— Vornehme Royalisten sind arretiert: Herr von Vitrolles, von Berthier, der Erzbischof von Paris. Die Regierung ist in einer gefährlichen Lage. Die Weigerung, die belgische Krone anzunehmen, die gestern feierlich erteilt werden sollte, hat man aus Furcht vor der gereizten Stimmung des Volkes aufgeschoben. Ich sehe keine Hilfe. Die Kammer zeigt sich täglich erbärmlicher, und das besser gesinnte Ministerium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren. Gott schütze den König; Europa ist verloren auf zehn Jahre, wenn er zu Grunde geht. Ich strenge mich an, meine Furcht zu unterdrücken. Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben! Ich will bald die Malibran als Zerline sehen; das wird mir etwas das Blut versüßen. Darf ich?

Fünfunddreißigster Brief.

Paris, den 17. Februar 1831.

Gestern fuhr ich in der Stadt herum, die Schlachtfelder vom 13. und 14. Februar zu sehen. Das ganze Pariser Volk war aus Unruhe oder Neugierde, die ganze Nationalgarde und Garnison aus Vorsicht auf den Beinen. Es war wie das Meer, wenn es nach gelegtem Sturme schäumt. Aber zu den zerstörten Kirchen und Gebäuden konnte ich nicht gelangen. Alle Plätze und Straßen, die dahin führten, waren von Wachen umstellt, die keinen durchließen. Der Karussellplatz war so dicht bedeckt von Bürgern und Soldaten, daß man kaum einen Pflasterstein sah. Im Hofe der Tuilerien, der geschlossen war, hielt der König Musterung über die Nationalgarde und die Linie. Um den Triumphbogen hatte man in aller Eile ein Gerüste gebaut, und Arbeiter waren beschäftigt, unter Leitung der Behörde die gipsernen spanischen Siege des Herzogs von Angouleme

abzuschlagen. Wachen verhinderten den Zutritt; denn am Morgen waren welche vom Volk schon hinaufgeklettert, Frankreichs Ehrenfleck dort abzukratzen. Von allen Kirchtürmen wurden die Kreuze abgenommen, wegen ihrer unheiligen Allianz mit den Lilien. Das katholische Pfaffentum hat in diesen Tagen eine große Niederlage erlitten; die Bourbons hatten nicht viel mehr zu verlieren. Der König läßt die Lilien aus seinem Wappen nehmen, die er früher als das Erbe seiner Ahnen beizubehalten gesonnen war. Nun ist es zwar lächerlich und frevelhaft, daß Menschen in ihrer Zerstörungswut ihre kurzen Arme nach etwas ausstrecken, was selbst der allmächtige Gott nicht erreichen kann — nach dem Geschehenen, Vollendeten; doch wo Tyrannen sich nicht scheuen, den Kindermord an der Zukunft noch zu allen ihren Verbrechen zu fügen, da darf man das Volk nicht tadeln, wenn es den Leichnam der Vergangenheit aus dem Grabe holt und ihn beschimpft. Der Gewinn in diesen Vorfällen ist nicht eine neue Niederlage der Carlisten, denn es ist Wahnsinn zu denken, daß diese je wieder sich erheben könnten; sondern, daß das Volk sich wieder in seiner Kraft gezeigt und der Regierung, welche die Ruhe übermütig zu machen drohte, einen heilsamen Schrecken beigebracht hat. Und daß dieses geschehen, merkt man an dem nachgiebigen Tone in den Proklamationen der Behörde. So lauteten sie nicht im Dezember; denn so kräftig war auch damals das Volk nicht aufgetreten. Es war noch müde vom Juli, und hatte wie halb im Schlafe revolutioniert. Bei alledem mag es sein, daß die Regierung selbst diese Ereignisse herbeigeführt. Erstens, um die Schuld des Carlistenhauptes strafreif werden zu lassen, und zweitens, um einen guten Vorwand zu haben, Belgien anzunehmen. Denn freilich kann jetzt die französische Regierung zu verstehen geben, sie dürfe bei der gereizten Stimmung des Volkes gar nicht wagen, Belgien abzuweisen. Wir wollen abwarten, wie es geht.

Freitag, den 18. Februar.

Gestern war ich in der italienischen Oper, weil mir jemand ein Billet dazu schenkte; denn sonst wäre ich viel zu sehr Pariser Dandy dahin zu gehen, wenn die Malibran nicht singt. Das Haus war nur halb gefüllt, und von dieser Hälfte schlichen sich die meisten lange vor dem Ende fort. Manchen jungen Herrn sah und hörte ich schlafen. Und doch war die ganze Oper vortrefflich besetzt. Madame Lalande wäre eine glänzende Sängerin, würde sie nicht von der Malibran verdunkelt.

Man gab Zelmire, eine tragische Oper von Rossini. Nach meinem Gefühle (denn Urteil habe ich freilich keines in der Musik) Rossinis beste Oper, wenigstens unter allen, die mir bekannt sind. Eine Musik, ganz von Stahl, wenn auch poliertem. Man wird einigemal an Gluck erinnert. Dreißig Minuten hintereinander vernünftig zu sein, das ist dem lieben Rossini freilich unmöglich. Hat er sich eine halbe Stunde männlich betragen, wird ihm vor seiner eigenen Ritterlichkeit bange, er lüftet das Visier und zeigt das alte freundliche Gesicht. Horaz sagt: Man mag die Natur mit Heugabeln hinausjagen, sie kehrt immer wieder zurück. Aber sagen Sie mir, woher kommt es, daß die Deutschen nicht singen können? Es ist wirklich kein Gesang zu nennen, wenn man es mit dem der Italiener vergleicht. Liegt es in dem, was die Natur, oder in dem, was die Kunst giebt? Fehlt es ihnen an Stimme oder an Vortrag?

— Vorgestern habe ich mich im Gymnase Dramatique nach den Gesetzen der Natur und nach den Regeln der Kunst zugleich gelangweilt — als gewöhnlicher Zuschauer aus Neigung, als Kritiker aus Pflicht. Man gab drei Stücke, alle drei von Scribe. Zoé, ou l'amant prêté; les trois maîtresses, ou une cour d'Allemagne; la famille Biquebourg, ou le mariage mal assorti. Ich hätte nie gedacht, daß der liebenswürdige Scribe so ein verdrießlicher Mensch sein könnte. Die trois maîtresses lockten mich, weil ich hörte, es käme eine deutsche Revolution darin vor. Eine deutsche Revolution! Ich dachte, nichts Drolligeres könne es geben auf der Welt. Aber die Revolution hat mich geprellt, freilich viel erträglicher als andere — nur um einige Franken. Die neueste Zeit wurde in eine alte Liebesgeschichte geworfen, wie Salz in die Schüssel. Wenn aber das Essen nichts taugt, macht es das Salz nicht besser. Eine französische Komödie ist wie ein ewiger Kalender; ein kleiner Ruck mit dem Finger, und aus Juli wird August, und aus 1830 1831. Der Rahmen von Pappe bleibt immer der nämliche. Ein glückliches Volk die Franzosen! Sie leben leichter als wir Deutschen sterben. Hören Sie. Ein junger deutscher Großherzog hat drei Maitressen — versteht sich in chronologischer Ordnung, eine nach der anderen — eine italienische Gräfin, eine italienische Sängerin und ein deutsches Nähmädchen. Dreiunddreißig und ein Drittel Prozent Patriotismus — das ist viel an einem Fürsten! Diese drei Damen lieben aber den Fürsten nicht, sondern einen seiner Offiziere, den Grafen Rudolf, und da dieser wegen dummer Streiche arretiert werden soll, befreien

und verbergen sie ihn. Der Offizier liebt aber nur das Nähmädchen, den anderen macht er bloß den Hof. Als er mit der Geliebten allein ist, entdeckt er ihr, er, an der Spitze der Kadettenschule, gehe mit einer Revolution um, dem Volke „priviléges et franchises“ zu verschaffen. Henriette sucht ihn von dem gefährlichen Vorhaben abzubringen, und fragt ihn: was dabei herauskomme? (Die Nähmädchen sind pfiffig!) Rudolf antwortet: „vois-tu Henriette, la liberté ... cela regarde tout le monde ..... on nous en avait promis, il y a quelques années, quand Napoléon avait envahi notre Allemagne et qu'on voulait nous soulever en masse contre lui. Mais dès qu'on eut repoussé le tyran, nos petits princes et nos petits grand-ducs, qui étaient tous comme lui, à la hauteur près, ont bien vite oublié leurs sermens .... quand quelques-uns de leurs sujets se plaignent de ce manque de mémoire, on les appelle séditieux ... et on les poursuit ... et on les condamne ... et ils ont tort, jusqu'au jour où ils deviennent les plus forts ... et alors ... ils ont raison.“ Nach dieser unverschämten Prosa singt Graf Rudolf noch unverschämtere Verse:

Le torrent grossit et nous gagne,
Chaque pays a sa force et son droit;
Bientôt viendra pour l'Allemagne
La liberté que l'on nous doit.

Ces rois dont nous craignons le glaive
Combien sont-ils? ... Peuples combien?
On se regarde, on se compte, on se lève,
Et chaqu'un rentre dans son bien.

Dies patriotische Lied wird nach der Melodie: de la robe et les bottes gesungen. Endlich bricht der Aufruhr los. Der Großherzog, ein junger starker Mann in Uniform, zittert — aber was man zittern nennt, zum Umfallen. Er verliert den Kopf und stammelt: „c'est ainsi que cela a commencé chez mon cousin le duc de Brunswick.“ (Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, daß der leibhaftige Herzog von Braunschweig gerade im Theater war, als das Stück zum ersten Male aufgeführt wurde, und daß er nach jener lieblichen Anspielung eilig das Haus verließ, aus Furcht, erkannt und ausgelacht zu werden.) Si ma garde refuse de donner .... si elle fait cause commune avec eux, mon dieu, mon dieu .... que devenir! une sédition!.. une revolte!“ Der Fürst jammert

so erschrecklich, daß er einem alle Revolutionen verleiden kann. Wozu? Man sieht, eine ausgestopfte Revolution als Fürstenscheuche thät die nämlichen Dienste. Des Fürsten erste Maitresse, die Gräfin, eine feurige entschlossene Italienerin, sucht ihn zu beruhigen, verspricht ihm Rettung. Sie öffnet das Fenster und ruft hinunter, der Fürst bewillige dem Volke eine Konstitution. Und sogleich schreit das Volk hinauf: es lebe unser Großherzog! Der dankbare Fürst heiratet seine Retterin; Rudolf heiratet sein Nähmädchen, und die italienische Sängerin geht zum englischen Gesandten, der sie auf den Abend eingeladen. So nimmt alles ein gutes Ende, und wahrscheinlich wurden den anderen Tag dem vielversprechenden Fürsten die Pferde ausgespannt.

Das dritte Stück: la famille Biquebourg (das zweite, Zoé, ist keine zehn Tropfen Tinte wert) wäre so übel gar nicht, aber es ist sentimental auf deutsche Art, und wenn man Franzosen bürgerliche Thränen vergießen sieht, möchte man sich gerade totlachen, es giebt nichts Komischeres. Und dann die Vaudevilleform, die leichten Liederchen zwischen den schwersten Empfindungen. Das ist gerade das Gegenteil von unseren deutschen Opern. Wenn bei uns die Sänger die Höhe einer Arie erreicht haben, bleiben sie stehen, um auszuschnaufen, und sprechen zu ihrer Erholung prosaisches dummes Zeug. Die Franzosen aber in den Vaudevillen keuchen den prosaischen Steg hinauf, und oben machen sie Halt und singen, bis ihnen das Herz wieder ruhig geworden.

— Im Gymnase sah ich auch die Leontine Fay wieder, die uns vor sieben Jahren in Kinderrollen so vieles Vergnügen gemacht. Aus dem artigen Kinde ist eine große schöne und prächtige Dame geworden, aus dem Kolibri ein Vogel Strauß. Sie spielt gut, auch verständig; aber etwas steif, etwas schwer. Sie ist zugleich Gouvernante und Zögling, und ruft sich immerfort zu: gerade gehalten, Fräulein, Sie sind kein Kind mehr! Sie hat große herrliche Augen, und weiß es, und damit bombardiert sie das Haus, daß man jeden Augenblick erwartet, es werde zusammenbrechen. Dieses Kokettieren giebt ihrem Gesicht, ihrem Spiele eine ganz falsche Art. Um ihre großen Augen zu zeigen, nimmt sie oft eine nachdenkende, tiefsinnige, träumerische Miene an, wo es nicht hingehört. Es war etwas an ihr, das mich wie schmerzlich bewegte. Ich habe sie als gedankenloses Kind gekannt, aber ach! mit der Jugend verlor sie das Paradies, sie hat vom Baume der Erkenntnis gegessen und weiß Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Man sollte nur Särge machen, drei Fuß lang, damit die Menschen sterben müssen, ehe sie ausgewachsen.

Samstag, den 19. Februar.

Versäumen Sie ja nicht, von heute an die Kammersitzungen zu lesen: das ist höchst wichtig und wird noch wichtiger werden. Die Wolke ist endlich geplatzt und es strömt herunter. Was man für die Asche des Herzogs von Berry gehalten, war die Asche, die ein Vulkan ausgeworfen. Das Ministerium hat gestern erklärt, mit dieser Kammer wäre nicht mehr zu regieren. Es herrscht eine allgemeine Mißstimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde: Frankreich sähe sich getäuscht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft. Wer wird siegen, die Regierung oder die Kammer? Es ist eine gefährliche Krisis. Ich sehe nicht ein, wie die Regierung ohne Staatsstreich sich und dem Lande helfen kann, und ein Staatsstreich, wenn auch für die Freiheit, würde alles auf das Spiel setzen. Ich habe das vorher gesehen und gesagt; lesen Sie nur meine früheren Briefe nach. Eine Revolution aufhalten, ehe sie von selbst stille steht, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, sich dem Auslande stark zeigen wollen. Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes sei, seine Leidenschaft meistern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Goethe ein. Als er die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er seinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blutsturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutsturz. Das Herz wird mir doch manchmal bange bei allen diesen Geschichten. Zwar weiß ich, wer besiegt wird am Ende; aber wird ein Sieger übrig bleiben? Der Despotismus, so blind er ist, ist doch riesenstark; und wenn er seinen Untergang unvermeidlich sieht, wird er, seinen Tod zu rächen, wie Simson, die Säulen der Welt umstoßen, und mit sich selbst auch alle seine Feinde begraben.

— In Berlin werden sie noch ganz verrückt vor Angst und Verzweiflung. Neulich enthielt die preußische Staats-Zeitung einen langen Artikel, worin behauptet wird, Preußen sei eigentlich der wahre republikanische Staat; dort wäre der Thron von republikanischen Institutionen umgeben, und Frankreich hätte nichts von der Art, und die Franzosen sollten sich schämen, solche Knechte zu sein. Ich glaube, es war Malice von der preußischen Staats-Zeitung, und sie hatte es darauf angelegt, daß alle Liberalen in Deutschland und Frankreich vor Lachen ersticken sollen. Welche Zeiten! und ach, welche Menschen!

Und sie wissen recht gut, daß sie keinen täuschen, am wenigsten die Preußen selbst. Aber sie haben solche Freude an Lug und Trug, daß sie denken: und wenn unter zehn Millionen Lesern nur zehn Dummköpfe uns glauben, es ist immer ein Gewinn.

— Ich habe neulich einen Brief gelesen, den der Professor Raumer in Berlin hierher geschrieben, über die deutschen und französischen Angelegenheiten, natürlich in der Absicht, daß er hier herumgezeigt werde. Es ist ein $^1/_{113}$ offizieller Brief. Dieser Professor der Geschichte .... ist eben Königlich Preußischer Professor. O! O! Sein Maßstab für diese große Zeit ist nicht länger als sein Ordensbändchen. Und das alte Lied endigt mit dem ewigen Triller: Die Liebe der Preußen zu ihrem Könige sei in diesen Tagen noch gewachsen. Und doch sagen sie das ganze Jahr durch, diese Liebe könne gar nicht mehr wachsen! Dieser Raumer giebt Briefe über die französische Revolution heraus. Er war damals hier, er hat alles selbst mit angesehen; aber Schmeichler sind so blind als die Geschmeichelten. Der Herr von Raumer wird uns schöne Sachen erzählen!

Sechsunddreißigster Brief.

Paris, Montag, den 21. Februar 1831.

Es lebe Italien! Es geht alles prächtig her; es kann in keiner Oper schöner sein. Die Herzogin von Parma, Marie Louise, die kleine Frau des großen Mannes, die nicht wie einst Brutus' Gattin Feuer schluckte, sondern sich wie eine Witwe von Ephesus betrug, bekam, als sie beim Frühstück saß, von einer Bürgerdeputation die höfliche Einladung, sie möchte sich aus dem Lande begeben. Und als sie sich bedanken wollte, sagte man ihr, das sei gar nicht nötig, die Wagen ständen schon angespannt im Hofe. Der Herzog von Modena hatte den Henkersknecht von Reggio kommen lassen, die Verschwornen hinzurichten. Man hat den Henkersknecht zusammengehauen und den Kerkermeister fortgetrieben. Was fehlt? Ein bißchen Musikstaub von Auber daraufgestreut und die Oper ist fertig. Bologna, Ferrara, Modena, Faenza, — ich möchte das alles von der Malibran singen hören. Die zehn Plagen Ägyptens werden über die neuen Pharaonen kommen, und die fronenden Völker werden sich befreien. Ach! ihr Weg geht auch über ein rotes Meer, über ein Meer von

Blut; aber es wird sie hinübertragen, und ihre meineidigen Verfolger werden darin ihr Grab finden.

— Ja wohl habe ich gelesen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten, die in Bayern vorgehen. Das hat mich betrübt, aber nicht gewundert. Der König von Bayern hat zunächst an seinem Throne eine vertraute Person, die verblendetste, wo sie selbst ratet, die bestechlichste, wo sich jemand findet, der sie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — seine Phantasie. Dümmere Fürsten handeln bei weitem klüger. Nichts ist gefährlicher, als Geist ohne Charakter, als das Genie, dem es an Stoff mangelt. Hat das Feuer einmal sein Holz gefunden, bleibt es ruhig und man braucht sich ihm nur nicht zu nähern, um sicher zu sein. Aber die Flamme ohne Nahrung streicht hungrig umher, leckt hier, leckt dort und entzündet vieles, ehe sie ihre Beute festhält und die Beute sie. Die Poesie macht keinen Fürsten satt, und hat er ein schwaches Herz, das nichts Kräftiges verdauen kann, wird er selbst schwach werden. Der König von Bayern sieht zu weit. Solche Fürsten sind wie die Augen, sie zucken mit den Wimpern, sobald nur ein Stäubchen von Gefahr sich ihnen nähert, und während der Sekunde, daß sie die Augen verschließen, werden sie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekümmern wir uns um keine Fürsten, sie haben nichts zu verantworten. Es ist eine Krankheit, einen König haben, es ist eine schlimmere, einer sein. Wir wollen sie heilen und nicht hassen. Ihre heillosen Ratgeber, die müssen wir bekämpfen.

— Von welch einem erhabenen Schauspiele kehre ich eben zurück! und welch eine Stadt ist dieses Paris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wunder feilbieten! Ich stand auf dem höchsten Gipfel des menschlichen Geistes, und übersah von dort das unermeßliche Land seines Wissens und seiner Kraft. Ich kam bis an die Grenze des menschlichen Gebieters, da wo die Herrschaft der Götter beginnt — ich habe eine Seeschlacht gesehen. Der Himmel war blau wie an Feiertagen, und mit der schönsten Sonne geschmückt. Das Meer schlummerte und atmete sanft und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des Geschützes aufgeschreckt. Es war ein Tag zu lieben und nicht zu morden. Es muß weit sein vom Himmel bis zur Erde; denn könnte die Sonne die Greuel der Menschen sehen, sie flöhe entsetzt davon und kehrte nie zurück! Eine Schlacht auf dem Lande ist ein Liebesspiel gegen eine Schlacht auf der See. Dort stirbt der Mensch nur einmal und findet dann Ruhe in seiner mütterlichen

Erde; hier stirbt er alle Elemente durch und keine Blume blüht auf seinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verschüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe steht es hoch, dick, kalt. Die Menschen werden zerquetscht, zerrissen; nicht Kälber, die man schlachtet, werden so grausam zugerichtet. Das französische Linienschiff, der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer schrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte sich angehängt und jede Minute brachte uns dem Untergange näher. Wir erwarteten in die Luft gesprengt zu werden. Die ganze Mannschaft eilte nach dem Verdecke und bemühte sich, durch Beile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte stachen in die See und suchten durch Seile den Brander ab- und ins Weite zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Böten standen Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten sie eine Kanonenkugel zu verfehlen und kommandierten so ruhig, wie der Kapellmeister im Orchester kommandiert. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreise, die französische, englische und russische Flotte und diesen gegenüber die türkische. Aus den Mündungen der Kanonen stürzten Feuerströme hervor. Das Schiff des Admirals Codrington, halb in Trümmern mit zerrissenen Segeln, hat soeben ein türkisches Linienschiff in den Grund gebohrt. Es sinkt, es ist schon halb gesunken, die ganze Besatzung geht zu Grunde. Die Türken mit ihren roten Mützen, roten Kleidern und mit ihren blutenden Wunden gewähren einen schauderhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut ist. Viele stürzen sich in das Meer, sich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Böte umher und fischen Tote und Verwundete auf. Mehrere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Erde lächeln zu diesen Schrecken, wie zu einem unschuldigen Kinderspiele! Rechts sieht man auf einer Anhöhe Stadt und Citadelle von Navarin, und eine Wasserleitung, die über den Berg hinzieht, erinnert an die altgriechische Zeit. Das war ein Anblick! Ich werde ihn nie vergessen. Man schwebt zwischen Himmel und Erde, man wird zwischen Schrecken und Bewunderung, zwischen Abscheu und Liebe gegen die Menschen hin und her geworfen. Und wie die Leute sagen ist dieses alles nur gemalt; es ist das Panorama von der Schlacht bei Navarin. Ich mußte es wohl glauben, denn man kann nicht von dem Schiffe herunter, um alles mit den Händen zu betasten. Aber das Schiff, auf dem man sich befindet, das gesteht man ein, ist nicht gemalt, sondern von Holz und Eisen. Es ist ein Kriegsschiff von der natürlichen Größe, und

in allen seinen Teilen genau eingerichtet, wie der Scipion, der in der Schlacht von Navarin mitgekämpft. Man tritt in das Gebäude des Panoramas und gelangt über einen schmalen dunklen Gang an eine Treppe. Diese steigt man hinauf und kommt in ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln häuslicher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Pistolen, Flinten, Fernröhren, Kompassen und Schiffsgerätschaften aller Art versehen ist. Das ist das Zimmer der Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieses Zimmer von einer Batterie trennt, ist, da die Schlacht begonnen, weggenommen. Man sieht eine Reihe von Kanonen und im Hintergrunde Matrosen beschäftigt, einen verwundeten Kameraden vom Verdecke in den unteren Schiffsraum herabzulassen. Dann geht man die zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnung des Kommandanten, Speisezimmer, Galerie, Schlafzimmer, Küche. Das bisherige müssen Sie sich denken, als die zwei unteren Stockwerke des Schiffsgebäudes. Endlich führt eine dritte Treppe zum Verdecke des Schiffes, und von dort oben sieht man das Meer, die Schlacht, und was ich Ihnen beschrieben. Die Zuschauer stehen auf dem Hinterteile des Schiffes, der leer ist, weil die ganze Mannschaft wegen des Branders sich nach dem Vorderteile gedrängt. Neulich hatte der König mit seiner Familie das Panorama von Navarin besucht, und war von den Admiralen Codrington und Rigny, die in jener Schlacht kommandiert hatten, begleitet. Wer dabei hätte sein können, wie die Admirale dem König alles erklärten, der hätte eine recht genaue Vorstellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft ist das Schauspiel auch ohne Erklärung.

— In meinem vorigen Briefe sagte ich Ihnen viel Gutes von Rossinis Oper Zelmira und nannte die Musik eine stählerne. Heute lese ich im Constitutionnel: „la belle musique de la Zelmira, qui gagne tant à être souvent entendue, cette musique si cuivrée, et faite pour les oreilles allemandes,....“ Ich mußte lachen über das sauersüße Lob! Schöne Musik — das ist der Zucker; deutsche Musik — das ist der Essig; und cuivrée — das ist das Gemisch von beiden; cuivrée heißt eigentlich falsch vergolden, mit Kupfer vergolden. Bitte, meine Herren Franzosen! den Rhein möget ihr uns nehmen; aber unsere Musik werdet ihr so gut sein, uns zu lassen. Die gehört nicht dem deutschen Bunde, die gehört uns, und wir werden sie zu verteidigen wissen.

Dienstag, den 22. Februar.

— Die italienische Revolution greift um sich wie ein Fettfleck und nicht mit der ganzen Erdkugel wird Österreich das reinigen können. Savoyen, Tiroler rühren sich. Was wird Immermann dazu sagen? Das sind ja seine treuen Tiroler, die wie Hunde geheult an Österreichs Grabe!...

— — Daß Sie die Briefe eines Verstorbenen so unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen! Ich habe dem Manne nicht im geringsten Unrecht gethan, und habe ganz nach Gewissen geurteilt. Was am Buche zu loben ist, habe ich gelobt; was am Verfasser zu tadeln, getadelt. Sein aristokratischer Hochmut war Ihnen entgangen, mir nicht, und jetzt ist die Zeit heiß, man muß sie schmieden ehe sie wieder kalt wird. — Man sagt: Don Miguel sei verjagt, Donna Maria in Lissabon als Königin ausgerufen. Es ist ein Herbst der Tyrannei und die dürren Blätter fallen. — Über die Salons habe ich Ihnen meine Meinung schon gesagt. Ich habe mehr Neigung für Massen, für das öffentliche Leben. Ich liebe die Kerzen nicht. Vergnügen fand ich nicht viel in den Salons, in welchen ich noch war. Bleibt das Belehrende. Aber jedes Wort, das in den Salons gesprochen wird, besonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redakteure überall ihre Agenten haben, die ihnen alles berichten. Ein Salon in Paris ist nichts anderes, als eine Zeitung mit Himbeersaft. Der Himbeersaft wäre freilich gewonnen; aber ändern Sie mich trägen Menschen! — Die Kammer wird aufgelöst, das Ministerium wahrscheinlich geändert im liberalen Sinne, und dann wird alles besser gehen, und schneller, und die Revolution wird ihre Früchte tragen — auch für uns. Körbe herbei!

Siebenunddreißigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleons, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageslicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half ihnen ihr blinder Groll? Nichts ist doch lächerlicher und grausamer, als die strenge Diät, welche kranke Fürsten, die nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die alles ver-

tragen! Sie meinen, wenn man die Herzen fasten ließe, davon würden die Köpfe und Arme schwach, und sie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens sättigt den Kopf und stärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach fünfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — — gewiß ewig; denn am dritten Schlagflusse stirbt der Mensch, und wenn er auch ein König ist. Ich sah gestern das Gemälde, es hat sehr gelitten; Farbe, Zeit, Bewunderung, alles ist verblichen. Es ließ mich so kalt, als sähe ich eine Abbildung von der Arche Noah, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeistert, so wenig als jene Zeit, so wenig als Napoleon selbst, so wenig als das Volk, das ihn umgiebt; es ist eine vielfarbige glänzende Leerheit. Das Gemälde ist von solcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es sieht, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als sechzig Figuren in Lebensgröße, alle Porträts. Der Moment ist gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiserin die Krone aufsetzt. Er kniet vor nichts, nicht vor seinem Gotte, nicht vor seinem Glücke; weder Triumph ist in ihm, noch Demut. Es ist eine Krönung, wie die eines markloſen Erbfürsten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Giebt es etwas Lächerlicheres, als daß sich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angstzitternden Geistlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held gewesen? Giebt es etwas Herzempörenderes, als diese Hochzeit zwischen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte sich zu Pferde sollen krönen lassen, sich die Krone hinaufreichen lassen, nicht herabreichen. Er sollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anwesend, die ihn so groß gemacht; nichts als Schleppenträger und Hofhanswürste. Man hätte gerne gesehen, daß seine Marschälle sich stolz auf ihre Schwerter stützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Kardinäle blickten. Aber sie trugen Degen wie Kammerherren, und waren geputzt wie die Hofnarren. Die Porträts sind alle geistreich, das ist wahr: aber es hat jeder sein eigenes Gesicht, keiner ein Krönungsgesicht. Jeder sucht seine Gefühle zu unterdrücken, das sieht man deutlich. Herz und Augen gehen weit auseinander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleons Schwester, damals Großherzogin von Berg, später Königin von Neapel. Sie sieht ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur sind ihre Züge

edler und zeigen den schönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaisers vergebens sucht. Dann: der Papst. Er sitzt so bedeutend abgespannt und duldend in seinem Sessel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht bloß anbetet in dem, was er thut, sondern auch in dem, was er nicht thut, geschehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie gesehen, nicht einmal gemalt. Ein Gesicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eisernen Buchstaben die Notwendigkeit geschrieben ist. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menschen aller Zeiten so diesen Mann verkannt! Daß sie ihn gelästert, ist schön, aber schwach; tugendhaft, aber unverständig; es macht der Menschheit Ehre, aber nicht den Menschen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Parteien, alle Regierungen verraten. Es ist wahr, er ging von Ludwig XVI. zur Republik, von diesem zum Direktorium, von diesem zum Konsulat, von diesem zu Napoleon, von diesem zu den Bourbonen, von diesen zu Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er stirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verraten hat er diese alle nicht, er hat sie nur verlassen als sie tot waren. Er saß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulse, und merkte es zuerst, wenn ihr das Herz ausgeschlagen. Dann eilte er vom Toten zum Erben; die anderen aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Ist das Verrat? Ist Talleyrand darum schlechter, weil er klüger ist als andere, weil er fester, und sich der Notwendigkeit unterwirft? Die Treue der anderen währte auch nicht länger, nur ihre Täuschung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entscheidung des Schicksals. Ich erinnere mich noch, wie ich erschrak, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündigte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er sich für Orleans erklärte; ich sah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte diesen Mann in meinem Zimmer haben; ich stellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu lesen, ohne das Fenster zu öffnen, wollte ich jeden Tag wissen, welche Witterung in der Welt ist.

Talleyrand und Lafayette sind die zwei größten Charaktere der französischen Revolution, jeder an seiner Stelle. Auch Lafayette weiß Sein vom Schein, Leben vom Tode zu unterscheiden; aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Gestorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der

Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand gewesen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menschen, weil er selbst der Höchste war: hätte er mit besserer Einsicht sich selbst besser gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiser nicht alles gesagt! Heine hätte es hören sollen! Ich war allein im Saale und stellte mich mit verschränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verspotten, und — Narr habe ich ihn geheißen! Ich hätte ihn Bösewicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er sich selbst gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu besudeln, und sich aus Eitelkeit mit Schmutz zu bedecken, um sich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre schönsten Jahre gebracht, er hat sie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß sie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank sitzen und erst lernen, was sie längst könnte vergessen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du andere begehen machtest, will ich dir deine eigene verzeihen. Du warst der starke eiserne Reif, der die Faßdauben der Welt zusammengehalten. Und die Narrenfürsten haben dich zerschlagen, und gleich hat der gärende Wein das Faß auseinander gesprengt, und schweres Holz ist an hohle Schädel gefahren! Das war schön.

Von Napoleons Krönung weg, ging ich zu einem anderen Schauspiel, das meinem Herzen wohler that. Ich besuchte den edlen Medor. Wenn man auf dieser Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiser der Hunde. Vernehmen Sie seine Geschichte. Nach der Bestürmung des Louvre im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem Palaste, auf der Seite, wo die herrlichen Säulen stehen, die in der Schlacht gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um sie zu Grabe zu führen, sprang ein Hund mit herzzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große Grube, in die man die Toten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn herausholen; ihn hätte dort der hineingeschüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckt. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte. Während der Schlacht stand er seinem Herrn immer zur Seite, er wurde selbst verwundet. Seit dem Tode seines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, umjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof ein-

schloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn keiner kannte ihn und erriet seinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erst nach Paris gekommen, hatte unbemerkt für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft und geblutet, und war ohne Namen begraben worden. Erst nach einigen Wochen ward man aufmerksamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm sie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern, sie nahm ihn zu sich, verband und heilte seine Wunden, und stärkte ihn wieder. Medor ist ruhiger geworden, aber sein Herz liegt im Grabe bei seinem Herrn, wohin ihn seine Pflegerin nach seiner Wiederherstellung geführt, und das er seit sieben Monaten nicht verlassen. Schon mehrere Male wurde er von habsüchtigen Menschen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man sieht Medor oft ein kleines Stück Leinwand aus der Erde scharren, sich freuen, wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrscheinlich ist es ein Stück von dem Hemde seines Herrn. Giebt man ihm ein Stück Brot, Kuchen, verscharrt er es in die Erde, als wollte er seinen Freund im Grabe damit speisen, holt es dann wieder heraus, und das sieht man ihn mehrere Male im Tage wiederholen. In den ersten Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde beim Louvre jede Nacht den Medor zu sich in die Wachtstube. Später ließ sie ihm auf dem Grabe selbst eine Hütte hinsetzen, und folgende Verse darauf schreiben, die besser gemeint als ausgeführt sind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maître,
Pour lui la vie est un pésant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraître;
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau.

Medor hat schon seinen Plutarch gefunden, seine Rhapsoden und Maler. Als ich auf den Platz vor dem Louvre kam, wurde mir Medors Lebensbeschreibung, Lieder auf seine Thaten und sein Bild feilgeboten. Für zehn Sous kaufte ich Medors ganze Unsterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breiten Mauer von Menschen umgeben, alle armen Leute aus dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freude begraben. Hier ist ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof und

ihre Kirche. Wer nahe genug herbeikommen konnte, Medor zu streicheln, der war glücklich. Auch ich drängte mich endlich durch. Medor ist ein großer weißer Pudel, ich ließ mich herab, ihn zu liebkosen; aber er achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Aber nahte sich ihm ein Mann in der Weste, oder eine zerlumpte Frau und streichelte ihn, das erwiderte er freundlich. Medor weiß sehr wohl, wo er die wahren Freunde seines Herrn zu suchen. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt, trat zu ihm. An diesem sprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war so froh, es war ihm so bequem, er brauchte, um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht wie eine vornehme geputzte Dame, sich erst niederlassend, am Rande des Rockes zu fassen. An welchem Teile des Kleides er zerrte, war ein Lappen, der ihm in den Mund paßte. Das Kind war ganz stolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich schlich mich fort, ich schämte mich meiner Thränen. Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geschöpfe der Welt verteilen; aber die erste wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor!.. Könnte ich den treuen Medor nur einmal in die Deputiertenkammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieser Tage, vernehme er, sein guter Herr hätte nie können Deputierter werden, weil er nicht 750 Franken Steuern bezahlt, er, der doch sein Blut dem Vaterlande gesteuert — wie würde er bellen, wie würde er dem jämmerlichen Dupin und den anderen allen in die Beine fahren!

Freitag, den 25. Februar.

Ich empfehle Ihnen das Buch: Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, von Mérimée. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Er nimmt den Schein an, als wären die Komödien aus dem Spanischen übersetzt. Es sind eigentlich nur Skizzen und Scenen: aber mit großer Kunst werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet und mit ein wenig Rot und Gelb die glühendsten spanischen Naturen treu gemalt. Man kann sich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfasser hat eine unbeschreibliche Grazie, eine Phantasie gleich einer Lerche, wenn sie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreise zieht. Es sind Komödien, wild wie junge Mädchen, aber wie wohlgezogene; sie sind sittsam dabei und erröten leicht. Der Dichter hat, was die Deutschen Ironie nennen, und was ich noch bei keinem Franzosen gefunden. Seine Ironie ist wie die unsere, nur geflügelter. Und was in den Dichtungen fehlt,

macht sie so schön, als das, was sie besitzen; es sind reizende Nachlässigkeiten.

Gestern habe ich Comtes Kindertheater besucht, oder wie es jetzt eigentlich heißt: Théâtre des jeunes Acteurs. Es ist lange nicht mehr so artig, als es vor mehreren Jahren war, da wir es gesehen. Die damaligen Kinder sind seitdem lange Jungen und Mädchen geworden, meistens treten bejahrte Personen auf, und die wenigen Kinder spielen zu altklug. Mich lockte eigentlich ein Stück, von dem man seit einiger Zeit viel gesprochen, ein buckeliges Lustspiel. Es heißt: Mayeux ou le bossu à la mode. Mayeux ist eine Pariser Volkstradition von einem geistreichen Buckel, dem man alle möglichen guten Einfälle aufgebürdet! Ich weiß nicht, ob ein solcher Mayeux wirklich einmal gelebt, oder ob er bloß ein Geschöpf der Phantasie ist. Aber seit der letzten Revolution wurde dieser Mayeux wieder aus der Vergessenheit hervorgerufen, und man legte ihm in Liedern und Bildern die witzigsten Worte in den Mund. Das Vaudeville, von welchem hier die Rede, ist mit Geist und Laune geschrieben; auch haben nicht weniger als drei dramatische Dichter daran gearbeitet. Mayeux ist ein kleiner verwachsener Kerl, voll scharfer, doch gutmütiger Laune, der im Juli mitgefochten, und trotz seiner verkrüppelten Gestalt als Grenadier unter der Nationalgarde dient. Es gehört nun viel Feinheit und Gewandtheit dazu, diesen Charakter und diese Mißgestalt so zu behandeln, daß er Lachen erregt, ohne sich lächerlich zu machen. Davor müsse man sich hüten; denn das wäre auf die Revolution und auf die Nationalgarde zurückgefallen. Den Verfassern ist es gelungen. Aber es wurde bei Comte gar zu schlecht gespielt, und ich konnte es nicht zu Ende sehen. Die Mißgestalt Mayeuxs wurde so karikiert, daß sie widerlich wurde. Auch ein Buckel hat seine ästhetischen Regeln, die man nicht übertreten darf. Was mich in diesem Theater am meisten ergötzt, war der Jubel der hundert Kinder in ihren weißen Häubchen und deren Mütter, und die tausend Küsse den ganzen Abend, und die unzähligen Stangen Gerstenzucker, die der Konditorjunge absetzt. Aber wie kommt es, daß auch Kinder lachen, gleich den Erwachsenen, sie, denen doch noch alles ernst und wahr erscheint, und die keinen Widerspruch und keinen Zufall unterscheiden? Ich begreife das nicht. Es hat gewiß seine Erklärung; aber ich als Gelehrter darf das vergessen haben. Doch Sie, unwissende Freundin, müssen es wissen. Erklären Sie mir, warum Kinder lachen?

— Bald wird das Eis überall brechen nach und nach, und es wird eine tolle Wirtschaft geben. Ich sehe es für ein Glück an, daß jetzt eine so feindliche Spannung zwischen der französischen Kammer und der Regierung eingetreten ist, daß ein gefährliches Mißbehagen sich im ganzen Lande zeigt; denn Frankreich kann nur durch einen Krieg vom inneren Verderben gerettet werden. Es mögen entscheidende Dinge sich bereiten.

Die englischen Blätter, die nicht bloß vernünftig über die Sache sprechen — heute müßte einer dumm sein, der nicht vernünftig wäre — sondern auch kalt, weil sie der Krieg unmittelbar nichts angeht, sagen, der Krieg wäre unvermeidlich. Die zwei Prinzipien, welche die Welt beherrschen, Freiheit und Tyrannei, ständen sich feindlich einander gegenüber, und an eine friedliche Ausgleichung wäre nicht zu denken, denn nie würden absolute Fürsten ihren Völkern gutwillig liberale Institutionen geben. Und so ist es. Tausendjährige Leidenschaften, Vorurteile von so alten und tiefen Wurzeln zerstört man nicht so leicht, nicht einmal dann, wenn selbst die, die sie haben, von ihnen befreit sein möchten. Der Mensch ist nicht frei, auch der beste nicht. Er kann alles lernen wollen, aber nichts vergessen, und so lange Kopf und Herz vom alten besetzt sind, findet das neue keinen Platz. Darum Krieg!

Achtunddreißigster Brief.

Paris, den 1. März 1831.

— Der Geist freier Untersuchung und der Opposition hat sich hier so mächtig entwickelt, daß er sogar bis in die Schulen gedrungen ist. Im Kollege Henri IV. (nach deutschem Ausdrucke ein Gymnasium) werden von den Schülern zwei handschriftliche Journale redigiert, die in den Schulzimmern täglich cirkulieren. Das eine Journal: le Lycéen genannt, kämpft unter Racines Fahne, also für die klassische Litteratur; das andere mit dem Titel: le cauchemar, streitet unter der Fahne Victor Hugos. Die romantische Litteratur mit dem Worte cauchemar (das Alpdrücken) zu bezeichnen, ist eine geistreiche Naivetät, und die Feinde der Romantik hätten nichts Besseres erfinden können. Diese Zeitungen enthalten nun zwar litterarische Gegenstände, aber am Schlusse des Blattes werden auch freimütige Bemerkungen über Lehrer und Professoren hinzugesetzt. Das hat die Schulobrigkeit übel-

genommen und sie hat den rédacteur en chef du Lycéen aus der Schule entfernt. Die Zöglinge klagen, das wäre eine offenbare Verletzung der Preßfreiheit! Ich habe über diesen komischen Kinderliberalismus herzlich lachen müssen. Die kleinen Jakobiner haben es hier noch gut. Ihre höchste Strafe ist, daß man sie nach Hause zu ihren Eltern schickt, wo sie, statt über den Büchern zu sitzen, den ganzen Tag frei umherlaufen und spielen dürfen. Im Österreichischen würde man solche anarchische Buben als Trommelschläger und Pfeifer unter die Soldaten stecken. Wenn sich die Kinder hier untereinander streiten und zanken, schimpfen sie sich Charles X. und Polignac. O! es ist eine böse Welt.

— Österreich!... Es muß eine Wonne sein, dieser fluchwürdigen Regierung auf einem Schlachtfelde der Freiheit gegenüber zu stehen! Es muß eine tugendhafte Schadenfreude sein, der dumm-verzagten Welt zu beweisen, daß Gott mächtiger ist als der Teufel! Die heiße Wut eines Tyrannen wie Don Miguels kann meine Nerven in Aufruhr bringen; aber nie vermochte sie meine innere unsterbliche Seele so zu empören, als es die kalte abgemessene Tücke Österreichs thut, das, ohne Leidenschaft, gleich Goethes Mephistopheles, die Menschen verführt oder verdirbt, nur um zu zeigen, daß es keine Tugend giebt, daß die Tugend ohnmächtig sei, dem Bösen zu widerstehen. Gestern stand eine Geschichte im Courier Français, die ich Ihnen mitteile, und zwar übersetzt; ich muß die Probe meiner Augen machen, ich muß mich überzeugen, daß ich nicht falsch gelesen.

Behandlung der Staatsgefangenen in Brünn.

Ein junger Italiener, Herr Maronelli, aus seinem Vaterlande verbannt und verstümmelt durch die Marter, die er in den österreichischen Gefängnissen erduldet, ist soeben in Paris angekommen. Die Qualen, welche er erlitten, die, welche seine Leidensgefährten noch ertragen, würden, wenn dieses noch nötig wäre, den Abscheu der Italiener gegen die österreichische Regierung, und ihre Anstrengungen ein verhaßtes Joch abzuschütteln, vollkommen rechtfertigen. Maronelli ward wegen eines Briefes angeklagt, den er seinem Bruder geschrieben, einem jungen Arzte, der von Griechenland, wo er den Hellenen den Beistand seiner Kunst angeboten, zurückgekehrt. Das geheime Tribunal von Mailand glaubte darin unter einer sinnbildlichen Form den Ausdruck eines versteckten Wunsches für die Freiheit zu erkennen. Der junge Patriot wird arretiert, gerichtet, und auf das Zeugnis

dieses einzigen Briefes zum Tode verurteilt. Aber vor diesem Spruche, nachdem er gefällt, entsetzten sich die Richter selbst, und verwandelten die Todesstrafe in zwanzigjähriges hartes Gefängnis. Herr von Maronelli wird mit vier seiner Freunde nach der Festung Brünn geführt, wo zwanzig andere italienische Patrioten ihnen bald nachkommen. Das Gefängnis ist vollgepfropft, und man entscheidet, daß der jüngste in den Keller geworfen werden soll. Hier, auf feuchter Erde, bringt Maronelli, einsam, ohne Verbindung mit irgend einem Menschen, ein ganzes Jahr zu. — Er war dem Tode nahe, als ein anderer Verurteilter, der sein Kerkerloch mit einem Leidensgenossen teilte, starb. Maronelli kommt an seinen Platz. Er hat endlich einen Freund zur Seite; aber seine physischen Leiden haben nicht aufgehört. Eine Eiskälte durchdringt ihn; eine ekelhafte Nahrung richtet seine Gesundheit vollends zu Grunde; seine Glieder werden steif; sein linkes Bein, durch den schweren Ring, der zwanzigpfündige Ketten zusammenhält, eng umschnürt, schwillt auf eine fürchterliche Weise auf; bald zeigt sich der Brand, man muß das Bein abschneiden! Aber der Gouverneur sagt kalt, indem er das kranke Bein, dessen geschwollenes Fleisch den eisernen Ring ganz bedeckte, nachlässig in der Hand wiegt: man hat uns einen Gefangenen mit zwei Beinen geschickt, wir können ihn nicht mit einem Beine wieder abliefern. Man muß erst nach Wien schreiben und um die Gnade der Operation bitten, die jede Verzögerung tödlich machen kann. In vierundzwanzig Stunden könnte man Antwort haben, aber sie läßt vierzehn Tage auf sich warten. Endlich wird die Operation im Kerker, wo der Gefangene acht Jahre geschmachtet hat, vorgenommen. Der Gefängnisbarbier nimmt das verfaulte Bein über das Knie ab und einige Zeit darauf wird Maronelli in Freiheit gesetzt. Der junge Patriot, auf zwei Krücken gehend, kehrt nach seinem Vaterlande zurück, er wird aber hinausgestoßen. Er wendet sich nach Rom, Rom verweigert ihm den Aufenthalt. Der Großherzog von Florenz will ihn dulden, aber der österreichische Gesandte läßt ihn fortjagen. Maronelli findet in Frankreich eine Freistätte, und bald wird er es verlassen, sein verjüngtes Vaterland wieder zu sehen. Von den fünfundzwanzig Verurteilten, die nach und nach Maronellis Kerker teilten, sind zwei Vicomte, Oraboni und M. A. Villa, vor Hunger gestorben! Wir übertreiben nicht, es ist die Wahrheit. Eine mit Unschlitt zubereitete Suppe, zwei kleine Stücke Brot von Fingersdicke, und ein Lappen verdorbenes Fleisch machen noch heute die einzige Nahrung der Ge-

fangenen aus. Vergebens erbaten sie sich als eine Gnade, daß man aus ihrer ekelhaften Suppe wenigstens den Talg weglasse; man antwortete ihnen, das sei die Nahrung von zwei- bis dreihundert Galeerensklaven, und man könne für sie keine Ausnahme machen. Von dem Gelde, das ihnen ihre Familien schickten, erhalten die Gefangenen keinen Heller. Gegenwärtig befinden sich noch neun Italiener in Brünn, worunter der Graf Gonfalonieri, der an jedem Jahrestage seiner Verurteilung fünfundzwanzig Stockschläge bekommt.

Mittwoch, den 3. März.

— Saphir fängt künftige Woche Vorlesungen an, nach Art derjenigen, die er in München gehalten. Ich teile Ihnen einige gute Einfälle aus seinem Prospektus mit. „Frankreich ist mir eine Entschädigung schuldig; ich komme, sie einzukassieren, nicht mit dem Degen, aber mit der Feder in der Hand... Die drei ruhmvollen Tage Frankreichs haben viele schlaflose Nächte in Deutschland hervorgebracht... ich wurde allergnädigst verbannt, und es wurde mir huldreichst angewiesen, binnen drei Tagen Witz und Land zu verlassen. Zum Glücke waren weder Witz noch Land so groß, um dieses in drei Tagen nicht mit aller Bequemlichkeit bewerkstelligen zu können. Ich schnürte meine Satyre und ging... Zuerst hatte ich die Idee, nach Rußland zu gehen, weil man noch kein Beispiel hat, daß je ein freimütiger Schriftsteller von dort verbannt wurde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nie einer dort lebte. Allein Personen, welche die Knute und die Cholera morbus aus näherem Umgange kennen, versicherten mir, daß diese zwei russischen Gesellschaftsspiele keinen besonderen Sinn für Witz und Poesie haben. Ich nahm mir also vor, die Preßfreiheit persönlich kennen zu lernen, und kam nach Paris, welches die eigentliche Essigmutter meiner saueren Tage in Deutschland war... Ich habe ein gegründetes Recht auf eine Entschädigungsklage, allein alles Klagen ist kläglich. Ich will es also lieber versuchen, den Parisern deutsche Vorlesungen zu halten."

— Ich zittere, wie Sie, für die Polen, und bin auf das Schlimmste gefaßt. Aber den Russen würde dieser Sieg verderblicher sein, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermütig werden und glauben, mit Frankreich wäre ebenso leicht fertig zu werden, als mit den Polen, man brauche nur energisch aufzutreten. Wehe dem armen Deutschland, wenn die Russen siegen.

Neununddreißigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 3. März 1831.

Die Romane des Paul de Kock, die man Ihnen empfohlen und von welchen Sie mir neulich geschrieben, habe ich seitdem kennen gelernt. Ein prächtiger Mann! Trotz der vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedensstunden, acht von seinen fünfzig Bänden gelesen. Aber das ist genug für uns beide. Nur in Paris kann man Kocks Romane mit Lust lesen, draußen verlieren sie ihren Wert. Mir haben sie viele Freude gemacht. Man lernt darin die Sitten der Pariser Kleinbürger kennen, mit welchen ein Fremder so wenig als die eingeborenen Pariser der höheren Stände selbst im Leben in gar keine Berührung kommt. Wenn Jouy in seinem Ermite de la Chaussée-d'Antin Scenen aus der Pariser kleinen Welt schildert, scheint er dabei so weit hergekommen, holt er dabei so weit aus, als beschreibe er Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Eine ganze Reisebeschreibung schickt er voraus, erzählt, wie er in früher Jugend — Jugend hat keine Tugend — aus Übermut und Zufall in das ferne wilde Land geraten; kurz, giebt sich die größte Mühe zu erklären und zu entschuldigen, daß er, ein feiner Mann der großen Welt, einige Male ein grobes Bürgerhaus besucht. In Paris sind die Straßen Provinzen, und man lernt viel Geographie und Statistik aus Kocks Romanen. Es gehen an uns vorüber: un riche passementier de la rue St. Martin — un riche épicier de la rue aux ours — un tabletier de la rue St. Denis — un parfumeur de la rue St. Avoie — mit Weibern, Töchtern, Kindermädchen, Kommis. Und ihre Sonntagspartien auf das Land und ihre Hochzeiten, ihre Galanterien, ihre Intriguen. Die Liebe spielt natürlich eine Hauptrolle wie in allen Romanen. Aber es ist keine deutsche Liebe, keine Liebe unseres Lafontaine, die noch heißer ist als der Kochbrunnen zu Wiesbaden; sondern es ist eine angenehme warme Liebe, welche die natürliche Blutwärme des Herzens nie übersteigt. Monsieur Paul de Kock sagt: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé" — dabei kann man sich nicht verbrennen. Und Philosophie hat er auch, Lebensphilosophie! Zwar giebt er uns nicht, wie Goethe im Wilhelm Meister, Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es ist eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet. Man kann von ihm lernen.

So sagt er einmal, die Ehen wären tausendmal besser und schöner als sie sind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Teil des Tages in so nachlässiger Kleidung voreinander erschienen. Das Kind Amor fürchte sich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaschenen Morgenhauben; bei den Weibern nehme mit der Liebe die Sorge für ihren Putz ab. Er giebt uns jungen Leuten die Lehre: „Jeunes gens, méfiez-vous de votre maîtresse, lorsque vous la verrez venir en papilottes au rendez-vous que vous lui auries donné.“ Kock ist die Wonne der Pariser Nähmädchen; auch ist das Papier ganz weich von den vielen Händen und Thränen, und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlten. Was der Mann aber schlau ist und wie er sich bei allen beliebt zu machen weiß! Den Liebenden und jungen Leuten überhaupt giebt er immer recht gegen die Eltern und Alten; aber mit den letzteren verdirbt er es darum doch nicht. Jungen Mädchen giebt er, was sie verlangen, und wiegt ihnen gut; aber wenn er die Ware abliefert, wickelt er sie in ein Blatt Moral, das die Kinder mit nach Hause nehmen und woran sich die Mütter erquicken. In Zeichnung komischer Charaktere hat Kock viele Fertigkeit. Welche himmlischen Späße! und man kann ohne Furcht, zu ersticken, nach Herzenslust dabei lachen. Denn sie gleichen nicht Scribes und Jouys Epigrammen, bei welchen man nur lächeln darf, weil sie einem leicht, wie Fischgräten, im Halse stecken bleiben. Kurz, mein Paul de Kock ist ein prächtiger Mann — aber lesen Sie ihn nicht.

Samstag, den 5. März.

Die armen Polen werden wohl jetzt gestorben sein. Sie sind glücklicher als ich. Dem entsetzlichen Schauplatz näher, wissen Sie schon das Schlimmste. Seit vorgestern habe ich keine Kraft, eine Feder zu führen, ich konnte nicht lesen, nicht denken, ich konnte nicht einmal weinen und beten; nur fluchen konnte ich. Gesiegt haben die Polen schon vier Tage lang, aber entschieden ist noch nichts, und gestern sind gar keine Nachrichten gekommen. Man sprach von einem Couriere, den der russische Gesandte erhalten; die Russen wären in Warschau eingerückt. Aber wenn das wahr wäre, hätte man schon den Jubel der besoffenen Knechte gehört an den Festtagen ihrer Herren, und die deutschen Blätter von gestern erzählen nichts. Nicht wie Menschen, wie Kriegsgötter selbst haben die Polen gekämpft. Sie jagten singend den Feind, wie Knaben nach Schmetterlinge jagen;

sie stürzten sich auf die Kanonen und nahmen sie, wie man Blumen bricht. Männer, Kinder, Greise, drei Geschlechter, drei Zeiten waren in der Schlacht, und die Russen, wie feige Meuchelmörder, schossen aus dem Dickicht der Wälder heraus. Was wird es helfen? Jeder Sieg bringt die Polen ihrem Untergange näher. Sie sind zu schwach, zu arm an Menschen. Der reiche Kaiser Nikolaus haut immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen, und das geht so immer unerschöpflich fort; was sind einem Despoten die Menschen? Seine Wälder schont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten. Ach! giebt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterblich wäre wie der Mensch, dann wäre ihm ein Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr und der Tod das Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht so späte Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen, einen Tag nach dem Untergange der Polen; soll einem das Herz nicht darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen sie es denn, haben sie Freude davon, wenn ihre Kinder glücklich sind? Die Tyrannei wird untergehen, die Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für die Verbrechen ihrer Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben sie Schmerzen davon? Giebt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? Wir verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, gemartert, geschlachtet und zersetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir! Was ist Hoffnung, was Glaube? Durch die Augen wird kein Hunger gestillt, gemalte Früchte haben noch keinen satt gemacht... Ich las etwas in den englischen Blättern — es ist sich tot darüber zu schämen, wenn man ein Deutscher ist; es ist sich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Courier sagte: „Wenn Polen wird besiegt sein, wenn, was die Schlacht verschont, auf dem Schafotte bluten wird, dann werden die deutschen Zeitungen die weise Gerechtigkeit des russischen Kaisers rühmen, und wenn der Tyrann nur einem einzigen Besiegten das armselige

Leben schenkt, werden die deutschen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben." Unter allen Völkern der Erde erwartet man solche feige hündische Kriecherei nur von uns! Ja, es schwebt schon vor meinen Augen, ich lese es und höre es, wie das viehische Federvieh in Berlin von jedem Misthaufen, von jedem Dache herab den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieser Despot in seinen Proklamationen gesprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unserer Tage gethan; aber was sie geredet, das kann sie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet; aber was sie angehört und dazu geschwiegen, das kann sie nicht glauben. Das Schwert zerstört bloß den Besitz und mordet den Leib; aber das Wort zerstört das Recht und mordet die Seele. Zu solchen Reden solches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt sind, dann voran die deutschen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich! Dann stellt man sie zwischen das Schwert der Franzosen und die Peitsche der Russen, zwischen Tod und Schande!... Ist es nicht schmachvoll für uns, daß der Kaiser von Rußland, Herr über sechzig Millionen Sklaven, keinen derselben knechtisch genug gefunden hat, die Freiheit der Polen zu ermorden, als den Diebitsch allein, einen Deutschen?

Ihr heutiger Brief kann mir spätere Nachrichten bringen, als die hiesigen; wenn sie schlimm sind, ich meine, das Siegel müßte davon schwarz werden. O! ich kann nicht mehr, ich muß weinen.

Vierzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 6. März 1831.

Wäre ich ein Dichter nur acht Tage lang! Ich wollte ein Freudenlied singen, daß Berge und Wälder dabei tanzten, oder ein Trauerlied, daß die Sterne darüber weinen müßten und erlöschten in ihren eigenen Thränen. Ich fühle es in mir, aber es will sich nicht gestalten. Nur prosaisch kann ich jubeln... heute ist heute und morgen ist morgen; ich will nicht weiter denken. Alles Gute und Schöne hat sich bestätigt, aber das Beste und Schönste ist noch nicht entschieden. Ein Handelshaus erhielt gestern die Nachricht: die Russen wären gänzlich zerstreut, und, was alles entscheide, hinter ihrem Rücken wäre Lithauen aufgestanden. Aber das heutige ministerielle

Blatt berichtet, die Regierung habe gleich spätere Nachrichten wie jenes Handelshaus, und diese, obzwar gut lautend, sprächen noch von keiner Entscheidung. Wenn es wahr würde, wenn Rußland, dieser Riese von Eisen, auf Füßen wie Thon, zur Erde stürzte, umgeworfen von Kindern, die ihm zwischen die Beine gekrochen — wie wollten wir lachen! Dann, wenn ein Tyrann sich unartig beträgt, würde man, ihn zu schrecken, rufen: der Pole kommt! warte, ich hole den Polen! wie man Kindern droht: ich hole den Schornsteinfeger. „Wie ein Knäuel Zwirn will ich die Polen zusammenwickeln" — hat Nikolaus geprahlt. Nun, er hat sie zusammengewickelt; aber der Knäuel ist zur Bombe geworden, die ihn zerschmettert. Aber wie furchtsam macht reines Glück! Selbst die sonst so kecken Pariser Blätter, die immer so leichtfertig lügen, wagen nicht, sich ihrer Freude über den Sieg der Polen zu überlassen; sie fürchten Enttäuschung. O Vater im Himmel, schicke mir nicht solche Trauer! Laß mich diesen Brief freudig endigen, wie ich ihn angefangen. Bis Mittwoch noch beschütze die Polen! Wenn die Polen entscheidend siegen, dann wird, wie ich hoffe, Paris illuminiert. Ich beleuchte mein ganzes Haus, und merken Sie sich das — zehn Lampen stelle ich besonders an ein Fenster, die sind für Sie und Pauline. Denn ihr Armen dürftet am Abend der herrlichen Entscheidung doch nicht eure Freude leuchten lassen; ja wenn der russische Gesandte öffentliche Trauer verlangte von unserem Römersenate, ihr dürftet eure gewohnten Nachtlichter nicht anzünden und müßtet im Dunkeln zu Bette gehen.

Solange das Schicksal bei guter Laune bleibt und die Tyrannen neckt, wollen wir von Possen sprechen. Die Zeit des Ernstes kommt nur zu gewiß. Verzweifelte Spieler, verdoppeln sie immer ihren verlorenen Einsatz, und da können sie wohl einmal alles wieder gewinnen, ehe sie zu Grunde gehen. Ich habe im italienischen Theater den Don Juan gehört. Seit vierzehn Tagen schon hatte ich mein Billet dazu. Dreimal wurde die Oper angekündigt und dreimal wieder abgesagt, weil die Malibran katarrhalische Launen bekam! Endlich kam sie zur Aufführung. Ich rechnete so sicher auf mein Entzücken, als man auf das Entzücken jedes deutschen Landes rechnen kann, so oft ein Erbprinz wird geboren werden — morgen, übermorgen, übers Jahr, im zwanzigsten Jahrhundert, im dreißigsten, im siebentausendsten, im ersten Jahrhunderte nach dem Untergange der Welt; denn die Natur kann untergehen, aber deutsche Treue nicht. Doch wie kam es ganz anders — nämlich mit Don Juan. Eingeschlafen bin ich

nicht, denn es war die interessanteste Langeweile, die ich je empfunden. Uns Deutschen ist der Juan wie das Vaterunser; wir sind damit aufgewachsen: er war uns zugleich a b c und hohe Schule der Musik. Aber was haben diese Italiener, diese parisierten Italiener daraus gemacht! Die wissen noch weniger von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle, als wir Deutschen von der Erde wissen. Es schien, als wäre ihnen die Musik zu vornehm, sie waren schüchtern, ängstlich, es war als ständen sie auf glattem Marmorboden eines Palastes, vor einem Könige auf seinem Throne. Sie schwankten und stammelten. Was sie vortrugen, war alles schön, alles richtig; aber es war einstudiert und der Ceremonienmeister hatte jede ihrer Bewegungen geordnet. Die Brust war ihnen zwischen den beiden Taktstrichen eingeengt, und sie wagten nicht tiefer zu atmen, als es die Note vorschrieb, und die Malibran nicht besser als die anderen. Sie dauerte mich, und ich hätte ihr zurufen mögen: aber liebes Kind, wovor fürchten sie sich denn? Mozart ist am Ende doch auch nur ein Mensch wie Rossini, welche Zerline! Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte spielen lernte, bei Herrn *** (der Lehrer war ganz des Schülers würdig), und wir im Duette Zerlinens süßes Wundlied bliesen. Sie können sich denken, daß wir das süße Wundlied wie ein Pflasterlied herabgestrichen. Aber doch klingt es mir heute noch schöner aus jenen entfernten Jahren zurück, als es mir aus der Brust der Malibran tönte. Es war kein Glaube und keine Liebe darin. Gekleidet war sie geschmacklos bis zum Unsinn. Es war gewiß unter den Zuschauern keine Putzmacherin und kein Friseur, sonst hätte ich von einer Ohnmacht hören müssen. In den Haaren staken ihr zehn bis zwölf lange und steife messingene Stangen, die in große, dicke, messingene Kugeln endigten, welche nicht einmal blank gescheuert waren. Sie sah aus wie eine Gartenmauer, gegen das Übersteigen von Spitzbuben gehörig bewahrt. Zerline fürchtet sich vor Spitzbuben! — Don Juan war ein alter häßlicher Sünder, der keine Katze hätte verführen können. Elvire eine betrübte Kokette. Der Geist sah aus wie ein weißer Schornsteinfeger. Donna Anna (Madame Lalande) war gut; sie hat gewiß den Don Juan in deutscher Schule gelernt. Am Leporello fand ich zu loben, daß er nicht so den Hanswurst macht wie bei uns. Chöre und Orchester, sonst so vortrefflich, waren von der allgemeinen Kälte und Ängstlichkeit nicht frei. Der himmlische Lärm im ersten Finale, die höllische Freude im zweiten — das ging alles verloren; es war still zum Einschlafen. Wenn ich

mir diese Leere und Stille nur erklären könnte! Chor und Orchester voller besetzt als bei uns; es sind die nämlichen Noten, es ist dasselbe Tempo, gleiches Forte — und doch war es still! und — stellen Sie sich vor — Don Juan beim Abendessen hat roten Wein aus einem breiten Glase getrunken! Langsamen roten Wein, wenn man den Teufel erwartet! Jeder dumme arme Sünder, ehe er zum Galgen geführt wird, trinkt wenigstens Rum. Ein Bekannter, der während der Vorstellung hinter der Scene war, erzählte mir, die Malibran hätte nach ihrem Abtreten geweint, weil sie nicht genug applaudiert worden, und sie weine immer, wenn sie kälter als gewöhnlich aufgenommen wird. Das ist gewiß eine schöne Empfindlichkeit an einer so großen Künstlerin.

Verdrießlich war ich ohnedies während der zweiten Hälfte des Don Juan, und die heilige Cäcilie selbst mit ihrer Baßgeige hätte mich nicht aufheitern können. Nach dem ersten Akte ging ich ins Foyer. Da fand ich eine Menge Menschen in einem dicken Knäuel zusammengewickelt, und ein kurzes Männchen in der Mitte, rund wie ein Kern, erzählte von den polnischen Angelegenheiten in der Abendzeitung. Und der Knäuel war so dick, daß ich nicht durchdringen konnte, und ich hörte nichts und mußte mit der Pein der Ungewißheit wieder heruntergehen. Mein Nachbar im Orchester, still früher, fragte mich auf Deutsch: Nicht wahr, Sie sind ein Deutscher? — Ja. — Aus Frankfurt? — Ja, woher wissen Sie das? — Ich dachte es mir. — Kennen Sie Herrn Worms de Romilly? — Nur dem Namen nach. — Er ist eben vorbeigegangen, wenn er zurückkommt, will ich ihn Ihnen zeigen. — Bald kam er, und er zeigte mir ihn. Aber ich dachte bei mir: was geht mich der Worms de Romilly an? Darauf fragte ich den Herrn, ob er nicht wisse, was im Messager stände, es verlaute, die Polen hätten gesiegt? Er machte ein mürrisches Gesicht und antwortete: Geschwätz, es ist kein wahres Wort daran. Ach! dachte ich, jetzt kenne ich den Herrn und ich begreife, warum ihn der reiche Bankier Worms de Romilly interessiert. Dann fragte er mich: wie stehen die Kurse in Frankfurt? Ich antwortete aus dem Stegreife — ich weiß nicht mehr ob 70 oder 72 oder 74 oder 78. Da sah er mich an, zugleich wie ein Narr und wie einen Narren, und sagte, das ist nicht möglich, das müssen die vierprozentigen sein, und er zog die Berliner Zeitung aus der Tasche, um nachzusehen. Ja freilich, erwiderte ich, es sind die vierprozentigen, und ich murmelte: „hole der Teufel die vierprozentigen und die fünfprozentigen und das

ganze nichtsprozentige Papiervolk!“ Bis halb zwölf Uhr mußte ich dasitzen, bis ich mir im Messager Beruhigung holte. Ich hätte fortgehen können, aber ich war ein Narr und geizig und berechnete, daß mich jeder Akt des Don Juan sechs Franken kostete. Der deutsche Kaufmann neben mir, so prozentig er auch war, liebte doch leidenschaftlich den Don Juan und verehrte ihn wie die Bibel. Nach jeder Scene zankte er sich mit einigen Geigen im Orchester herum und behauptete, es wäre etwas ausgelassen worden. Das machte ihn etwas steigen bei mir — um ein Drittelchen.

Dienstag, den 8. März.

Das deutsche Blatt, das in Straßburg erscheint, hat unsere schuldbewußten Staatsmänner aus ihrem Schlafe geweckt und sie in tödlichen Schrecken gesetzt, als wäre ein Gespenst vor ihr Bett getreten und hätte sie mit kalter feuchter Hand berührt. Das Blatt erscheint als Beilage des Kurier du Bas-Rhin unter dem Titel: Das konstitutionelle Deutschland. Es enthielt unter anderen genaue und getreue Berichte über die Staatsverwaltung im Württembergischen, besonders über den himmelschreienden Wucher, den die Regierung mit dem Salze treibt. Gleich wurde ein Herr von Schlitz von Stuttgart nach Straßburg geschickt, um den Redakteur des Kurier du Bas-Rhin zu bestechen, daß er nichts mehr gegen Württemberg aufnehme. Dieser aber wies den Antrag ab, erbot sich jedoch, gegründete Widerlegung aufzunehmen. Doch wie leugnen, was jedes Salzfaß im Lande bezeugt? Das Geld zu Bestechungen nimmt man aus dem Beutel des armen Volkes: aber gute Gründe giebt und verweigert nur das Recht, das kein württembergischer Unterthan ist. Darauf wandte man sich an den französischen Gesandten in Stuttgart und bat um Hilfe. Dieser aber zuckte seine diplomatischen Achseln und sagte, es wäre leider Preßfreiheit in Frankreich und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz seinen Witz verloren; die württemberger Bauern bezahlen die Straßburger Reise und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es ist himmlisch, wie man diese Sünder quälen kann durch ein einziges freimütiges Wort.

Haben Sie gelesen, mit welcher schönen Rede der König von Bayern seine lieben und getreuen Stände begrüßt. Er hat mit ihnen gesprochen, wie ein Schulmeister mit seinen Jungen. Er sagte, es gäbe nichts, das himmlischer wäre, als König von Bayern zu sein. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte, ein

Fürst zu sein, so würde ich mich etwas trösten, wenigstens ein deutscher Fürst zu sein: denn dieser erfährt erst in jener Welt, wie schwer es ist, gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht während seines Lebens. Der König hat ein Gesetz über die Preßfreiheit angekündigt, über — das heißt gegen. Nun möchte ich doch wahrhaftig wissen, was dieser Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die bayerische Regierung so keck? Woher kommt's, daß sie, und sie mehr als jede andere deutsche Regierung, der öffentlichen Meinung trotzt, sie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für sie? Es kommt daher, weil sie mit Frankreich einverstanden ist, weil sie auf diesen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen sich empören sollten, weil sie ihre Unabhängigkeit nach außen um den Preis der Schrankenlosigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieser verstand die deutschen Regierungen sehr gut. Er wußte, daß der Deutsche gern ein Knecht ist, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutschen Fürsten unbeschränkt ihren Unterthanen gegenüber, und dafür wurden sie seine Unterthanen. Das ist die schöne Zukunft des deutschen Volkes! Nur seine Fürsten haben in einem Kampfe mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es selbst wird Schmach und Sklaverei finden, besiegt oder siegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher sind bei der Wäscherin, und es wäre viel dabei zu weinen.

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? Habe ich doch selbst erst nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris ist ein Hund nicht mehr als in Deutschland ein Unterthan, an den man erst denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erst an zu sprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelsänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Tiere etwas zu verdienen sei. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor sei gar nicht der echte liberale Hund, sondern ein falscher; den rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es ist aber gelogen. Ich habe es aus Medors eigenem Munde, daß er im Juli tapfer gefochten. Zweifeln Sie vielleicht, daß ich das Hundegebell verstände? Ich meine, das lernt man bei uns so leicht, wie jede andere Sprache.

Mittwoch, den 9. März.

Mittwoch ist da. Es sollte nicht sein, es ist zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verweifeln, die Freiheit verliert

nichts dabei. Die Erben haben sich vermindert, desto größer wird die Erbschaft. Schmerzlich ist es, daß Polen sich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Same wird herrlich aufgehen. So laut schreit das vergossene Blut, daß es der taube Himmel selbst hört und Gott schicken wird, wenn auch zu spät zur Hilfe, doch nicht zu spät zur Rache. Nichts Schlimmes ahnend, ging ich gestern nachmittag, das Modell von Petersburg zu sehen, das hier gezeigt wird. Ich bewunderte die herrliche Straße, die prächtigen Paläste dieser schönsten Stadt der Welt. Ich stellte mich vor den Palast des Kaisers und dachte: da sitzt er und wartet ungeduldig auf das letzte Röcheln eines geschlachteten Volkes. Von dort hatte ich nur einige Schritte zur Börse. Ich trat hinein und erfuhr das Entsetzliche. Bei allem meinem Gram erquickte mich die Schadenfreude, die ich über die Kaufleute empfand. Das französische Papiervolk ist so jammervoll und jämmerlich als das deutsche. Diese Blut- und Schweißkrämer waren nach den polnischen Nachrichten wie zwischen Hund und Wolf. Sie wußten nicht, wo hinaus. Eine unterdrückte Empörung, eine besiegte Freiheit machte ihnen Freude; aber dann bedachten sie wieder, daß der Sieg der Russen einen Krieg mit Frankreich und den Renten wahrscheinlich mache, und da gingen sie umher, mit einer roten und einer bleichen Wange. Es war zu schön.

Einundvierzigster Brief.

Paris, Freitag, den 11. März 1831.

Noch immer weiß man nichts Entscheidendes von Polen; die neuesten Nachrichten haben den Schrecken der früheren sehr gemildert. Aber ich kann mich nicht darüber freuen. Mögen die Polen sich noch einige Tage hinhalten zwischen Leben und Tod, sterben müssen sie doch. Die Trauer in Paris ist nicht zu beschreiben, so tiefe Empfindung hätte ich dem Volke nicht zugetraut. Gestern sind fünfzehnhundert junge Leute mit Trauerfahnen durch die Stadt gezogen. Dem russischen Gesandten wurden die Fenster eingeworfen. Was kann das aber nützen? Es schadet eher. Die Feigheit der Machthaber wird sich jetzt in angstzitternden Entschuldigungen erst recht kundgeben. Kein Kind fürchtet so den Schornsteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher;

es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächst die Zeit oder wird die Regierung kleiner. Das Mißverhältnis zwischen beiden steigt mit jeder Stunde. Jetzt, da der Krieg immer wahrscheinlicher wird, immer näher kommt, jetzt, da die Begeisterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieses Feuer wie ein verzweifelter Hausvater und gießt halbtot von Schrecken alles Wasser hinein, was nur zu haben ist. In ihrer Angst spucken sie in den Brand. Man will ein friedliches, ein unglaubliches Ministerium bilden. Wenn der Jude Rothschild König wäre und sein Ministerium aus Wechselmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden. Ich gebe dem Orleans keine zehn Sous für seine Krone. Pfui! was ist das für ein Treiben! Man will sich bis zum ersten Flintenschusse den Schein geben, als hätte man ernstlich den Frieden gewollt, wäre aber zum Kriege herausgefordert worden, und so verklauseliert man sich auf die lächerlichste Weise vor Notar und Zeugen, damit man, wenn der blutige Prozeß beginnt, die gestempelten Beweisstücke vorzeigen und sein Recht bei allen Instanzen verfolgen könne. Als würde der Civilrichter das Schicksal der Menschheit entscheiden! Und das thut der König des mächtigsten Volkes der Welt, das Gesetze geben und nicht empfangen sollte! Frankfurt ist jetzt Paris um fünfzig Stunden näher. Und die deutsche Bundesversammlung hält ihre Dummheiten wenigstens geheim. Ich wußte immer, daß, wie hier, so in allen Ländern, Herz nur bei dem Volke zu finden; aber jetzt erfahre ich, daß auch der Verstand nur bei dem Volke zu suchen, und daß Regierungen, wie ohne Herz, auch ohne Verstand sind. Manchmal dachte ich: es ist nur die Maske der Dummheit, es muß dahinter etwas stecken; aber jetzt sehe ich ein, daß die Dummheit ernstlich gemeint ist, und daß nichts dahinter steckt, als eine noch größere Dummheit.

Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht schildern, den Paganini mit seinem ersten Konzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf seiner eigenen Geige nachspielen, wenn sie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diabolische Begeisterung. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gesehen noch gehört. Dieses Volk ist verrückt und man wird es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Atem verging, und das notwendige Klopfen des Herzens störte sie und machte sie böse. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er spielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie diesen Todfeind aller Tanzkunst

sehen sollen, in der Verlegenheit seines Körpers. Er schwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab seinen eigenen Beinen Fußtritte und stieß sie vor sich her. Die Arme schleuderte er bald himmelwärts, bald zur Erde hinab; dann streckte er sie nach den Coulissen zu und flehte Himmel, Erde und Menschen um Hilfe an in seiner großen Not. Dann blieb er wieder stehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte sich selbst. Er sperrte den Mund weit auf und schien zu fragen: gilt das mir? Er war der prächtigste Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum malen. Himmlisch hat er gespielt. In Frankfurt hatte er mir bei weitem nicht so gut gefallen; das machte die Umgebung. Ich hörte mit tausend Ohren, ich empfand mit allen Nerven des ganzen Hauses. In seinen Variationen am Schlusse machte Paganini Sachen, wobei er lachen mußte. Nun möchte ich wissen, ob er über das närrische Publikum gelacht, oder ob er sich selbst Beifall zugelacht, oder ob er sich ausgelacht. Das letztere ist wohl möglich, denn es schienen mir große Kindereien zu sein. Die Pariser Zeitungsschreiber sind noch gar nicht zur Besinnung gekommen; diese Wortmillionäre wissen zum ersten Male nicht, was sie sagen sollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben sie einstweilen in die Welt geschickt, und versprechen umständliche Kritik auf spätere Tage. Das Erhabenste, was über Paganini gesagt worden, ist: man habe zwei Stunden lang die Polen vergessen. Er habe la figure la plus méphistophélique du monde, so daß eine Dame, als sie ihn erblickte, einen fürchterlichen Schrei ausstieß. Der große Violinspieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah! Madame, c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Glückliches Volk, die Pariser! Alles fällt auf sie herab, alles strömt ihnen zu, Glück, Jammer, Reichtum, Armut, Italien, Thränen, Paganini, Polen — und sie mengen und mischen das untereinander, und zuletzt wird's immer ein Punsch.

Gestern mittag wohnte ich einem Konzerte bei, das in der königlichen Singschule von Knaben und Mädchen von 6 bis 16 Jahren aufgeführt worden. Man gab ein Oratorium von Händel, Samson, Text von Milton, und die Schlacht von Marignan, ein Kriegsgesang. Diese Schlacht hat Franz I. im Jahre 1515 über die Schweizer gewonnen, und in dem nämlichen Jahre hat Clement Jannequin die Kantate komponiert. Man hörte also eine dreihundertjährige Musik. Höchst originell! Aber ich Musikignorant kann Ihnen das nicht vor-

stellig machen. Soviel merkte ich wohl, daß diese Musik drei Jahrhunderte von Rossini entfernt ist, aber lange nicht so weit von Weber. Der Freischütz mag wohl viel Altdeutsches haben. Diese Singschule hieß vor der Revolution im Juli: Institution royale de musique religieuse; aber seitdem hat man sie, obzwar ihre Bestimmung für die Bildung zur Kirchenmusik die nämliche geblieben, Institution royale de musique classique genannt. Wie gefallen Ihnen meine Franzosen?

Gestern abend war ich auf dem Maskenball der großen Oper. Es war da sehr voll und sehr langweilig, wenigstens für mich und die Gendarmen, die wir die einzigen tugendhaften Personen im ganzen Hause waren. In allen Theatern waren Maskenbälle, und alle sehr besucht — zur Todesfeier für die Polen! — Vor einigen Tagen wurde bei den Italienern eine neue Oper, Fausto, aufgeführt, nach Goethes Faust bearbeitet. Der Komponist ist eine Komponistin, Demoiselle Bertin, ein junges Frauenzimmer, Tochter des Redakteurs des Journal des Debats. Die königliche Familie kam zur ersten Vorstellung; denn das Journal des Debats ist ein ministerielles Blatt. Die Musik ist einige Male nicht langweilig, und wer noch nicht ganz tot ist, erholt sich da wieder. Die schönsten Gedanken kommen der Komponistin erst am Schlusse der Oper, wahrscheinlich wegen der weiblichen Postskriptennatur. Die letzten Scene, Gretchen im Kerker, macht guten Eindruck. Aber es wollte mir nicht aus dem Kopfe, daß ein Frauenzimmer diese Musik gemacht, und wenn im Orchester Hörner und Pauken mächtig erschallten, mußte ich jedesmal lachen. Den Text hat sie sich auch selbst zugerichtet. Man muß das freilich nicht so genau nehmen; aber komisch ist es doch, wenn Gretchen noch um 9 Uhr unschuldige Jungfrau war und schon um 11 Uhr als Kindesmörderin im Gefängnis sitzt; das ist zum Lesen, aber nicht zum Darstellen.

Ich habe mir vorgenommen, in den wenigen Wochen, die ich noch hier bleibe, alle Theater zu besuchen, von welchen ich mehrere noch gar nicht kenne, und alle Stücke zu sehen, die diesen Winter neu verfertigt worden. Aber ich werde hingehen, schlenkernd und verdrießlich, wie ein Bübchen in die Schule geht. Es ist so weit, und ich sehe lieber zu, auf der Gasse spielen, wo keiner seine Rolle verdirbt und man immer bequem Platz findet. Doch es ist lehrreich und ich darf es nicht versäumen. Da wird einem alles vor die Augen und Ohren vorbeigeführt, was den Franzosen seit einem

Jahre durch Kopf und Herz gegangen — Großes und Gemeines, Edles und Schlechtes, Hoffnungen und Täuschungen, Wünsche und Verwünschungen, Spott, Tadel, Dummheiten, alles, und die ganze Geschichte seit vierzig Jahren. Jeder Held, jedes Schlachtopfer der Revolution wurde auf die Bühne gebracht. Napoleon mit seiner Schar; Robespierre, die Kaiserin Josephine, Eugen Beauharnais, die Brüder Foucher, der Herzog von Reichstadt, die unglückliche Lavalette, Marschall Brüne, Joachim Murat, seit kurzem die Dubarry. Über alle diese und noch viele mehr giebt es Theaterstücke. Ich entsetze mich, wenn ich bedenke, was ich mich in Paris noch zu amüsieren habe! — Ich erhalte soeben Ihren Brief, und gleichzeitig bringt mir ein Freund die neueste preußische Staatszeitung. Gönnen wir den Papierspitzbuben ihre letzte Betrunkenheit, der Henker wird sie bald holen. Aber wegen der Polen wollen wir uns keinen täuschenden Hoffnungen überlassen. Ich danke dem St. für seine Nachrichten; aber daß sich die Russen zurückziehen, beweist keineswegs etwas zu ihrem Nachteile. Sie wollen die polnische Armee, nämlich den armen Rest derselben, von Warschau abziehen, und Warschau wird den Barbaren doch nicht entgehen. Es müßte ein Wunder geschehen, die Polen zu retten. Aber was liegt dem Himmel an einem Wunder mehr? Ist die Tapferkeit der Polen nicht selbst ein Wunder? Der Krieg ist jetzt hier so gut als entschieden. Italien gab den Ausschlag; der heutige Moniteur enthält die Ordonnanz, daß 80000 Mann sich marschfertig halten sollen. Wenn Sie heute oder morgen hören, daß hier ein noch schläfrigeres Ministerium als das bisherige gebildet worden, soll Sie das nicht irre machen, es giebt doch Krieg. Man will nur etwas Wasser in den Wein gießen, daß er den Franzosen nicht zu sehr in den Kopf steige.

Samstag, den 12. März.

Man fängt, wie ich merke, schon wieder an, daß deutsche Volk einzuheizen, damit es seine Fürsten warm haben, wenn das französische Schneegestöber über sie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 15 neu einstudiert. Sie schleppen mächtige Klötze herbei und häufen Nationalgefühle, Bundestreue, festen Zusammenhang, Ehre, Widmung, Tugend, Vaterlandsliebe, Montmartrereinnerungen als Reiserbündel haushoch übereinander. Der breite eiserne deutsche Ofen wird herhalten und sich geduldig vollstopfen lassen wie das vorige Mal, und glühen und rot werden vor Zorn gegen die Franzosen. Görres, der „alte und echte Freund

und Hoheprieſter der Freiheit", wie er ſich ſelbſt nennt, ſchreibt in der Allgemeinen Zeitung vaterländiſche Briefe, von welchen mir erſt der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterſtrichen, iſt ſchon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren ſich zum zweiten Male werden zum beſten halten laſſen. Aber wenn es geſchieht, dann wird kein Engel im Himmel ſo weich, nachſichtig oder mitleidig ſein, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott ſelbſt wird lachen und wird in der beſten Laune franzöſiſch zu ſprechen anfangen und ſagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und ſich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürſten ihre Erretter zum zweitenmal nach Amerika verbannen oder in Köpenick und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kommt und Görres, Arndt und die übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alten Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken giebt. Jetzt gilt's! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, geht ihm wieder ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele — dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Caſimir Perrier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen und ſoll faſten (jetzt kann ſie es noch freiwillig) und ſoll ſich neun-unddreißig Riemenhiebe geben laſſen; denn Jeruſalem wird untergehen. O wai geſchrieen!

Zweiundvierzigſter Brief.

Paris, Dienstag, den 15. März 1831.

— Nun, Lafitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Caſimir Perrier würde ihnen Roſen und Veilchen

pflanzen, und sie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten stehen, und singen und hinabschauen in das grüne Thal, wo das grasende Lämmervolk springt. Teufel! In Deutschland war ich schon längst der einzige gescheite Mensch; das war mir lästig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Ärger sehe ich jetzt ein, daß ich hier auch der einzige gescheite Mensch bin. Wo flüchte ich mich hin? Wo finde ich Verstand? Und wissen Sie, warum ich allein klug bin unter so vielen Narren? Weil ich an Gott glaube und an die Natur, und an die Anatomie, und an die Physiologie; und die anderen verlassen sich auf Menschen und auf ihre Künste, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nicht, wie die, welche einen politischen Barometer in ihrem Kabinette haben, ob morgen gutes oder schlechtes Wetter sein wird; aber ich weiß: im Winter ist es kalt und im Sommer ist es warm. Meine Briefe werden für oder gegen mich zeugen. Nicht....

Nach dem Nicht bekam ich Besuch, der eine halbe Stunde dauerte, und jetzt habe ich vergessen, was ich sagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüssig. Soll ich in Dummheit leben, so sei es wenigstens in meiner vaterländischen. Da ist doch Genie darin; hier aber pfuschen sie nur und bringen mit dem schlechtesten Willen doch nichts Schlechtes zustande.

— Herr *** hat mir erzählt, unter den Frankfurter Juden wäre eine Insurrektion gegen ihren Vorstand ausgebrochen. Sie wollen Rechenschaft über die Finanzverwaltung haben, und solange diese nicht abgelegt würde, keine Gemeindesteuern bezahlen. Das ist ja sehr lustig! Wer sind denn die jüdischen 221, und wer ist der jüdische Polignac? Ich meine, das müßte den Krieg entscheiden. Europa wird doch endlich einsehen, daß keine Ruhe ist, solange Frankreich besteht. Wenn sogar die Juden wanken, der Throne feste Säulen, worauf kann ich noch bauen? Die vermaledeite Preßfreiheit ist schuld an allem.

— Ein Bankier sagte mir neulich, Lafitte habe dreißig Millionen gehabt, und jetzt sei er zu Grunde gerichtet. Wenn sich der Friede erhält und die Staatseffekten wieder zu Werte kommen, wird ihm höchstens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht so viel, daß er seine Gläubiger befriedigen kann. Lafitte ist ehrenvoll gefallen, er hat sein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer gesagt, er setze allen seinen Reichtum daran, die Bourbons zu stürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmütige Neigung ohnedies

getrieben, leistete Lafitte aus Politik jedem Hilfe, der ihn um Beistand ansprach. Er wollte sich dadurch Anhänger erwerben, um sie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Lafittes Kapitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig, zu bezahlen, und so ist Lafitte zu Grunde gegangen. Rothschild aber wird bestehen bis an den jüngsten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen!

— Ich habe meine theatralische Laufbahn angetreten, nämlich mein Laufen in die Theater. Die Beine sind mir noch steif davon. Erst wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einschlafen thut man doch nicht. Es ist eben die liebe Natur, die man nimmt, wie sie sich giebt; von der Kunst aber verlangt man mit Recht, sie solle schön und gefällig sein. Ein lebendiger Esel ist mir lieber als ein toter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreife Ananas, ein munterer Taugenichts lieber als ein schläfriger Hofrat — und was ich Ihnen sonst noch sagen könnte, um zu entschuldigen, daß mir das Pariser Theater besser gefällt als das Berliner, worüber sich Herr von Raumer, wie ich hoffe, ärgern wird, wenn er es erfährt. Aber gottloses Zeug; greulich gottlos! Und wenn man ins Theater kommt mit Jehova, Christus und Mahomet, und mit dem ganzen Olymp, und mit allen Heiligen im Herzen: geht man hinaus, ist keiner mehr da, alle weggelacht, und ich glaube, die Gottheiten und Götter, sie lachen im stillen selbst mit. Sie wissen, wie ich über Religion gesinnt bin. Ich denke: wer so unglücklich ist, an keinen Gott zu glauben, ist nicht ganz unglücklich, so lange er noch an den Teufel glaubt, und wer an keinen Teufel glaubt, wäre noch unglücklicher, wenn er an keine Pfaffen glaubte. Nur glauben! Was ist selbst der glücklichste Mensch ohne Glauben? Eine schöne Blume in einem Glase Wasser, ohne Wurzel und ohne Dauer. Aber was geht mich der Unglaube der anderen an? Ich lache und denke: ich habe meinen Gott, seht zu, wie ihr ohne ihn fertig werdet, das ist eure Sache. Ich habe nie begreifen können, wie gläubige Menschen so unduldsam sein mögen gegen ungläubige. Es ist auch nur Adel- und Priesterstolz. Die Frommen sehen den Himmel für einen Hof an und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, die nicht hoffähig sind wie sie. Darum erquickt es mich, wenn in den neuen französischen Volkssouveränen und censurfreien Theaterstücken die Geistlichkeit, die schwarze Gendarmerie

und geheime Polizei der Fürsten, so geneckt und gehudelt wird. Es ist eine Schadenfreude, daß man jauchzen möchte. Und was thut man ihnen denn? Sie werden nicht gemartert, nicht verbannt, nicht eingekerkert, nicht verflucht, durch keinen Höllenspuk geängstigt; man nimmt ihnen keine Zehnten ab, man macht sie nicht dumm; man lacht sie nur aus. Wahrlich, die Rache für tausend Jahre erlittener Qual ist mild genug! Es ist aber auch eine Lebensfreudigkeit, eine frischquellende Natur in den Pariser Schauspielern, so oft sie Geistliche vorstellen, daß man deutlich wahrnimmt, wie ihnen alles aus der Brust kommt, und wie sie gar nicht spielen, sondern wie das Herz mit ihnen selbst spielt. Die Tartüffenatur können sie auswendig wie das Einmaleins. Die Pfaffenheuchelei in ihren feinsten Zügen zeichnen sie mit geschlossenen Augen. Und doch muß ich zu ihrem Ruhme sagen, daß sie keine Bosheit in die Rolle bringen. Sie betragen sich als großmütige Sieger, entwaffnen den Feind, thun ihm aber nichts weiter zuleide.

— Im Théâtre de l'Ambigue habe ich drei Stücke gesehen, die mich auf diese Gedanken gebracht. Das erste heißt la papesse Jeanne. Der Titel allein macht schon satt. Jahrhundertelang glaubte die Welt, es wäre einmal eine Frau Papst gewesen, und das Geheimnis sei erst entdeckt worden, als der heilige Vater in die Wochen gekommen. Das ist die berühmte Päpstin Johanna. Neue Historiker haben die alte Geschichte für ein Märchen erklärt. Aber was ändert das? Die Hauptsache bleibt immer wahr. Man hatte eine solche Vorstellung von der Verdorbenheit der päpstlichen Kirche, daß man das Mögliche für wirklich hielt. Diese Päpstin tritt im Vaudeville auf. Anfänglich ist sie erst Kardinal. Eine lange, prächtige Frauensperson in Weiberkleidern, ist allein mit ihrem Kammermädchen, und lachen die beiden und machen sich lustig über die Kardinalität unter der Haube und unter der roten Mütze, daß die Wände zittern. Die Kardinalin Jeanne erzählt ihre frühere Geschichte. Sie war mit einem Kreuzfahrer als dessen Ehefrau in den heiligen Krieg gezogen. Dort verlor sie im Gedränge ihren Mann und wurde als leichte Ware von einem Pascha, von einem Kreuzritter dem anderen zugeworfen. Sie kam als Mann verkleidet nach Rom, trat in den geistlichen Orden, und als sie es durch pfäffische Geschmeidigkeit so weit gebracht, daß sie nichts mehr rot machen konnte, als der Purpur, bekam sie ihn. Die Kardinalin geht ins Seitenzimmer, sich als Mann umzukleiden. Unterdessen tritt ein alter

Kardinal herein, tändelt mit dem Kammermädchen und macht ihm Liebeserklärungen. Jeanne erscheint im roten Ornate. Wechselseitige Heuchelei und christliche Bruderliebe der beiden Kardinäle. Der männliche Kardinal geht fort, und dem weiblichen wird ein Kreuzfahrer gemeldet, der aus dem gelobten Lande kommt. Ein gemeiner Reiter tritt herein, ein geharnischter Lümmel, sieht dem Kardinal ins Gesicht und schreit: meine Frau! meine Frau Kardinal! Der Kerl möchte sich totlachen. Die erschrockene Johanna bittet um Gottes willen, sie nicht zu verraten. Er gelobt Verschwiegenheit für vieles Geld und vielen Wein. Er bekommt beides und betrinkt sich. In diesem Zustande vergißt er sein Wort und ruft in einem fort: meine Frau Kardinal! und lacht unbändig. In dieser Lage der Dinge kommen sämtliche Kardinäle herein, um Johanna in das Konklave abzuholen, wo ein neuer Papst gewählt werden soll. Sie hören die wunderlichen Reden des Soldaten, werden argwöhnisch und dringen in ihn, zu erklären, wer von ihnen eine Frau und seine Ehehälfte wäre. Der Soldat bekommt einen verstohlenen Wink von Johanna, den er versteht. Er stürzt mit ausgebreiteten Armen auf den ältesten und garstigsten Kardinal los, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und schreit: „Du bist meine Frau! Kennst du mich nicht mehr, liebe Sophie?“ Die anderen Kardinäle stellen sich, als glaubten sie das, denn gerade derjenige von ihnen, den sich der Reiter zur Frau gewählt, hat die meiste Aussicht, Papst zu werden, und sie möchten ihn beseitigen. Sie sperren den Verräter ein und eilen in das Konklave, wo Johanna zum Papst gewählt wird. Der heilige Vater und die Kardinäle singen die schönsten und erbaulichsten Lieder, der Kreuzsoldat wird zum Hauptmann der päpstlichen Leibwache ernannt, und die Geschichte ist aus. Nutzanwendung: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu sorgen.

Das zweite Stück war Joachim Murat, König von Neapel, eine Biographie mit Musik und Dekorationen. Die dramatische Kunst, wenn hier je nach so etwas gefragt werden darf, hatte dabei nicht die geringste Arbeit; man brauchte bloß die Erinnerung auszustopfen, und Murat stand da, wie er lebte. Er war ein schöner Mann, hatte den Anstand eines guten Schauspielers, liebte den Putz und war tapfer wie ein edler Ritter. Dabei ein vortrefflicher Fürst, der sein Land gut regierte und es glücklich gemacht hätte, hätten es die Pfaffen und der heilige Januarius zugegeben. Auf der Bühne geht sein Leben mit solcher Schnelligkeit an uns vorüber, daß uns schwindelt.

Im ersten Akte ist er Zögling in einer geistlichen Schule, im zweiten Husar, im dritten König, im vierten wird er totgeschossen. Aber wie totgeschossen! Das Kriegsgericht des dummen Ferdinand von Neapel, ein Banditengericht mit Floskeln, verurteilt Murat. Er stellt sich vor die Soldaten, kommandiert Feuer und stürzt hin. Das geschieht wie die wahre Geschichte im Zimmer. Man wagte es nicht im Freien, Gott sollte es nicht sehen. Es ist entsetzlich! Die Pariser Melodramendichter sind wahre Kannibalen, Menschenfresser, sie reißen einem das Herz aus dem Leibe. Das Ohr kann nicht gerührt werden von solchem dummen Zeug; aber die Augen müssen doch weinen, wenn sie offen sind. Lustig ist der erste Akt, wo Murat im Seminarium als junger Abbé auftritt. Ganz schwarz unter lauter schwarzen Kameraden blickt Murats rosenrotes, lebensvolles Gesicht aus der dunkeln Kleidung gar angenehm hervor. Himmel! was werden da für Streiche gespielt, von den alten und von den jungen Geistlichen, von den heimlichen und von den öffentlichen Taugenichtsen! Man könnte zehn Christentümer damit zu Grunde richten. Wir sahen auch die Prozession des heiligen Januarius in Neapel. Als die Franzosen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Statue des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes, in das Meer gestürzt. Murat ließ sie später wieder herausfischen, aber die Nase fehlte. Darüber war das Volk trostlos; der Erzbischof war einverstanden mit König Murat. Als nun der heilige Januarius ohne Nase auf dem Markte aufgestellt war, stürzten Fischer herbei und berichteten mit unbeschreiblichem Entzücken, sie hätten soeben die Nase auf dem Boden des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem heiligen Januarius anprobiert, und sie paßt vollkommen und bleibt sitzen. Der Erzbischof schreit: Mirakel! und das Volk: es lebe Joachim! Dabei erinnerte ich mich, in Flagoletta gelesen zu haben, daß, als die Franzosen nach Neapel kamen, das Blut des heiligen Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte. Das entsetzte Volk in der Kirche drohte aufrührerisch zu werden. Da nahte sich ein französischer Offizier unter Lächeln und Bücklingen dem fungierenden Erzbischofe, zeigte ihm eine kleine Pistole in seinem Rockärmel und sagte ihm freundlich: Heiliger Bischof! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, sonst jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Der Bischof verstand den Wink, und das Blut floß aufs schönste.

— Die dritte Komödie war: Cotillon III, ou Louis XV. chez Madame Dubarry Es hat mich angenehm überrascht, in

diesem kleinen artigen Dinge keine betrübte Kritelei der alten Zeit zu finden; man wird das endlich satt. Im Gegenteil, alle Personen, selbst Ludwig XV. und der alte Erzbischof von Paris, werden liebenswürdig dargestellt. Der letztere erscheint bei der Morgentoilette der Dubarry, hilft ihr beim Ankleiden und kniet nieder, ihr die Schuhe anzuziehen. Er ist sehr galant und hofft bald Kardinal zu werden. Den leichten Fächerschlag mag die katholische Geistlichkeit hinnehmen; das ist doch kein grausames Spießrutenlaufen wie in der papesse Jeanne. Ich glaube, Friedrich der Große war es, welcher der Dubarry, als der dritten Maitresse Ludwigs XV., den Namen Cotillon III gegeben. Die erste Maitresse nannte er Cotillon I, die zweite (Frau von Pompadour) Cotillon II. Der Erzbischof sagt in einem Vorzimmer der Dubarry zu einem tugendhaften jungen Sekretär: Sous la Duchesse de Chateauroux, Cotillon I, je n'étais qu'abbé; je voulus m'amuser à faire de la morale, on m'envoya dire ma messe. Sous madame de Pompadour, Cotillon II, je fus beaucoup plus indulgeant, on me fit évêque; sous madame Dubarry, Cotillon III, je suis archevêque, et le chapeau de Cardinal n'est suspendu que par un fil au-dessus ma tête. Vienne un Cotillon IV, et je suis pape.

Dreiundvierzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 17. März 1831.

Heute sind es sechs Jahrhunderte, daß ich in Paris bin. Der Kalender, der Pächter, und alle, welche Hausmiete zu bezahlen oder zu fordern haben, werden zwar behaupten, es wären erst sechs Monate; aber wie ist das möglich? Hätte ein enges halbes Jahr all die großen Begebenheiten fassen können? Auch behaupten die Herren Schneider, die Zeit wäre wirklich geplatzt, und sie kommen alle herbei, sie mit ihren alten gestohlenen Lappen wieder zu flicken. Ich wollte, ich hätte eine Krone, ich würde mir einen schönen Reisewagen dafür kaufen, wenn ich ja in Paris einen Narren von Sattler fände, der das für bares Geld nähme. Was fange ich mit meiner Krone an? Soll ich Ihnen eine Kette davon machen lassen? Aber Sie trügen sie nicht, denn die Blutflecken sind nicht heraus zu brennen.

— Gestern kamen Nachrichten, die Österreicher wären in Bologna und Reggio eingezogen und hätten dort die ganze Nationalgarde

niedergemetzelt — das heißt: alle reichen, vornehmen und edlen Bürger. O und Ach! O und Ach! und wenn Shakespeare wiederkäme, er könnte nichts Besseres sagen als O und Ach! Darum will ich es dabei bewenden lassen.

— — Ich sah gestern Ferdinand Cortez in der großen Oper. Das war, nach allen den Mehl- und Fleischspeisen, welche uns die königliche Akademie der Musik diesen ganzen Winter aufgetischt, einmal Rostbeaf mit englischem Senf. Auch sagte mir mein französischer Nachbar schon vor der Ouverture, die Musik wäre sehr langweilig. Aber ich fand das gar nicht. Im Gegenteile, sie giebt uns nur zu viel Beschäftigung. Der Ausdruck der glühenden Leidenschaft ist zu stark, zu anhaltend; das brennt uns gerade über den Scheitel, und nirgends ein kühles Plätzchen. Das Haus war ungewöhnlich voll, aber wie mein Nachbar war alle Welt nur gekommen, das nachfolgende Ballett zu sehen. Ich ballte schon zum voraus die Fäuste, denn ein Ballett bringt mich immer in den heftigsten Zorn, in einen wahren Bierhauszorn. Ich möchte den Tänzern und Tänzerinnen Arme und Beine entzwei schlagen, wenn sie wie toll untereinander springen, und man recht deutlich wahrnimmt, wie keiner weiß, was er fühlt, was er denkt, was er thut, wo er hin will; wenn sie sich auf ein Bein stellen, das andere in die Luft kreuzend, und so einen Wegweiser bilden; wenn sie sich wie gepeitschte Kreisel drehen, und mit ihren Füßen lächerliche Triller schlagen — dann verliert man alle Geduld. Darauf war ich vorbereitet und wurde angenehm überrascht. Das Ballett war wunderschön. Es sind Gedanken, Gefühle und Handlungen darin, wie sie sich für diese zarte Kunst schicken. Ich meine, man sollte nichts anderes tanzen, als was man auf der Flöte spielen darf. Donnerwetter in den Beinen, Husarentänze, Trompetensprünge — das ist gar zu lächerlich. Man gab Flore et Zéphire, ballet anacréontique. Dieses Beiwort, und daß die Komposition gefällig war, scheint mir zu beweisen, daß es ein altes Ballett ist, aus der schönen Zeit vor der Sündflut. Seit der Revolution ist in Frankreich die Tanzkunst sehr in Verfall gekommen, und ich kann mir das erklären. Früher war das gesellige Leben in Frankreich selbst ein beständiges Tanzen. Jede körperliche Bewegung war abgemessen, anständig, würdig und geschmackvoll, nach dem Geschmacke der Zeit. So fand die Tanzkunst, die ein ferneres Ziel hat als die Tanznatur, ehe sie ihre Laufbahn begann, den halben Weg schon zurückgelegt. Jetzt aber ist das ganz anders. Da alle Stände

gleich sind, in der öffentlichen Achtung wie vor dem Gesetze, bemüht sich keiner mehr, durch ein feines Äußere zu zeigen, daß er einem höheren Stande angehört. Man sucht den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es ist unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier die Frauenzimmer von den männlichen Geschlechte behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige persönliche Neigung stattfindet, auf das Geschlecht als solches wird gar keine Rücksicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umständen in eine Gesellschaft als in ein Kaffeehaus ein; kaum, daß sie sich verneigen, viel, wenn sie grüßen. Haben sie mit der Frau vom Hause einige unhörbare Worte gewechselt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, ist ihre Galanterie erschöpft. Das ist sehr bequem, aber das Ballett muß dabei zu Grunde gehen. Das Tanzen auf den Bällen müßten Sie sehen. Es ist gar kein Tanzen, es ist nicht einmal rechtes Gehen. Vier Paare stellen sich einander gegenüber, reichen sich verdrießlich, und ohne sich dabei anzusehen, die Hände und schleichen so matt auf ihren Beinen herum, als wären sie erst einen Tag vorher von der Cholera morbus aufgestanden. An angenehme Touren, an Pas ist nicht zu denken. Ich kann Sie versichern, daß ich mit meinen alten Pas vom Langernhaus aus der Gellnhäusergasse in Paris Aufsehen machen würde. Zu spät fiel mir ein, wie dumm ich gewesen, daß ich auf dem großen Opernball, wo ich von der Hitze und dem Gedränge so vieles auszustehen hatte, nicht getanzt. Man hätte mir, wie jedem Tänzer, Platz gemacht, und ich hätte mich ausruhen können, vom Gehen und vom Nichttanzen. Auch habe ich mir fest vorgenommen, wenn ich hier wieder in ein solches Ballgedränge komme, mich in eine Quadrille zu flüchten und dort das Glück der Ruhe zu genießen. Nicht zu vergessen, ich habe hier noch kein Frauenzimmer einen Knix machen sehen. O Zeiten! O Sitten! O ihr schönen Tage des Menuetts! O Vestris!... O verdammte Preßfreiheit!

Wieder auf das Ballett zu kommen. Es treten darin alle Götter des Olymps auf: Bacchus, Flora, Zephyr, Venus, Amor, Hymen und auch einige bürgerliche Gottheiten, die Unschuld, die Schamhaftigkeit. Ach! ich schäme mich's zu sagen, meine ganze Mythologie habe ich vergessen. Ich bin sehr alt geworden. In meiner Jugend kannte ich alle Götter und Göttinnen, so gut als ich meine Onkels und Tanten kannte. Ich wußte deren Namen, deren Würden und

deren Ämter, deren Wohnungen, wußte, wie sie gekleidet waren, und kannte deren ganze Lebensgeschichte. Jetzt, nichts mehr. Zephyr, weil er Flügel auf dem Rücken trug, sah ich für Amor an. Zwar fiel mir etwas auf, daß er ein so langer Mensch war; aber ich dachte: ich habe Amor seit zwanzig Jahren nicht gesehen, und er kann wohl unterdessen gewachsen sein. Daß Hymen, Bacchus, Venus mittanzen, sah ich aus dem Programm; aber ich konnte sie nicht voneinander unterscheiden. Die beiden Hauptrollen, Flora und Zephyr, waren vortrefflich besetzt und weit davon entfernt, meinen ausgesprochenen Tadel zu verdienen. Besonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen bei so großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte sich selbst und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte sich eigentlich gar nicht; sie erhob sich nicht, senkte sich nicht; sie wurde hinauf- und herabgezogen, Luft und Erde stritten sich um ihren Besitz. „Wer ist diese Tänzerin?" — fragte ich meinen Nachbar in der Loge, einen Mann von fünfzig Jahren, der sehr vornehm aussah. Er sah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Atemzügen: mais... c'est mademoiselle Taglioni! Hätte ich den Mann zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer ist der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Überrocke und mit dem kleinen Hute?... mit nicht größeren Augen hätte er mich ansehen, nicht mit größerer Verwunderung hätte er mir erwidern können: mais... c'est Napoléon! Ganz recht hat der Herr, wenn er nur Geld genug hat. Kurz, das Ballett machte mir Freude. Aber zuletzt ward mir das Ding doch zu süß, und da warf ich spanischen Pfeffer hinein. Unter dem Tändeln, Kosen und Tanzen der olympischen Götter dachte ich an die polnischen Sensenmänner, welche die Köpfe der Russen wie Schnitter das Getreide mähen. Gräßlich! zu gräßlich! Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für sie? Sind die Russen nicht beweinenswerter? Die Polen sterben den schönen Heldentod, oder sie leben für die Freiheit. Der Russe, zwischen grausame Sense und schimpfliche Knute gestellt, kämpft nur für eigene Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder siegt wie ein Metzgerhund für seinen Herrn. Die Menschen, zu Völkern vereinigt, sind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt sich, wenn ihn einer zu hart berührt, und versetzt seinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt schimpflich mit

sich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es sich geduldig in die hölzerne Rinne legen und eilt sehr, herabzurollen zu seinem Spielherrn, und läßt sich von neuem kegeln. Es ist zum Rasendwerden!

Ich will nicht versäumen, Ihnen eine Stelle aus einem Briefe aus Warschau mitzuteilen, den gestern ein hiesiges Blatt enthielt: „Der öffentliche Geist in Warschau ist herrlich; doch giebt es Menschen, die das Wohl ihres Kramladens dem des Vaterlandes vorziehen. Das darf Sie aber nicht in Verwunderung setzen, denn auf 140 000 Einwohner unserer Hauptstadt kommen 30 000 Juden und 10 000 Deutsche. Diese letzteren verstehen gar nicht, was das heißt: Vaterland, weil sie vielleicht nirgends eines haben. Sie kommen zu Tausenden nach Polen, zehren von dessen Brote, und verlassen es, wenn sie sich bereichert haben. Aber es hat keine Gefahr mit ihnen; es sind größtenteils Leute von schwachem, aber ehrsamem Charakter, und man braucht sie nur starr anzublicken, um ihrer Treue versichert zu sein.... Was die jüdische Bevölkerung betrifft, früher so schlecht, hat sie seit dem 29. November sehr große Fortschritte im Guten gemacht. Der Geist der Verbrüderung fängt an, sie mit den wahren Polen zu vereinigen, und ich kann Sie versichern, daß, wenn die Vorsehung unsere Waffen segnet, in einem Jahre alle unsere Juden in Polen umgewandelt sein werden." Ist das nicht merkwürdig? Was, die schlechten, verachteten und die verächtlichen Juden, hinabgeknechtet seit zweitausend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichsten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um zu erkämpfen und sich ein Vaterland zu erwerben — und die so stolzen, herrischen Deutschen, welche prahlen, die Freiheit sei ihre Wiege gewesen, die auf die Juden mit solcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! Ich habe es ja immer gesagt und, wie ich glaube, auch drucken lassen: Türken, Spanier, Juden sind der Freiheit viel näher als der Deutsche. Sie sind Sklaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei. Der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei sein, aber er will es nicht; man könnte ihm sagen: scher dich zum Teufel und sei ein freier Mann! — er bliebe und würde sagen: Brot ist die Hauptsache. Und will seine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur

starr anzusehen, und er rührt sich nicht! Ich habe mir vor Vergnügen die Hände gerieben, als ich das im polnischen Briefe gelesen. Dahin müßte es noch kommen, diese erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutschen Geschichte, daß einmal Juden sich an die Spitze des deutschen Volkes stellen, wenn es für seine Befreiung kämpft. ... Aber kennen Sie auch die neue Dresdener Konstitution? Das Meißner Porzellan ist eine Mauer dagegen. Gelesen habe ich sie noch nicht, man erzählte mir nur etwas davon. Das Wenige machte mich schon lustig, und ich sang den Vogelfänger, bis ich zu fluchen anfing. Stets lustig, heisa hopsasa ... hol euch der Teufel! — —

Freitag, den 18. März.

Gestern war nach langer Zeit der Z. einmal wieder bei mir, blieb aber nicht lange. Ich hörte etwas von ihm, was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig sein kann. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Ihnen schon früher mitgeteilt, daß mir während meines Hierseins Äußerungen von französischen Offizieren hinterbracht worden: daß, wenn sie der Krieg einmal wieder nach Frankfurt brächte, sie sich für die Mißhandlungen, die sie dort bei ihrem Rückzuge 1814 hätten erleiden müssen, fürchterlich rächen wollten. Nun erzählte mir Z., er habe einen Tag vorher mit einem General gegessen, der habe das nämliche geäußert und hinzugefügt, er habe dem Kriegsminister Marschall Soult schon den Vorschlag gemacht, Frankfurt hundert Millionen Kontribution bezahlen zu lassen. Erzählen Sie das aber nicht weiter, ehe Sie meine Stadtobligationen verkauft haben. Aber wie flink die Herren Franzosen sind, mögen sie nur kommen, wir sind noch flinker im Gehorchen als sie im Befehlen. Wollte ich doch darauf wetten, daß der Censor schon längst die stille Weisung bekommen, ja kein hartes Wörtchen gegen die neuen Franzosen durchgehen zu lassen.

— Merkwürdige Dinge sollen ja in Frankfurt wegen der Juden vorgehen. Ist es wahr, daß die Witwer und Witwen sollen heiraten dürfen, so oft und sobald sie Lust haben? Ist es wahr, daß Juden und Christen sollen Ehen untereinander schließen dürfen, ohne weitere Ceremonien? Ist es wahr, daß der Senat dem gesetzgebenden Körper den Vorschlag gemacht, die Juden den christlichen Bürgern ganz gleich zu stellen, und daß von 90 Mitgliedern nur 60 dagegen gestimmt? Das wäre ja für unsere Zeit eine ganz unvergleichliche Staatskorporation, die unter 90 Mitgliedern nur 60 Dumme zählte. Ein

ganzes Drittteil des gesetzgebenden Körpers hat dem Geiste der Zeit unterlegen; das ist ja ärger als die Cholera morbus — werden die alten Staatsmänner jammern!

— Haben Sie etwas davon gelesen oder gehört, daß Herr von Rotteck, badischer Professor in Freiburg und Mitglied der Ständeversammlung, arretiert worden sei, als in der hannöverischen Revolution verwickelt? Das wäre sehr merkwürdig. Zwar hat sich Rotteck immer als liberaler Schriftsteller und Deputierter gezeigt; indessen hat er die den deutschen Gelehrten eigene Mäßigung nie überschritten. Hat er sich aber wirklich in eine Verschwörung eingelassen, so würde das beweisen, daß es bei uns Leute giebt, die leise sprechen, aber im stillen kräftig handeln, und dann ließe sich etwas hoffen.

Die Lage der Dinge hier ist jetzt so, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das so fortdauern, und der Rauch der Empörung wird hinter meinem Reisewagen herziehen. Die Verblendung des Ministeriums und der Majorität der Kammer ist so unerklärlich, daß ohne sträflichen Argwohn bei einigen der lenkenden Mitglieder Verräterei anzunehmen ist. Der Eigensinn des Königs ist nicht zu erschüttern, seine Schwäche nicht aufzurichten. Er wird nicht Frankreich zu Grunde richten, denn das hilft sich selbst heraus; aber er spielt um seine Krone; der einzige Mann im Ministerium, der Einsicht mit Energie verbindet, ist der Marschall Soult: aber ich für mich traue ihm nicht. Die Zeit ist so, daß es einem Kriegsmanne wohl einfallen darf, den zweiten Napoleon zu spielen, und Soult mag daher die Regierung gerne auf falschem Wege sehen, damit Frankreich in eine Lage komme, in der es eines Diktators nicht entbehren kann. Dem Willen und der Kraft der Regierung mißtrauend, bilden sich jetzt überall Associationen der angesehensten Bürger, um durch vereinte Kräfte die alte Dynastie und den Feind vom Lande abzuhalten. Das kann dem Könige gefährlich werden. Wenn nicht bald ein Krieg die Krankheit nach außen wirft, ist Louis Philipp verloren.

Samstag, den 19. März.

Man fängt jetzt in den französischen Provinzen an, denjenigen Teil der Nationalgarde, der keine Flinten hat, nach Art der Polen mit Sensen zu bewaffnen. Ich halte das für sehr wichtig, es ist ein großer Fortschritt, den die Kriegskunst der Freiheit macht. Die Sense ist dem Bauer eine gewohnte, dem Soldaten eine ungewohnte und

darum schreckbare Waffe, und nimmt diesem den Mut, den sie jenem giebt. Die Sense wird dem Lande werden was den Städten die Pflastersteine sind.

Casimir Perrier hat gestern in der Kammer als Minister debütiert. Seine Anhänger und Claqueurs haben voraus gejubelt, er werde die Revolution mit Haut und Haar verschlingen. Aber so bestialisch ist es nicht geworden. Die Minister sprachen einer nach dem andern vom Frieden, aber der trockene Frieden blieb ihnen im Halse stecken, und wir wissen heute nicht mehr, als wir vor acht Tagen wußten. Die Renten hüpfen umher wie gestutzte Vögel; sie wollten fliegen, aber es ging nicht, sie mußten auf der Erde bleiben. Es ist ganz schön, daß die Tortur abgeschafft worden, aber für eine Art Spitzbuben hätte man sie beibehalten sollen — für die hartmäuligen Diplomaten, die Wahrheit von ihnen herauszupressen. Aber wer weiß! sie würden vielleicht selbst auf der Folter die Wahrheit nicht sagen. Die Lüge ist ihre Religion; für sie dulden und sterben sie. — Also in Frankfurt ist man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? Was ist zu thun? Die vielen Menschen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht befriedigt, wollen Ruhe und Frieden haben. „Ruhe und Frieden! ich glaub's wohl! den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren" — läßt Goethe seinen Götz von Berlichingen sagen.

Wir haben jetzt schon den schönsten Frühling hier. Alles ist grün, und die Spaziergänge sind bedeckt mit Menschen. In den Tuilerien und in den Champs Elysées war es gestern zum Entzücken. Es ist hier überall so viel Raum, daß die Natur nirgends den Menschen verdrängt. Bäume und Spaziergänger finden alle Platz und hindern sich nicht. Unsere Frankfurter Promenade, so schön sie ist, hat doch etwas Kleinstädtisches.

Vierundvierzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu lesen angefangen. Das ist Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Lebensnachtstation zwischen Treuenbriezen

und Kroppenstädt im schlechtverwahrten Postwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichsten Stahlfedern der Phantasie ohne Stoß über alle holperigen Wege, und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag. Es ist krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam sein, als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er mutig hin, und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert; aber welche selige Insel hat er auch entdeckt, wohin stiller Wind und der bedächtige Kompaß niemals führen! Das ist die königliche Natur. Was macht den König? Nicht daß er Recht nimmt und giebt — das thut jeder Unterthan auch — König ist, wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh sein, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es giebt keine andere Wahl. Der Schmerz ist das Glück der Seligen. Am meisten lebt, wer am meisten leidet. Keiner ist glücklich, an den Gott nicht denkt, ist es nicht in Liebe, sei es in Zorn; nur an ihn denkt. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammenzustellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armut. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmutigte mich:

hätten sie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag, den 21. März.

Wenn alles das wahr ist, was man hier seit einigen Tagen von den Polen erzählt, so geht es ja auf das allerherrlichste, und Sie sollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur Siegesfeier ein Dutzend Gläser Gefrorenes essen. Es wird schon warm werden an Ihrem Herzen. Die Russen sollen im vollen Rückzuge sein, aufgelöst wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten sie im Stiche lassen. Die Erde verschlingt sie lebend, die Polen fallen ihnen in den Rücken, und Litauen ist im Aufstande. Le fameux Diebitsch hat die Rute bekommen, — le fameux Diebitsch, wie man hier sagt — das lautet wunderschön! Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verschweigen, daß die europäischen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wissen, so gut auswendig kannte, als das Einmaleins, anfangen mir über den Kopf zu steigen. Anfänglich hielt ich sie unter mir, indem ich mich auf den höchsten Stuhl der Betrachtung stellte; aber da sind sie mir bald nachgekommen, und ich kann jetzt nicht höher. Die deutschen Regierungen, statt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß sie munter bleiben, und statt ihnen das weichste Bett zu machen, zupfen sie sie an der Nase, aus Furcht, sie möchten einschlafen. In Frankreich ist es noch toller. Ich weiß so wenig mehr, was hier getrieben wird, als wäre ich Gesandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatische Schmausen, das ich nicht vertragen kann, nicht wäre, könnte ich im Taxisschen Palast so ehrenvoll sitzen als einer. Wenn nicht ganz was Besonderes vorgeht, wenn nicht etwa die französischen Minister aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, ob sie zwar bürgerliche Emporkömmlinge sind, die im vorigen Jahre noch ehrliche Leute waren, doch spitzbübischer sein können als der älteste Adel — wenn sie nicht ganz etwas außerordentlich Feines spinnen, aus einem Lote Wahrheit einen Lügenschleier von drei Ellen weben — weiß ich nicht, was ich davon denken soll. Das Verderben von außen rückt ihnen immer näher, und sie lachen dazu wie ein Astronom zur Erscheinung eines Kometen. Sie haben das alle ausgerechnet. Im Innern ist es noch schlimmer. Wo Feuer, ist Rauch;

sie wollen aber lieber kein Feuer als Rauch haben, und wenn es zum Kriege kommt, wenn sie die Subordination der fremden Völker mit nichts besiegen könnten, als mit Insubordination des französischen Volkes, wenn sie die Begeisterung der Franzosen brauchen, werden sie keine Kohle mehr finden, eine Lunte anzuzünden. Die früheren Minister, die durch ihre Schwäche vieles verdorben, machten zugleich durch ihre Unthätigkeit vieles wieder gut. Sie ließen die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen. Seit Casimir Perrier aber fangen die Unglückseligen an, thätig zu werden. Marschall Soult, sobald er das Kriegsministerium antrat, fing an, um fünf Uhr morgens aufzustehen und zu arbeiten und seine Untergebenen arbeiten zu lassen. Nun, für einen Kriegsminister, der gegen den fremden Feind wirkt, ist das schön. Aber seit einigen Tagen, wie ich heute mit Entsetzen in der Zeitung las, steht der Minister des Innern auch schon um fünf Uhr auf. Welche unseligen Folgen wird das haben! Was in allen Staaten die Völker noch gerettet bis jetzt, war die Faulheit ihrer Regenten, die bis neun Uhr im Bette lagen. Sie regierten vier Stunden weniger, und das macht viel aus im Jahre. Wenn die Minister sich angewöhnen, mit der Sonne aufzustehen, dann wehe den Unterthanen.

Mittwoch, den 23. März.

Ich war wieder einmal im Theater gewesen. Bin ich nicht ein fleißiger Junge? Im Vaudeville habe ich zwei Stücke gesehen, Madame Dubarry und le bal d'Ouvriers. Die ist eine andere Dubarry, als die, von der ich neulich berichtet und die im Ambigue aufgeführt wird. Es ist ein Lustspiel im höheren Stile, vom bekannten Ancelot, dem Akademiker. Ancelots Komödie hat ungemeinen Beifall gefunden, sie wird seit drei Wochen täglich gegeben, und das Haus ist jedesmal toll und voll. Die Komödie gefiel mir auch, nur durch andere Mittel, als sie den Franzosen gefällt. Diese haben ihre schlichte Freude daran, ich aber habe den Humor davon. Dem Stücke, um gut zu sein, fehlt nichts als deutsches Klima; hier ist es nur ein Treibhausgewächs. Es kommt erstaunlich viel Sentimentalität darin vor; aber wenn französische Dichter und Schauspieler Sentimentales darstellen, machen sie ein Gesicht dazu, als hätten sie Leibschmerzen, und man möchte ihnen statt Thränen Kamillenthee schenken. Stellen Sie sich vor: die Dubarry erinnerte sich mit Wehmut ihrer schuldlosen Jugendjahre, da sie noch nicht Maitresse des Königs, sondern Putzmacherin war. Putzmacherin in

Paris — das nennt sie den Stand der Unschuld! Von dieser Erinnerung bekommt sie in mehreren Scenen die heftigsten Anfälle von Tugendkrämpfen, und kein Arzt in ganz Versailles die Mittel dagegen weiß. Dem guten Ludwig XV. geht es noch schlimmer. Er bekommt einen Tugendschlag, so daß man meint, er wäre tot. Aber er hat eine herrliche Natur und erholt sich wieder. Der Spaß ist: in unseren bürgerlichen Schauspielen von Iffland und Kotzebue tritt ein Dutzend edler Menschen auf und unter ihnen ein einziger Schurke, höchstens mit noch einem Schurkengehilfen. Am Ende wird das Laster beschämt und besiegt und von der Tugend rein ausgeplündert. In der Dubarry aber und in anderen ähnlichen Stücken tritt ein Dutzend Schurken auf und unter ihnen ein tugendhaftes Paar. Und zuletzt wird gar nicht das Laster beschämt, sondern im Gegenteil die Tugend; ja das Laster kommt noch zu Ehren, indem es sich großmütig zeigt und der besiegten Tugend Leben und Freiheit schenkt. Und Dichter wie Zuschauer merken das gar nicht! In der Dubarry findet sich eine saubere Gesellschaft zusammen: Der König, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Lavrillieri, alle Taschen voll Lettres de cachet, die er seinen Freunden bei Hofe präsentiert wie Bonbons, der Kanzler Maupeou, der päpstliche Nuntius, der Marschall von Mirepoix und endlich der Schwager der Dubarry, Graf Jean, selbst am Versailler Hof ein ausgezeichneter Taugenichts. Ich kenne aus unzähligen Memoiren alle diese Menschen so genau, als wäre ich mit ihnen umgegangen. Und jetzt kommen die treu nachgeahmten Kleider, Gesichter, Manieren und Gebräuche dazu. Das macht die Vorstellung sehr interessant. Der Kanzler Maupeou nennt die Dubarry Cousine und zieht ihr bei der Toilette die Pantoffeln an, der päpstliche Nuntius reicht ihr seine heilige Schulter, sich daran aufzurichten, und der Marschall Richelieu jammert, daß ihm sein Alter verbiete, an diesem Kampfe der Galanterie teilzunehmen. Aber ein Spitzbube ist er noch voller Jugendkraft. Er hat ein junges, schönes und unschuldiges Mädchen aufgefangen und es nach dem Parc aux cerfs gebracht, mit dem Plane, durch die neue Schönheit die Dubarry zu stürzen. Die junge Unschuld ist ganz vergnügt, denn sie meint, sie wäre in einer Erziehungsanstalt. Dort wimmelt es von jungen Mädchen, immer eine schöner, eine geputzter, eine gefälliger als die andere. Als die junge Unschuld ankommt, singt der Mädchenchor ein Lied nach der Melodie des Brautliedes im Freischütz: „Wir flechten dir den Jungfernkranz, mit veilchen-

blauer Seide.“ Ist das nicht köstlich? Aber man denke ja nicht, daß das eine Malice vom Dichter oder Musikdirektor gewesen, keineswegs. Diese Melodie wurde ganz zufällig aus bloßer Naivetät gewählt, auch war ich der einzige im ganzen Hause, der darüber gelacht. Die Dubarry entdeckt Richelieus Intrigue und eilt herbei mit ihrem Gefolge; das unschuldige Mädchen bekommt zu ihrem Schrecken Licht in der Sache und jammert; der Graf Jean Dubarry sucht sie in ihren guten Vorsätzen zu bestärken, und hält ihr im Parc aux cerfs vor allen Hofleuten folgende Tugendpredigt im feierlichen Tone: „Ecoutez jeune fille! nous admirons vos nobles sentimens, gardez-vous d'y renoncer! repoussez loin de vous les séductions, n'écoutez que la voix de la vertu!... la vertu!... eh c'est une excellente chose!... restez danz votre obscurité; vous ne savez pas quel bonheur pur et sans mélange vous attend loin de ces coupables grandeurs empoisonnées par tant de regrets où l'on cherche en vain à ressaisir ce calme de l'âme, cette sérénité... (il s'enroue, et se retourne vers la comtesse d'Aiguillon et Maupeou). Ah, ça, aidez-moi donc, vous autres vous me laissez m'enrouer!... ne pourriez-vous comme moi prêcher la vertu? Que diable? une fois n'est pas coutume! — Maupeou (à part): l'insolent!... Jean (à Cécile): vous m'avez entendu jeune fille, et je me flatte..... Cécilie: Oui Monsieur, je les suivrai ces généreux conseils!... soyez mon guide!... vous êtes vertueux vous. Jean: Merci mon enfant.“ Jetzt denken Sie sich das vortreffliche Spiel dazu, und Sie haben eine Vorstellung von der komischen Wirkung, welche die Tugend in Versailles macht.

Was le bal d'ouvriers giebt, zeigt schon der Name des Stückes. Sehr unterhaltend! Einer der fröhlichen Tänzer sagt statt Cholera morbus, Nicolas morbus. Das wird der Polenfreundin gefallen.

Paganinis letztes Konzert hat 22000 Franken eingetragen; heute spielt er zum vierten Male. Der nimmt auch seine 100000 Franken von hier mit. Das ist eine liederliche Welt. Die Taglioni ist auf vier Wochen nach London engagiert und bekommt dafür 100000 Franken (hunderttausend). Meinen Sie, daß es für mich zu spät sei, noch tanzen zu lernen? Meine sämtlichen Schriften, so voller Tugend und Weisheit, werden mich niemals reich machen. Ach könnte ich tanzen! Man erzählt sich, die Malibran, als die Rede von Paganini gewesen, habe zwar dessen Spiel gelobt, aber doch geäußert, er sänge nicht

gut auf seinem Instrument. Als Paganini dieses Urteil erfahren, habe er der Malibran den Vorschlag machen lassen, sie wollten beide zusammen ein Konzert geben und dann werde sich zeigen, wer besser sänge, sie oder er. Hätte Homer diesen edlen Streit erlebt, hätte er nicht von Achill und Hektor, sondern von Paganini und Malibran gesungen. Und von so etwas spricht man — spreche ich! O Sitten!

Fünfundvierzigster Brief.

Paris, den 25. März 1831.

Ich werde alle Tage schwankender. Soll ich hier bleiben oder nach Deutschland zurückreisen? Krieg oder nicht — das Wort Friede steht nicht in meinem Wörterbuche. — wird sich jetzt bald entscheiden. Habe ich sechs Monate lang, hungrig und mit der größten Ungeduld das Zeug kochen sehen und jetzt, da alles gar geworden und der Tisch gedeckt wird, soll ich mit leerem Herzen fort? Ich glaube, das wäre dumm. Hier ist man im Mittelpunkte; Europa hat die Augen auf Paris gerichtet, man sieht den Begebenheiten in das Angesicht und kann in deren Mienen lesen, was sie etwa verschweigen möchten. In Deutschland aber stehen wir in dem Rücken der Begebenheiten und wir werden nichts erfahren, als was sie uns über die Schultern weg zurufen. Und was teilen sie uns mit? Nur unverschämte Lügen. Wenn der Krieg ausbricht, wird man den deutschen Zeitungen, die ohnedies nur unverständlich gestammelt, aus Vorsicht gar die Zunge aus dem Halse schneiden. Es kann kommen, daß der Feind nur eine Stunde von unseren Thoren steht, und wir erfahren es nicht, bis er uns mit Einquartierungszetteln in die Stube kommt. Die französischen Blätter, wenn auch der Krieg die Posten nicht unterbricht, werden gewiß zurückgehalten werden. Sie können sich denken, wie mir in solcher Dunkelheit zu Mute sein wird. Und was haben wir in Deutschland, für wen auch der Krieg günstig ausfalle, zu erwarten? Das schöne Glück, entweder den Zwerg Diebitsch mit seinen Kosaken zu beherbergen, oder französische Offiziere, die, kämen sie auch anfänglich mit den besten Gesinnungen für Recht und Freiheit zu uns, durch deutsche bürgerliche Feigheit und Kriecherei aufgemuntert, bald in den alten Übermut zurückfallen würden. Und der weibische Kriegsjammer bei uns! und — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! und die dumme und tückische Polizei!

und die Maulkörbe, die man uns in den Hundstagen anlegen wird! Wird man nicht jeden Liberalen, der kein Blech am Halse trägt, totschlagen? Ich ersticke, wenn ich nur daran denke. Um gehenkt zu werden für die Freiheit, dazu bringt man es doch nicht, dazu sind unsere Herzen zu feig.

Können Sie sich denn nicht entschließen hierher zu kommen, aber bald? Ich habe eine kleine Verschwörung vor, wozu ich Schere, Zwirn und Nadeln brauche. Packen Sie Ihre Schachteln und kommen Sie. Sie sollen entscheiden, wie mir die Uniform steht, und fällt die Entscheidung günstig aus, trete ich in die Nationalgarde, versteht sich, daß ich aus Patriotismus desertiere, sobald sich unsere Landsleute nahen. Ich habe neulich beim Spazierenfahren eine Barriere entdeckt, die gar nicht bewacht wird, und durch diese kann ich die preußische Armee unbemerkt in die Stadt führen. Ich bitte Sie, bedenken Sie sich nicht lange. Die Künste des Friedens gehen auch hier im Kriege nicht unter, und wenn am meisten geweint wird, wird am meisten gelacht, und die Niederlage der Franzosen wird in Paris immer noch lustiger sein, als in Wien der Sieg der Deutschen. — Ich fahre in meinem Theaterberichte fort. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie schön sich diese Berichte im Dresdener Abendblatte ausnehmen würden, und daß ich für den gedruckten Bogen 8 Thaler bekäme, wofür ich zweimal Paganini hören könnte — ich brauchte nur 10 Franken noch daraufzulegen. Und was geben Sie mir dafür? Sie wollen nicht einmal nach Paris kommen, was ich so sehr wünsche. Und wie zärtlich dürfte ich schreiben, wenn ich statt Ihnen nach Dresden berichtete! Wissen Sie, wie die Korrespondenten des Abendblattes ihre Briefe gewöhnlich anfangen? Sie schreiben: Liebe Vespertina! Holdes Vespertinchen! Aber ohne darum den Verstand zu verlieren. Denn sobald sie holdes Vespertinchen gesagt, kehren sie gleich zu ihrer Prosa zurück und schreiben: „Referent will sich beeilen ....“

Das hiesige Theater zieht mich mehr an als ich erwartete. Von Kunstgenuß ist gar keine Rede, es ist die rohe Natur und man zieht höchstens wissenschaftlichen Gewinn. Das Theater ist eine Fremdenschule. Alte und neue Geschichte, Örtlichkeiten, Statistik, Sitten und Gebräuche von Paris, werden da gut gelehrt. — Es ist ein großer Vorteil, da viele Jahre dem Fremden nicht genug sind, Paris in allen seinen Teilen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Und man kann nicht sagen, daß durch solches Walten auf der Bühne die

dramatische Kunst zu Grunde gehe, sondern umgekehrt: weil die dramatische Kunst untergegangen ist, bleibt nichts anderes übrig als solches Walten, wenn man von dem Kapital, das in den Schauspielhäusern steckt, nicht alle Zinsen verlieren will. Es ist damit in Deutschland gar nicht besser als in Frankreich; nur ist man bei uns unbehilflicher, weil man nur ein Handwerk gelernt. Der Franzose aber weiß sich gleich in jede Zeit zu schicken. Er ist Schauspieler, Pfarrer, Schulmeister, Soldat, was am besten bezahlt wird. Wird ihm ein Weg versperrt, sucht er sich einen anderen; gleich einem Regenwurm findet er immer seinen Ausweg. Kein Mann von Geist könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn wie Goethe zugleich kein Herz haben; aber Geist ohne Herz, das bringt das nämliche Jahrhundert nicht zweimal hervor. Hätte es in der ersten Schöpfungswoche, da noch nichts fertig, oder nach der Sündflut, da alles zerstört war, einem vernünftigen Menschen einfallen können, eine Naturgeschichte zu schreiben? So ist es mit der dramatischen Kunst. Man kann keinen Menschen malen, der nicht still hält, der nicht ruhig sitzt. Aber trotz der verdorbenen und grundlosen dramatischen Wege, könnte doch einmal ein Franzose in seiner Dummheit leichter ein gutes Drama erreichen, als ein Deutscher in seiner Weisheit. Die Leidenschaft, Geld zu verdienen, und die Gewißheit, es zu verdienen, wenn man eine gute Ware hat, ist in Paris so groß, daß wohl einmal ein anderer Scribe, in verzweifelter Anstrengung etwas ganz Neues hervorzubringen, ein Schauspiel wie Schillers Wallenstein dichten könnte. Was vermag die Leidenschaft nicht! Das Fieber giebt einem Greise Jugendstärke, und einem Dummkopfe schöne Phantasien. Auch in solchen Fällen, wo das hiesige Theater den didaktischen Nutzen nicht gewährt, den ich angegeben, wo es so wenig Früchte als Blüte schenkt, wo es langweilig ist auf deutsche Art — auch dann noch hat es sein eigenes Interesse. Man erkennt dabei, wie die Franzosen gemütlicher und universeller werden; denn bei Völkern, wie bei einzelnen Menschen, entwickeln sich mit neuen Tugenden auch neue Fehler. So gab es noch vor vierzig Jahren in Frankfurt gar keine blonden und langweiligen Juden, sie waren alle schwarz und witzig; seitdem sie aber in der Bildung fortgeschritten, findet man nicht weniger Philister unter ihnen, als unter den ältesten Christen. Ein solches deutsch-langweiliges Stück habe ich neulich im Théâtre des nouveautés gesehen. Es heißt: le charpentier ou vice et pauvreté. Wir haben ein Schauspiel, das heißt

Armut und Edelsinn, aber ein Franzose findet diese Partie unpassend und er hat vielleicht recht. Laster ist Armut des Herzens, und wo sich eine Armut findet, gesellt sich die andere bald dazu. Le charpentier ist ein höchst merkwürdiges Stück für Paris. In deutschen Schauspielen spielt zwar die Armut auch die erste Liebhaberrolle, aber dort sind es doch wenigstens vornehme Leute, die heruntergekommen, oder kommen auch arme Teufel von Geburt vor, so sind es doch vornehme Leute, die ihnen aus der Not helfen. Hier aber wird alles unter gemeinen Leuten abgemacht. Alle Personen im Stücke sind zusammen keine tausend Franken reich. Die Armut ist nicht Schicksal, sondern Stand, Gewohnheit, Bestimmung. Es giebt nichts Komischeres. Und so etwas führen sie der prächtigen Börse gerade gegenüber, in der Nähe des Palais Royal und der italienischen Oper auf! Der Held des Drama ist ein Zimmermann, und nicht einmal Zimmermeister, sondern ein Zimmermannsgesell. Er ist ein träger Mensch, der statt zu arbeiten seine Zeit in der Schenke zubringt und dort trinkt und spielt. Darüber kommt sein Hauswesen herunter, und die arme Frau muß viel ausstehen. Weiter thut der Mann nichts Böses, außer daß er einmal seine Frau prügeln will. Nun findet sich ein anderer Zimmergeselle, ein braver Mensch, der schenkt dem liederlichen Kameraden, der sein Schwager ist, 600 Franken, die er sich mit saurer Mühe erspart. Davon wird der Taugenichts so gerührt, daß er verspricht, von nun an ein ganz anderer Mensch zu werden. Und das ist die ganze Geschichte. Die Scene des ersten Akts ist ein Zimmerplatz, die des zweiten eine Wachtstube, der dritte Akt spielt in einer Schenke und der vierte in einer Dachkammer. Die Franzosen, als parvenus in der Gemütlichkeit, wollen es den alten Herzen nachmachen und zeigen lächerliche Manieren.

Das zweite Stück, das ich am nämlichen Abende gesehen, heißt Quoniam. Herr Quoniam ist Koch. Ohne allen Geist, ohne allen Witz, ohne alles Leben. Marschall Richelieu, in seiner Jugend, verliebte sich in die Frau eines Koches, und um ihr nahe zu kommen, trat er als Küchenjunge in den Dienst des Herrn Quoniam. Das Sujet ist merkwürdig schläfrig behandelt und nimmt ein tugendhaftes Ende.

Das dritte Stück war le marchand de la rue St. Denis ou le magasin, la mairie et la cour d'assise. Einmal unterhaltend, immer lehrreich. Man erfährt, wie es in einer Seidenhandlung hergeht; auf der Mairie, wo die jungen Leute getraut

werden und vor dem Assisenhofe, wo sie noch schlechter wegkommen. Mehrere Schauspieler waren vortrefflich. Von den Regeln der Kunst schienen sie nicht viel zu wissen; es sind Naturalisten. Aber jeder Franzose hat den Teufel im Leibe, und wenn eine Teufelei darzustellen ist, mißlingt ihnen das nie. Auf der Mairie hat es mir gar zu gut gefallen. Es muß recht angenehm sein, sich in Paris bürgerlich trauen zu lassen. Es ist wie eine deutsche Doktorpromotion. Man antwortet, ohne von der Frage viel zu verstehen, immer mit ja. Der Maire ist nachsichtig und alles endet schnell und gut.

— Das Gesetz, das neulich vorgeschlagen wurde, Karl X. und seine Familie unter strengen Bedingungen auf ewig aus Frankreich zu verbannen, wurde gestern in der Kammer verhandelt. Nun wurde zwar das Gesetz von der Mehrzahl angenommen, aber ein Dritteil der (heimlich) stimmenden, nämlich 122, erklärten sich dagegen. Das ist merkwürdig. Von den offenen Anhängern des vertriebenen Königs sind lange keine 122 mehr in der Deputiertenkammer; denn viele derselben waren nach der Revolution entweder freiwillig aus der Kammer getreten oder gezwungen, weil sie den neuen Eid nicht leisten wollten. Unter jenen Gegnern des Verbannungsdekrets müssen also viele sein, die mit dem Mund sich für die neue Regierung erklärt, im Herzen aber der alten anhängen. Sie sehen also wie recht ich hatte, als ich Ihnen neulich schrieb: es gehen hier Dinge vor, die ich mir nicht anders erklären kann, als indem ich annehme, daß es Verräter unter den Deputierten giebt. Was der König und sein Ministerium bisher Tadelnswertes, Beleidigendes für die öffentliche Meinung gethan, dazu wurden sie doch am meisten von der Kammer verleitet, die sich für die Stimme des französischen Volkes geltend machte. Der gestrige Vorfall wird dem König wohl etwas die Augen öffnen.

Sechsundvierzigster Brief.

Paris, den 26. März 1831.

Chateaubriand hat eine Broschüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Was das aber hier schnell geht! Gestern ist die Schrift von Chateaubriand erschienen und heute ist schon eine dagegen angezeigt. Chateaubriands Schrift ist zu gut und zu schön, Ihnen nur Bruchstücke daraus mitzuteilen; jedes ausgelassene Wort dürfte sich über Zurücksetzung beklagen. Man muß sie ganz lesen.

Es ist doch ein Zauber in der Sprache des Herzens, daß sie durch einen einzigen Laut die unzähligen Lügen auch des mächtigsten Talents besiegen und beschämen kann! Selbst die Irrtümer des Herzens — doch es giebt keine Irrtümer des Herzens. Sie sind es nur, wenn man sie an dem spitzbübischen Einmaleins des Krämervolks nachrechnet, das Tugend kauft und verkauft; aber der Himmel hat eine ganz andere Arithmetik. Chateaubriand nimmt für den Herzog von Bordeaux das Wort und für sein Recht. Er verteidigt die kranke und altersschwache Legitimität. Aber die Legitimität ist ihm kein Glaubensartikel, den man blind annehmen und ausgeben muß, sondern nur ein politischer Grundsatz. Damit können wir zufrieden sein. Sobald man nur eine Lehre prüfen, dafür oder dagegen sprechen darf, mag jeder, so gut er es versteht, seine Lehre geltend zu machen suchen. Nun meint Chateaubriand, Frankreich, nach Vertreibung Karl X. und seines Sohnes (und diese wünscht er keineswegs zurück), hätte besser gethan, für sein Wohl sich Heinrich V. zum Könige zu geben. Man hätte das königliche Kind für die Freiheit erzogen; man hätte Frankreichs edle Jugend um seinen künftigen Herrscher versammelt und dann statt des feigen Lispelns jetzt ein ganz anderes Wort mit Frankreichs Feinden sprechen können. Chateaubriand hat ganz recht; nur übersieht er den Rechnungsfehler, daß Frankreich keine vier Millionen ehrlicher Leute hat, die ihm gleichen, sondern höchstens vier, und daß während der Minderjährigkeit Heinrichs V. alle Leidenschaften toll gewütet und das Land zerstört hätten. Aber von den Fehlern und Schwächen der jetzigen Regierung übersah er keinen. Er wirft unter Donnern Feuerreden aus und wie glühende Asche regnet sein Tadel auf sie herab. Er sagt nichts Neues; tausend Stimmen haben das ähnliche vor ihm gesagt. Aber die tausend Stimmen waren tausend kleine Lichter, die nur vereint hell gemacht; aber Chateaubriands einzige Fackel wirft so großen Glanz als jene alle. Er zeigt, wie die Regierung von ihrer Feigheit gepeitscht, in Todesangst vor drei Schreckbildern flieht: „vor einem Kinde, das am Ende einer langen Reihe von Gräbern spielt; vor einem Jünglinge, dem seine Mutter die Vergangenheit, sein Vater die Zukunft geschenkt; und ....“ — ich habe die Broschüre nicht mehr zur Hand, aber das dritte Gespenst wird wohl der äußere Feind sein. Chateaubriand zeigt an, daß er Frankreich verlassen werde. Auch sagt er: nie würde er Heinrich V. willkommen heißen, wenn er auf den Armen eines fremden Heeres zurückgetragen würde, und sobald ein

Krieg entstände, würden seine Pflichten sich ändern, und er sich nur erinnern, daß er Franzose sei. Ehrlicher Narr!.... Aber er weiß, daß er ein Narr ist. Er sagt: Keinen habe die Restauration, die ihm so viel zu verdanken, mehr gehaßt als ihn, und er würde unter einer neuen Restauration kein besseres Schicksal haben. Wer kann solchen verführerischen Lockungen der Tugend widerstehen? Auch denke ich seit einiger Zeit daran, ein Schuft zu werden; es ist mir wahrhaftig nicht um den baren Vorteil zu thun, sondern nur um meine Gemütsruhe. Einem Schuft geht es immer nach Wunsche, und er lebt in Frieden mit der Welt. Das bißchen Ehrlichkeit, das sich ihm in heißen Tagen zuweilen auf die Nase setzt, belästigt ihn nicht mehr als eine Mücke. Er schüttelt sich und ist sie los. Ja, ich will ein Schuft werden. Was halten Sie von meinem Plane?

Paganinis fünftes Konzert hat 24000 Franken eingetragen. Er hat folgenden Vertrag mit der Theaterdirektion abgeschlossen. Er spielt Mittwoch und Sonntag. Mittwoch bekommt er drei Vierteile der Einnahme, und Sonntag die ganze, und giebt der Direktion 3000 Franken ab. So läßt sich berechnen, daß ihm die fünf Konzerte bis jetzt 90000 Franken eingetragen haben. Von der Taglioni habe ich Ihnen, wie ich glaube, schon geschrieben, daß sie in London für eine monatliche Miete ihrer Beine hunderttausend Franken bekommt. O! ich könnte dieser liederlichen Welt ohne Barmherzigkeit die Ohren abschneiden und die Augen ausstechen!

Siebenundvierzigster Brief.

Paris, den 31. März 1831.

Polen, Italien, Belgien, Frankreich, Deutschland, Freiheit, Gleichheit, Einheit, alle diese schönen Seifenblasen mit ihren Regenbogenfarben — zerplatzt sind sie, der Luftteufel hat sie geholt! Der österreichische Beobachter hat das französische Ministerium gelobt. Ich sage Ihnen, jetzt ist es Zeit, ein rotwangiger Schuft zu werden. Oder ist Ihnen die Gelbsucht lieber? Stände sie mir besser? Sie sollen für mich wählen. Aber bis Ihre Antwort Entscheidung bringt, bleibe ich provisorisch ein Schuft und rede von nichts als von der lieblichen Taglioni. Ich habe sie seitdem wieder tanzen sehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich

habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele ist in den Füßen, ihr Gesicht ist tot. Ich hatte das zwar das erste Mal schon bemerkt, aber da sie damals die Göttin Flora spielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trät sie als Bajadere auf, als liebende, unglückliche, leidenschaftliche Bajadere, sie tanzte zwischen Lust und Schmerz; doch ihre Züge und ihre Augen schliefen den tiefsten Schlaf. Entweder mein Opernglas war sehr trübe, oder die holde Taglioni ist sehr dumm und versteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm sein und Grazie haben? Bei der Taglioni ist es vielleicht möglich. Sie ist die Schülerin ihres Vaters, des Ballettmeisters, und es mag wohl sein, daß dieser dem hoffnungsvollen Töchterchen von den frühesten Kinderjahren an die Grazie eingeprügelt hat, doch mit dem Geiste ließ sich das nicht machen. Diesen kann der Stock wohl ausprügeln, aber nie einprügeln. Es war die Oper Le dieu et la Bajadère, in der ich sie sah. Musik von Auber. Leichte Ware; Rossini ist Marmor dagegen. Aber schöne Tanzmusik; das Herz walzt einem in der Brust. Ich war anfänglich ganz verwundert, daß mir die Oper, ob ich sie zwar zum ersten Male hörte, so sehr bekannt vorkam. Endlich fiel mir ein, daß ich die Musik von vorn bis hinten diesen Winter oft in den Vaudevillestheatern und auf Bällen gehört hatte, wo man sie zu leichten Liedern und Tänzen verwendet hatte. Die Poesie ist von Scribe. Es ist die schöne Legende: der Gott und die Bajadere von Goethe, gehörig scribiert. Ich habe nur immer meine Freude daran, wie leicht sich meine guten Franzosen das Leben machen. Der treue und geldschwere Deutsche ist ein Glaubensopfer, selbst der Kunst, die doch zur Freude geschaffen ist. Will er schwere Leiden treu malen oder singen, schleppt er selbst das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt sich und kopiert dann aus dem Spiegel seinen eigenen Schmerz. Auber und Scribe haben eine Oper zusammen verfertigt. Die Hauptrolle ist eine Bajadere; eine Bajadere muß tanzen, ihrem Stande nach, also muß Demoiselle Taglioni die Hauptrolle haben. Aber die Taglioni kann weder singen noch sprechen, wie kann man ihr in einer Oper die Hauptrolle geben? Warum nicht? Sie tanzt, und spricht nicht und singt nicht. Aber warum spricht sie nicht? Ist sie stumm wie das Mädchen von Portici? Nein, sie ist nicht stumm, aber sie versteht die Sprache des Landes nicht. Aber wenn sie die Sprache des Landes nicht versteht, wie kann sie sich mit den Leuten unterhalten? Man sieht

doch, daß sie auf alle Fragen durch Pantomimen Antwort giebt. Die Sache ist: die Bajadere versteht wohl die fremde Sprache, aber bis zum Sprechen hat sie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmal Ja oder Nein kann sie auf indisch sagen. So erklärt eine Gespielin das stumme Rätsel und sind alle Schwierigkeiten auf das glücklichste gehoben. Und so glauben Sie ja nicht, das sei leicht gewesen. Es ist das Ei des Kolumbus, und ich versichere Sie, Schiller und Goethe hätten diesen Ausweg nicht gefunden. Vive la France! Sterben muß man doch einmal, und darum ist es vernünftiger, singend und trinkend zum Richtplatze zu tanzen, als sich wie der betrübte Deutsche auf einer Kuhhaut unter Pfaffengeheul dahin schleppen zu lassen.

In dieser Oper hörte ich Madame Cinti, eine sehr gute Sängerin, die nach einer langen Krankheit diesen Winter zum ersten Male wieder auftrat. Sie wurde mit einer Leidenschaft, mit einer Begeisterung empfangen, die ich sehr lächerlich fand und die mich ärgerte. Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von seinen Siegen heimkehrte? Menschliche Hände ertragen kein stärkeres Klatschen. In ihrer Theatersucht erscheinen mir die Franzosen oft sehr kindisch; denn des Lebens ganzen Ernst wenden und verschwenden sie daran. Es ist ein großes Glück für sie, ihre Seligkeit und für die ganze Welt, daß Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldenmut, Todesverachtung etwas Theatralisches haben; denn ich glaube, nur um dieses Etwas willen lieben und üben die Franzosen jene Tugenden. Ihre Theatersucht ist eine wahre Nervenschwäche, sie bekommen Krämpfe, wenn man sie an diesem Punkte reizt. Ein weggelassenes Lied, eine Rollenverwechselung, eine Änderung der angekündigten Stücke erregt einen wütenden Sturm, der gefährlich sein muß, weil sich selbst die Polizei fürchtet, ihn zu beschwichtigen, oft den ungerechtesten Anmaßungen nachgiebt und nie wagt, eine Gewalt zu gebrauchen, vor der sie sich doch außer dem Theater nicht scheut. Die Franzosen, sonst im geselligen Leben so höflich, zuvorkommend, nachsichtlich und versöhnlich, sind im Theater grob, unversöhnlich und bitter. Wer sie auch nur im mindesten, auch ohne Vorsatz und Schuld in ihrer Leidenschaft stört, wird ohne Schonung mit Härte zurückgewiesen. Und alle, auch die, welche es nicht angeht, nehmen Partei gegen den Verfolgten. Es geht keine Vorstellung vorüber, in der nicht ein lautes und allgemeines Geschrei à la porte! à la porte! ertönte. Ich selbst habe schon einige solcher Händel gehabt, die mich sehr amüsierten. Ich

hatte den Humor davon. Einmal setzte ich mich auf einen Platz, der mir nicht gehörte, aber ohne meine Schuld, die Logenfrau hatte mich falsch angewiesen. Als bald darauf der rechtmäßige Besitzer des Platzes kam, weigerte ich mich anfänglich zu weichen, mußte aber bald nachgeben, denn meine Geduld und meine französischen Grobheiten waren bald erschöpft. Alles nahm Partei gegen mich, und als ich fortging, empfing mich die ganze Reihe im Balkon, an der ich vorüber mußte, mit boshaftem Lachen, mit Vorwürfen und bitteren Spöttereien — ich mußte bis zur Thüre Spießruten laufen. Ein anderes Mal verließ ich meinen Platz, der mir nicht bequem war, um mir an der Kasse einen anderen zu nehmen. Nun ist es Sitte, daß man, um sich seinen Platz zu sichern, wenn man hinausgeht, einen Handschuh oder sonst etwas darauf legt. Das wird respektiert. Mein Nachbar fragte mich, ob ich wieder käme, und in diesem Falle sollte ich meinen Platz bezeichnen. Ich gab zur Antwort, ich könnte nichts Bestimmtes darüber sagen. Nun, so sollte ich ihn bezeichnen. Das wollte ich aber nicht, um nicht wegen eines Handschuhes zurückkommen zu müssen. Der Herr war ganz in Verzweiflung, daß ich keinen festen Entschluß fassen wollte, und fing förmlich zu zanken an. Ich mußte laut auflachen, ging fort und überließ ihn seiner Pein. Und das war nicht etwa ein junger Mensch, oder einer aus den ungebildeten Ständen, sondern ein Mann von fünfzig Jahren, der sehr vornehm aussah. Am nämlichen Abend ließ eine Dame aus der Loge ihren Hut ins Parterre fallen. Ihr Herr ging hinab ihn zu holen. Die Vorstellung hatte noch nicht angefangen und doch wurde das als unverzeihliche Störung gerügt, und ein tobendes Geschrei à la porte! jagte den galanten Mann zur Thür hinaus.

— Lord Byrons Memoiren machen mir großes Vergnügen. Ich habe mir einiges für Sie gemerkt. Es sind Briefe, Tagebücher, und die Lücken in Zeit füllt Thomas Morus aus. Byron war stolz auf seinen alten Adel, und schon als Kind auf der Schule wählte er sich seine Spielkameraden nur unter Standesgenossen. Sein mißgestalteter Fuß machte ihm Gram sein ganzes Leben durch. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er die Liebe kennen lernte. Seine erste Geliebte hieß Marie Duff. Das muß man aber englisch aussprechen, im Deutschen klänge der Name gar zu prosaisch für die Geliebte eines Dichters. Dante sah und liebte an einem ersten Mai seine Beatrice, da er noch ein Knabe war. Canova erzählt, daß er sich vollkommen erinnere, in seinem fünften Jahre verliebt gewesen zu

sein. Alfieri, selbst ein Frühliebender, betrachtet diese frühreife Empfänglichkeit als ein unfehlbares Zeichen einer für die schönen Künste und Wissenschaften gebildeten Seele. Welchen schönen Enthusiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer. Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Mensch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten. Wieviel zahlte wohl ein Frankfurter Bankier für einen Brief von Goethes Vater? Unter den Reliquien des Dichters, die man gefunden, befindet sich auch eine alte Untertasse von chinesischem Porzellan, wovon Byron als kleines Kind in einem Anfalle von Zorn ein Stück abgebissen hatte. In seinem neunzehnten Jahre hatte er schon über viertausend Romane gelesen, die unzähligen anderen Schriften in allen Sprachen und Wissenschaften ungerechnet ..... „Freundschaft ist die Liebe ohne Flügel" — sagt Byron.... In seiner Jugend führte er eine tolle Hauswirtschaft. Sie hätten ihn gewiß nicht besucht, und wären Sie seine Schwester gewesen. Er wohnte auf seinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloster war, und das noch viel von seiner klösterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit seinen wilden Gesellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man sich sehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bär in die Tatzen zu fallen, der da frei in seiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten, denn da war ein böser Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, war man darum seines Lebens noch immer nicht sicher. Wenn man die Treppe hinaufging, mußte man die Vorsicht gebrauchen, durch starkes Schreien seine Ankunft zu verraten, sonst war man in Gefahr, totgeschossen zu werden, denn oben auf dem Vorplatze übte sich Byron und seine Gesellen im Pistolenschießen nach einer alten Wand. Bis zwei Uhr nachmittags dauerte das Frühstück. Wer um elf Uhr aufstand, konnte nichts haben, denn alle Bedienten lagen noch im Bette. Das Mittagessen dauerte bis zwei Uhr nachts. Zum Schlusse wurde in einem Totenschädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in seine Zelle.... Byron mußte wohl viel geliebt haben, denn er haßte das Geschlecht. Er sagte einmal: „Ich kenne nur einen einzigen Menschen, der glücklich gewesen. Das war Beaumarchais, der Verfasser des Figaro. Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er schon zwei Weiber begraben und drei Prozesse gewonnen." Ein andermal schrieb er

einem Freunde: „Ich bitte dich, nenne mir nie eine Frau in deinem Briefe, und enthalte dich jeder Anspielung auf dieses Geschlecht.“ Sie sehen, Byron war auch ein Bär — an der Kette.... Als er hörte, daß Napoleon die Schlacht von Leipzig verloren, schrieb er folgendes in sein Tagebuch: „Von Männern besiegt zu werden, das ist noch zu ertragen, aber von drei alten Dynastien, von diesen Souveränen der legitimen Rasse! O! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! das muß, wie Cobbet sagt, von seiner Verbindung mit dem österreichischen Stamme, dicker Lippen und bleiernen Gehirnes kommen. Er hätte besser gethan, sich an der zu halten, die Barras unterhalten. Nein, soviel ich weiß, hat man nie gesehen, daß eine junge Frau und eine gesetzmäßige Ehe anderen Glück gebracht als phlegmatischen Menschen, die von Fischen leben und keinen Wein trinken. Hatte er nicht die ganze Oper, ganz Paris, ganz Frankreich? Aber mit einer Maitresse giebt es gleiche Not, wenn man nämlich nur eine besitzt. Hat man deren aber zwei oder mehrere, macht sie die Herzensteilung geschmeidiger.“ In England werden die gelehrten Weiber scherzweise Blaustrümpfe genannt, wahrscheinlich wegen der Vernachlässigung ihrer Toilette, die man bei ihnen voraussetzt. Darauf anspielend, schrieb einmal Byron in sein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer Indigosoiree bei der blauen Miß ***. Soll ich gehen? Ach! Ich habe wenig Geschmack für die blauen Kornblumen, für die schönen Geister in Unterröcken; aber man muß artig sein.“ Seine wahre Gesinnung über die Weiber drückt folgende Bemerkung in seinem Tagebuche treuer aus: „Schon die bloße Anwesenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, übt selbst, wo keine Liebe stattfindet, einen seltsamen Einfluß auf mich, den ich mir bei der geringen Meinung, die ich von dem Geschlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriedener mit mir selbst und mit aller Welt, sobald eine Frau in meiner Nähe ist.“ Diese Bemerkung Byrons hat mich sehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade so wie ihm. Ich glaube dieses auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeschlossen, wozu ich in diesem Augenblick nicht den Schlüssel habe. Byron haßte die Menschen wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen, wie das seine, schützt die Natur oft durch ein Dornengeflecht von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiß das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeinde nahe zu kommen. Byron suchte eine Befriedigung

der Eitelkeit darin, für einen Mann von schlechten Grundsätzen und boshaftem Gemüte zu gelten. Weil es ihm schwer fiel, die angeborene Güte seines Herzens zu besiegen, sah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menschen, die wirklich und mit Leichtigkeit schlecht sind, fällt es nie ein, damit groß zu thun. Byron sollte einmal für Unglückliche, die, ich weiß nicht welcher Hilfe bedürftig waren, im Parlamente eine Bittschrift vorlegen. Aber aus Geistesträgheit unterließ er es. Bei diesem Anlasse schrieb er in sein Tagebuch: „Baldevin hört nicht auf mich zu belästigen; aber ach! ich kann nicht heraus, ich kann nicht heraus — schrie der Starmatz in einem fort. O! jetzt stehe ich auf gleicher Höhe mit dem Hunde Sterne, der lieber einen toten Esel beweinte, als seiner lebenden Mutter beistand. Erbärmlicher Heuchler — niederträchtiger Sklave — Schuft! Aber ich, bin ich besser? Ich kann den Mut nicht finden, zum besten zweier Unglücklichen eine Rede zu halten, und drei Worte und ein halbes Lächeln der ***, wenn sie da wäre und es von mir verlangte, hätte mich zu deren eifrigsten Verteidiger gemacht. Fluch über Larochefoucauld, der immer recht hat!“ Wußten Sie das schon, daß der empfindsame Sterne ein solcher Schuft gewesen? Ich habe das schon früher gelesen — et puis fiez-vous à messieurs les savans! — Was seinen Wert als Dichter betrifft, drückt sich Byron darüber sowohl in seinem Tagebuche als in seinen Briefen mit großer Bescheidenheit aus, und ich halte diese Bescheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Über Schriftstellereifersucht sagt er: „Ist das Gebiet des Geistes nicht unendlich? Auf einer Rennbahn, die kein Ziel hat, was liegt daran, wer vorn, wer hinten ist? Der Tempel des Ruhms ist wie der der Perser — das Universum, die Gipfel der Berge sind unsere Altäre! Ich würde mich mit einem namenlosen Berge oder dem Kaukasus begnügen, und alle, welche Lust haben, können sich des Montblanc oder des Chimborasso bemächtigen, ohne daß ich mich ihrer Erhöhung entgegensetze.“

Samstag, den 2. April.

Sie sehen aus den Bruchstücken von Lord Byrons Memoiren, die ich Ihnen gestern mitgeteilt, welch ein mannigfaltiges Gedankenleben sich in seinem Tagebuche und in seinen Briefen bewegt. Und ich bin noch nicht in der Mitte des Buches, noch nicht in der Mitte von Byrons Laufbahn; das beste und schönste muß noch kommen.

Sie sehen, daß man ein bedeutender Dichter und ein bedeutender Mensch zugleich sein kann, und ich bitte Sie daran zu denken, wenn ich Ihnen nächstens von dem Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt, den ich in diesen Tagen gelesen, berichten werde.

Achtundvierzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 3. April 1831.

— — Noch einiges von Lord Byron. Charaktere solcher Art sind nicht bloß wegen ihrer selbst wichtig, sie sind wichtiger durch ihre Berührung mit der Außenwelt. Nur daß sie lehrreich sind, verschafft ihnen Verzeihung. Gewöhnliche friedliche Menschen sind elastisch, sie geben jedem Drucke des Lebens nach, erheben oder senken, erweitern oder verengen sich, gehen vorwärts oder zurück, wie sie bewegt werden. Aber in dieser stummen Verträglichkeit, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Zorn und ohne Versöhnung, schläft das Herz, schlafen die Sinne ein, und kein Wunsch und kein Schmerz wird laut. Nicht der ungestörte, nur der Frieden nach dem Kriege ist schön. Aber unzufriedene, störrige, hadernde Geister wie Byron kämpfen mit der Welt, geben oder empfangen Wunden; Sieger, drücken sie der Welt ihr eigenes Gepräge auf, besiegt ihnen die Welt das ihrige. Krank wie sie sind, machen sie alles krank um sich her, und so offenbaren sie die Geheimnisse des Menschen und der Natur. Denn das Geheimnis jeder Kraft wird erst kund, wenn sie abweicht im Maße oder Ziele. Wie mit der Welt, stand Byron mit Gott feindlich. Zum Glauben geht der Weg über den Unglauben. Die Nichtgläubigen, die Gleichgültigen, die leugnen Gott nicht, sie denken gar nicht an ihn und sterben wie die Kinder ohne Sünde und ohne Tugend. Aber die Ungläubigen, die leugnen Gott. Sie kämpfen mit dem Glauben, ehe sie ihn gewinnen; denn hier ist die Niederlage der Sieg. Walter Scott hatte einst dem Byron prophezeit, er würde in reiferen Jahren noch katholisch werden. Das wäre auch ganz gewiß eingetroffen, wenn Byron ein höheres Alter erreicht hätte. Er lästert manchmal recht lustig: „Wie zum Teufel hat man eine Welt wie die unsrige machen können! In welcher Absicht, zu welchem Zwecke, zum Beispiel Stutzer schaffen, Könige, Magister,

Weiber von einem gewissen Alter, und eine Menge Männer von jedem Alter, und gar mich! Wozu?" Es ist doch sehr galant von Byron, daß er nur die alten Weiber, die Männer aber von jedem Alter für schlechtes Machwerk erklärt! Dagegen schrieb er einmal aus Hastings, einem Badeorte, wo er mehrere Wochen verlebte, folgendes an Thomas Moore: „Ich begegnete einem Sohne des Lord Erskine, der mir ankündigte, daß er seit einem Jahre verheiratet und der glücklichste Mensch von der Welt sei. Freund Hodgson sagt auch, er wäre der glücklichste Sterbliche. O! welch eine schöne Sache ist's hier zu sein! und wäre es auch nur um die superlativen Glückseligkeiten aller dieser Füchse mit anzuhören, die, weil sie sich den Schwanz haben abschneiden lassen, andere bereden möchten das nämliche zu thun, um ihnen Gesellschaft zu leisten." Der arme Spötter! Der dumme Fuchs! Ganz kurze Zeit nach diesem Briefe heiratete Byron selbst! Als er den stillen Vorsatz, sich zu verheiraten, seinen vertrauten Freunden mitteilte, und ich als Leser das Geheimnis erfuhr, kam ich in eine wahrhaft komische Angst. Es war mir, als müsse ich Byron beim Rocke zurückhalten, und fast hörbar sprach der Gedanke in mir: Um Gotteswillen Byron, thue es nicht, heirate nicht, du taugst nichts für die Ehe! und wenn alle Weiber Engel wären, jede würde doch deine Hölle, und du würdest der Teufel werden jeder Frau. — Ach! er folgte mir nicht und heiratete. Nach einem Jahre, da er Vater geworden war, verließ ihn die Frau, und sie trennten sich auf immer. Dieser Vorfall brachte die große Welt von ganz England in Aufruhr. Verleumdungen, Haß und Verachtung hetzten den armen Byron fast zu Tode. Selten fand sich ein Freund, der es wagte, ihn leise zu verteidigen. Byron selbst verteidigte sich nicht, und ohne sich anzuklagen, sprach er seine Frau von aller Schuld frei. Diese letztere und deren Familie schwiegen auch aus berechneter Bosheit und gewannen sich durch diesen Schein von großmütiger Nachsicht alle Stimmen. Man hat Thomas Moore vorgeworfen, er habe, ich weiß nicht ob im Interesse von Byrons Familie oder der seiner Frau, wichtige Dokumente unterdrückt, in deren Besitz er gewesen, und die das Geheimnis und das Rätsel jener unglücklichen Ehe hätten aufdecken können. Aber, mein Gott, wo ist das Geheimnis, wo Rätsel! Ich begreife nicht, wie sich Moore so große Mühe geben mochte, Byron zu entschuldigen, was doch, nachdem er folgendes gesagt, sich ganz unnötig zeigte. Moore sagt: „Die Wahrheit ist, daß Geister von höherem Range sich selten

mit den stillen Neigungen des Familienlebens vertragen." „Es ist das Unglück großer Geister (sagt Pope), mehr bewundert als geliebt zu werden." „Das beständige Nachdenken über sich selbst, die Studien und alle Gewohnheiten des Genies, streben dahin, den, der es besitzt, oder wahrer zu reden, den, der von ihm besessen wird, von der Gemeinheit der Menschen abzusondern. Opfer seiner eigenen Vorzüge, versteht er keinen und wird von keinem verstanden. Er wirft in einem Lande, wo nur kleine Münze im Umlaufe ist, Gold mit vollen Händen aus. Man fühlt wohl seine Größe, aber es gehört eine Art Gleichheit dazu, wenn sich wechselseitige Neigung bilden soll. Die Natur hat es nun einmal so gewollt, daß auf dieser Erde keines ihrer Werke vollkommen sein soll. Derjenige, der mit den glänzenden Gaben des Genies auch jene Sanftmut des Charakters und jene friedlichen Empfindungen verbände, welche die Grundlagen des häuslichen Glückes machen, er wäre mehr als ein Mensch. Man betrachte das Leben aller großen Männer, und man wird finden, das der Ausnahmen, wenn es je welche gab, sehr wenig waren." Wie wahr ist das alles, und wie recht haben die Eltern heiratbarer Töchter, wenn sie bei der Wahl ihrer Schwiegersöhne mehr auf Geld als Genie sehen. Mir ist keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialischen glücklich gelebt. Moore, wie gesagt, bemüht sich, den Lord Byron von aller Schuld freizusprechen. Aber unter der Beschuldigung, die er anführt um sie zu widerlegen, ist eine, die er besser nicht erwähnt hätte. Denn sie gründet sich so sehr auf Byrons Charakter, auf seinen Stolz und seine Reizbarkeit, daß selbst ein Billiger und Fremder wie ich, sehr geneigt wird, sie für mehr als Verleumdung zu halten. Lord Byron hatte um das Frauenzimmer, das er später geheiratet, schon früher angehalten; aber das erste Mal einen Korb bekommen. Nun sagt Moore: „Man behauptete und glaubte selbst allgemein, daß der edle Lord den zweiten Heiratsantrag an Miß Wilbank nur in der Absicht gemacht habe, um sich für den Schimpf der früheren Abweisung zu rächen; und man ging sogar so weit, zu sagen, daß er dies der Neuvermählten, als er mit ihr von der Trauung aus der Kirche kam, selbst gestanden habe. Diesem Plane treu, habe er auf nichts gesonnen, als Mittel zu finden, seine Gemahlin durch alle mögliche niederträchtigen und lächerlichen Bosheiten zu kränken. So erzählen es die sehr glaubwürdigen Chronikmacher." Das wäre aber gewiß eine teuere Rache gewesen, und ich möchte auf meinen Tod-

feind keine so großen Kosten wenden. Wenn mir es begegnete, daß mir ein Frauenzimmer, deren Hand ich forderte, einen Korb gäbe, würde ich all mein Leben ihr zu Füßen legen und allen Leuten erzählen: Seht, das ist meine Wohlthäterin, ich habe ihr mein ganzes Glück zu verdanken! Mit welchen romantischen Gefühlen, mit welcher ätherischen Stimmung Byron zur Ehe schritt, verraten folgende wenige Worte. Einen Tag vor seiner Hochzeit schrieb er einem Freunde, aber mit der größten Ernsthaftigkeit: „Man sagt mir, man könne sich nicht in einem schwarzen Kleide trauen lassen, und ich mag mich nicht blau anziehen; das ist gemein, und es mißfällt mir.“ Den häßlichen Ehemann vergessen zu machen, zum Schlusse noch ein Wort vom schönen Geiste. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich erinnere mich, Blücher in einigen Londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und nie sah ich einen Mann seines Alters, der ein so wenig ehrwürdiges Ansehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werbesergeanten macht er Ansprüche auf die Ehre eines Helden. Es ist gerade als wenn ein Stein angebetet sein wollte, weil ein Mensch über ihn gestolpert ist.“

Neunundvierzigster Brief.*)

Luneville, Mittwoch, den 21. September 1831.

— Als ich mich Straßburg näherte, ward mir sehr bange vor Quarantäne und Douane. Es ist etwas Grünes und Gelbes, Afrikanisch-Schlangenartiges in diesen Worten. Ich zittere vor dem gelben Hause auf der Rheininsel, das, wie ich hörte, zum Kontumazgefängnisse bestimmt ist, und, wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile bestimmt, verdrießlich und schläferig zwischen den Bäumen hervorsah. Es ging aber alles sehr gut und schnell von statten. Ich und meine Koffer wurden für gesund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, sondern bloß etwas oberflächlich im Wagen nachgesehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Mietkutsche nach Straßburg kam, wurde mir alles durchstöbert. Der Douanier fragte

*) Mit diesem Briefe beginnt die zweite Abteilung der Börneschen „Briefe aus Paris“. Vergl. die Notiz vor dem ersten Briefe dieses Bandes.

mich, ob es mein eigener Wagen wäre, und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu schlimm! Wir Diebe oder Enkel eurer Diebe, fürchten jede Stunde, ihr, von uns Bestohlenen oder Enkel der von uns Bestohlenen, möchtet einmal so klug werden, euer Eigentum zurückzufordern — welche diebische Gesinnung wir an euch sehr unmoralisch finden; und darum trauen wir euch nicht und passen sehr auf.

Ich verliere immer den Kopf, so oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir ist sehr gut bekannt, daß mit einem Spitzbuben niemand größere Ähnlichkeit hat als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklarieren hätte, antwortete ich: rïen que quelques paquets de tabac pour ma consomation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verstand, er wollte die Qualität des Tabaks wissen und erwiderte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Am Wachthause erkundigte sich der Thorschreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er schnell zurück und holte einen Gendarmen und noch einen Herrn aus der Wachtstube. Letzterer, wahrscheinlich ein Polizeibeamter, forschte mich sehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröstliches, wofür er mir sehr artig dankte. Dieser Herr schien eigens an den Eingang der Stadt beordert worden zu sein, um die Reisenden, die von Deutschland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe haben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geschichte von Warschau wahrscheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Straßburg sprach ich viele Deutsche und einige französische Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaschen Wein sechs Fürsten weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überstimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputierte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Koburg zum Könige von Deutschland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Gestern in Straßburg regnete es, ich brauchte es nicht besser. Heute aber ist einer der schönsten Tage, die ich diesen Sommer noch gesehen. Gestern abend führte mich *** in das Kasino, und dann in sein Haus zum Abendessen. Mein Kritiker, Professor ***, war auch unter den Gästen. In einem zweiten Artikel aus meinen Schriften sind Pariser Sachen

übersetzt, unter anderen die Erzählung vom Greveplatz. Ganz vortrefflich. *** las daraus vor. Er fragte mich, was er ferner übersetzen sollte? Ich antwortete: die Wahl sei schwer, es sei alles schön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des Ministeriums. Ob Frankreich in dieser Stunde ein Königreich ist oder eine Republik, das mag der Himmel wissen. Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen.

— Ist Maria noch mutig und beharrlich? (In der Wasserkur.) Auf jeder Post begleite ich die Pferde an die Tränke, und saufe mit ihnen gemeinschaftlich.

Fünfzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 27. September 1831.

Schon Nr. 4! Ach hielten wir nur schon an Nr. 74, womit unsere vorjährige Korrespondenz geendigt! Ihren Brief habe ich gestern erhalten, also erst am sechsten Tage! Hu! Der war schauerlich und roch nach Pest. Sie hätten ihn gewiß nur mit Handschuhen berührt. Er hatte zwölf mit einem Messer gemachte Einschnitte, war so stark in Essig getränkt, daß man ihn auf eine Kopfbeule mit dem schönsten Erfolge hätte legen können, und die Tinte war von der Schärfe des Essigs ganz aufgelöst. Es war ein schwarzes Meer. Doch konnte ich ihn deutlich lesen.

In Wien soll die Cholera schrecklich wüten, auch unter den höheren Ständen. Sie ist dort ganz jakobinisch und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man von keinem anderen Orte gehört und an dieser Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener schuld sein. Zwar wird sie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenschen ist immer noch eine halbe Indigestion. Auch gestehen sie dort selbst, daß ihre Krankenanstalten noch nicht vollendet gewesen, als sie von der Cholera überrascht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der österreichischen Regierung vor jeder Öffentlichkeit die Cholera in Wien verheerender gemacht hat als sonst überall. Der Österreichische Beobachter, den ich ich erst gestern gelesen, erzählt kein Wort von der Cholera. Der Tod wie das Leben ist dort ein Staatsgeheimnis.

* * * ist auch noch hier, in Baden war er so kränklich, hier ist er ganz gesund. Er fragte mich nach meinen Damen. Es ist sein leidenschaftlicher Wunsch, mit seiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, mehr das öffentliche Leben; Gesellschaften besucht er wenig. Von den Franzosen in politischer Beziehung hat er die schlechteste Meinung bekommen, auch von der Oppositionspartei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, besonders von deutschen Verhältnissen, hätten sie nicht die gemeinsten Schülerkenntnisse.

Ein italienischer Sänger, Rubini, ist jetzt hier; der soll ein Wunder sein, alle, die strengsten Kenner, sind entzückt von ihm. Meine Malibran ist noch abwesend. Inzwischen hat die Pasta, die viel verloren haben soll, deren Rollen übernommen. Die Devrient ist diesen Winter am italienischen Theater engagiert. Meyerbeers Oper kommt bald zur Aufführung ... O Pfui! was krieche ich da auf dem Papiere herum, wie eine Abendblattlaus!

Ich denke immer noch daran, ein Journal herauszugeben und von Neujahr damit anzufangen; bis dahin aber den Stoff vorzubereiten. Ich will auch suchen in die Kunst einzudringen, die mir bis jetzt fremd war. Ich muß auf ein ruhiges Asyl für meinen Geist bedacht sein; denn aus dem Gebiete der Politik, wie ich vorhersehe, werden wir Deutsche bald vertrieben werden.

Das Wetter wird alle Tage schöner. Gestern habe ich bei * * * in Passy gegessen. Er wohnt am Bois de Boulogne, in einem schön gelegenen Hause, das eine herrliche Aussicht auf Stadt und Land hat. Über der Thüre ist ein italienischer Namen eingehauen, der eines Arztes, dem vor dreihundert Jahren Franz I. dies Haus geschenkt. In dem nämlichen Hause wohnte vor sechzig Jahren Franklin, und der erste (bekanntlich von ihm erfundene) Blitzableiter, den Paris bekam, wurde auf dies Haus gesetzt.

Einundfünfzigster Brief.

Paris, Samstag, den 8. Oktober 1831.

Nun, schmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Kamillenthee. Nicht gerade erst jetzt wegen der cholerischen Zeit; mir hat es immer so geschmeckt. Eine Apotheke — alles getrocknet, alles zerstoßen, alles

in Büchsen und Schachteln. Nichts frisch, nichts ganz, nichts frei. Und der vornehme Moschusgeruch, den der Bundestag zu uns gebracht, der macht einem gar übel. Ist noch nichts verordnet, wie viele Juden an der Cholera sterben sollen? Wie viele Einheimische, wie viele Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leibschmerzen oder wird nach Gunst verfahren?

Was es mir in dieser Pest- und Kriegszeit für Verdruß macht, daß ich so wenige Naturkenntnisse habe, kann ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe ich es Ihnen, daß Sie mich so schlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewiesen, ich habe einen unbeschränkten Kredit bei ihr und sie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein geborener Naturphilosoph. Ich habe von meiner frühesten Jugend an Gott und Menschheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das Allelement, die Geschichte eine Art höherer Magnetismus; Geist und Materie unterschied ich nie; der Geist war mir eine unsichtbare Materie, die Materie ein unsichtbarer Geist. Dieser Naturglaube gab mir eine gemeinschaftliche Regel, gemeinschaftliches Maß und Gewicht für alles. Darum setzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Komete, Peste, Kriege, Revolutionen und Erdbeben wußte ich immer in die natürlichsten Verbindungen zu bringen, und wenn mir die Anmaßung der unwissenden Menschen, die das alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erscheint, so habe ich diese Nachsicht eben auch meiner Naturphilosophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menschendünkel Elemente sind wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahnungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder anderen noch mir selbst zu beweisen, wovon ich doch so fest überzeugt bin. Und daran sind Sie schuld.

Ein Aufsatz über die Cholera, den die Allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt, hat mich von meiner Unwissenheit in den Naturwissenschaften recht betrübt überzeugt. Der Verfasser hat ganz meine Ansicht, daß die epidemischen Krankheiten der Menschen mit den Krankheiten der Erde zusammenhingen. Nur spricht er von feuerspeienden Bergen, von Erdbeben, Elektricität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und anderen Dingen, die ich wenig verstehe und was Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, wie ich hoffe, alles erklären werden. Der Verfasser kommt zu dem Resultate: daß die

Cholera höchstens in sehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem westlichen Europa vordringen würde. Er meint, die unterdessen stattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, sowie die Entstehung neuer vulkanischer Inseln bei Sicilien hätten diesen Teil der kranken Erde geheilt. Wir werden sehen. Ich möchte den Vorschlag machen, Kamillen- und Pfefferminzthee statt ihn den Menschen einzugeben, lieber der Erde selbst einzugießen, indem man große Löcher hineingräbt, und um die ganze Erde in der Gegend des Aquators eine Flanellbinde zu legen, sie vor Erkältung zu schützen. Dann würde die Cholera aufhören. Was sagen Sie dazu?

— Die Juden sind dümmer wie Vieh, wenn sie sich einreden, bei entstehender Revolution würden sie von den Regierungen geschützt werden. Nein, man würde sie dem Volkshasse aufopfern; die Regierungen würden suchen, sich um diesen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die greuliche Boaschlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochsen entgegen; den frißt sie ganz auf und dann, wenn sie sich nicht mehr bewegen kann, tötet man sie. Die Juden werden die Ochsen sein, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn sie nicht auf mein Journal abonnieren, mag ihnen Gott gnädig sein.

Gestern abend war *** bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reist heute zurück. Es giebt nichts Komischeres, als die Verzweiflung dieses Mannes, wieder in den deutschen Kerker eingesperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit *** ist es das nämliche. Vor einigen Tagen sprach ich von seiner baldigen Abreise mit ihm; darüber ward er ganz wild und fast boshaft und bat mich um Gottes willen, doch von dieser Sache nicht zu sprechen.

List hat ein sehr gutes Büchelchen in französischer Sprache über Eisenbahnen hier drucken lassen. Es soll sich eine Aktiengesellschaft bilden, welche Eisenbahnen von Paris nach Havre und Straßburg führen, so daß man in zwölf Stunden von hier nach Straßburg wird reisen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich morgens von hier abreiste, könnte ich abends Thee bei Ihnen trinken und den anderen Abend wieder hier sein. Welch ein reizender Gedanke! Heine sagt zwar, es sei eine schreckliche Vorstellung, in zwölf Stunden schon in Deutschland sein zu können. Diese Eisenbahnen sind nun meine und Lists Schwärmereien, wegen ihrer ungeheueren politischen Folgen. Allem

Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich, wie jedes andere Land, könnte dann die größten Armeen innerhalb vierundzwanzig Stunden von einem Ende des Reiches zum anderen führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Überrumpelung im Schachspiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter sind. Aber ich mußte laut auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angst eingeredet. Das wäre Wasser in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredsamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und besonders begeistert ist, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht ausreden; aber einreden — das vermag kein Gott; da ist alles so vollgepfropft, daß nicht für die kleinste Furcht mehr Platz ist. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären, wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angstmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Ängste herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Ästhetik satirische Schreibart! Verlassen Sie sich darauf, daß unser Professor Oertel mit seiner Wasserkur gegen Cholera recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe gestern wieder zwei neue Hefte von Oertels Wasserbibel bekommen, worin schöne Beispiele vorkommen. Unter anderen: Vor kurzem starb in Ansbach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Totenweiber, die mit diesem armen alten Hunde keine Umstände machen wollten, wuschen sie, statt wie üblich, mit warmem, mit kaltem Wasser. Davon wachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder auf und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, seit kurzem hier, hat mich vorgestern besucht. Es ist der Schriftsteller, dessen Buch Gelasius der graue Wanderer ich kritisiert, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemütlich gedankt, und mich dabei: Alter Börne! angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauspiel, der alte Student (es ist gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anspielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Diese wurden bei der Aufführung von jungen polnischen Studenten gehörig gedeutet und mit Enthusiasmus beklatscht. Zur Strafe wurde Maltitz, obzwar sein Stück die Censur passiert hatte und er ein geborener Preuße ist, aus dem Lande verbannt. In der letzten Zeit schrieb er ein episches Gedicht Polonia, was sehr viel gelesen wird. Selbst in Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewunderungswürdiger als die Naivität, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch ist eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Lesen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nötig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüssig. Und solche Konsuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus beim leisesten Geräusche sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach sich selbst die totgeschaffenen Steine sehnen — alles, alles hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich mutlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst versteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hilfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr sieht, und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich so oft Sie wollen nach dem Straßenkote; aber fragen Sie mich nie nach der französischen Politik. Es ist ein gar zu schmutziges Ding. Voriges Jahr sagte ich: Der König ist verloren; jetzt sage ich: Frankreich ist verloren. Wenn nicht der Senator ***, oder sonst so ein Frankfurter Philister, besser Frankreich regierte als das Ministerium, will ich ein Schurke sein. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabinetten wie ein Kind, das sich artig aufgeführt. — Es ist eine Schmach! und stolz sind sie auf dieses Lob — es ist Wahnsinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuilerien. Er wollte es sich bequem machen, er ist jetzt dem Place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin ist ein junger Referendarius zu einjähriger Festungsstrafe verurteilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Messager über die preußische Regierung gestanden, ins Deutsche übersetzt und einigen Freunden zu lesen gegeben hatte. Das Urteil lautet: „Weil er versucht, Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen.“ Jetzt ist es sogar ein Verbrechen, wenn einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerst einsperren, denn diese verbreiten am meisten Mißvergnügen gegen sich selbst.

Alles geht zurück, teuere Freundin. Der Jammer ist nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe ins Louvre. Ich studiere jetzt Gemälde und Tiere. Vorgestern im Jardin des Plantes war ich ganz verloren in dem anblicken der herrlichen Löwen. Der eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in seinem Käfig. Der Löwe schlief, das arme Hündchen saß in dem entferntesten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte sich nicht und sah betrübt aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenlosigkeit, wie der Löwe ein schreckliches der Willkür. Ich wünschte Löwe oder Hündchen zu sein; aber so in der Mitte stehen, den Stolz des Löwen und die Schwäche des Hündchens — das ist die Langeweile.

Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1817.

(Goethes Werke 31. Band.)

„Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheitsgedichte." — Wie einen Gelegenheitsgedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist. Aber wer ein so wetterwendisches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreise fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Händearbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

1789.

Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraumere Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen

damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereignis unter dem Titel: der Großcophta, in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hätte." Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeistert! Wer jedes Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verursacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in seinem Schlafe stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit einer hohlen Seele, ist der Schlaf doch etwas zu teuer bezahlt?

O welch ein Kleincophta! Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht er in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte. Und wie ihn seine Philisterehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, so auch stumm gemacht. Den Kardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es ist gar kein Sinn in dieser Geschichte, so dargestellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moralischen Gourmand wie Goethe mußte Cagliostros Lehre, die er im höchsten Grade seiner Mysterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweihten offenbarte — die Lehre: — „Was du willst, das die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht", — diese Lehre des Antichrists mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürstin Amalie von seiner zweiten Reise in Italien zurück. „Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Kantonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen... In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschieren und manövrieren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Teil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die venezianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so

glücklich geborstenen Schafschädel, der mir ... jene große früher von mir erkannte Wahrheit: die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte ...."

Was? Goethe, ein reichbegabter Mensch, ein Dichter; damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne steht, wo der Baum der Erkenntnis zugleich mit Blüten und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrate, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so wertlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzuteilen? Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Offiziere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blassen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungsgeiste kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Märchen aus Tausend und einer Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzerbrücke, die Zehenmänner; es sind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichische Polizei liegt davor gelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendrot überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrack er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge, und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden" — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafsschädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lamas Speichel

kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebues warmer Thränensuppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethes gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernsteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August (Goethes Geburtstag — das vergißt er nie) schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, sowie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel hinab nach Coblenz, Mannheim. Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen, durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Teile von Fischers physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile, stockende Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten ...“ Kein Wort über die Kriegsereignisse! Interessiert ihn auch die Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plastischer Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künstlerischen Darstellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchsten und allerhöchsten Personen und ihren höchsten und allerhöchsten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach 40 Jahren verstummen.

1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beschäftigte er sich mit Reinecke Fuchs und übte sich im Hexameter. Warum sagt er nicht, was er zu jener Zeit so oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfassung des berühmten Manifests des Herzogs von Braunschweig Teil gehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und so hielt ich, für meine Person wenigstens, mich immer fest an diese Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt.

Einem thätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Litteratur befördernden Manne wird man

es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm sprach, was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken (die französische Revolution eine verdrießliche Geschichte!), und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten."

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen".

Nun wahrhaftig, die in Weimar müssen unerhört schwache Nerven gehabt haben, wenn sie dies Scheinbild der französischen Revolution, das Goethe im erwähnten Lustspiele darstellt, in Angst versetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden sich wohl bei der Aufführung jener Possen ebenso gelangweilt haben, als ich es beim Lesen gethan, mit dem ich soeben fertig geworden; und Goethe schrieb das Gähnen statt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt ist folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ sich weißmachen: zu den Jakobinern in Paris, welche alle gescheite Leute in allen Ländern aufsuchten, an sich zögen und benutzten, wäre sein Ruf erschollen, und seit einem halben Jahre geben sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris seinen Verstand und seine Geschicklichkeit. Ein Spaßvogel, der sich für einen Abgesandten der Jakobiner ausgiebt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in seinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falschen Schnurrbart. Die ganze Freiheitskomödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Und in diese alberne Milchsuppengeschichte wollte Goethe den Weimarern einen Abscheu vor der französischen Revolution einbrocken! Und die Weimarer sollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es ist nicht möglich.

Noch lächerlicher ist das Lustspiel die Aufgeregten. Auch in diesem dramatischen Bilde wollte Goethe die Greuel der französischen Revolution darstellen, um die Deutschen vor Freiheitsschwindel zu bewahren. Nun lese man die Folgen, welche das unglückselige

Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. Erste Folge. Louise sagt: sie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr gestrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen später nach Hause gekommen. Zweite Folge. Das Kind der Gräfin fällt sich ein Loch in den Kopf, weil sein Hofmeister, der die Zeitungen las, nicht auf dasselbe acht gegeben. Und das ist alles! Die Berliner freilich werden manches in diesem Drama sehen, was einem kurzsichtigen Süddeutschen entgeht. Sie haben einen Herschelschen Goethoskop — wir nur unsere Augen.

1794.

„Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnis großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen."

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den centnerschweren Haß Goethes gegen die französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen geängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung mieten; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvorteilhafte Kaufanträge gemacht; das Beraten mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er sich über Fichtes Lehrweise in Jena entsetzte, daran verbrannte; wie Fichte sich in seinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt habe". Wie „uns dessen Äußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregung zugezogen."

1795.

Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden Talentes in gutem Vernehmen gestanden; er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins allgemeine förderte ... ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömm-

licher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nur nicht gar zu arg machen, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältnis abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wut und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die greulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

Goethe, wie alle Grenzmenschen, das Stadtthor seiner Welt, sie schließend, verteidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Thor wird niedergerissen oder überbaut, und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam."

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt und uns zu einem Umwege nötigt, so oft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und naiv ist Goethe! Er gesteht, er habe Reichardt lieb gehabt, so lange er ihm nützlich gewesen, indem er durch Kompositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehaßt. Das ist sachdenklich!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte." Ich will diese natürliche Tochter, dieses vieljährige Werk geziemendes Ernstes, wieder einmal lesen; aber jetzt nicht, nicht in diesen rauhen Herbsttagen. Im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrorenes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden."

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht die Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sei.

1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung, und schon am Abend der Vorstellung trat „ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem; wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Modejournal projektiert, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten."

1803.

Nichts Lächerlicheres, als bald der ernste, dürre Ton, bald die breite, kunstschmausende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in diesem seinem Büchelchen über das kleinstädtische Hof- und bürgerliche Stadtbauwesen in Weimar sich so oft ausläßt. Was der Kunstfreund an solcher Puppenarchitektur so Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1805.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes trat mir, was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Stils, die jeden Zimmerboden mit gekräuseltem

Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häusern mit Ölfarbe anstreicht. Dann die aufgenötigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden Gedanken seiner Leser hängt. Endlich die tyrannische Ordnung, die Geist und Herz nach dem Takte eines Melzelschen Metronomen sich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Öhlenschlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimarische Bühne zu bringen, und schon war alles dazu vorbereitet. „Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von diesem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unserer Großherzogin, und wie das Trompeterchor eines preußischen Regiments im Theater Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben. — Theaterrepertoir — geschenkte Zeichnungen und andere Kunstnachrichten. — Vollständiges Verzeichnis der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunstgegenstände. — Reise nach Karlsbad und dort genossene Kupfersammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Karlsbad: „Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit das Urteil zu entfalten, das unseren Zustand bedrohte. — Mineralien."

„Über eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihn in seinem Kreise förderte, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Räsonneurs nichts zu fürchten hatte." Daß man ja nicht denke, indem er solche Schulen lobend erwähnt, er sei der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menschen machen sollte. Der Unterricht ist nur das Öl,

womit man das Rad einer Maschine schmiert, daß diese besser gehe. Räsonnieren soll das Rad nicht, sondern nur geschmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen.

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier zu Niederrosla“ möchte schwer auszusprechen sein.

Und als beim Herankommen des Ungewitters jedermann ängstlich einen Schlupfwinkel suchte, rief Goethe, als man eben die ersten Lerchen speiste, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viele gefangen werden.“

1807.

Schrieb in Karlsbad eine kleine mineralogische Abhandlung. „Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der oberen Prager Behörde eingeholt werden, und so hatte ich das Vergnügen, auf einem meiner Manuskripte das visa der Prager Censur zu erblicken.“

In Karlsbad erwies ihm die Fürstin Solms „ein gnädiges Wohlwollen“.

1808.

Bekennt, daß er seit einigen Jahren keine Zeitungen gelesen. Nach Karlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der Allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Retardation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Kassel“.

1810.

„Die Gegenwart der Kaiserin von Österreich Majestät in Karlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im stillen.“

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Karlsbad und tranken Ungarwein. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drei bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum Weine!

Obrist Otto, alt	87	Jahre
Reimschneider Müller .	84	„
Ein Erfurter	82	„
	253	Jahre.

Sie zechten wacker und nur der letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung; die beiden anderen griffen dem jüngeren unter die Arme, und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung."

1813.

Durch die Kriegsereignisse geängstigt, suchte er Ruhe, indem er sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste."

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereignisse des Tages findet sich: „Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein."

1816.

Man verzeiht Goethe fast die kindische Aufregung, in welche ihn jeder Widerspruch seiner Farbenlehre versetzt, weil er doch da einmal aus seinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urteil der Menschen kümmert. „Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutschen angeborenen unartigen Zudringlichkeit." Das kann doch den Deutschen wahrlich ihr ärgster Feind nicht nachsagen, daß sie unartig zudringlich wären. Nur zu schüchtern und artig sind sie! Goethe legte das Buch ungelesen beiseite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufschreckte. „Ein solcher innerer Friede ward durch den äußeren Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Isis erschien, und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah."

1817.

„Ein Symbol der Souveränität ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thorn den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir sämtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Ranggebühr erschienen."

„Zu jener Zeit studierten in Jena und Leipzig viele junge Griechen. Der Wunsch, sich besonders deutsche Bildung anzueignen,

war bei ihnen höchst lebhaft, sowie das Verlangen, allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben; nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen regiert werden!"

„Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland." Gott welch ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was sie darunter verstehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weise nicht zu schematisieren verstand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Gebiet unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Die Frau Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen." Das schrieb er in seinem 71. Jahre. Welche Jugendkraft!

Zweiundfünfzigster Brief.

Paris, den 13. Oktober 1831.

Diese Woche war wieder sehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reformbill in England, und die abgeschaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Aristokratie gesiegt, hier hat sie eine Niederlage erlitten. Es ist eine Kompensation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen und nichts verloren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherrschaft zur Folge haben; dagegen kann die Abschaffung der Erblichkeit der Pairs in Frankreich wieder zum Absolutismus führen. Wenn es noch eines Anlasses bedürfte, den Haß der großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen, so ist er jetzt durch Herabwürdigung

der französischen Aristokratie gefunden. Die Familie Von in Österreich und Preußen wird ihre Verwandtschaft rächen. In Deutschland nimmt alles so eine schlechte Wendung, wie ich es vorhergesehen. Die badische Kammer ist dem preußischen Mautsystem beigetreten, das heißt, es hat sich der preußischen Politik unterworfen. Und alle Deputierten, die ich diesen Sommer in Karlsruhe gesprochen, haben doch gegen diese verderbliche Allianz mit Preußen, wie gegen Gift geeifert. Welche Menschen! Mit ihrer Preßfreiheit ist es auch nichts. Ein in Karlsruhe erscheinendes französisches Blatt, ob es zwar unter Censur stand, ist auf Antrag des Bundestages unterdrückt worden. Ich habe mit der Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr schreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angesehen, die zum Übermute, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert. In dem ersten Artikel meines projektierten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich sage unter anderen: „In früheren Zeiten hatten wir die ‚friedliche Wage in unserem Schilde geführt. Glühendes Gefühl, unsere Liebe und unserem Zorn, unsere Hoffnung und unsere Furcht, den wilden Sturm des Herzens — alles brachten wir unter Maß, und brachten Ordnung in jede Leidenschaft. Zwar wurden die Machthaber immer von uns verwünscht, weil sie trotzig behaupten, das Glück und die Freiheit der Welt sei ihr Eigentum und von ihrem guten Willen, von ihrer eigenen Schätzung hinge es ab, wie viel sie den Völkern davon zurückhalten, davon überlassen, und welchen Preis sie dafür verlangen mögen. Aber wir dachten: es sei! mit Krämern muß man feilschen; da ist Gold, da ist die Wage.‘ Aber sie strichen das Geld ein, und warfen höhnisch das Schwert in die Schale. Wollt ihr's so? Nun es sei auch. Schwert gegen Schwert.... Denn seit wir gesehen, daß der jüngste König um die Gunst der ältesten Tyrannen buhlt, und die ältesten Tyrannen selbst den Raub einer Krone lächelnd verzeihen, wird nur zugleich mit der Krone die Freiheit auch geraubt — seitdem hoffen wir nichts mehr von friedlicher Ausgleichung. Die Gewalt muß entscheiden. Besiegen könnt ihr uns, aber täuschen nicht mehr.“ Ich werde das Journal die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht einen ganz verwirrt. Im Oktober zwanzig Grad Wärme! Vielleicht hat der Himmel beschlossen, daß sich die Fürsten noch diesen Herbst die Hälse brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach gestern angekommenen Nachrichten hat

das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform gestimmt. Wellington soll sein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution giebt, werden die Alliierten über Frankreich herfallen, wovon sie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum ersten Male im neuen Theater des Palais Royal, wo einige ganz allerliebste Stücke mich sehr unterhalten, und mir das sauere Blut etwas versüßt haben; besonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Fée, ou Les chansons de Béranger. Berangers Großvater, ein armer Schneider, sitzt und näht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigerufene Amme erscheint, verwandelt sich in eine Fee, und zwar in die Gestalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rote Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alten Schneider, seinem Enkel das schönste Lebenslos zu schenken, ihn zum Freiheitsdichter zu machen. Jetzt erscheinen, von dem Zauberstabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Berangers unter allegorischen Personen. Zuletzt wird seine Büste bekränzt. Es ist eine vollkommene Apotheose.

Berangers Herkunft und Geburt sind im Vaudeville historisch dargestellt. In seinem Liede Le Tailleur et la Fée, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an de Christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand père,
Moi nouveau né, sachez ce qu'il m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es ist etwas, das die heutige französische Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuschten; schwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Beranger hat seit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied gesungen. Gleich in den ersten Tagen machte ihm die böse Ahnung dessen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der schlimmsten

Besorgnis die Zunge schwer. Selbst die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben sein, die ihn doch unter dem Drucke der Zeiten, da die älteren Bourbons herrschten, zu Wein-, Liebes-, Freiheits- und Spottliedern begeistern konnte. Die neuen Machthaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ sich nicht ködern und schwieg, und dieses stumme Lied schallt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines seiner früheren Lieder gethan.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich anfange, mich mit der bildenden Kunst zu beschäftigen, und wie ernst es mir damit ist, habe ich neulich an meinem ersten Besuche im Museum selbst erprobt. Ich habe zum ersten Male in meinem Leben alles so bedächtig, so genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erste Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunstwerken darin aufbewahrt wird. Es ist etwas, meinen alten Geist aufzufrischen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verschaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt schon über mich selbst lustig, wie ich mich einmal später öffentlich über Kunst werde vernehmen lassen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verständnis der Kunstwerke ganz unentbehrlich ist, nämlich die Technik. Aber ich werde diese Unwissenheit, wie manche andere, schon durch rote, grüne, und gelbe Worte zu bedecken wissen.

— Die Gnade des Kaisers von Rußland gegen die unglücklichen Polen steht in voller Blüte. In Warschau sind schon fünfzehnhundert Personen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behilflich ist. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß sich die Völker auch verschwägern und einander in der Not beistehen?

— Der Baron *** aus Wien, dessen ich schon erwähnt, sagte mir, in Wien wäre kein gebildet Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich frage ihn: ob er Gesellschaft bei sich gehabt? Er erwiderte: „Ich war in Ihrer Gesellschaft dort.“ Er hatte nämlich meine Werke bei sich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie lesen weniger, besonders Journale, und haben darum keinen verschlemmten, abgenutzten Geist. Wenn sie Verstand haben, ist er selbständiger, origineller als der der Nordländer. Dabei sind sie gutmütig und sind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiser lobt.

Freitag, den 14. Oktober.

Auf den Boulevards, und was noch wunderlicher ist, auf dem Platze vor der Börse, findet man jetzt sehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgestellt. Die heilige Ware liegt auf der Erde unter anderen profanen Büchern oder sonstigem schlechten Trödel. Sie sind sehr wohlfeil und gehen gut ab. Sie stammen von der hiesigen Bibelgesellschaft, die sie unentgeltlich austeilt, worauf sie denn, wie billig, von den Geschenknehmern verkauft werden. Gestern sah ich einen wohlgebildeten Mann, von etwa fünfzig Jahren, der sich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktasche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er sich weniger schämte, die Bibel als die Ente öffentlich zu tragen, und daß er um die letztere länger gefeilscht als um die erstere. — — Ah je respire! Da ist Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schüler immer gewesen, ich kann die Angst nicht lassen.

Aber was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt sei? Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fühle, hat es natürlich — zwar immer noch den Reiz, aber nicht mehr den Überreiz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutschland liegt so ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geschehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Dreiundfünfzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 19. Oktober 1831.

Es ist wieder von Stiftung einer deutschen Zeitung in Paris die Rede, und wenn sie zustande kommt, werde ich wahrscheinlich besonders thätig dabei sein. Einflußreiche Personen fangen an einzusehen, wie wichtig für Frankreich selbst deutsche liberale Zeitungen werden können, und man zeigt sich geneigt, mit Geld und auf andere Weise zu unterstützen. Ich werde da freilich sehr vorsichtig sein müssen, daß ich meine Unabhängigkeit nicht verliere. Doch brauche ich nicht zu ängstlich zu sein; denn ich höre Ketten schon im siebenten

Himmel rasseln, und habe immer Zeit, meine Freiheit sicher zu stellen. Wer von den hohen Personen die Sache angeregt, daß weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verstehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlassen, bis ich die Hand gedrückt, die den ersten Ring faßt; sonst könnte geschehen, daß ich glaubte mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterschied sein zwischen meinen verschiedenen Vermutungen. Doch das schreckt mich nicht ab, man muß leben und leben lassen, und wenn ich der guten Sache nützlich sein kann, mögen andere auch ihren persönlichen Vorteil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden schon geahnt, wurden mir hier bestätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutschen Zeitungen ungewöhnlichen Schönheit des Druckes und Papiers der in München erscheinenden Tribüne, — der mysteriöse Umstand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (württembergischer Unterthan) aus Patriotismus die Fonds dazu hergiebt — der Geist der Widersetzlichkeit gegen die bayerische Regierung, der das Blatt beseelt — gab mir allerlei Vermutungen. In Paris, wo man alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Württemberg die Tribüne gestiftet und bezahlt, um sie als Waffe gegen Bayern zu gebrauchen. Bayern hat sich nämlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeschlossen. Baden, Württemberg und andere kleine Staaten sollen ganz aufgelöst und zwischen Österreich, Preußen und Bayern geteilt werden. Und so weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Opposition widerstehen zu können (so wird gesagt; wohl eigentlich aber mehr, sich der Despotie des deutschen Bundes entgegen zu setzen). Sie hat zum Redakteur einen guten Schriftsteller, Professor Münch, berufen und giebt ihm dreitausend Gulden Gehalt. Lindner ist Mitredakteur. Auch an der Tribüne schreibt er viel. Wo auch immer im geheimen etwas Moralisches vorgeht — er muß dabei sein.

Der König von Bayern, den man neulich fragte, welche Anstalten man für ihn und sein Haus gegen die Cholera treffen solle? hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen gestorben, wird mich auch die Cholera verschonen.“ Also Freiheit und Pest sind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Pest und König.

Donnerstag, den 20. Oktober.

Ich war seit einer Woche zweimal im italienischen Theater, und habe die Pasta und den vergötterten Rubini gehört, beide im Othello und Tankred. Die Pasta soll an dem einen Ende ihrer Stimme einige Töne verloren, dafür aber an dem anderen einige Töne gewonnen haben. Ob oben oder unten, weiß ich nicht. Die Pasta singt immer noch herrlich, aber ihre Stimme drang mir nicht in das Herz. Ihr Vortrag ist höchst edel, aber kalt, plastisch, antik; sie singt nicht christlich. In Glucks Opern wäre sie an ihrer Stelle. Das ist mein Urteil. Die anderen finden nichts an ihr zu wünschen übrig. Als Desdemona verglich ich sie mit meiner immer noch angebeteten Malibran, und diese Vergleichung konnte sie nicht ertragen. Rubinis verherrlichter Gesang ließ mich auch kalt; ich liebe diese stählernen Stimmen nicht, und dann hat seine Stimme etwas Räsonnierendes, eine Art Echo hinter sich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tankred gefiel mir die Pasta besser, das fra tanti palpiti hätten Sie hören sollen. Es war närrisch darüber zu werden. O ihr armen deutschen Kleinstädter mit eueren Achtzehn-Batzen-Primadonnas! Eine dicke deutsche Dame, und wahrscheinliche Berlinerin, die hinter mir saß und die ich, noch ehe sie Deutsch sprach, daran als Landsmännin erkannte, daß sie bravo statt brava schrie, — schwitzte Entzücken. Ich mußte ihr geradezu ins Gesicht lachen. Diesen Winter ist die italienische Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Korridors, von unten bis oben, mit scharlachrotem Tuche bedeckt. Man glaubt in einem Palaste zu sein. Das hat noch gefehlt, diesem adeligen Vergnügen völlig ein aristokratisches Ansehen zu geben. Zwischen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in alle Logen hineingesehen. (Sie erinnern sich, daß die Logenthüren Fenster haben.) Die Pracht und der Geschmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, selbst männlichen, alten und schon beschäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Musterung passieren, und es fanden sich nicht zwei schöne Gesichter darunter, — wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heiratserlaubnisse erteilt? Ist das kontagiös oder miasmatisch? Auf jeden Fall ist es eine kometenartige Erscheinung und Vorläufer der Cholera.

Der Senat und der gesetzgebende Körper sollten sich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht schwitzen sie die rostrote Philisterei aus und werden gesund.

*** ist gestern nach Amerika zurückgereist. Das ist ein unordentlicher Mensch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreisen, und um drei Uhr traf ich ihn ganz atemlos auf der Straße laufen, erst bei seinem Bankier das nötige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hause. Seine zwei Koffer wurden erst gepackt, und wie! Noch nasse Federn, mit denen er eben erst geschrieben, wurden im Koffer auf die Wäsche gelegt. Während gepackt wurde, schrieb er eine Vorstellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zusammen wie einen Wäschezettel, und ließ die Besorgung an den König dem Portier zurück. Dazwischen kamen Rechnungen, Besuche — es war den Schwindel zu bekommen. Wenn er den Postwagen nicht versäumt, hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege noch Seidenwaren für seine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bei Tische hätten Sie ihn sehen sollen, wenn ich und *** Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleisch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn sein Lachen oft dem Ersticken nahe.

Warum ist denn der dumme *** nach *** zurück? Warum hat er sich fangen lassen? Hoffte er, seine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unsere Zeit. Dumm zu sein auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majestätsrechte angesehen und als solches bestraft.

Montag, den 24. Oktober 1831.

Seit der Revolution sind die Theater völlig frei, und alle Censur der aufzuführenden Stücke ist aufgehoben. Nun hatte vorgestern das Theater des Nouvautés ein neues Drama **Procès d'un maréchal de France** angekündigt. Der Prozeß des Marschalls Ney sollte darin vorgestellt werden, die Pairskammer erscheinen, vollständiges Gericht gehalten, und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Neys Tod gestimmt. Die Regierung fürchtete die üblen Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ also durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theaterdirektor erklärte, er werde sich an das Verbot nicht kehren, da es gesetzwidrig wäre, und ließ abends sein Haus öffnen. Da

wurde aber das Theater von der Polizei umstellt, jedem der Eingang ins Haus verwehrt und so die Aufführung mit Gewalt verhindert. Gestern war das Stück abermals angekündigt und das Haus abermals gesperrt. Ich war beide Abende zugegen. Der ganze Börsenplatz war von der bewaffneten Macht und dem Volke besetzt; letzteres verhielt sich aber ruhig. Der Theaterdirektor hat gegen diese Gewalt protestiert und erklärt, er würde jeden Abend das Stück ankündigen lassen, die Polizei bei den Gerichten belangen und um Schadenersatz anhalten. Nun will ich zwar gern glauben, daß das Drama skandalös sein, daß es Unruhe erregt haben mag und daß die beleidigten Pairs Grund genug bekommen hätten, den Theaterdirektor und den Verfasser vor Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung durfte nicht verhindert werden, denn durch die neue Charte ist alle vorhergehende Censur aufgehoben, und die Regierung hat sich hierbei einer wahren Verletzung der Konstitution schuldig gemacht. Es ist eine Ordonnanzgeschichte in kleinem Fuße.

Vierundfünfzigster Brief.

Paris, den 29. Oktober 1831.

Von einem merkwürdigen Werke, das zehn Bände haben wird, ist gestern der erste Teil erschienen. Er liegt vor mir auf meinem Tische, ich habe ihn aber noch nicht gelesen. Sie sollen später darüber genaue Rechenschaft bekommen. Das Buch heißt: Paris, ou le Livre des cent-et-un. Wie auch das Buch beschaffen sein mag, auf jeden Fall ist es eine von den Erscheinungen, wie sie nur Paris hervorbringt und die allen, die im Geiste leben, den hiesigen Aufenthalt so angenehm machen. Das Buch ist auf folgende Art entstanden. Ladvocat, einer der bedeutendsten hiesigen Buchhändler, ist durch den Druck dieser Zeit in Not und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben alle die Schriftsteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, sich vereinigt, gemeinschaftlich ein Buch zu schreiben und es dem Ladvocat unentgeltlich zu überlassen. Sie haben zu diesem guten Werke noch andere Schriftsteller eingeladen, so daß der Verein bis zu hundertundsechzig angewachsen ist. Das erlassene Cirkular lautet wie folgt: „Les soussignés, voulant donner à Mr. Ladvocat, libraire, un témoignage de l'in-

térêt qu'il leur inspire, dans les circonstances fâcheuses où il se trouve par toutes les pertes qu'il a éprouvées depuis un an, ont résolu de venir à son secours en s'engageant à lui donner chacun au moins deux chapitres qui devront composer un ouvrage intitulé: le diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs comme elles sont. Ils invitent tous les hommes de lettres qui n'étaient pas présentés à leur réunion, à venir se joindre à eux pour secourir un libraire qui a si puissamment contribué à donner de la valeur aux productions de l'esprit, et à consacrer l'indépendance de la profession des hommes de lettres." Darauf folgt das alphabetische Verzeichnis von hundertundsechzig Schriftstellern, worunter alle bedeutende, die Frankreich hat: „Béranger, Chateaubriand, Cuvier, Delamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard, Scribe, Thiers, Villemain u. s. w. Ladvocat sagt: „dans l'impossibilité où se trouve l'Editeur de témoigner sa reconnaissance à la littérature contemporaine pour la bienveillance toute paternelle qu'elle lui a prodiguée, il se borne à imprimer l'engagement et la liste des hommes de lettres, qui sont venus à son aide avec tant de zèle et de chaleur; il conserve cette liste chargée de leurs noms comme on conserverait des lettres de noblesse acquises sur le champ d'honneur." Das Buch kann nur höchst interessant sein. Denn sind auch unter dessen Verfassern Schriftsteller von minderer Bedeutung, wie unser Paul de Kock und solche andere, so muß doch das dem Werke wegen einer besonderen Art und Beschaffenheit einen Wert mehr geben. Es wird nämlich ein neues Tableau de Paris gleich dem von Mercier, Jouy und anderen. Aber diese sind alt, und da die Sitten sich verändert, nicht mehr treu. Übrigens wurden jene Tableaus immer nur von einem Verfasser geschrieben; die Ansichten der Pariser Dinge und Verhältnisse mußten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundertundsechzig Menschen, jeder von seinem Standpunkte aus; das Gemälde muß daher treuer werden. Und es sind Schriftsteller von den verschiedensten Geistesrichtungen und bürgerlichen Verhältnissen und Gesinnungen. Prosaiker und Dichter, Philosophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputierte, alte und junge, Männer und Weiber, Klassiker und Romantiker, Liberale, Ministerielle, Ultras, Royalisten, Karlisten, Bonapartisten. Diese werden sich selbst zeichnen, und das ist der Gewinn. Selbst gemeine Schriftsteller, wie

Pigault-Lebrun, Paul de Kock müssen dem Buche zum Vorteile gereichen, denn solche Naturen bemerken vieles in der Welt, was besseren und geistreicheren Menschen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Kasino gehalten wird, will ich Ihnen erklären. Erstens durfte sie die Frankfurter Post wahrscheinlich nicht kommen lassen, und zweitens war das auch nicht der Fall, so haben die Herren Gesandten ihre Anhänger im Kasino, die es anzustellen wissen, daß jenes Blatt nicht angeschafft wird. Übrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich gestern erfahren, hat der Redakteur Wirth sich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflösung der Kammern arretiert werden solle, und daß es ihm dann schlecht ergehen würde. O wie habe ich alles vorhergesehen, vorhergesagt, und wenn meine Briefe nicht schön sind, werden sie doch wahr sein! Haben Sie in den Zeitungen die Note des russischen Kaisers an die kleinen deutschen Höfe gelesen? Gleich nach dem Falle Warschaus stieg seine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverschämtheit. Er sagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß sie dem revolutionären Unfug in ihren Staaten ein Ende machten: er droht ihnen mit seinem Beistande, wenn sie sich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipst wie der alte Vogel gesungen. Die kleinen Ministerchen in Karlsruhe, die diese ganze Zeit über gelispelt wie eine Kindbetterin nach schwerer Geburt, fangen jetzt an und brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutsche Bestie, sie mag noch so wild und gefährlich sein. Der badische Finanzminister, den neulich ein Deputierter in der Kammer an die Vorlage einer Finanzrechnung erinnert, die man schon längst erwartet habe, erwiderte: man solle ihn mit solchen Fragen ungeschoren lassen. „Ja, sie wollen scheren, aber sich scheren lassen, das wollen sie nicht.“ Aber der Deputierte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er sagte: das Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Minister ungeschoren lasse. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe statt. Der Deputierte Welker, der für seinen Geist, seinen Mut und seine Beharrlichkeit die Bewunderung und den Dank von ganz Europa verdient (denn die Freiheit selber des kleinsten Staates ist eine Angelegenheit der ganzen Welt), hat die Motion gemacht: die badische Regierung solle bei der deutschen Bundesversammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürsten repräsentieren, auch eine deutsche

Volkskammer gebildet werde. Die Karlsruher Minister, als diese Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Mut, sie mit anzuhören und sind vor Angst aus der Kammer gelaufen. Ist das nicht köstlich, deutsch, eine in Spiritus zu verwahrende Geschichte? Auch Rotteck und Fecht haben sich bei dieser Gelegenheit herrlich benommen. Aber alle diese kühnen Redner, wie Mauguin neulich in der Kammer sagte, „stehen schon auf der Proskriptionsliste", und, wie ich im vorigen Winter prophezeit — wenn Prophetengeist dazu gehört, eine tausendjährige Vergangenheit zu beurteilen — es wird in Deutschland mit einer großen Hängerei endigen. Auch habe ich aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entsagt. Vorgestern fing ich einen Aufsatz an, mit dem mein projektiertes Journal beginnen sollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing ich an, ein eitler Narr zu werden, und bin es geblieben diese vier Wochen lang, die ich hier schon zugebracht. Erst gestern schüttelte ich mich und kam wieder zur Besinnung. Ich wollte es dem großen Goethe nachthun, ich wollte das Unnachahmliche nachahmen. Ich wollte werden, sein wie er — unnahbar, kalt, wurzelfest, teilnehmend aber nicht teilgebend, und gefühlloser als selbst eine Steinwand, die doch Empfindung schwitzt, wenn sich der Frühling naht. Schlachten und Stürme und jammervoller Schiffbruch, Tyrannenwut, atemlos gehetzte Freiheit, gemordete Unschuld, Himmel und Erde, Feuer und Frost, die Natur und die Geschichte — alles wollte ich mir in behaglicher Ordnung in meinem Zimmer aufstellen, und mir dann aus Wahrheit und Lüge, aus Recht und Betrug, aus Treue und Verrat, aus Liebe und Haß, aus Gott und Teufel ein köstliches Ragout bereiten und kunstschmausend alle Stunden aller meiner Tage verleben, und nur während der Verdauung milde und leise beklagen, daß der Arm des Teufels viel zu kurz, und daß Gott der Vater etwas nachgedunkelt ..... Titanenübermut! Kindische Vermessenheit! Nicht bis an die ersten Wolken kam ich. Ich fiel herunter; aber mit blutigem Munde küßte ich meine gute Erde und vergaß meine Schmerzen. Ich will lieben und streiten wie vor. Und keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr! Sie haben Milch in Blut, Blut in Essig verwandelt, und haben den Essig vergiftet. Ein Thor, wer noch in unseren Tagen die Schamlosen durch Großmut zu beschämen, die Hartherzigen durch Bitten zu erweichen gedenkt! Teufel gegen Teufel!.... Weil sie die Völker so lange wie Kinder behandelt, sind sie bis zu Kindermädchen herabgesunken. Sie dahlen und

tändeln, und lügen und drohen, und patschen und schmeicheln, und kitzeln und windeln, und waschen mit dem Schwamme. Aber das Sprudeln und Weinen der Kindern macht sie leicht ungeduldig. Sie ziehen dann ihr weißes Häubchen ab, und zeigen die düstere Krone darunter; sie legen die Rute weg und holen den Scepter. Nun wohlan! An der Grenze eurer und unserer Geduld erwarten wir euch!... Zwar sollten die Menschen verstummen, wenn Gott selbst spricht, wenn der Himmel mit der taubstummen Welt in Zeichen redet. Aber die Unglückseligen haben nur französisch gelernt; die Sprache des Himmels verstehen sie nicht, seine Zeichen verspotten sie. Wir wollen Dolmetscher des Himmels sein, wir wollen deutsch mit den Herren sprechen. Ihres Dankes sind wir nicht gewärtig, um ihre Verzeihung, daß wir sie zu retten gesucht, werden wir nicht betteln. Der Löwe bezahlte den Storch, der ihm den Tod aus dem Halse gezogen, zwar mit Löwentrotz — doch er bezahlte ihn. Aber das war ein König der Tiere; die Könige der Menschen sind so großmütig nicht."

Kann ich aber in einer solchen Stimmung ein Journal schreiben? Es ist nicht möglich. Mit dieser Wut ist man ein guter Soldat, aber ein schlechter Feldherr. Nun wohl, ich entsage lieber der Ehre und will lieber ein gemeiner Soldat sein, denn ich will streiten wie ein Bär. Ich habe es mit dem Journal ernstlich versucht, aber es ging nicht. Ich konnte den Stoff nicht bemeistern. Ich hatte mir verschiedene Kapitel bestimmt, über diesen und jenen Gegenstand. Wenn ich nun Materialien zu meinem Aufsatze genug hatte, brachte mir der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum alten gesellte, und so kam ich nie zum Anfange. Auch bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich Luft machen, ich muß einen haben, mit dem ich alle Tage, zu jeder Stunde spreche; kurz, ich kann nur auf Briefpapier schreiben. Und jetzt werden Sie mich wieder auslachen und triumphieren. Thun Sie das, Sie haben doch den Schaden davon. Ich werde Ihnen also wieder Briefe schreiben wie vorigen Winter, und weiter nichts arbeiten.

Samstag, den 30. Oktober.

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erspart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn diese Erfindung sich auch außer England verbreitet, wird die deutsche Bundesversammlung, weil es schwer zu verhindern ist, daß unter die un-

schuldigen Schnupftücher sich nicht auch jene staatsgefährlichen mischen, den Beschluß fassen, daß einstweilen auf fünf Jahre alles Nasenputzen verboten sei. O Gott! Weit davon entfernt ist man nicht. In Preußen sind sie toll zum binden. Sie wollen es Österreich nachmachen! Die Dummköpfe. Sie sehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunst, zur Dummheit angeborenes Genie gehört. In Berlin wird bald eine Verordnung erscheinen, die jede Anzeige eines Buches im ganzen Lande verbietet, wenn sie nicht vorher in einer Berliner Zeitung stand. Wenn ich sage, daß unsere deutschen Regierungen sämtlich verrückt sind, so meine ich das im wirklichen medizinischen Sinne. Sie haben eine unheilbare fixe Idee, die französische Revolution ist ihnen in den Kopf gestiegen, und ich fürchte, sie können selbst durch viele Schläge nicht mehr kuriert werden. O wie traurig! Denn wenn die Regierungen verrückt sind, werden alle vernünftigen Leute eingesperrt.

Die Griechen haben sich von ihrem Tyrannen Capo d'Istrias auf echt antike Weise befreit. Nicht durch Zeitungen und feiges Liberalgeschwätz, sondern durch das Schwert. Das ist plastische, das ist nicht unsere romantische gemalte Freiheit! Es war kein Meuchelmord, wie die Hof- und Ministerzeitungen verleumden; es war ein ehrlicher, offener Kampf. Capo d'Istrias war von seinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erschlagen. Sie rächten das Land, sie rächten ihr eigenes Blut. Der eine war der Sohn, der andere der Bruder eines der edelsten Griechen, den Capo d'Istrias, weil er sich seiner Tyrannei widersetzte, schon seit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefsten Seele zuwider, diesen listigen, abgefeimten, in der Schule des Despotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edlen Volkes zu sehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und starb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungsversuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er sich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen, die Helden der Freiheit in Fesseln zu schlagen. Jeden Aufschwung des Geistes sucht er durch alle Höllenkünste der russischen und österreichischen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel ausgerissen und einem Kindervolke wurde schon sein Stammeln censiert. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergehen! Sich auf Capo d'Istrias Zucht-

rute verlassend, ließen die despotischen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden sie sie wieder unter eigene Aufsicht nehmen. Alle, alle Völker, und das französische zuerst, werden wieder schändlich betrogen. Der Ländertausch, der Länderschacher wird wieder im stillen getrieben. Und gewiß gründet sich darauf die freche Sprache Casimir Perriers und seine kecke Friedensversicherung. Bald wird er mit einer Provinz in Papier vor die Kammer treten und triumphierend ausrufen: Seht, das haben wir im Frieden gewonnen; wer hat nun recht? Das Volk wird wieder in Centnern, das Vaterland morgenweise verkauft. Was sie im geheimen brüten, wer kann das wissen? Die öffentliche Meinung hat sich schon fürchterliche Dinge erdacht; aber die Furcht der öffentlichen Meinung ist die einzige, die nicht trügt, und die immer lange vorher weiß, zwar nicht auf welchem Wege die Gefahr kommt, aber daß sie kommt. So spricht man: Polen solle an Preußen kommen — das wäre die Sklaverei statt in Essig, in Zucker eingemacht, die weit verderblichere, hoffnungslosere, weil sie mundet. Und dafür Griechenland an Rußland, und so weiter den Völkertrödel. Möchte einem nicht die Brust zerspringen vor Wehmut, möchte einem nicht das Herz ausbluten, wenn man bedenkt, daß die edlen, hochherzigen, geistreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Vieh, das ein polizeistörriges Herz für ein ruchloses Herz hält — verkannt nur von allen thörichten Flittergötzendienern, die den ungeschliffenen Diamanten als schlechtes Gestein verwerfen — verkannt nur von den schuldbewußten, abergläubischen Machthabern, welchen ein Geist das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieses edle Volk darum sieben Jahre lang soll mit seinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, soll alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind und oft die Hoffnung selbst, um endlich nach allem die Herrschaft der Bastonade gegen die Herrschaft der Knute zu vertauschen?

— Über die Anzeige eines deutschen Buchhändlers habe ich gestern herzlich lachen müssen. Er spricht auf die kläglichste, weinerlichste, herzzerreißendste Art von den schrecklichen Folgen der Cholera. Doch setzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott, daß nächstes Jahr glücklicher sein werde. Und warum jammert der Mann, warum wendet er sich in seiner großen Not zum Himmel? Seine zwei Taschenbücher: die Rosen, und das Vergißmeinnicht von Clauren, sind fertig, aber er fürchtet, in dieser betrübten Zeit zu geringen Absatz zu haben und will daher die Taschenbücher erst im nächsten

Jahre versenden. Er endigt seine Klage und sein heißes Gebet mit den Worten: „Ich halte mich in der Hoffnung überzeugt, daß dann die wiedergewonnene Ermutigung und Erheiterung über das Beginnen einer besseren Zukunft diesen beiden Werken der freudige Zuruf — Willkommen — sowie eine freundliche Aufnahme bereitet sein wird.“ Schöne Rekonvalescenz! Sich an Claurens Vergißmeinnicht nach langen Leiden zu erholen.

Fünfundfünfzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. November 1831.

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß ich die Frankfurter Revolution nicht mit angesehen. Vor einigen Tagen schrieb mir Dr. D... ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie einen Kampf gehabt.“ Was! rief ich voll Erstaunen aus, die Frankfurter haben die Linie passiert, sie, die seit Jahrhunderten nicht über die Warttürme hinausgekommen? Komet!

Verflossenen Sonntag war ein Konzert im italienischen Theater, dem ich aber selbst nicht beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“, und erraten Sie, von welchem Komponisten? Von Don Pedro, dem Kaiser von Brasilien. Es ist überflüssig, noch zu bemerken, daß die Musik erbärmlich war. Der Herr Kaiser thäte auch besser, seinen Mordbruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigstens einen gesprochen, dem auf die kaiserliche Musikfudelei ganz übel geworden und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närrischer Ort ist! Es ist das wunderlichste Ragout von Scherz und Ernst. Der Dey von Algier gab auch Stoff zu mehreren Theaterstücken. Einmal, wie er eine Mädchenpension besucht; das muß lustig sein. Im neuesten Hefte der Revue de Paris steht eine Novelle von dem ehemaligen Minister von Martignac. Eine neue Oper: la marquise de Brinvilliers (die berüchtigte Giftmischerin unter Ludwig XIV.) haben neun hiesige Komponisten gemeinschaftlich verfertigt: Cherubini, Boieldieu, Herold, Paer, Auber, und andere. Ist das nicht toll! Und eine tragische Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke. Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, ist aber bei den Parisern so abgestumpft, daß ihnen Teufelsdreck

noch zu fade vorkommt; man muß ihnen täglich neuen Gestank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés an einem und demselben Tage ein neues Stück zu schreiben beschlossen, entworfen, ausgeführt, die Musik dazu gemacht, einstudiert, aufgeführt, und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebues berüchtigter Rehbock wird unter dem Namen le chevreuil in den Variétés aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutschland sorgt man auf eine edlere Weise für das Vergnügen des Publikums. In Berlin ist erschienen (durch die Cholera veranlaßt): „Begräbnisbüchlein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebst einem Anhange von Grabschriften." Schönes Stammbuch! Eines der hiesigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufsatz über die in Berlin erscheinende Cholerazeitung, worin es unter andern heißt: c'est une invention prussienne; on n'eut pas dit que le domaine de la presse s'agrandit ainsi dans les domaines de Fréderic-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une épigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerstag, den 3. November.

In Deutschland haben sie das Geheimnis gefunden, die Dummheit in ewig blühender Jugend zu erhalten. Es giebt keine Götter mehr, sonst müßte man sie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein lustiger Himmel. Soeben las ich in der preußischen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. Oktober, zum ersten Male „der dumme Peter, Originallustspiel in zwei Akten" aufgeführt wird. Ein Stück, das seit sechzehn Jahren in allen deutschen Residenzen gegeben wird, nennen sie ein Originallustspiel! Unglückliches Land! Die Sonne sinkt, die Fledermäuse steigen auf. Polens Revolution war die Abendröte der Freiheit. Von Hannover schreiben sie: das schöne Oktoberwetter habe den besten Einfluß auf den Gesundheitszustand gehabt, und die politische Entzündung habe sich gleichfalls merklich gelegt. Man fange an, einzusehen, daß man im hannöverischen Lande so viel Freiheit und Sicherheit als in England genieße, und darum habe es mit einer Konstitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine festere Einrichtung bekomme, dann sei allen Übeln abgeholfen ... Und die Allgemeine Zeitung nimmt solche Unverschämtheiten auf, und jedes Wort verdienter Zurechtweisung weist sie zurück. Die badischen Stände

bekommen keine Preßfreiheit. Die Deputierten haben sich bis jetzt kräftig benommen, obzwar die guten deutschen Seelen immerfort „von den Hallen" der Volkskammer reden. Jetzt wollen wir sehen, ob sie beharrlich sind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende, wird selig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgesetz abgefaßt ist, welches die Minister in Karlsruhe der Kammer vorgelegt. Die Presse sei frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesversammlung reden. O Schmach über das Volk, das sich diesen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hättest du deutschen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Kassel liegen die Beamten und Offiziere der neuen Maitresse zu Füßen, und bald wird auch die Konstitution da liegen. Um diesen Preis wird die Dame von dem Durchlauchtigen deutschen Bunde gegen die Kurfürstin und gegen die Hessen beschützt und geschützt. — Bei euch ist ja „unbegrenzte Trauer" wegen des Todes des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Steht Ihnen die schwarze Kleidung gut?

Freitag, den 4. November.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Lassen Sie nur erst die belgische Angelegenheit in Ordnung gebracht sein und die Gräfin Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im Kuchengarten finden. Für jetzt ist alles verloren. Nur der König von Holland kann noch retten, wenn er so klug ist, ein Narr zu sein. Die Revolution, die sich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutschen gar zum Verderben. Deutschland ist das ewig offene Fontanell, wodurch alle aus dem übrigen Europa verjagte Despotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je schmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber sie werden es erfahren. Meine Pariser Briefe vom vorigen Winter werden erst Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter Vespertinchen verstanden, wird dann erst der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag sein Testament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze unter seiner Krone, und der Kaiser von Österreich eine Schlafmütze über der seinigen. Es ist eine neue Freundschaft zwischen beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann

seine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Österreich aber kann jeden Augenblick seine Mummerei wegwerfen, und steht dann gerüstet da. Die Papiere stehen hoch, die Börse jauchzet. Ich rufe wie Fiesko aus: Wohl bekomm euch die Verdammnis!

Sechsundfünfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 4. November 1831.

Das Buch der hundertundein Schriftsteller hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Es wird hier freilich von allen Parteien gelobt, weil Schriftsteller aus jeder Partei daran gearbeitet haben. Aber für mich, fürchte ich, wird es ein Buch der hundertundein Täuschungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß diese Sittenmaler so verächtlich von ihrem alten Meister Mercier sprechen, aus dessen Schule sie alle hervorgegangen. Sie sagen: „Il faut faire pour le Paris d'aujourd'hui ce que Mercier a fait pour le Paris de son temps, avec cette différence que cette fois les tableaux de mœurs seront rarement écrits sur la borne.“ Mercier nennen sie einen Gassenjungen! Wahrhaftig, er sagt mehr in einer einzigen Zeile, als die neuen auf einem ganzen Bogen. Er malte in Öl; Jouy und seine Nachahmer malten mit Pastellfarben. Das sieht freilich ganz artig aus, aber man kann es wegblasen. Auch war Merciers Zeit günstiger zur Sittenmalerei als die jetzige. Damals fingen gerade die Stände an sich zu vereinigen, und da konnte man eben am besten ihre Trennungen kennen lernen; jetzt aber, da sie vereinigt sind, kann man nur noch ihre Naht zeichnen. Doch liest sich das Buch immer angenehm weiter; man lernt daraus, man reist darin und kommt weiter.

Eines einzigen Artikels im ganzen Bande muß ich als Ausnahme mit großem Lobe gedenken. Es ist das Kapitel: Le Bourgeois de Paris von A. Bazin, einem Schriftsteller, der mir ganz unbekannt ist. Das ist eine vortreffliche Zeichnung, mit Geist und Gemüt entworfen. Von den übrigen Kapiteln sind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichtum des Stoffes die Armut der Kunst vergütet; nämlich: L'abbaye-aux-bois von der Herzogin von Abrantes, und une fête au Palais-Royal von Salvandy. L'abbaye-aux-bois heißt das Haus, ein ehemaliges Kloster,

worin Madame Recamier wohnt, seit sie die große Welt verlassen. Aber die große Welt ist ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgestiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hause wohnen noch mehrere Frauen, die sich aus dem Glanze und dem Geräusche der großen Welt zurückgezogen, um — nicht übersehen und überhört zu werden. Alle diese frommen Weiber bilden ihren eigenen Mittelpunkt, haben ihren eigenen Cirkel. Die Herzogin erzählt nun, wie es in diesen verschiedenen Gesellschaften, besonders bei Madame Recamier hergeht, welche Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler sich da versammeln, welche Werke da vorgelesen, welche Kunstwerke vorgezeigt werden, und was sonst da getrieben wird. Madame Recamier wird wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, Entsagung, Mildthätigkeit gepriesen. Ich habe das von dieser berühmten Frau seit zwanzig Jahren schon oft gelesen, und will es auch alles glauben; nur fürchte ich immer, daß die Tugend, der es nicht gelingt, unbemerkt zu bleiben, es gar nie mit Ernst versucht hat. Die Herzogin von Abrantes (sie hat auch verflossenen Sommer Memoiren aus den Zeiten des Kaiserreichs herausgegeben), ist übrigens eine rechte Klatschlies, und erzählt alles im Tone einer bürgerlichen Frau Base. Sie mag eine muntere Französin sein, denn die Sentimentalität, die sie manchmal versucht, gelingt ihr gar nicht; sie bringt keine Thräne zustande, und wenn sie darauf hinarbeitet, sieht es so komisch aus, wie ein Mensch, der niesen möchte und nicht kann. „Une fête au Palais-Royal" von Salvandy, dem Schüler Chateaubriands in Stil und Politik, beschreibt das glänzende Fest, welches der Herzog von Orleans vier Wochen vor der Revolution dem Könige von Neapel gegeben, wobei Charles X. zugegen war. Da war leicht schön beschreiben; schon dieses mein kurzes Inhaltsverzeichnis ist ein Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Salvandy ist einer von den bequemen Karlisten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten und unterdessen manche Thräne in ihren Wein fallen lassen. Er erinnert sich mit Wehmut jenes herrlichen Festes, das auf der Grenze zweier Monarchien gegeben worden. Weil ihm das Herz so schwach, traut er seinem Kopfe nicht. Er fragt: „De quel style décririez-vous les danses dont rétentissait peut-être Herculanum la veille du jour qui se leva le dernier sur la cité condamnée?" So sind die Legitimisten. Wenn sich Peter statt Paul auf einen Thron setzt, sehen sie darin den Untergang eines verfluchten Landes. Viertausend

Gäste waren versammelt. Charles X. trat zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Könige von Neapel in den Saal. Nach wenigen Wochen war der eine vom Throne gestürzt, der andere tot, der dritte König! Charles X. sagte, den Himmel betrachtend, zu Salvandy: „il fait beau temps pour ma flotte d'Algèr“..... Au moment que j'écris, le pirate que Charles X décréta de punir, se promène au milieu de nous, paraît dans le même Palais-Royal d'où Charles X suivait son foudre vengeur lancé sur l'aile de vents, le dey d'Algèr enfin peut vivre dans nos murs. Charles X ne pourrait pas y mourir. Salvandy sprach mit einem der Minister Karls über die Gefahren des Kampfes, worin die königliche Gewalt sich eingelassen. „Nous ne reculerons pas d'une semelle, m'avait-il dit. Eh bien, lui répondis-je, le roi et vous reculerez d'une frontière.“ Das ist schön, wenn es wahr ist.... — Auch unser Béranger hat ein Gedicht in das Buch geliefert und ein recht schlechtes. Es ist eine Ode an Chateaubriand in Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frankreich zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was ist nur dem schlichten Béranger eingefallen, sich mit solchem abscheulichen eau de mille fleurs zu parfümieren! Wer hieß aber auch den ehrlichen Mann Lobgedichte schreiben? Wer nicht zu schmeicheln gewohnt ist, dem gelingt es schwer, selbst das Verdienst zu loben. Chateaubriand antwortete ihm in einem Briefe, der, obzwar in Prosa geschrieben, weit dichterischer ist als Bérangers Gedicht. Chateaubriand weiß die Lobpreisung eines unbestechlichen Mannes zu schätzen. „Comment serais-je invulnérable à la flatterie d'une Muse qui a dédaigné de flatter les rois? Aber nein, sagte er, ich werde nicht zurückkommen. „Jamais je ne me rapprocherai de ces hommes qui ont dérobé à leurs profit la révolution de juillet, de ses écornifleurs de gloire, de courage et de génie.“ Schmarotzer des Ruhmes — man kann das nicht besser sagen: „Malgré les génuflexions de notre diplomatie et à cause même de ses mains mendiantes, il ne me paraît pas très-certain qu'on nous aumone la paix.“ Perrier und seine Leute nennt er: „la

coterie colérique, sans dignité, sans élévation.“ Übrigens verspricht er, über die Lage Frankreichs bald eine neue Broschüre herauszugeben. Diese ist auch bereits erschienen, und ich werde darauf zurückkommen. Es wird einem doch immer warm, so oft man Chateaubriand liest, zuweilen auch schwül; aber was liegt daran? Besser als kalt; das Fenster ist leicht geöffnet.

— Ich hätte so gerne nachholen mögen, was während meiner Abwesenheit von Paris an bedeutenden Komödien auf die Theater gekommen, was an guten Büchern erschienen ist; aber nicht möglich nachzukommen. Nicht einmal das neueste jedes Tages ist zu verbrauchen. Es ist zu verzweifeln. Das ist gar nicht Leben zu nennen, wenn die Vergangenheit stündlich wächst, und die Gegenwart gar nicht aufkommen kann und gleich nach der Geburt stirbt. Da ist es doch in unserem guten Vaterlande besser; da steht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken fest auf den Beinen, und nimmt so viel Platz ein, daß nicht die schmalste Zukunft vorbei kann. Gestern las ich das Verzeichnis der in diesem Herbste erschienenen neuen deutschen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Cholera! Ich bekam Leibschmerzen nur vom Lesen des Kataloges. Sonst habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, außer dem folgenden Werke, wonach ich sehr schmachte, es ist wahrscheinlich eine Satire gegen den deutschen Bundestag; denn unsere maliciösen Landsleute, man kann es nicht leugnen, mißbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbesgärtle von unnere Leut; eppes mit e Rorität Geblumes füre Brautschmuck. E Chetisch meloche, von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stück ganz feine gillmelirte Kupferstichlich etc.“ Es ist in Meißen erschienen, wo man gutes Porzellan macht und das beste Deutsch spricht. Unter Schabbesgärtle wird gewiß die Bundesversammlung gemeint, und unnere Leut, das sind Baden, Bayern und die anderen kleinen Fürsten, welche sechs Monate lang bei ihren saueren Ständearbeiten sehr geseufzt und geschwitzt, jetzt aber im siebenten sich ausruhen und im Schabbesgärtle spazieren gehen. Chetisch Meloche ist der Untergang der Polen, und Rorität Geblumes sind die schönen Reden der patriotischen Deputierten in Karlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein, einen Esel, einen Esel, ein Königreich für einen Esel!“ Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und jemanden hineinnähen. Wen? Daß ist ein Geheimnis. Es ist nur gut, daß ich über dreißig

Jahre alt bin; jetzt brauchte ich nur badischer Staatsbürger zu werden, dann kann ich in Karlsruhe eine Zeitung herausgeben, sobald ich Kaution geleistet. Einen Esel, einen Esel, meine sämtlichen Schriften für einen Esel! Man kann aber über Deutschland gar keinen dummen Spaß mehr machen. Man soll den Teufel nicht rufen, auch nicht im Scherze. Als ich Ihnen voriges Jahr geschrieben: Geben Sie acht, man wird bei uns Censur und Kaution zugleich festsetzen, schämte ich mich Narr später und dachte bei mir: du bist aber auch gar zu argwöhnisch; so dumm, so schlecht sind sie nicht. Über das Schabbesgärtle darf man gar nicht sprechen, und so oft jetzt unsere Fürsten die Klagen ihrer Völker nicht werden hören wollen, werden sie sich in das Schabbesgärtle zurückziehen. Der Deputierte Seufert in München hat mit deutscher Bangigkeit die Kammer aufgefordert, sich zurückzuziehen und den Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wissen ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrauchen, diese unglückseligen Gelehrten! Er sagte: „Warschau ist gefallen, die Reformbill ist gefallen, die Feinde der fortschreitenden Entwickelung freisinniger Staatseinrichtungen erheben mit frischem Mute das Haupt, die Vorstellungen und Reklamationen der Diplomaten, welche den Absolutismus repräsentieren, werden dem Vernehmen nach zudringlicher und hochfahrender.“ So spricht ein Mann, der sich einen Verteidiger des Volkes nennt! Also weil wir Widerstand gefunden, sollen wir gleich die Waffen strecken? Haben sie denn erwartet, daß man ihnen die Freiheit auf goldenen Schüsseln mit einem artigen Komplimente in das Haus bringen werde? Wie feige macht doch die Gelehrsamkeit! Tausende von edlen Polen haben Armut und Verbannung einer schmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das sich nach der preußischen Grenze zurückgezogen, ist dort im jammervollen Zustande angekommen. Alle, die Mitglieder der Nationalversammlung, Minister, Generale, Magistratspersonen, Offiziere, Soldaten, sogar die Weiber und Kinder, wanderten barfuß durch den Kot, und sehr wenige hatten eine Kopfbedeckung. Selbst der Generalissimus Rybinski hat weder Hut noch Mantel. Und als sie in solcher Erschöpfung das preußische Gebiet erreicht, war die erste Sorge der preußischen Behörden, alle Minister und Senatoren in ein Kloster zu sperren, und dort mußten sie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und so ein Würzburger Professor, der im Schlafrock am Kamin sitzt und Bier trinkend seine Reden ausarbeitet, sagt seinen Federgenossen, sie hätten lang genug

gekämpft, Heldenmut genug gezeigt, und sie sollten sich der Notwendigkeit unterwerfen! Welche Welt ist das! Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu viel oder einen zu wenig. Christus muß den Himmel verlassen, daß wir alle Hoffnung und allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit als thörichte Träume vergessen, und in der Menschheit nicht mehr erblicken als mechanische und chemische Kräfte, die sich wechselseitig verdrängen und zerstören, sich aus Eigennutz verbinden und aus Habsucht verschlingen. Oder ein anderer Christ muß kommen, der uns für neue Leiden neuen Glauben, neue Hoffnung bringt.

Mittwoch, den 9. November.

Ein ministerielles Blatt ärgert sich sehr über das Fallen der Renten, das Montag stattgehabt, und scheltet die reichen Leute Poltrons. Der Krämerminister Perrier hat seinen Puls auf der Börse und zwischen zwei und vier Uhr nachmittags ist er immer krank. — O Schande über die Nation! Schmach über Israel! — Herr von Rothschild ist von den hiesigen Gerichten zu zweitägiger Gefängnisstrafe verurteilt worden, weil er trotz wiederholter Ermahnung sein Kabriolett nicht wollte numerieren lassen. Wahrscheinlich trotzt er auf den diplomatischen Charakter, den ihm sein Generalkonsulat giebt. Ein Rothschild soll sich gegen das Numerieren wehren! Hätte er niemals numeriert, wäre er nicht geadelt und diplomatisiert worden. Um seiner schönen Augen willen ist es nicht geschehen.

Gestern abend habe ich doch einmal wieder eingesehen, wozu Gott den Menschen Ohren geschaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebischen Elster gehört. Nun, jetzt bin ich doch wieder verliebt, und Casimir Perrier kann froh darüber sein; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verschaffen. Sie trat nach langer Abwesenheit zum erstenmal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräusch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte sie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wissen, ob das Natur oder Kunst war: dem Teufel kann man trauen, aber kein Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernst versichern, daß ich verliebt in sie bin, nicht in ihre Person, aber in ihren Gesang und noch mehr in ihr Spiel. Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an so etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauspielerin gesehen, die so aufmerksam ist, auf sich und auf die anderen. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenschaftlichen Be-

wegung, noch in der gleichgültigsten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuschütteln, als sie den Tisch abdeckte. Es steht keiner auf der Bühne und es mögen der Mitspielenden noch so viele, deren Rollen noch so unbedeutend sein, für den sie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie spielt für alle. Die Darstellung der thätigen Leidenschaften, des Hasses, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meisterhaft, und ganz durchsichtig, wie sie ist, sieht man die Leidenschaften nicht bloß in ihrer Reife, sondern man kann sie vom ersten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel studieren, viel nachdenken, viel lesen, sogar medizinisches. Woher wüßte sie sonst alle pathologischen Bewegungen des Körpers so naturtreu darzustellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Atem zu schöpfen; denn wenn man die Pulsschläge zählt, die zu solchen Gemütsbewegungen gehören, wird einem ganz Angst bei der Rechnung. Mein kühles Urteil: daß die Malibran oft zu natürlich spiele, hieß ich mit Unwillen schweigen, so recht es auch hat. In der Tragödie, sowohl im Gedichte als in der mimischen Darstellung, darf zwar die Person handeln; aber leiden darf nur der Mensch. Die Person leiden zu sehen — was hat man davon? (Es ist doch schön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „Was hat man davon?" ein anderer gesagt, ich wollte mich schön über ihn lustig machen.) Der Körper soll die Leiden der Seele durchblicken lassen; wird er aber selbst trübe, wie kann da die Seele durchscheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenschaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten schmollt, es dauert nicht lange. Sie spielt doch himmlisch. Und Rubini, Lablache! Was soll ich noch viel sagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen, als unsere deutschen Morgen- und Abendblätter: „Der gestrige Abend war ein genußreicher Abend."

Jetzt Adieu Malibran II., Malibran I. kommt. So schrieb ich, als ich Konrad mit Ihrem Briefe hereintreten sah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig statt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigstens satirisch sein und Ihr fürchterliches Gesiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, sagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird denn in Ihren saueren Brief hineinsehen? O wie verwünsche ich die Cholera, daß sie mir durch ihre Räucherungen mein Glück so

versäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kommt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutsche verstehen, so sind ja das meistens sorgenlose junge Leute, die erstens solche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine sagt mir, er würde nicht hier bleiben, sondern nach der Schweiz gehen. Sie können sich denken, daß die reichen lebenslustigen Pariser, die keine Notwendigkeit an Paris fesselt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, so will ich mir voraus gar nicht darüber den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, sehe ich nicht ein, wie sie so schnell nach Paris kommen soll, und das wird sich wohl noch bis zum Frühlinge hinziehen. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geschwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marseille reisen und von da nach Genua, damit ich doch einmal das Meer und italienischen Himmel zu sehen bekäme. Es ist doch eine rechte Sünde, daß ich hier sitze und das viele Geld verzehre, und für das nämliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im südlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnsucht, einmal aus diesem nordischen Klima der Politik und des Verstandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunst zu atmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italienischen Theater als Donna Anna debütiert und hat in hohem Grade mißfallen. Sie wird in den öffentlichen Blättern streng beurteilt, und man scheint recht zu haben. Im deutschen Theater gefiel sie den Parisern sehr, und da kam die Eitelkeit über sie und stach ihr die Augen aus. Jetzt begeht sie gar noch den tollen Übermut und tritt nächsten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin sie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona singen und die Malibran den Mohr. *** sagte mir heute: die Malibran (es ist ihr Benefiz) habe das so angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu stürzen. Mein vaterländisches Herz blutet mir bei dieser traurigen Aussicht. Ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich wünsche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwischen Liebe und Patriotismus geklemmt — was soll ich thun, wie soll ich mich erleichtern? Teuere Freundin, helfen, raten Sie. Welche Zeit! wohin soll man sich wenden? wo findet das zerrissene

Herz einen geschickten Schneider? Wo? Im Weimarischen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht".

Donnerstag, den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das ist die graue Narrheit, die vor Alter kindisch geworden. Sie wollten keine Blitzableiter; nun um so besser. Dann wird das Donnerwetter statt in die Erde auf die Dummköpfe selbst herabfahren, und wir werden sie los. Selbst der türkische Kaiser läßt jetzt eine Zeitung schreiben! Wenn die türkische Regierung im Liberalismus so weit vorschreitet, als Deutschland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konstantinopel bald aufeinander treffen. Wahrhaftig, ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nötig hätte, um unsere christlichen Fürsten zu verachten. Bei diesen, wo ihr böser Wille aufhört, beginnt erst ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Mut, dem Widerstreben ihres Hofes, ihres Adels, gegen die Entwickelung der Volksfreiheit sich entgegenzusetzen. Der Kaiser von Rußland ist so feige und schwach, daß er nicht wagt, die Polen frei zu geben, weil es seine russischen Hofbären nicht wollen. Und der Sultan steht ganz allein, hat kein Volk auf seiner Seite, gegen sich aber den Pöbel, die Geistlichkeit und die Aristokratie, und doch läßt er sich nicht einschüchtern und geht auf dem Wege der Verbesserungen mutig vorwärts! Und der Adel, der dem Sultan feindlich entgegensteht, ist kein entnervter, hasenfüßiger, an seidenen Bändern wie Hündchen geführter europäischer Adel; es sind keine parfümierten Diplomaten in seidenen Strümpfen und glasierten Handschuhen — es ist eine Militäraristokratie, es sind die reichen wilden Janitscharen. Aber freilich ist Muhammed nicht am Kreuze gestorben, und Dulden und Warten wird seinen Gläubigen nicht als Heldenmut gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie sich der Sultan jetzt schon so viele Jahre, unter seinen zahllosen Feinden, gegen die, im Dunkeln schleichend, kein Mut schützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er sich von Wien einen Kunstverständigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf christlichem Fuße eingerichtet hat.

Der König von Württemberg hat einen öffentlichen Befehl erlassen, wodurch den Offizieren streng untersagt wird, von Politik zu sprechen und Gesellschaften zu besuchen, worin dieses geschieht. Ich habe doch in dieser unglücklichen Zeit wenigstens die Schadenfreude,

wahrzunehmen, wie sehr sich die deutschen Fürsten seit einem Jahre geärgert haben. Jetzt steigt ihnen die Säure auf, so stark, in solcher Menge, daß man die ganze nordische Briefpost an der französischen Grenze damit desinfizieren könnte. Es giebt doch nichts Komischeres, als solch eine altväterische Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös ist, haben sie aus politischen Gründen behauptet, sie sei miasmatisch, und von der Politik, die miasmatisch ist, behaupten sie aus choleriſchen Gründen, sie sei kontagiös. O! Doch will ich mit diesem O! keineswegs gesagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch soll gestohlen werden. Hat mir dieser Volkskönig, der sich ein halbes Jahr lang den Parisern nie anders zeigt, als wie ein deutscher Opernkönig mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinen Tuilerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erstaunen über diese Kühnheit und über diese Nachsicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Lust gezeigt. Er läßt sich einen Privatgarten für sich und seine Kinder aus dem usurpierten Teile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuilerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch teil. Und was noch bedenklicher ist, nicht die Habsucht, die Furcht hat Louis Philipp zu dieser Usurpation verleitet. Er läßt hohe Terrassen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenseite gegen einen Andrang zu schützen. Er fürchtet sich — Frankreich mag sich vorsehen. Die Verkleinerung des Tuileriengartens, das wäre also die einzige Folge der französischen Revolution, die sich mathematisch bezeichnen läßt; alles übrige ist Metaphysik. Die Folgen, welche die Julirevolution für Deutschland gehabt, sind viel deutlicher. 1. Die Cholera. 2. In Braunschweig hatten sie sonst einen Fürsten, der es wenigstens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben sie einen, der sich vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sachsen haben statt einen Fürsten jetzt zwei. 4. Die Hessen haben statt der alten fürstlichen Maitresse eine junge bekommen. 5. In Baden konnte man früher eine Zeitung schreiben ohne Kaution, jetzt muß man eine leisten. 6. Wer in Bayern den König beleidigte, mußte früher vor dessen Ölbilde Abbitte thun; jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigstens, woran man ist.

Siebenundfünfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 11. November 1831.

Die Geschichte mit Belgien ist noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzsichtigen Menschen, die in der Ausgleichung dieses Streites das Ende aller Verwirrung sehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungenen Friedens von beiden Parteien doch nur als einen Waffenstillstand für diesen Winter ansehen. Und auf dieses miserable Fundament von Backsteinen glaubt Casimir Perrier das schwache Gebäude des europäischen Friedens stützen zu können, und ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet, steckt er schon ein Bäumchen auf und hält eine betrunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig! Die Wage des Schicksals in der bemehlten Hand eines Krämers zu sehen, — nein, man könnte darüber von Sinnen kommen! Giebt es denn etwas Lächerlicheres, als das Schmunzeln dieses Ministers, so oft er eine Nachricht erhalten, Preußen oder Österreich vermindere seine Truppen, beurlaube sie! Es ist wie die Freude eines Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mama die Rute wieder hinter den Spiegel steckt, die sie drohend hervorgeholt. Es ist wie die Heiterkeit, wie das aufblühende Gesicht eines Bauchflüssigen, wenn er erleichtert vom Nachtstuhle aufsteht, wohin ihn Leibschmerzen getrieben, und ach! ruft. Dieses Frankreich, vor dem, es ist noch kein Jahr, zwanzig Fürsten hinter den zwei Millionen ihrer Wachen zitterten; dieses Frankreich der drei Tage, das ein erschrecktes Jahrtausend vor sich hertrieb — es ist folgsam wie ein Schulbube, und lernt alle Tage seine Lektion, und läßt sich alle Tage examinieren, um zu zeigen, daß es seine Lektion gelernt hat. Und was zum Lohne für alle diese schmachvollen Opfer? Daß der junge König Philipp mit den alten Königen wird spazieren gehen dürfen, wenn diese nach einer saueren Woche wieder einen Feiertag bekommen! Aber Sie müssen die neue Schrift von Chateaubriand lesen. Sie hat mich erquickt durch alle Adern. Mein ganzes Herz hat er ins Französische übersetzt, und wie viel schöner ist die Übersetzung als das Original! Ich weiß nicht, was die schönste Freude des Lebens ist; aber die größte ist gewiß die Schadenfreude, die wir über die Niederlage und Beschämung unserer Feinde empfinden. Chateaubriand schlägt mit eisernen Keulen, die er in seinem Zorne glühend gemacht, auf die französische Zwergregierung, die ich hasse, ob ich sie

zwar verachte. Frankreich hat sie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch ist, man kann ihn zählen, berechnen, man weiß, was man verloren, was man wiederzubekommen suchen muß. Uns, uns Deutschen aber hat König Philipp eine ganz unberechenbare Zukunft gestohlen. Gestern hörte ich, der Kaiser von Österreich habe dem Casimir Perrier den Stephansorden schenken wollen, aber der österreichische Gesandte hier, darüber vorläufig um Rat gefragt, habe erwidert: es sei noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch sinken, wie hoffnungslos wird noch Deutschland werden müssen, bis Perrier den Stephansorden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen." Wegen seines Mutes, seiner Treue und seines glühenden Eifers für Recht und Wahrheit darf man diesem Schriftsteller die Kinderei nachsehen, daß er für das Kind Bordeaux sich bemüht, und man soll nur lächeln darüber, als über eine Schwachheit. Die Menschen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt; der eine betet Fitzli-Putzli, der andere die Legitimität an. Aber alles, was er gegen das französische Ministerium sagt, gegen dessen Verwaltung im innern und nach außen, ist klar wie die Sonne und rein wie Gold. „Die Wahlmonarchie hat der Fahne, der sie sich bemächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm verschafft. Sie weht nur über der Thüre der Minister und unter den Mauern von Lissabon; sie wurde nun von den Winden zerrissen; der Regen färbt seinen Purpur und sein Himmelblau ab, und übrig bleibt ein schmutzig weißer Lappen, die natürliche Farbe der Bastardlegitimität... Der Scepter des jungen Heinrich, gestützt von den Händen des jungen Frankreichs, wäre für die Ruhe Frankreichs, ja für das Glück seines jetzigen Beherrschers selbst, weit ersprießlicher gewesen, als eine um einen Pflasterstein gewundene und aus dem Fenster geschleuderte Krone; eine Krone, die zu leicht, wenn sie sich von ihrem Gewichte trennt, zu schwer, wenn sie daran befestigt bleibt... Ehrwürdige Personen, die Prälaten der Quasilegitimität betrachten uns als tolle Hunde, immer bereit auf Europa loszufahren, wenn nicht tüchtige Knechte uns an der Kette hielten. Das haben Franzosen öffentlich geäußert! Sie haben ihr Vaterland aufgedeckt, sie haben mit dem Finger auf dessen geheime Schäden gezeigt; sie haben es dem Hohne der Mächte bloßgestellt; sie haben uns diesen als eine leichte Beute gezeigt, oder als Menschen, denen nur der Schrecken Energie geben würde. Also unser Mut von einst, bezeugt

durch so viele Eroberungen, wäre nur das Ergebnis der Furcht gewesen, die hinter uns stand; unser Ruhm nur die Folge unserer Verbrechen! Seid artig, hat man uns zu sagen sich erfrecht, und man wird nicht über euch herfallen. Und ein solches Wort konnte aus dem Munde eines Franzosen kommen! Und das Herz derer, die es gehört, das Wort hat nicht gezuckt! Und das Blut hat nicht gekocht in ihren Adern! Wenn das Gebäude vom Juli nur auf der Hingebung der Nationalwürde ruht, wird es zusammenstürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmal auf Unehre. Triumphbogen, die man mit Kot zusammenknetete, würden nicht auf die Nachwelt kommen."

Über die thörichten Friedenshoffnungen des Ministeriums und wie sie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen die sie fliehen möchten, drückt sich Chateaubriand wie folgt aus: „Zweifelt nicht daran, die fremden Mächte, welche die Freiheit unserer Presse und Rednerbühne, schon mit der Legitimität, mit Mühe aushielten, werden sie mit dem eingestandenen Prinzipe der Volkssouveränität und einer auf der Straße zugeschlagenen Krone noch schwerer ertragen. Sie mögen sich verstellen, abwarten, vielleicht auf einige Zeit bis auf einen gewissen Grad entwaffnen; sie mögen euch sagen, daß ihr durch euer friedliches System die Retter Europas seid, und euer Stolz ist vielleicht naiv genug, an diese grobe Schmeichelei zu glauben. Wenn ihr aber den verschiedenen Mächten Zeit laßt, die Revolutionen, Töchter der eurigen, zu ersticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, ihnen darthut, daß ihr keinen Krieg führen könnt, ohne in einen Bankerott oder in eine Schreckensregierung zu stürzen — dann habt ihr gegen die einfachsten Regeln euerer Selbsterhaltung gefehlt. Nicht die, welche die Ehre Frankreichs verteidigen, führen den Krieg herbei; ihr seid es, die durch euer albernes Betragen Frankreich einem neuen Einfalle bloßstellt. Ihr werdet für jetzt den Frieden haben, ich will es wohl glauben; man kann keinem den Degen in den Leib stoßen, der uns den Rücken zukehrt. Aber fordert man in Frankreich, in dem Vaterlande der Ehre, auf solche Weise den Frieden?"

Die Cholera ist jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn sie sich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem anderen Lande, weil England, Gott sei Dank, eine schlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der Frankfurter Börse keinen Eindruck gemacht? Der Dr. *** hier will ein sicheres Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man soll jeden Morgen Tisane von Sauerampfer

trinken. Das ist ein saueres Frühstück. *** hat sich gegen die Cholera tausend Stück Blutegel ins Haus genommen — où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dienstag, den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir sehr großes Vergnügen gemacht, und besonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich sehe daraus wieder, wie wenig Kunst das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrhaftigkeit selbst den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tausend Leser anderer Meinung sind als ich? Aber sie sehen, sie fühlen, daß ich meine Gesinnung treu ausgesprochen, und darum sind sie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn sie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erschrecklich, wenn ich wirklich nicht mehr wagen dürfte nach Deutschland zu kommen! Dann könnte ich ja auch Deutschland nicht mehr verlassen, und ich wäre um die schönsten Stunden meines Lebens geprellt. Es wird aber so schlimm nicht sein, ihr seid zu ängstlich. Man hat jetzt größere Dummheiten, größere Missethaten zu begehen; zu solchen kleinen Betisen und Spitzbübereien hat man keine Zeit. Was das diplomatische Geschwätz heißen soll, ich hätte hier vielen nichtsnutzigen Deutschen Stellen verschafft, weiß ich wahrhaftig nicht. Vielleicht meint man Anstellungen bei Zeitungsredaktionen. Und auch dieses hat keinen Sinn. Es wird wohl nichts anderes sein, als daß ich mehreren Deutschen Nachrichten und Stoff zu mißfälligen Zeitungsartikeln geliefert habe.

Mittwoch, den 16. November.

Eines der kleinen hiesigen Blätter enthielt gestern folgendes: „Au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci gît M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement M. Bruckmann, ne lui sera enviée par personne.“ Es ist schon traurig genug, daß deutsche Hofräte nicht unsterblich sind; aber daß sie gar in Paris sterben, das ist herzzerreißend. Man sieht die schrecklichen Folgen. Erfrecht sich ein unverschämter Franzose, sich über einen königlich preußischen Wirklichen Rat lustig zu machen; was würde er sich nicht erst gegen

einen unreellen erlauben! Es muß doch ein unerklärlicher wunderbarer Zauber in einem Titel sein! Es ist das dritte edle Metall. Mancher, der dem Silber widersteht, widersteht doch dem Golde nicht, und wer dem Golde widersteht, unterliegt oft einem Titel. Da ist ein gewisser Münch, ein politischer Schriftsteller von einigen Talenten; der war früher ein heißer Demagog, sein Liberalismus stand auf 30 Grad Reaumur im Schatten. Der König der Niederlande machte ihn vor einigen Jahren zum Professor und augenblicklich sank sein Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wurde er vom Könige von Württemberg zum Geheimen Hofrat ernannt, darauf kam Herr Münch dem Gefrierpunkte sehr nahe. Wird er einmal Geheimer Regierungsrat, sinkt er gar unter Null herab. Zwar erwarb er sich durch sein Sinken nicht bloß einen Titel, sondern auch einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden; aber das Geld ist doch hier nur das Gebackene zur Schokolade, dazu gegeben um sie bequemer auszutunken; die Hauptflüssigkeit bleibt der Geheime Hofrat. Für den Gehalt besorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den Geheimen Hofrat arbeitet er an der Hofzeitung und sucht alle Tage zu beweisen, daß die Regierung immer recht hat dem Volke gegenüber, und daß es sehr löblich ist, wenn sie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bitteren Trank schnell hinunterschlucke, das Gute aber nur allmählich, daß man es mit langsamen Zügen hinunterschlürfe und der Genuß um so dauernder sei. Mit welcher rastlosen Feindseligkeit in Deutschland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverschämtheit die Censur jede Wahrheit unterdrückt und sich zur unverlangten Beschützerin selbst jeder ausländischen Lüge hervordrängt, sobald diese Lüge zum Vorteile einer Regierung gereicht — davon liegt eben ein neuer Beweis mir unter den Augen. Dr. ***, der ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung ist, berichtete kürzlich von dem Prozesse des Journalisten Marrast, der in seiner Zeitung, die Tribüne, den Ministern Soult und Perrier öffentlich vorgeworfen: sie hätten bei dem Waffenankauf in England ihren großen Vorteil gehabt. Der Bericht sagt: „Von Soult glauben viele Leute, es sei nicht unmöglich, daß er neben seinen militärischen Beschäftigungen auch auf Profit ausgehe; man erinnert an sein Benehmen in Spanien, an seine unbezahlte Bildergalerie. Perrier steht ebenfalls im Rufe, als lasse er sich nicht gern einen Profit entgehen; auf ihn bezieht man allgemein das Wort des Figaro: ‚d'autres ont prêté à la petite semaine.' Doch wir

halten beide Minister in Betracht ihres allgemein rechtlichen Charakters für unschuldig." Zu diesen unterstrichenen Worten bemerkte ***, von dem ich die Allgemeine Zeitung leihe, mit der Feder: dies habe ich nicht geschrieben. Das hat also die Augsburger Censur hinzugesetzt. Oder vielleicht hat es der Redakteur der Allgemeinen Zeitung selbst gethan, — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der seit zwanzig Jahren mit wahnsinniger Beharrlichkeit den Stein der Weisen sucht und sich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamieren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Achtundfünfzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 17. November 1831.

In dem Buche des cent-et-un ist auch ein Kapitel: la première représentation. Der Verfasser Merville, selbst ein dramatischer Dichter, beschreibt die Nöten und Angste, die der Dichter während einer ersten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigensinn, die Willkür und der Unverstand der Schauspieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falschheit der Freunde — es ist wirklich schauderhaft. Ein Thor, wer nach Ruhm strebt und sein Glück den Winden, seine Ruhe dem Wasser anvertraut!

Nun, eure Allerheiligenrevolution ist ja schon wieder gedämpft! Du brauchst dich nicht zu schämen, Frankfurt; auch Warschau ist gefallen, und war doch mehr als du. Die rätselhafte Geschichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentlichen Berichte aus Mainz gelesen, daß man einen Teil der Bundesgarnison, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das ist's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen sind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während solcher stürmischen Zeit hat dort das Militär eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerschaft sich eine Empörung gegen die Gesetze zu Schulden kommen lassen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der schwache Funke der Unzufriedenheit angeblasen und Brennmaterialien darauf geworfen. Das war leicht zu machen. Frankfurt ist ja seit 1814 das Hauptquartier der vaterländischen geheimen Polizei, und der Generalstab ist aus den vortrefflichsten Schurken zusammen-

gesetzt. Unsere weise Regierung wird nun von den zehntausend Bücklingen, die sie seit fünfzehn Jahren der Bundesversammlung verehrt hat, nichts als die Rückenschmerzen übrig behalten. Jetzt ist wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung schuld an allem! Sie werden in Deutschland noch verrückt über die Zeitungen; es sind die Furien, die das Gewissen unserer Regierungen verfolgen. Ich las mit gespenstischem Grausen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1660 aus dem Grabe hervorgerufen, um die Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht schauerlicher machen können. Aber die Naivität, die unbeschreiblich heitere Naivität: daß jene alte Verordnung von 1660 mit der jungen Gesetzgebung der deutschen Bundesversammlung in der liebevollsten Eintracht lebe — wie unser Senat erklärte, — verscheuchte alle Schrecken der Nacht von mir und ich mußte laut auflachen. Hätte ich so etwas gesagt, hätte man es für frevelhaften Spott und Preßfrechheit erklärt. Alle Arretierungen in Frankfurt während der Unruhen wurden bei Nacht vorgenommen. Was mich betrifft, so erkläre und entschuldige ich einen solchen schändlichen Friedensbruch leicht damit, daß dort die Regierung wie überall der Antipode des Volkes ist, und sie daher Tag hat, während jenes Nacht. Wie aber unsere Bürger, unsere Advokaten, die sich mit mathematischer Geographie und Moralphilosophie nicht viel beschäftigen, eine solche schauderhafte Gewaltthätigkeit, einen solchen finsteren Übermut aus dem Mittelalter ertragen — das begreife ich, das verzeihe ich nicht. In Frankreich ist man ja freier im Gefängnis, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkür lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, jeden, den sie anschuldigt, jeden, den sie beargwohnt, aus seinem selbst bei jedem Mörder heiligen, unverletzlichen Asyl, aus seiner Ruhestätte zu reißen, den Unschuldigen oft von dem einzigen Zeugen seiner Unschuld, vom Tageslicht zu trennen — ist eine Tyrannei so schändlicher Art, daß, wer sie schweigend duldet, noch strafbarer ist, als wer sie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht sprechen, und wo die Presse unter der schmählichsten Sklaverei steht! Wenn eine solche nächtliche Arretierung einen Fremden trifft, dann ist er wie verschwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finsternis, und der Tod gewährte dann einem solchen größere Sicherheit als die Gefangenschaft: denn einem Verstorbenen wird doch wenigstens ein öffentlicher Todesschein ausgestellt. Was machen denn in Frankfurt unsere jungen

Gesetzgeber, unsere jungen Senatoren? Wie dulden sie solche Schändlichkeiten? Wozu denn haben sie die Universitäten des neunzehnten Jahrhunderts besucht? Wenn sie sich in Frankfurt mit einem Staatsrechte und einer Gesetzgebung aus dem sechzehnten Jahrhundert begnügen, hätten sie ihren Eltern die Studienkosten ersparen können. Das eben ist der Jammer — wir haben keine Jugend. Sobald sie in den gesetzgebenden Körper kommen, werden sie dickbäuchig; sobald in den Senat, werden sie grau; sie beginnen mit geheuchelter Sympathie und endigen mit aufrichtiger.

— Sind Sie heute bei Verstand? Diese Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: sind Sie heute bei Herz? Nun, wenn Sie bei Verstand sind, will ich Ihnen ein Rätsel aufgeben, das mich gestern abend eine halbe Stunde lang beschäftigt hat, und das der erste Philosoph in der rue de Provence nicht zu lösen vermochte. Beschämen Sie mich. In den hiesigen Blättern stand vor einigen Tagen folgende öffentliche Ankündigung, die aus der Gazette de la vallée cherry entnommen war. Ob dieses Thal in Frankreich oder in der französischen Schweiz liegt, weiß ich nicht. „Il est dès à présent interdit à toute personne quelconque d'épouser ma fille Betzy. Unterzeichnet: J. G. Miller." Welche Ursache kann ein Vater haben, jedem ohne Ausnahme zu verbieten, seine Tochter zu heiraten? Eines der erwähnten Blätter zerbricht sich auch den Kopf darüber und stellt allerlei Vermutungen auf, von welchen aber eine immer dümmer ist als die andere. Selbst die letzte, die der Zeitungsschreiber festhielt, befriedigte mich nicht, ob sie zwar etwas für sich hat. Der Zeitungsschreiber sagt: nachdem er viele gelehrte Personen, unter anderen Apotheker, Lastträger, Schriftsteller und Zahnärzte zu Rate gezogen, sei er endlich bei der Idee stehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Miller ein Sohn sei. Diese Sache ist für einen Franzosen zu tief, in Deutschland wird man es leichter herausbringen. Machen Sie sich also an das Werk. Ich hätte große Lust, die Sache in eine Frankfurter Zeitung zu setzen, um die dortigen Gelehrten aufzufordern, sich mit dieser wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen; aber die Censur würde den Artikel streichen. Denn das Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicherweise Betzy, und diesen Namen führt auch in Frankfurt ein Pastetenbäcker. Es wäre Preßfrechheit, so etwas drucken zu lassen.

Nichts Pikanteres giebt es zum Frühstücke, als die täglich hier

erscheinenden kleinen Blätter nichtpolitischen Inhalts. Es ist wie Austern und Kaviar. Mich wundert nur, daß bei dem großen Beifalle, den sie notwendig finden müssen, deren nicht mehrere herauskommen. Ich kenne nur drei. Der Figaro ist mit unendlich viel Geist geschrieben, und hat das ganze Jahr durch aber auch nicht einen trüben Tag. Die beiden anderen, ob sie zwar keinen solchen Luxus von Witz ausbreiten, lesen sich doch auf das angenehmste, und ich erinnere mich nicht, daß ich je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mögen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, diese Blätter mit unseren deutschen ähnlicher Art zu vergleichen, und ich komme dann immer auf ein Resultat, das mir nicht ganz klar ist. Alles was die hiesigen Blätter, den deutschen gegenüber, an äußeren günstigen Verhältnissen voraus haben: die Freiheit der Presse, die ungestörte Benutzung der Politik, besonders der reich zusammengehäufte täglich wechselnde Stoff, den ihnen die große Hauptstadt in Kunst, Wissenschaft, Theater, Litteratur, geselligem Leben und Tagesgeschichten darbietet — das alles stelle ich den deutschen Blättern zur Rechnung und bringe es in Abzug ihrer Schuld. Aber selbst nach dem allen haben sie mir wegen ihrer ewigen Einförmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch Rede zu stehen. Es liegt eben eine Monatssammlung von einem der erwähnten Blätter vor mir auf dem Tische; es heißt l'Entr'acte und ist das unbedeutendste von allen. Ich nehme die ersten acht Blätter zur Hand, um deren Inhalt zu zählen, zu messen und zu wiegen. Das Blatt ist gleich dem Morgenblatte in Quart gedruckt, aber etwas weitläufiger, so daß es weniger enthält als jenes. Von den vier Seiten des Blattes fallen erstens zwei Seiten weg, die ganz mit den Anzeigen der Theaterstücke des Tages und den Namen der darin auftretenden Personen ausgefüllt sind. Von den zwei übrigen Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Abzug, welche sogenannte Miscellen, hier causeries genannt, enthalten. Gegen diese könnte man freilich einwenden, daß die unbeschränkte satirische Freiheit ihnen zu statten komme. Hier darf man die Übermütigen und die Narren mit Nadeln stechen, in Deutschland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben also für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieser drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgerissenen Blätter: 5 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufsätze, deren Titel ich Ihnen mitteile, damit Sie daraus sehen, daß es frei gewählte Formen sind, allgemeine Stoffe, die den deutschen Schrift-

stellern der kleinsten Stadt auch zu Gebote ständen: Die Musik wie ich sie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finstere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholerazeitung. Die Kunst von dem Daumen zu lesen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wagen sitzt. Das Ende der Welt. Der Eck am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Über die verschiedenen Arten, wie die Menschen mit ihren Kleidern verfahren. Und was solche Artikel besonders auszeichnet, ist deren Kürze. Das Kurze mißfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig sein, es gehört Zeit dazu. Ist ein solcher Artikel unangenehm, so war es doch eine Pille, keine Mixtur, man schluckt es hinunter; denn der Kopf hat wie der Magen seine Geschmacksnerven; was einmal darüber hinaus ist, schmeckt der Geist nicht mehr. Warum können oder wollen nun unsere deutschen Schriftsteller in ihren Journalen keine solchen kurzen Aufsätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflösung des großen Rätsels von der Betzy Miller noch etwas Verstand übrig behalten, auch über dieses dunkle Geheimnis nachzudenken.

Samstag, den 19. November.

In einer Anzeige von Heines Adelsbriefen heißt es unter anderen: „Auch setzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Heines, indem es einiges Aufsehen macht, den burlesken Satiriker oder den niederen Komiker auf einmal als Freiheitsapostel wiederzufinden.“ Das steht in den Leipziger Blättern für litterarische Unterhaltung, der größte Viehstall, den ich je gesehen.

— Haben Sie den wirklich gemeint, das loben meiner Briefe würde immer so fortgehen? O, lassen Sie nur erst die preußischen Recensenten kommen und den Leipziger Viehstall aufthun; da werden Sie noch ganz andere Dinge hören. Wenn ich Wunden scheute, hätte ich den Kampf vermieden. Die Leute thun mir gar nicht unrecht, die in den Briefen meine frühere Mäßigung nicht finden; aber sie thun sich selbst unrecht, daß sie sie suchten. Die Zeiten der Theorien sind vorüber, die Zeit der Praxis ist gekommen. Ich will nicht schreiben mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gelegenheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde suchen; da mir aber beide fehlen, schärfe ich meine Feder, sie so viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde sie führen, bis man sie mir aus der Hand

schlägt, bis man mir die Faust abhaut, die mit der Feder unzertrennlich verbunden ist. Die Mäßigung ist jetzt noch in meiner Gesinnung, wie sie es früher war; aber sie soll nicht mehr in meinen Worten erscheinen. Damals, als ich so ruhig schrieb, stürmte es gerade am heftigsten in mir; weil ich noch nicht wußte was ich wollte, ging ich langsam und sprach bedächtig. Jetzt aber, da mir klar geworden, was sie wollen, weiß ich auch, was ich will, ich darf mich dem Strome meines Herzens überlassen, habe nichts mehr zu wählen und nichts mehr zu bedenken.

Was fällt nur den Leuten ein, daß ich ein Feind von Rothschild sei? Ein Glück für mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich es, hätte ich nicht von ihm gesprochen, und hätte die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Gegen den Menschen Rothschild habe ich gar nichts, aber weil er Rothschild ist, setze ich ihn den Königen gleich, und das kann doch ihn gewiß nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ihnen gehören möchte, da er am besten weiß, wie tief jetzt ein König unter Pari steht. Aber er ist der große Mäkler aller Staatsanleihen, welcher den Fürsten die Macht giebt, der Freiheit zu trotzen, und den Völkern den Mut nimmt, sich der Gewalt zu widersetzen. Rothschild ist der Hohepriester der Furcht, die Göttin, auf deren Altar Freiheit, Vaterlandsliebe, Ehre und jede Bürgertugend geopfert werden. Rothschild soll in einer Börsenstunde alle seine Papiere losschlagen, daß sie in den tiefsten Abgrund stürzen, dann eile er in meine Arme und er soll es spüren, wie fest ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig, es scheint, daß diese Menschen die Freiheit der anderen noch mehr fürchten, als ihre eigene Armut, sonst würden sie nicht mit so ängstlicher Eile ihr Geld zu den Füßen der Könige werfen, sobald sie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armut der Papierreichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich ist. Habe ich denn wirklich gesagt, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt schlecht behandelt worden? So viel ich mich erinnere, habe ich nur erzählt, daß es so von den Franzosen hier behauptet worden. Meine Pension können sie mir nicht entziehen, denn sie haben sie mir nicht gutwillig zuerkannt, sondern waren durch einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in solcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutschen Bundesversammlung nicht rechnen dürfen,

denn diese greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutschen Staates ein, sondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß sie mir in Frankfurt etwas zuleide thun. Geschieht es, geschieht es ja nur aus Rache, und Menschen solcher Gesinnung würden mich nach sich selbst beurteilen und sich fragen: was gewinnen wir dabei, wenn wir ihm seine Pension entziehen? Er würde uns dann erst recht feindlich entgegentreten. Hat doch, wie sie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Totschlag in Frankfurt erregt, was könnte ich nicht erst anstiften, dem alle Blätter offen stehen! Und um jährlich vierhundert Gulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht genug sein, der Untergang von ganz Deutschland müßte dazu beitragen. Das würde man bedenken.

Gestern fand ich in einem deutschen Blatte, als ganz kürzlich erschienen, angezeigt: „Iam Kippur, der Versöhnungstag. Novelle von David Russa." Es ist das erste Werk eines jungen Schriftstellers, und wird (freilich vom Verleger selbst) sehr gelobt. Empfehlen Sie das Buch unseren Juden. Es soll ihr Herz auflockern, damit man nach ausgejäteten Metalliques etwas Liebe und Menschlichkeit hineinsäen könne. Es ist in Leipzig erschienen.

Sonntag, den 20. November.

Die Teilnahme der Pariser für die unglücklichen Polen zeigt sich ebenso warm, als früher für die kämpfenden. Es macht ihnen Ehre, ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfenden Polen gewährten ein schönes Schauspiel, die besiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Polen zeigen nur den nackten, häßlichen Ernst. Alle Theater wollen nach der Reihe Vorstellungen zum Besten der Polen geben, und sie bereiten dazu eigene aus der neuesten polnischen Geschichte bearbeitete Stücke vor. Gestern machte das Theater de la Porte St. Martin den Anfang. Sie gaben la vieillesse de Stanislas. Das Stück wird seit ungefähr vierzehn Tagen gegeben, und bei jeder Vorstellung wird den Polen eine eigene Loge unentgeltlich überlassen. Die Minister in ihren Blättern ärgern sich gar sehr darüber und lassen sagen: ob denn das Mitleid wäre, wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen sie ihren Ärger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer frische Pottier, und da sagen die ministeriellen Theaterartikel, das Stück sollte nicht heißen la vieillesse de Stanislas, sondern la vieil-

lesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnsinnige Politik, die sie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergessen machen, und es muß sie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeisterung, den Spott und den Groll der Pariser neu angefacht zu sehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zusammentreffen, machen den Ministern grausame Kopfschmerzen, und sie gehen mit dem Gedanken um, sie alle nach dem südlichen Frankreich zu verweisen. Es ist ihr warmes Sibirien. Der Kaiser Nikolaus preßt seinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schalen vor die Füße. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutschen Diplomaten und ihre Federknappen haben seit einem Jahre die Milde, Großmut und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiser Nikolaus gegen die Polen zeigen würde, so hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolaus, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht darnach strebt, sondern bleibt, wo, was und wie er ist — der Beschützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polnische Armee, die sich nach Österreich und Preußen zurückgezogen, ist verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon dreitausend Polen wurden nach Sibirien geschickt. Viele wurden hingerichtet, unzählige ihrer Güter beraubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preisgegeben. Sie machen gar kein Geheimnis aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten werden in den Zeitungen amtlich mitgeteilt. Es ist fürchterlich zu lesen. Die naive preußische Staatszeitung teilt dieses alles mit, wahrscheinlich damit die deutschen unartigen Kinder Furcht vor der großen russischen Rute bekommen. Es liegt gerade so ein Racheverzeichnis vor mir. Man schaudert, wenn man liest, daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemessen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Konfiskationsregister von Gütern polnischer Rebellen: ein Gut von hunderteinundsiebzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen von 1318 Rubel 80 Kopeken Silber bringend, dem N. N. gehörig — ein Gut von hundertachtundneunzig Seelen, — ein Gut von zweihundert männlichen Seelen. Das sind schöne männliche Seelen, die sich eine solche Behandlung gefallen lassen, und sich dabei nicht so viel rühren, als die Scholle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komischeren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiserlichen Strafen der polnischen Rebellen die armseligen Belohnungen liest, mit welchen man die

treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein litauischer Edelmann, der beim Ausbruch des Aufstandes seinen Bauern die Waffen abnahm und selbst als einfacher (sollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der russischen Armee gegen die Insurgenten kämpfte, worin er sich augenscheinlichen Gefahren aussetzte, in Betracht „seiner so ausgezeichneten treuen Dienstleistungen" — zum Titularrat ernannt. Da sind doch unsere deutschen Hofräte klüger; sie setzen sich für ihre Titel keiner größeren Gefahr aus, als höchstens zum Narren gehalten zu werden. Was mich nun, nach solchen schändlichen Handlungen der Despotie, wie immer am meisten bewegt, daß sind ihre schändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel liest, welche alle Tage die russische Warschauer Zeitung enthält, muß man sich den Kopf zusammenhalten, daß er nicht auseinanderfällt. Es ist eine geniale Unverschämtheit. Ein solcher Artikel sprach in diesen Tagen über die Ursachen der polnischen Revolution und untersucht, welche gegründete Beschwerden denn die Polen gegen die russische Regierung gehabt hätten? Der Kaiser hätte sie mit Wohlthaten überschüttet, und hätten sie auch kleine Beschwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gebe? Man wolle nun die vermeintlichen Beschwerden der Polen über die Verletzungen der Konstitution besprechen und sonnenklar zeigen, wie ungegründet sie waren.... Die Unterdrückung der Preßfreiheit? Aber seit wann können wir uns ohne dieselbe nicht mehr behelfen?.... Der Mangel eines konstitutionellen Budgets! Aber die Minister haben den Kammern das Budget nicht vorgelegt, weil sie vorher sahen, es würde verworfen werden..... Die geheime Polizei! Aber wie gelind muß diese gewesen sein, da sie den Ausbruch der Revolution nicht verhindern konnte... Die Aufhebung der Öffentlichkeit in den Reichstagsverhandlungen! Nun, was ist's denn weiter? Dadurch hat das Publikum nur eines seiner unentgeltlichen Schauspiele verloren. Und darum eine Revolution anfangen? „Selbst England (hören Sie, hören Sie) würde gern einwilligen, daß die Thüren seines Parlaments dem Publikum verschlossen werden, und daß man seine Preßfreiheit beschränkt, wenn es sich gegen ein so geringes Opfer eines Teiles seiner Nationalschuld entledigen, und seinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!" O! das ist zu himmlisch! Wenn der öster-

reichische Beobachter das liest, wird er ausrufen: Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußische Staatszeitung, die die Streiche mitteilt, scheint sich über die Schelmerei ihrer russischen Susanne nicht zu wundern; denn sie denkt wohl, bei Gelegenheit könne sie es noch schöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiser Nikolaus sei darum nach Moskau gereist, um mit seinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er seinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben solle. Und das thut er, um die Eifersucht der Russen zu beschwichtigen, daß sie nicht murren, wenn den Polen nicht alles geraubt wird. Wir wollen sehen. Ist es aber nicht wunderlich, daß die Fürsten, so oft sie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menschen Rat brauchen, sondern auf der Stelle mit sich einig und entschlossen sind; sobald sie aber ihren Vätern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was sie davon halten, und sehr herablassend dem geringsten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu seine Meinung zu sagen? Die künftige polnische Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; so unschuldig wird sie sein. Darin aber irren sich so viele Menschen, daß sie glauben, Rußland, Österreich und Preußen versagten ihren Völkern konstitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwickelung in den kleinen Staaten bloß aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeschränkten Herrschaft. Das ist freilich ein Hauptbeweggrund, aber es ist nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß, wenn die großen Mächte ihren Staaten Konstitutionen geben, sie unfehlbar ihren politischen Einfluß auf die kleineren Mächte verlieren würden — einen Einfluß, den sie nur dadurch erwerben und erhalten, daß die Aristokraten in diesen kleinen Staaten, in ihrer Angst vor dem Andrang der Demokratie, sich um Schutz flehend nach Petersburg, Wien und Berlin wenden — ein Schutz, der ihnen auch verkauft wird und den sie mit Verrat ihres Vaterlandes und ihres Fürsten teuer bezahlen. Darin ist die Hoffnungslosigkeit der gegenwärtigen Lage Europas, und darin ist die Thorheit der hiesigen Minister, welche träumen, alle Verwirrung könne friedlich gelöst werden.

Montag, den 21. November.

Gestern abend trat die Devrient in Rossinis Othello auf. Sie spielte die Desdemona, Madame Malibran den Mohren. Allen Dilettanti und den vielen Amanti der schwarzen Schönen war sehr bange vor dem kühnen Unternehmen, und ich fand, daß ihre Furcht

noch lange nicht groß genug gewesen. Wäre nicht eine der Grazien aus gewohnter Liebe der Malibran treu geblieben, sie hätte sich sehr lächerlich gemacht. Was doch die Eitelkeit schlecht rechnet! Sie wollte donnern und blitzen, wie ein afrikanisches Gewitter, aber die Stecknadelnatur des weiblichen Zornes stach überall hervor, und das dünne spitze Grimmchen war gar zu komisch. Die Malibran hat eine zarte, feine Gestalt, und so blieb ihr nichts anderes übrig, um einen Mann vorzustellen, als alles, was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhnisch auf, rollte die Augen, zog die Augenbrauen finster zusammen. Das sollte Eifersucht, Wut, Rachedurst vorstellen; aber es glaubte ihr niemand ein Wort. Ihrer schönen Stimme that sie Gewalt an, daß man sich erbarmen mußte. Ich sah doch, daß die Leute hier unparteiisch sind und sich von keiner vertrauten Vorliebe bestechen lassen. Der Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine schöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, sie hat einigemal geschrieen. Haben Sie nichts gehört? Ihr Spiel ist zu loben; sie hat gelernt und gebraucht schöne akademische Stellungen. Den Schmerz der Desdemona spielt sie oft edler als die Malibran; die gläubige Deutsche hat einen Zug von der schmerzensreichen Mutter um ihre Lippen, den die ungläubige Französin nicht auszudrücken vermag.... Selbst der Zufall machte sich über diese lächerliche Vorstellung lustig. Als am Schlusse Desdemona und Othello tot auf dem Boden liegen und der Vorhang fallen sollte, blieb er hängen. Die Devrient, die als Fremde wohl nicht recht wußte, wie sie sich zu betragen habe, erhob ihren Kopf und sah nach der Malibran hin, um ihrem Beispiele zu folgen. Diese aber ließ sich gar nicht irre machen und blieb tot. Da gab es denn ein unbändiges Gelächter, und auf diese Weise konnte jeder Unzufriedene mit Anstand seinem Spott Luft machen.... Nach Othello kam noch eine kleine komische Oper: la prova d'un' opera seria, so eine Art von Kapellmeister von Venedig, den man in Deutschland spielt. Lablache und die Malibran waren unvergleichlich. Aber das ist ein altes Wort für eine ganz neue Erfindung und das ich bloß aus Not gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten sich reichlich an Verdienst und Lohn, was sie in der vorhergegangenen Vorstellung einander schuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort

darüber sprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr gewesen!

Unser König hat gestern sechsunddreißig Stück Pairs gemacht, neue Säulen, den Thron zu stützen, neue Faschinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratische Schlamm sich daran festsetze. Gestern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war diese Sache immer gleichgültig gewesen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den englischen Gärten, das sind unschädliche Spielereien. Man mag einem Kinde eine graue Perücke aufsetzen, es wird nicht alt davon. Was ich in dieser Sache nur wichtig finde, daß der König, indem er Pairs ernannte, wozu ihn die Konstitution von 1830 nicht berechtigte, einen Staatsstreich begangen. Und hat er einmal dem Teufel einen Finger gegeben, wird er ihm auch später die Hand reichen, und sich ihm endlich ganz überlassen.

— Soeben lese ich in der neuesten Hamburger Zeitung folgende Broschüre angezeigt: „Gegen L. Börne, den wahrheit-, recht- und ehrvergessenen Briefsteller aus Paris, von E. Meyer, Dr." Ich kann es mir nicht erklären; aber sobald ich den Titel gelesen, bekam ich gleich einen heftigen Appetit, und ich schickte den Konrad weg, mir vom Restaurateur ein tête de veau au naturel zu holen. Ich pflege sonst nie à la fourchette zu frühstücken. Ach! könnten nur viele Menschen, wie ich, Wahrheit, Recht und Ehre noch vergessen — es stünde besser mit der Welt! Wenn ich nur diese Schrift bald in Paris haben könnte; ich würde wahrscheinlich darauf antworten. Zwar liegt das sonst nicht in meiner Art, aber ich muß diesmal zum Schutze der guten Sache das schwere Opfer bringen, mich gegen persönlichen Angriff zu verteidigen. Vielleicht können Sie in Frankfurt erfahren, wer dieser Dr. Meyer ist. Es ist immer gut, das zu wissen. Sie sehen aber daraus wieder, was ein Gelehrter ausstehet, und sein Sie froh, daß Sie dumm sind.

Dienstag, den 22. November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von Hamburg. Genannte Schrift von Dr. Meyer und noch andere Kriegsmanifeste liegen darin. Hurra! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch Broschüren gelesen; aber ich brenne vor Begierde, und schließe darum. Acht Franken kosten mich die Hamburger Grobheiten!

Neunundfünfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen, und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger, biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — greulich — ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloser Gesell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Skriblerbande — Mensch — ditto gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursche — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so rot?" Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Diese Herrenlosigkeit giebt seiner Schrift ein ehrwürdiges deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit, zu fürchten, man möchte seine Art, sich auszudrücken, mit „gemeinen Schmähungen" verwechseln und er bittet seine Leser, dieses nicht zu thun. Er meint: man wundere sich vielleicht, daß er, als zahmer Deutscher, mit einem Male so wild geworden; aber man kenne die Deutschen noch gar nicht. „Der Deutsche ist geduldig, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, wenn er das Schweigen bricht und

einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Verwandlung seiner Natur. „Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin." Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an litterarischen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg ist, ist zu arg". Man müsse „dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt". Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft selbst viel? Es mag noch so viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt sie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Brust hätte er mich stoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen sollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann ist zu gutmütig.

Er sagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz, von der Oberfläche geschöpfte Bemerkungen, wie tausend vorlaute Räsonneurs sie täglich machen." Da haben sie den alten Deutschen wieder! Neue Ideen wollen sie haben! Eine Idee, wenn sie sie achten sollen, muß eine Handschrift sein, auf Pergament geschrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tausend Jahrbüchern der Geschichte gedruckt zu lesen, was der Himmel selbst herabgedonnert, was drei Weltteile wiederhallten, was der Lastträger auf der Gasse, wie der Denker in seinem Zimmer, was der Bürger in seiner Werkstätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter seinem Joche, der Bettler in seinen Lumpen spricht, denkt, fühlt, klagt, wünscht und hofft — das verschmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeschätz! Was alle wissen, verdiente keiner zu lernen! Gut, ihr sollt neue Ideen haben; zeigt nur erst, daß ihr deren würdig seid; gebt Rechenschaft, wie ihr die alten verwendet!

Mein Eduard ist zwar ein bescheidener, junger Mann, aber an Welterfahrung scheint ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er müsse sich gegen den Vorwurf verwahren, als hasse er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, doch deren Verteidigung müsse man dem Himmel überlassen. „Wenn Fürsten ihre Zeit und ihre Völker verkennen, oder gar der Schlechtigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer Mißgriffe sie selbst am schwersten treffen. Dies wünsche, hoffe und weiß ich." Dieses wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer soll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es

noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Kommissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft. Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, Sansculotischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heiraten wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieser Löwe, oder wie er sonst heißen möchte, auf guten Rat hören will, so wird er bleiben, wo er ist, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute Gesellschaft einzudrängen. Er wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, und wenn es Not thut, denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß: eine andere verstehen sie nicht." ... Daß diese Thoren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen ihnen noch wichtiger sein müßte, als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menschen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volkes, eines Geschlechts, für meine eigenen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen, diesem Zwerggeschlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche

Schwachheit an mir selbst erfahrend, lerne ich sie an anderen verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich sie weg; ich konnte nie zu meinem Vorteile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und allen!... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günstiger recensiert als Hamburg — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urteile brauchen Sie nicht begierig zu sein. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig sagen; Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meinung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die Elemente in diesem Augenblicke angeregt, angeregt durch diese Briefe. Die Aristokraten werden keck und rücken heraus und kämpfen... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den Ihre Briefe bei vielen der Besseren gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß Sie sich so ganz rücksichtslos haben gehen lassen, so daß Sie den Platz als Zuschauer verließen und selbst Akteur wurden! Dadurch haben Sie einen beträchtlichen Teil Ihres wohlerworbenen Ruhmes eingebüßt, der Ihnen schwer wieder zu erringen sein möchte. Dieses Urteil ist die allgemeine Stimme, und Sie werden von vielen Seiten so zurechtgewiesen werden, daß dieses der Refrain durchweg bleiben wird. Das Volk ist gläubig und sagt Amen!“ Wie mich dieser Mann

kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und sie beschmutzte — was schadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche Stellen mit Bleistift angestrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der sei toll geworden, war doppelt und noch einmal so dick als die übrigen angestrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierstreifen bezeichnet. Diesen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, so daß der Untersuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komisch gewesen sein.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeschickt. Er schreibt unter anderen: „... Die Hamburger Kaufleute erklärten darauf, ohne gerade die Skribler zu loben, daß in den Börneschen Briefen zerstörende Ideen enthalten sind, die nur ein Aufwiegler oder Sansculotte ans Tageslicht befördern kann. Dies hat das Verbot der Briefe herbeigeführt."

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben soll, etwas Näheres zu erfahren. Das Ding kann schön werden. „Ringe sind es, die eine Kette bilden" — sagt Königin Elisabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseisen ist das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedauere ich; es giebt wenige Menschen, die den Mut haben, anders als der Pöbelausschuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich sind es weniger übelwollende als unwissende Menschen, die nicht zu rechnen verstehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es kostet, ihrem Geiste einen Ehrendienst bei der vornehmen Dummheit zu verschaffen, könnten

sie dessen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, selbst an sinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur schweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der besser ist als sie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, so anspruchslos und demütig sie auch ist, in dem Edelmannsklub des deutschen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichtsschreiern den Mut haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegenzustellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich Mauguin. Er blieb aber nur eine Viertelstunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann ist klar wie ein Waldbach, der über Kieseln fließt; doch ist es nicht erfreulich, einer menschlichen Seele bis auf den Grund zu sehen. Eine Tiefe ist nicht klar. Mauguin, weil er so klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig ansieht und er urteilt zu schnell, um immer richtig zu urteilen. Ich habe in .... manchmal darüber lachen müssen: man mag ihm noch so kurz antworten auf seine Fragen, so war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verstand sie schon um die Mitte. Das ist Franzosenart, die für alle Verhältnisse fertige mathematische Formeln haben. Sage ich zweimal zwei — fällt mir Mauguin in die Rede und fährt fort: ist vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas anderes hätte sagen wollen. Er mißversteht einen zwar nie, aber er versteht einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältnisse von Frankreich, eben weil es franzosenartige Verhältnisse sind, die kennt er freilich gut. Er versicherte mir auf das Bestimmteste, daß die hiesige Regierung auf nichts anderes sinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynastie Karls X. zurückzuführen und König Philipp selbst sei damit einverstanden. So wird freilich alles verständlich. Mir wäre es selbst recht, sie versuchten es. Ich liebe die großen Massen auch in der Dummheit;

ein Narrenhaus ist mir lange nicht so erschrecklich, als ein einzelner verrückter Mensch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die seit dreitausend Jahren von den Königen begangen worden sind, von Saul bis auf Karl X., aber unsere gegenwärtige Zeit ist reicher an Wahnsinn, als es jene dreitausend Jahre waren. Wenn man alle fürstlichen Paläste Europas nebeneinanderstellte, es gäbe eine ganze Narrenstadt. Täglich vermehren sich meine Nachrichten aus Deutschland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu verteilen, wie eine Pastete; ja König Philipp selbst soll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons sollen die Schüssel mit der Kruste behalten. Die köstliche Naivität finde ich nicht darin, daß sie glauben, es ausführen zu können, sondern, daß sie glauben, wenn sie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürsten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken sie, sie brauchten den Brunnen nur zuzuschütten und dann wäre alles aus. Wer giebt mir Geduld genug, mit Narren zu räsonnieren? Ich muß wohl selbst ein Narr sein. Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europas. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuschern, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher. Sie zittern, wenn einige Franzosen mit liberalen Reden in ihrer Maultasche durch Deutschland reisen, und schreien entsetzt: Propaganda, Propaganda! Und sie wollen ganze Völkerteile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeschmackten Regierungskünsten, mit ihren Taschenspielerstreichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — sie, die nicht einmal die Polizei verstehen, die doch die einzige Kunst ist, die sie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als sie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre schlauesten Köpfe geschickt hatten, wurden alle diese schlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum besten gehabt, und hätte es die Übermacht nicht gethan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschaus. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

In Berlin ist mein Buch von der Polizei in Beschlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, sie konfiszierten freilich am

liebsten das ganze Weltall. Die Münchener Tribüne giebt Auszüge der Pariser Briefe. Der Dr. Wirth, der sie schreibt, ist ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht bloß wie ein Maulritter mit Worten. Bewunderung — weil er mutig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niederwirft: die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängnis, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, ist er nach Rheinbayern gezogen, wo noch die französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort will er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um sich eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deutscher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerstag, den 1. Dezember.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgeteilt, ob sie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie sagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts Gefälligeres als so ein Nebel, der noch keinen Minister in der Not verlassen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leier und Schwert zusammen dichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleons Zeiten sind vorüber und der Bulletindonner schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche, gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk giebt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will bares Geld sehen. Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Casimir Perrier, der König von Israel, der hohe Priester der Renten, der Held des Friedens hat sich in der Kammer gebärdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herabkam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen

sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein kompletter Narr! Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wieder sahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perrier hat darüber gefrohlockt, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sei nichts weiter als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor und zeigte sie aller Welt! Die dunklen Triebe des Volkes hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Not eröffnet. Den höchsten Grad des Wahnsinnes mögen jetzt die Ärzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: Seht, ihr seid bedroht, ihr müßt es um euerer Sicherheit mit mir halten — um diese elenden Krämervorteile eines Tages opfert Casimir Perrier das Glück Frankreichs, Europas, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt? Schon die Staaten des Altertums kränkelten an diesem Übel der Menschheit; dreitausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ernten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang untereinander die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Über die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher, als die anderen Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letzteren wird dem niederen Volke, durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höheren, bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine

Gleichheit. Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmut, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmut wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: Ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß, solange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt, und daß, solange es einen Adel giebt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es gebe nichts Lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu sie jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben sein sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie verteilt. Der Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker

eine willkommene Zuflucht bietet. Casimier Perrier, der sich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten setzt und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält sich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Scham weit von sich gewiesen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen sich selbst bekannt macht, was er hätte verschweigen sollen und können — so fest ist er überzeugt, daß Unverschämtheit die erste Tugend eines echten Staatsmannes ist! Erst heute ist wieder etwas an der Tagesordnung, was diese seine Tugend in das glänzendste Licht setzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Bestürmung der Bastille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuschten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Überreste von Scham, Republikaner schilt. Nun sah man an jenem Tage mit Erstaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorstädten der Polizei beistanden und über alle junge Leute herfielen und sie mißhandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder anderen Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte und die sich ganz ruhig verhielten. Darauf beschuldigten einige öffentliche Blätter den Polizeipräfekten und den Minister des Innern: sie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Casimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen sollen: aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Leugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungsredaktoren der Verleumdung an. Der Polizeipräfekt führte die nämliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müßiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besoldet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des Österreichischen Beobachters und der Preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu schützen, hat er leichtsinnig niedergerissen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit seinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Julikämpfen geläutert hervorgegangen, sucht er durch die schändlichsten Verführungen wieder in den Kot hineinzuziehen, um sich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Übel, meinen sie, sie hätten das ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Konstitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philisterpolitik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelklassen verbessert und das Heloten-verhältnis des niederen Volkes von neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputiertenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vorteil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Besseren und Einsichtsvolleren: daß man auch die niederen Stände an der Volksrepräsentation möge teilnehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Anteil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So *sprechen* sie, um das Gegenteil von dem zu sagen, was sie *denken*. Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche giebt als unter den Reichen, weil sie seltener als die anderen sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein verteilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Teil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten verteilt sind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Tagelöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn

hergeben, den frechen Überfluß der Reichen gegen seine eigene Not zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murrt, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den notwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Teil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzigtausend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage seiner Straßenbettelei der Polizei einen großen Teil abgeben. Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksklasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen! Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde

Tier, Volk, auf seiner Hut zu sein! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo alles stumm ist, wo keiner klagen darf, und wo jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, diese unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns sehr nahe vor die Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Österreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnsinnige Verblendung des Volkes, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sei ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sei nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen. Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Ängstlichkeit der Reichen zu frönen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, liest denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft sie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der ist hundertachtundsechzig Jahre alt; aber ein Russe ärgert sich nicht. Er giebt oder bekommt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl ist uns civilisierten Deutschen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. Dezember.

Ein englisches Blatt teilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die nämlichen gethan, die auch den frei-

sinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordversuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schlosse Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hause wurde in das Zimmer der Prinzessin geschossen. Die europäische Aristokratie spielt ein va banque. Desto besser; so werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das ist es auch, wovor die Fürsten sich fürchten. Manche sind gutwillig und würden dem Volke sein Recht gewähren; aber sie kennen ihre Umgebungen, sie kennen zu gut die Freunde des Thrones, und wissen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler sich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu töten. Sie verdienen ihre Angst. Warum muß man ein Edelgeborener oder Schurke sein, um hoffähig zu werden?

Der Verleumdungsprozeß, von dem ich Ihnen gestern geschrieben, ist noch in voriger Nacht entschieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungsredakteure wurden freigesprochen. Sie haben also Casimir Perrier nicht verleumdet, und die Anschuldigung, daß er die Vorstädter angeworben und bezahlt, um sie gegen die Verräter seines weisen Regierungssystems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist Casimir Perrier verurteilt, und doch wird er ungestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt diese Last noch zu seinen anderen Lasten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Konskription gezogen worden, fanden sich 12804 die nur lesen konnten; 121079 konnten lesen und schreiben und 153636 konnten weder lesen noch schreiben. 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen, dem Übel abzuhelfen und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Casimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die Verletzungen des Eigentums werden nicht mehr so blutdürstig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe abgeschafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es ist ein Fortschritt, und daß das jetzt in Frankreich, auf dieser großen Eisenbahn

der Freiheit und Sittlichkeit, noch überraschen muß! Gestern wurde über die Prangerstrafe gestimmt. Man hat sie beibehalten. Die Menschen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und sehen sich vor, daß sie ihnen nicht über den Kopf wachse. Ein Deputierter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigstens für die Minderjährigen, Greise und Weiber abschaffen. Die beiden ersten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand sich nicht einer, der die Verteidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen spöttisch: Ah! les femmes! Mir that diese Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der seine Ehre verliert, kann sie auf hundert Wegen wiederfinden. Sein ganzes Leben ist öffentlich, das Feld der Thaten steht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann sie je die Ehre wiederfinden? Je aufrichtiger ihre spätere Tugend, je inniger ihre spätere Reue ist, je verborgener wird sie sich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greisen und Minderjährigen den Pranger erläßt, sollte man um so mehr die Frauen damit verschonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in sich vereinigen. Habe ich nicht recht? oder verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen selbst an den Pranger gestellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proklamation erlassen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais, quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orleans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet das nicht wie deutsch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geschrieben? Von einem Kronprinzen zu sagen: „es ist der Regenbogen,“ tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutsche hätte dafür gesagt: Höchstdieselben geruhen ein Regenbogen zu sein — doch übrigens ist gar nichts daran auszusetzen.

Samstag, den 3. Dezember.

Herr Rousseau muß ja seinen Hofrat verdienen, und da war es seine Amtspflicht, den Artikel aus der Börsenhalle mitzuteilen. In der Münchener Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die aristokratische Partei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache verteidigt. Heimlich,

namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen, aber frei hervortretend, eine schlechte Sache zu verteidigen, hat noch keiner gewagt, dessen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlorenem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar giebt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenübersteht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mißhandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle genau nachzulesen und mir darüber zu schreiben. Ich kann das unmöglich gesagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt ist und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie sich einige Franzosen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marschall Soult, der als Minister im Sinne seiner Regierung friedliche Gesinnung und Friedenszuversicht äußern mußte, an öffentlichem Tische von der Hoffnung der Franzosen, wieder nach Frankfurt zu kommen, gesprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Absicht drucken lassen, die Frankfurter Regierung aufmerksam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzosen feindlich zu stehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und sie sich daher nicht mehr als sie *muß*, gegen das französische Volk unfreundlich zeigen solle. Mißverstanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, so war es gewiß aus jener alten engherzigen Philisterei geschehen, deren ganze Weisheit darin besteht, nichts Unangenehmes *aufzurühren*, sondern den ungesunden Schlamm sich anhäufen zu lassen, lieber, als daß man ihn wegführe, und die Nasen der Nachbarn dadurch belästige.

Die Geschichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen lassen. Das hätten Sie nicht nötig gehabt mir zu untersagen. Ich werde nie gegen einzelne Menschen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht, wenn ich sie für schuldig halte. Was nicht Volksmassen sind oder Menschen, die ganze Massen und allgemeine Interessen repräsentieren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreise, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** ist nur das Mundstück einer diplomatischen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläst. Hätte ich aber den spielenden Mund selbst vor mir, würde ich ihm sagen: Sie glauben, es wäre mir bloß um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigstens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt so leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeistorden, den Hosenbandorden, die roten und die schwarzen Adler und wie diese Zeichen der Dienstbarkeit sonst heißen, alle für einen Zahnstocher hin, den ich gerade in diesem Augenblicke nötig brauche. Außer sie müßten mit Brillanten besetzt sein, für welche ich die Hälfte ihres Wertes bezahlte, weil sie in solcher Fassung, die Hälfte ihres Wertes in meinen Augen verlören.

Seien Sie ruhig; Gott selbst recensiert meine Schriften; der erste Artikel ist schon erschienen, die Fortsetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der sich, so lange er den Weichselzopf gehabt, ganz still, ganz ruhig, ganz warm gehalten; sich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts sah, nichts hörte, nichts sprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er ist wieder munter geworden, seitdem die Polen besiegt; seit dem Falle Warschaus ist ihm das Herz gestiegen. Die kleinen deutschen Fürsten werden wie die Schulbuben zurechtgewiesen, sie sollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse künftig besser achten; ein neues Preßgesetz wird angekündigt; die Censurkommission in Frankfurt hat ihre Mannschaft ergänzt und sich auf den Kriegsfuß gesetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man schmeichelhafter von meinen Briefen sprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Mut hatten sie, eine kleine ausländische Zeitung zu unterdrücken, die ihnen seit dem ersten Tage ihrer Erscheinung wie der Tod verhaßt war, ehe sie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit sahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und ist man mit den Sachen fertig, sobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergerissen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menschen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und sie dafür züchtigen, daß sie zu edel waren, so lange sie die Macht gehabt, sich gegen jede Rache zu schützen. An meinem Schmerze hat wenigstens getäuschte Hoffnung keinen Teil; ich wußte vorher, daß es so kommen würde. Aber die anderen! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Diese edeln oder schwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen schon vor

neun Monaten sagte: Seht euch vor, ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, seid schnell. Sie haben sich bedacht, als hätten sie die Ewigkeit gepachtet; sie sind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Überlegung bergauf geschlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrat, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geschmaust haben sie mit den Edelleuten, gezecht haben sie mit den Ministern, und haben ihre geheimsten Gedanken dem Weine anvertraut, der sie den ewig Nüchternen verraten.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amnestie des Kaisers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie ist ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben sie Rottecks Weltgeschichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo sie alle Weltgeschichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten streichen. Das ist der Status quo. Was ist der Status quo? So nennen sie jeden Ort, wo sie stehen geblieben, und stünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Bayern läßt sich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magistratspersonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adressen schicken. Dieses papierne Heer soll gegen die rebellische öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer solchen Adresse aus Wasserburg heißt es sehr naiv: „Den ausgesprochenen Grundsatz einer ‚weisen Sparsamkeit empfangen wir — jedoch ohne Beschränkung der Allerhöchsten Person im Wohlthun und im Glanz des Hofes und des Staates, mit ewigem Danke.'" Die Wasserburger haben zwar einen schlechten Stil, aber ein gutes Herz. Das ist die Hauptsache. Weiter. Ein bayerischer Staatsbeamter schloß seine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliste des Königs zu schmälern. Hu! das ist wahrhaftig melodramatisch.

Sonntag, den 4. Dezember.

Die Sache der Emancipation der Juden hat auch in der bayerischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Rätsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne

stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer: „Se. Majestät den König in verfassungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine genaue Revision der über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen bestehenden Verordnungen vornehmen und den Entwurf eines auf Beseitigung der gegründeten Beschwerden der Judenschaft und die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältnisse zielenden Gesetzes den Ständen des Reiches vorlegen zu lassen." Da verliere einer die Geduld nicht! Einer deutschen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben, das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag abschließen. Wozu ins Teufels Namen alle diese Umständlichkeiten? Wenn die Juden emanzipiert werden sollen, wozu denn noch vorher die langweilige Musterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Gesellschaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn sie vorwärts soll, nachdem sie lange stehen geblieben, jede versäumte Viertelstunde nachschlagen muß? Darüber sterben ganze Menschengeschlechter in Elend und Kummer. Die Verteidiger der Juden haben in München so wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der ersten sagte: die Juden seien zur Zeit ihrer Selbständigkeit ein tapferes Volk gewesen, und die hartnäckige Verteidigung von Jerusalem sei mit der von Saragossa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kommt es ja hier gar nicht an. Die staatsbürgerliche Gleichheit soll ja den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu sein, muß der Deutsche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der starke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch sein Herz zu meistern wissen. Sie wissen, wie meines für die Juden schlägt! Und habe ich sie darum nicht doch immer verteidigt?

Einundsechzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 8. Dezember 1831.

Von meinen Briefen ist in allen Blättern, sogar in englischen die Rede. Im Constitutionnel heißt es unter anderen: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtemps emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter." Der Temps nennt mich einen „écrivain courageux" und hebt es heraus, daß ich gesagt: besser einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutschen Fürsten. Der Artikel aus der Börsenhalle geht nach und nach in alle ministerielle und aristokratische Blätter über. Gestern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmut von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieser unserer Mitternacht alle Geister der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Ihr tapferen Ritter, ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Thrones, treue Schildträger der Fürsten, brave Dämme gegen das wildbrausende Volk — wo seid ihr denn? Junker, Legationsräte, Kammerherren, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt!... Sie sind stumm, und fände sich nicht zuweilen ein Ochse von Bürger, der ihnen aus Dummheit seine gesalzene Zunge liehe, sie würden ersticken vor Wut. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirten.

Freitag, den 9. Dezember.

Ich kann Sie versichern, daß die schönste Posse auf dem Theater mich nie so sehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Lust fehlte, ersetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch eine Sache muß es, welche Menschen müssen das sein, die solche Beschützer suchen und nur solche finden! Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einem teilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geschrieben: „So sind euere Verteidiger, so ist euere Sache, so seid ihr selbst!" Wenn Sie in

meinen Worten etwas Wehmütiges gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl sein, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir fünfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevardtheater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein ungesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein milchener, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen rogenen kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehstalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein paar Schnupftücher damit zu reinigen sind. Guter Gott! Wenn man diese Menschen erst persönlich kennt, dann ist man gar entwaffnet und wehrlos. Dieser Willibald Alexis — pfui, es ist mir, als sollte ich mit Rührеiern Krieg führen. Ein platter, abgeschmackter Osterfladen, eingeschrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingsttag aussehen und schmecken würde ... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht schon viel profitiert von meinem Eduard? Also den Häring schicken Sie mir.

Die schönen Frankfurter Mädchen werden sich wohl zu trösten wissen, wenn sie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren ersetzt mich ihnen vom Samstag Abend bis Montag Morgen. Die anderen Leser werden Mittel finden, sich das Buch auf andere Art zu verschaffen. Fünfzig Thaler Strafe! das ist ein starkes Lesegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und anderen deutschen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern bestraft wird. Das beweist, daß man Gesetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geist veraltet ist. So wäre denn mein Buch in Deutschland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nötig, ich habe es ja selbst gethan. Frei wie ein Vogel, sollte es in den Lüften schweben, erhaben über dem stinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunstkreise angstschwitzender Bürger. Es wird schon herabpfeifen durch Nebel und Dunst und sieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affenkultur hat hier seit der letzten Revolution große Fortschritte gemacht. Sonst beschränkte sich die Kunstfertigkeit der Affen

auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Teilnahme und das Soustück der Hausbewohner, die in den oberen Stocken wohnten und nicht gerade am Fenster lagen. Jetzt aber haben sie die Affen abgerichtet, an langen Stricken festgehalten die Häuser hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herumzuspazieren, vor das Fenster zu springen und an die Scheiben zu klopfen. Diese geniale Industrie ist höchst ergötzlich. Doch muß ich sagen, daß es oft eine unangenehme Überraschung für die Leute im Zimmer sein mag. Denken Sie sich, eine junge, schöne Dame säße auf dem Sofa neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo und wäre sehr zerstreut — und jetzt pochte plötzlich ein garstiger Affe an das Fenster und guckte neugierig und spöttisch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Comptoir wieder heraufkäme, weil er seine Brille vergessen. Ich begreife nicht, wie die Polizei solche Friedensstörung dulden kann; es müßte denn sein, daß sie selbst die Affen zu Hausspionen angestellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verstand genug dazu.

Zweiundsechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 14. Dezember 1831.

Gestern hat sich Mauguin mit dem Deputierten Viennet geschlagen. Mauguin vergaß sich und nannte die Kammer eine ministerielle; Viennet, selbst ein Ministerieller, vergaß sich auch und nannte den Mauguin einen schamlosen Menschen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er anderen gemacht, nicht selbst annehmen wollte. Darauf wurden zwei Pistolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergestellt. In England und Deutschland wird so etwas gewöhnlich mit mehr Ernst getrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermute sehr, daß man falsch ladet. Wäre ich Sekundant, ich

thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariser Briefe sind jetzt bei den hiesigen Buchhändlern angekommen, und ich habe sie gelesen mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders liest, wenn, um sie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich sie heute schriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch blässer machen. Grob sind sie freilich, wie man sie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menschen ihnen so nahe treten, und sie durch die Brille betrachten? Sie sind grob, wie Freskogemälde sind und sein müssen, die in einiger Entfernung angeschaut werden sollen. Auf der frischen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge schnell der entschlossenen Hand nachstürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Volke, das in weiten Kreisen umherssteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der pastellfarbigen Artigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplomaten so gut gefällt, weil sie es wegslächeln, sobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir bloß von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu verteidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig sein. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die Allgemeine Zeitung; nun schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu verteidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stände, jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld!

Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern geraten, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen solche Anschuldigungen mich vor deutschen Richtern zu verteidigen hätte? Wenn ich sagte: Meine Herren, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mir das aber nützen? Sie würden erwidern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht bloß für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die, keiner Überlegung fähig, sich nur an den Wortverstand halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen, und sagen: laßt mich in das Gefängnis zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, wären Geschworene da, und säße Volk auf den Galerien, würde ich mich wie folgt verteidigen: „Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodil. (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodil! Krokodil! zur Ordnung, zur Ordnung!) ... Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil. (Zur Ordnung, zur Ordnung! Der Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Verteidigung . . .) Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil — aber ich bitte Sie, lassen Sie mich doch zu Ende reden. Wenn ich sage, der Deutsche ist ein Krokodil, so meine ich gewiß nicht damit, der Deutsche sei ein wildes, grausames, räuberisches Tier wie das Krokodil, und weine heuchlerische Kindesthränen. Ich denke gerade das Gegenteil. Der Deutsche ist zahm, gutmütig, räuberlich, aber gar nicht räuberisch, und weint so aufrichtige Thränen, als ein Kind, wenn es die Rute bekommt. Wenn ich das deutsche Volk ein Krokodil genannt, so geschah es bloß wegen seiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodils gleicht. Sie hat dicke harte Schuppen, und ist wie ein Schieferdach. Was Festes darauf fällt, prallt ab, was Flüssiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie sich, meine Herren, Sie wollten ein solches Krokodil tierisch magnetisieren; zweitens, um es später von seinen schwachen Nerven zu heilen; erstens, um es früher hellsehend zu machen, daß es in sein Inneres hineinschaue, seine Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel errate. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter, gewärmter Hand auf den Panzer des Krokodils herumstreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, daß solches Streicheln auf das Krokodil so wenig Eindruck machte, als auf den Mond.

Nein, meine Herren, Sie würden auf dem Krokodil mit Füßen herumtreten, Sie würden Nägel in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß von dieser großen angewendeten Kraft neunundneunzig Hundertteile ganz verloren gingen, und daß der Hundertteil, der übrig bliebe, gerade die sanfte und bescheidene Wirkung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem tierischen Magnetisieren beabsichtigen. So habe ich es auch gemacht. Wäre aber das deutsche Volk kein Krokodil, sondern hätte es eine zarte Haut, wie die schöne Fürstin von ***, dann hätte ich ihm nicht gesagt, es dürfe einen Fürsten vertreiben, der eine unangenehme Nase hat, sondern ich hätte wie folgt mit ihm gesprochen: ‚Die Fürsten — mag sie nun Gott oder der Teufel, oder mögen sie sich selbst, mag die weise Vorsehung, oder mag der Narr Zufall sie eingesetzt haben — sind bestimmt, die Völker, welche ihnen anheimgefallen, nicht bloß mit Gerechtigkeit, sondern auch mit Weisheit, nicht bloß mit Weisheit, sondern auch mit Stärke, nicht bloß mit Stärke, sondern auch mit Milde zu regieren. Wo sie dieses nicht thun oder nicht vermögen; wo sie das Recht schmählich verletzen, ihren eigenen Sünden oder denen ihrer Lustgesellen zu frönen; wenn sie statt der ernsten Stimme der Klugheit den Possenliedern der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn sie zu schwach oder zu feige sind, den Verführungen und Drohungen fremder Fürsten zu widerstehen; wenn sie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht blutig und tückisch rächen — ein so mißhandeltes, so mit Füßen getretenes Volk darf und muß seinen verbrecherischen Fürsten vom Throne stoßen und aus dem Lande jagen.‘ Hätte ich aber so mit dem deutschen Krokodil gesprochen, wie viel von meinen Worten wäre in sein Inneres gedrungen? Wenig, nichts, ja weniger als nichts. Ein Defizit des Widerstandes wäre dabei herausgekommen, und das Krokodil hätte meine Lehre so gedeutet: einem Fürsten, der despotisch regiere, müsse man die Civilliste verdoppeln. Darum sagte ich ihnen: ihr dürft jeden Fürsten verjagen, sobald euch seine Nase nicht mehr gefällt. Deutsche Gutmütigkeit bringt von solcher Lehre neunundneunzig Hundertteile in Abzug, und dann bleibt gerade so viel übrig, als ihnen zu wissen gut ist, als ich ihnen beizubringen mir vorgesetzt.“ ... (Allgemeines Beifallklatschen.) Der Präsident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind untersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört wird, werde ich den Saal räumen lassen. ... Darauf ziehen

sich die deutschen Geschworenen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten sie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschworenen sehen sich um und werden bleich. Während ihrer Beratschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Verteidiger, sämtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers gestorben und schon in Fäulnis übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland großes Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt und ließ in Jarkes antirevolutionärem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht acht gegeben. Sie waren zerstreut, und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürstin sei, deren schönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu gestehen. Indem ich es verschweige, werden alle deutsche Prinzessinnen die Schmeichelei auf sich beziehen, und ich werde dadurch sechsunddreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir sehr nützlich sein kann, wenn ich einmal früher oder später in die rauhen Fäuste irgend einer deutschen Polizei plumpe.

— Gestern habe ich einem Welteſſen beigewohnt. Nicht einem Essen, wo, wie in manchen Ländern Europas, die Welt von wenigen Mäulern gespeist wird; sondern wo die Welt durch ihre Repräsentanten selbst speist. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Ägypter und Ostindier, Schweden, Polen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweizer, Italiener um einen Tisch versammelt gesehen. Nur Russen waren keine da; denn diese, mit den Markknochen der Polen angenehm beschäftigt, verschmähen jetzt die mageren Beefsteaks von gewöhnlichen Ochsen. Herr Jullien, Herausgeber der bekannten Revue encyklopädique, versammelte seit vielen Jahren seine Freunde und die es werden sollen — das will sagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft ist gewöhnlich mehr als hundert Personen stark; gestern aber waren es höchstens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzosen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen, wäre kürzer, aber das verbietet mir die Bescheidenheit. Von europäischem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir

Sidney Smith, dessen Biographie Sie im Konversationslexikon finden. Er ist ein schöner und für sein Alter noch rüstiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Parisers. Der würde nie, wie Jean Bart, Tabak im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich sehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erstaune über die Menschen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Diese Stadt ist eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und schmutzigen Wegen in den nächsten Bach schwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergessenheit fließt. Sidney Smith wohnt seit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und ist an den Baron Delmar (Ossianischer Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheiratet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Personen vom höhsten Stande empfange, und man, um in seinem Hause Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutschen Domherrn forderte. So ist es aber in allen Ländern; christlicher Adel und jüdisches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegeneinander, und darum ist die Faubourg St. Germain jeder Residenz eigentlich eine Vorstadt Jerusalems.

Ein junger Mensch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, sich mir vorstellen, und äußerte: er habe schon längst den Wunsch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wissen ja, wie ich bei solchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer selbst aus, und erst später den anderen. Der junge Neugierige nahm bei Tische seinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiderte: Die Politik verleide ihm seinen ganzen Aufenthalt. Ich stutzte; doch weiß ich mich leicht in solche Denkungsart zu finden. In meinem eigenen Kopfe ist eine große Landstraße ganz mit dieser Gesinnung gepflastert. Ich erwiderte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Gesetz, Freiheit, alles nur Werkzeuge, das Glück der Menschen zu bereiten; alles nur Wege, sie zur Kunst, Wissenschaft, zum Handel, zu häuslichem Glück, zu brüderlicher Gesellschaft, zum Vollgenusse des Lebens zu führen — daß diese Werkzeuge mit dem Kunstwerke selbst, daß die Wege mit dem Ziele verwechselt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grausamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völker und die thörichten Völker unter sich selbst alle Kräfte der Menschheit verzehren; daß die letzte Verwünschung den letzten Atemzug ausgeben und der Frieden keinen mehr finden wird, der ihn genießt.

Aber zu diesem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris studiere und was? Er erwiderte, daß er sich der deutschen Philosophie ergeben, und jetzt beschäftigt sei, ein Werk von Schelling ins Französische zu übersetzen. Er kannte die ganze philosophische Litteratur der Deutschen, sogar die Werke Caroves, des Biographen Gottes. Im nächsten Frühling will er nach München gehen. Also das war's! Es ist nicht nötig, daß ich mich hierüber auslasse; ich habe das schon oft besprochen. Als ich ihm einmal Salat präsentiert, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutscher Philosoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Dessert wurden wie üblich Toaste ausgebracht. Zuerst: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerst die Polen. Herr Jullien kündigte an, die Gesellschaft würde den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polnischen Amazone, die in diesen Tagen hier ankommen würde, im nächsten Monate ein Fest geben. Darauf stand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen seiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutschen — ganz zuletzt. Herr Jullien trank aber nicht auf die Gesundheit des ganzen deutschen Körpers, sondern nur auf die seiner schwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, verteidige. Ich, *** und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anwesenden Deutschen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und schwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich schlecht Französisch spreche. Aber ***, der es gut spricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er schwieg. Und er schwieg nicht allein, er wurde noch rot als hätte er gesprochen. Stumm und rot wie ein Krebs! Ich schämte mich — nein, das ist das rechte Wort nicht — es schmerzte mich. Und warum habe ich nicht gesprochen? Der Pole vor mir sprach viel schlechter Französisch, als ich. Und mir war das Herz so voll, daß ich eine ganze Stunde hätte sprechen können, und ich hätte vermocht, alles so schnell niederzuschreiben, als es hätte gesprochen werden müssen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Ängstlichkeit entschuldigt, aber das Gefühl derselben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräsentiert ein Vaterland, sein Volk steht hinter ihm, was er

spricht sind nicht Worte, er berührt Tasten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man sieht das weit entfernte Land. Aber was repräsentiere ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutsche, die Livree des Grafen von Münch-Bellinghausen. Man hätte mich als einen Schriftsteller, als einen Redner beurteilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder schlecht gesprochen, wie einen Schauspieler beklatscht oder ausgepfiffen. Da stockt das Blut, da steht die Zunge still. Mag sich schämen, wem es zukommt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte gesprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Friesen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bajoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte gesprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenstaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutschen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die sind nicht weit her.

Bei Tische wurde auch angekündigt, daß eine aus polnischen und französischen Gelehrten gebildete Gesellschaft den Vorsatz gefaßt, alle klassischen Schriften der Polen, etwa fünfzig bis sechzig Bände, in das Französische zu übersetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterstützen. Gewiß, die Franzosen haben eine gute Art, wohlzuthun. Die Rauhheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch not. Schmach und Unglück über die heuchlerischen Erbschleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; sie werden wie Vagabunden auf vorgeschriebenen Wegen nach dem südlichen Frankreich gewiesen, und dort unter Aufsicht der Polizei gestellt. Man will sie an das Mittelländische Meer führen, um sie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienste zu nehmen. Afrika oder Sibirien — diese Wahl giebt ihnen Louis Philipp! Um diesen Preis erkauft sich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Nesselrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menschen festgenommen, der vor dem Theater sich an den Wagen des Königs zu drängen suchte. Man fand Pistolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun sein, daß die Polizei diesen Menschen abgerichtet, um den König zu schrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernstlich ein Mordversuch stattgefunden — beides sind schlimme Zeichen. Dieser König leidet an einem bösen inneren Geschwüre und er wird nie mehr gesunden.

Freitag, den 16. Dezember.

Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Öhler, wovon die heutigen Blätter sprechen? Lassen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Öhler habe schwören müssen, daß er nie darüber sprechen wolle, aus welchem Grunde er arretiert worden sei. Das ist eines der teuflischen Mittel, welche deutsche Regierungen seit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Missethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergessener Mensch, wer einen solchen abgefolterten Eid hält! Es ist der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir seine Missethat nicht verraten, damit er ferner ungestört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger ist es seinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel schuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergessen im dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitschuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den sie ungezwungen der Freiheit geschworen, und ein Bürger sollte verpflichtet sein, zum Vorteile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grausamste Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weist er zurück.

Dreiundsechzigster Brief.

Paris, Samstag, den 17. Dezember 1831.

Meine Briefe, wie ich gestern hier vom Buchhändler hörte, werden besonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit schon gekommen, die ich vorhergesagt, wo die neugierigen Reisenden, ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unser Vaterland besuchen. Die Engländer sind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vasari, sie kaufen mich und stecken mich in die Tasche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von Nagler gesagt hat: dieser Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünfundzwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von Nagler sehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Essen bringen sehen; es ist nicht möglich, daß ein Edelmann die Gesinnung eines Lakaien

habe, daß ein Minister wie ein Stallknecht spreche. Indessen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr sei, dem Herrn von Nagler die fünfundzwanzig Stockprügel in Rechnung gesetzt, und ich werde sie ihm früher oder später vergüten.

Die Pariser Briefe hat der Buchhändler hier schon alle verkauft. Sie werden in das Englische übersetzt. Dagegen habe ich nichts. Geist und Sprache der Engländer weiß ich mit allem Deutschen innigst zu verschmelzen. Aber die französische Übersetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt stünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unterblättchen, wo die Hühneraugen und Frostbeulen der ärmsten Teufel von Schriftstellern sich versammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börnes Briefe aus Paris, die hier großes Aufsehen gemacht, wurden allgemein mit Verachtung und Abscheu aufgenommen und es ist erstaunlich, wie dieser Börne, der sonst bei den Berlinern so hoch gestanden, plötzlich so tief sinken konnte." So oft ich solchen Bettelvogtstil lese, bekomme ich die größte Lust, einmal gegen mich selbst zu schreiben, um den armen deutschen Ministerialkanzlisten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne sich lächerlich zu machen. Ich weiß es besser, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeschlossene Geist ist hoch hinauf bis an die Decke gesprungen, nachdem ich ihn von der Angst des Eisendrahts befreit.

Montag, den 19. Dezember.

Neulich war ich im Théâtre de la Gaieté, welches ich früher noch nie besucht. Seitdem haben Wind und Frost meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon schreiben können. Nie in meinem Leben habe ich so viel geweint, als in diesem Théâtre de la Gaieté. Ich hatte mich nicht vorgesehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt stürzte die spitzbübische Rührung herein und raubte allen Verstand in meinem Kopfe. Dieses Theater ist das vornehmste unter den gemeinen, unter den Boulevards-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, sanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwischen den Akten so behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges störte mich jedesmal. Die Zuschauer gehörten alle zu den niederen Bürgerklassen, die den Mittelstand von dem Pöbel trennen. Meistens Weiber und Mädchen, sehr wenige Männer.

Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können sich nichts Lieblicheres denken. Alle Galerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich diesen schönen Anblick vergleichen sollte. Bald erschien es mir wie ein beschneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist; bald wie eine Herde (aber gutmeinender) Gänse; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorstanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerksamkeit dieser Zuschauerinnen den ganzen Abend. Diese guten Mütter und Töchter sind nicht abgestumpft, sie gehen selten in das Theater und sehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen sich satt hören und sehen. In der Mitte der ersten Galerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzessinnen sitzen, saß, wie ein Solitär in einem Ringe, ein Marktweib, fleischig, rotwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verschränkten Arme auf die rotgepolsterte Lehne gelegt und starrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerksamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte sie die Worte schockweise gekauft und bezahlt, und zählte ängstlich nach, ob sie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen solchen Augenbruch habe ich nie gesehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete seine Thränen; wer ein farbiges (das ist keine Erfindung) ließ sie fließen. Ich selbst, als ich mich umhergesehen, und wahrnahm, wie wenige Menschen im Hause waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizeikommissar des Theaters, der neben mir saß, sah mich recht freundlich und gutmütig an und dachte wohl bei sich: gäbe es doch keine schlimmere Volksbewegung als diese, dann wäre es ein Vergnügen, Polizeikommissar im quartier du Temple zu sein! Warum haben wir so viel geweint? Sie sollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelstunde einen Überrock an, setzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht so sauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans; den Stoff mögen sie wohl aus Deutschland geholt haben; aber die Bearbeitung scheint eigentümlich. Sie ist gut genug, und für Paris von einer seltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauspiel gesehen, das, ohne den geringsten Kunstwert zu haben, doch eine theatralische Wirkung hervor-

bringt, der man sich den anderen Tag nicht zu schämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergessen Sie dieses Alter nicht; sind es doch nur Jahre einer anderen! — wird gleich bei ihrem ersten Auftreten als ein höchst liebenswürdiges, höchst achtungswertes Frauenzimmer erkannt. Sanft, bescheiden, von der zartesten weiblichen Sittsamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenschaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichtum von aufgesparter Liebe. An dem Tage, wo wir sie kennen lernen, erwartet sie den Baron von Saintval, den ihr bestimmten Gatten, um sich mit ihm zu verloben. Der Baron ist vierzig Jahre alt und ist nicht bloß ein untadelhafter Mann, sondern auch ein Mann von den angenehmsten und schätzenswertesten Eigenschaften. Die Gräfin erkennt seinen Wert, aber sie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen anderen, sie hat nie geliebt. Doch sie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu schützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu stürzen droht, reicht sie dem reichen Baron die Hand. Es ist aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergessener Vater das Glück und die Seligkeit seines Kindes seiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmißdeutendes Kind ein solches Opfer bringt; sondern es findet ein edleres Verhältnis statt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verschloß das Portefeuille in eine geheime Schublade seines Sekretärs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weise entwendet. Der alte Baron starb unterdessen; keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht und beschloß, mit Aufopferung seines ganzen Vermögens dem Erben seines verstorbenen Freundes den Verlust zu ersetzen. Doch durfte ihn seine Verarmung in alten Tagen und die Hilflosigkeit seiner Tochter schmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt sein, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um seine Pflicht mit seinem Vorteile zu vereinigen.

In dem Hause des Barons Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieser hing an

ihr mit der zärtlichsten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung bestimmt war, sehen wir die Gräfin in der heftigsten Gemütsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entschluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hause zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Brust und kündigt ihm an, er müsse sie verlassen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Notwendigkeit seines harten Geschicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß sie ihm gestehen, daß sie seine Mutter sei. Jetzt vermähle sie sich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimnisse ab, das den achtsamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten sich trennen. Felix ist entzückt, in der geliebten Pflegemutter seine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verstanden, er begreift alles; mit männlicher Fassung erträgt er sein trauriges Geschick und ist zum Opfer entschlossen. Er verspricht seiner Mutter, er werde das Geheimnis ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig sein. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimnisse weiß. Er soll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn sorgen will. Bei der Trennung giebt sie ihm Diamanten von großem Werte und vieles Geld mit. Der Knabe geht und der Verlobte kommt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der versteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, suchte er die Gräfin auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet.

Im zweiten Akte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Teil Frankreichs verwüsteten, und deren Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einem Abgrund hing,

sägten sie die Balken, welche die Brücke trugen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahrnahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach, und er stürzte in die Tiefe, rettungslos. Felix springt entsetzt zurück, schreit nach Hilfe, und sinkt mit herzzerreißendem Jammer besinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrennerbande giebt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet sich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte diese gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von seinen Obern der Auftrag erteilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, sich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erntefeste beschäftigt. Der Knabe, dessen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichste aufgenommen; man sucht ihn zu beruhigen, man tröstet ihn. Um seine Herkunft, um seine Eltern befragt, schweigt Felix, und weist sanft, doch entschlossen, die Teilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute schreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächtersleuten für seine gutmütige Sorge um den Knaben gelobt, beschenkt und eingeladen, die Nacht im Hause zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt sich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieser eingeschlafen und alles im Hause ruhig war, schleicht sich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchse auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte sehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlstandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüste Brandstätte verwandelt, und hören das Jammergeschrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gendarmen bewacht, bleich und zerstört, steht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandstiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, sein geheimnisvolles Wesen hatte gleich bei seinem Eintritt Aufmerksamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu solchen Brandstiftungen gebraucht wurden. Felix soll dem Untersuchungsrichter seinen Namen, Wohnort und seine Herkunft angeben; er sagt: das müsse er verschweigen. Man untersucht seine Taschen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er sie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherversammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des

Grafen Clairville gesehen. Felix behauptet standhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk seiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimnisses, gerät in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingestehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort gestohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach diesem Geständnisse war es um so nötiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Gesellschaft war im Salon versammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmahle mit Spiel, Musik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauses sprechen müsse. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet sich an die Gräfin und fängt seine Geschichte zu erzählen an. Diese begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt sie sich. Sie erklärt, sie habe wirklich das alles dem Knaben geschenkt. Der Maire erwiderte: der Knabe selbst bekenne, es gestohlen zu haben. Die Gräfin begreift Felix' Edelmut, der, ihr Geheimnis nicht zu verraten, lieber freiwillig ein Verbrechen auf sich nahm. Der Maire erwidert, wie sie aus zartem Mitleide den Diebstahl, den der Knabe begangen, verschweige; aber die Gerechtigkeit dürfe sich nicht abwenden lassen; der Knabe habe sich auch der Brandstiftung schuldig gemacht, und er müsse ihn den Gerichten überliefern. Auf seinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenschaftlich, angstvoll an ihre Brust. Felix flüstert ihr zu, sie möge sich nicht verraten, er habe nichts ausgesagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeistern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäste alle, vernehmen mit Entsetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix ist mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir sehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der frische Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift seiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater gerät in Verzweiflung. Er zieht den Degen

und will seine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in seinem Blute die erlittene Beschimpfung abzuwaschen. Die Gräfin sinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt.

Im letzten Akte erscheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beschlossen, in ein Kloster zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie schreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle, traurige Geschichte zu erklären. Sie erwartet den Besuch ihres Mannes, der schon alle Anstalten zu seiner Abreise hat treffen lassen und sie zum Abschied noch einmal sehen wollte. Es ist eine dumpfe Scene, wobei einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für sein Herz; es mußte entsagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie sie hoffe, er selbst empfinde, mildern, wenn sie ihm die Überzeugung gebe und er sie mitnehmen könne, daß sie seiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geschichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Gesicht wie ein Schaf. Er bittet sie um Gottes willen zu schweigen; er wolle nichts hören; er liebe sie, und es wäre ihm zu schmerzlich, erfahren zu müssen, daß früher als er, schon ein anderer ihre Liebe besaß. Die Gräfin erwidert mit leidenschaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und Scham niedergeworfen, fällt zu seinen Füßen und erzählt folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als sich der siegende Feind Paris nahte, habe sie ihr Vater, sie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines seiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg sie, das sechzehnjährige Mädchen, schnell in eine dunkle Höhle, kein Lichtstrahl drang hinein ... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung ... Die Gräfin hält sich die Hände vor die Augen — wir wissen alles. Felix, ihr Sohn, ist 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt sich und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer starrer und starrer, bis er wie zerschmettert zu den Füßen der Gräfin niedersinkt. Er wolle die Geschichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, sie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als sie ihn erblickt, schreit: es ist der Ring von meiner verstorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Baron: Ein

Verbrechen hat dich vor sechzehn Jahren zu meiner Gattin gemacht!... Und nun dieses Gemisch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu spielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt seine Gesichtszüge, erkennt seine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an sein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen... Ist das nicht die schönste garstige Geschichte von der Welt, und muß man nicht erstaunen, daß der Mensch seine Phantasie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteste Geschick dem Menschen nie angethan?

Mittwoch, den 21. Dezember.

Die Unglückseligen! Sie lassen uns ja keine Ruhe, sie verhöhnen unsere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den sie fliehen, sobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgestern auf dem Wege, ein ordentlicher Mensch zu werden und ein Schriftsteller von Gerstenzucker. Ein Märchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich schmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein schrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schalen mögen über die kommen, die mich verhindert, mein Märchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hause, um mein tägliches Bewegungspensum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Bastillenplatz, und von da am Wasser zurück. In der Passage de l'Opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Epapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet sagt: „Als ich wegen herannahenden Greisenalters, und meiner hinfälligen Gesundheit, meinen Parfümeriehandel aufgab, wollte ich ein Kunstwerk zum Vorschein bringen, auf das ich die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das gewünschte Ziel erreichen zu können... Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im Schoße der Einsamkeit und des süßeren Friedens, gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge von Versuchen, ein balsamisches Zahnpulver zustande zu bringen.... Weder die glänzenden Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sorgen noch die unermüdete Geduld, die ein so großes Werk erfordert, noch die große Zahl der angeblichen Psilodentes, die man unter prächtigen Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte meinen Entschluß wankend machen. Und ich

hatte recht.... Der Menschheit nützlich zu sein, den Frauen zumal, war immer mein einziger Wunsch und wird es immer bleiben.... Der Mund, die Wohnung der Grazien und der zauberischen Schönheit, zog schon von der frühesten Jugend an all mein Denken auf sich, ich weihte ihm meine Sorgen und meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der Welt einige Erzeugnisse darzubieten, die mir ihren Beifall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaupten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das diesem gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleisch befestigt, und in dem Munde ein schimmerndes Hochrot und einen Balsamduft verbreitet.... Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins sprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Doppelreihe von Perlen darbietet, die zwischen glänzenden Korallen schimmern? Nein, hochberühmte Dichter, anmutige Federn haben diesen Gegenstand behandelt, meine Farben werden bleich erscheinen, neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich mit etwas beschäftigt, das nicht weniger schwer, doch weit nützlicher ist, als die Beschreibung eines schönen Mundes; ich habe das Mittel gesucht, und nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie man den Mund immer schön erhalte. Die Schachtel kostet 3 Fr. 50 c., eine halbe 2 Fr...." Und so träumte ich mich in das Märchen hinein: Von der schönen holdseligen Fee Konferenz, deren Mund lächelte wie Morgenrot, deren Zähne glänzten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte, verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vögel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eigenes Volk ihn auf das Blutgerüst. Ehe sein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böse giftige Zauberin. Da berührte sie ein guter Geist, der mächtiger war als sie, mit leichter Hand, und sie zerstiebte in ein blutrotes Pulver.... An der Ecke der Richelieustraße war das Märchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Variétés, umgab ein großer, dichter Menschenkreis ein Frauenzimmer von etwa vierunddreißig Jahren, in deren blassen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anständig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garstigen Pudel, der frohlockend an sie heraufsprang. Was um ihr her gesprochen, gelacht wurde, kümmerte sie nicht, sie

hatte die Welt vergessen über ihren Fund. Am Morgen hatte sie ihn auf der Straße verloren und nach einigen Stunden, an dieser Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus: Von dem Hunde des treulosen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, schmerzlichen Erwartens scharrte es an Antoniens Thür. Sie öffnete sie, und blieb mit sprachlosem Entzücken stehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach seinem Tritte, sie lehnte sich über das Treppengeländer und schaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel sie in stillen Wahnsinn. Jeden Abend setzte sie, wie sie es gewöhnt war, zwei Gedecke auf den Tisch. Auf einem Stuhle neben ihr saß der Hund, dem sie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Essen auf den Teller. „Willst du denn davon nicht, Heinrich? Das hast du ja immer gern gehabt"; dann brach sie in Thränen aus und warf sich jammernd auf die Erde. Der Hund sprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen....

Jetzt kam ich an die Montmartrestraße. Da sah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Husaren, Gendarmen, Fußvolk, zahllose Scharen von Polizeiwachen hielten die Straßen besetzt, die von den Boulevards seitwärts führen. Große Soldatentrupps zogen auf und ab. Ich fragte einige aus dem zahlreich versammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten sich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte sie zurück und zerstreute sie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Märchen, fort Novelle! Ich verstand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Casimir Perrier an diesem Tage (er sollte über die Lyoner Greuel Rechenschaft geben) in der Kammer sagen, was seine Papageien auf der Börse und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polnischen Generalen gezogen. Die Polizei setzte sich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geschlossen, der Verkehr nicht im geringsten gestört. Den folgenden Tag hatten die Minister sich gegen den vorausbekannten Angriff der Opposition zu verteidigen. Es that ihnen not, ihren Söldnertrupp und ihr Angstgefolge enge zusammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünscht entgegen. Man stellte sich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken ver-

breitete sich. Die Läden wurden geschlossen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um diese Weihnachtszeit mehr verkaufen in einer Woche, als sonst in ganzen Monaten, sollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruhestifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämergottes, Casimir Perrier, überlassen. Bei solchem schändlichen, kleinlich-tückischen Treiben der Staatsgewalt — kann man da Novellen schreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht diesen Perrier allein, alle Perriers Europas hatte ich niedergeschmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beschämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beschämt von einem Manne, der sprachlos dastand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredsamer strafte, als ich mit tausend Worten es gethan. Es war ein stattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit sonnenbraunem Gesichte, feurigem Blicke, buschigen Augenbrauen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardisten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgestülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinschlagen geübt und stets bereit. Dieser Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier seit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechanische Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken stehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine solche eingetreten. Der Mann, von dem ich spreche, der Musterfranzose, stand, so wie ich ihn beschrieben, mit verschränkten Armen unter einem kleinen Zelte, dessen Inneres eine Landschaftsdekoration vorstellte. Es war eine Felsengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann schien aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt zu sein. Jetzt erhob er den Kopf und sah sich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten sich in seinen schwarzen Augen. Jetzt senkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leise und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch hat vielleicht meine Phantasie das alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Über seinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchstaben: France geschrieben war. Hätte Louis Philipp dieses trauernde Frankreich von Wachs gesehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Mensch, und dann wäre nichts Menschliches von

ihm zu fordern. Ich aber schämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre sie geschrieben gewesen, hätte ich sie verbrannt; da sie nur gedacht war, warf ich sie in den Lethe.

Donnerstag, den 22. Dezember.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, so demütig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchener Hofzeitung wurde gestern wieder einmal gerasselt. Ich glaube, man sieht die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokratenmanifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die Minister dort lassen ihre Kriegsartikel von ihren Köchen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Kredit verloren, daß sich nicht einmal ein Worttrödler findet, der, die Armut ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Justemilieu aufkommen zu lassen, das die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vorteil zu ziehen, einen sumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpestet und nur den quackenden Fröschen wohlthut. Die Franzosen haben kein Temperament zum Justemilieu. Was wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren und auf der einen oder anderen Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen geborenen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf, und zu größerer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutverwahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum schien mir gut, meine Gesinnung und deren Ausdruck auf das Äußerste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das nämliche thun. O, ganz prächtig ist mir schon mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen besseren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere sie auf hundert Stunden weit. Die Münchener Sau habe ich auch herausgestöbert. In meinen

Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutscher in Paris an den Kämpfen der Julitage teilgenommen. Von den deutschen Handwerksburschen, bemerkte ich, wundere mich das nicht. Diese hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften sie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den bayerischen Diplomatenlehrjungen den Kopf verlieren und er schrie auf: Seht ihr, seht ihr, wie thöricht ihr seid mit euerer Staatsreform? Seht ihr, wie die Zunftverfassung gedankenlose, folgsame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und ihr wollt die Zünfte aufheben?... So haben sie früher nicht gesprochen. Das Zunftwesen war der Herrschsucht immer lieb gewesen; aber sie verteidigten es mit schönen Worten von Bürgerwohlstand, Flor der Gewerbe; das Geheimnis ihrer schlauen Staatskunst verrieten sie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe noch andere Geschichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die ministerielle Klatschliese in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Mut herabzusetzen, erinnert mich an einen „gewissen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutschen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beschämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geschichte mit dem Schauspieler Heigel anspielen? Aber damals hat sich das Christentum sehr hundsföttisch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das ist der letzte rote Heller aus der armseligen Sparbüchse ihres Witzes. Aber nach allem, ich wollte, es gäbe mir einer die drei Louisdor zurück, die ich für mein Christentum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mir nichts. Drei Louisdor für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine thörichte Verschwendung.

Freitag, den 23. Dezember.

Gestern bin ich gestört worden, den Brief zu endigen und abzuschicken, wie ich es gedachte. Erstens durch Ihren prächtigen fünfseitigen Brief. Dann gestört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überschickte Zeitungen; dann durch einen anderen Zeitungsartikel aus Deutschland, den man mir mitgeteilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das schwöre ich Ihnen. Es geht ja alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie

hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Pension würde ich nicht als eine persönliche Sache ansehen, sondern es zum großen Ganzen rechnen — lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit lassen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieser trüben Tage zählen. Es ist ja keine Niederlage, es ist ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener sein, als daß ich ihre Leidenschaft entflammt, sie dahin gebracht, in ihre hölzernen mechanischen Tücken Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Hasse zu thun, was sie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pension zu entziehen; denn nicht sie, sondern die deutsche Bundesversammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogtums Frankfurt, die Pension zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es sich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angstzitternd wie immer. Daß man mir sagen ließ, ich solle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu setzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Pension nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verstünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er sich dazu verstehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Österreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüstert, schreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heyden, ich kenne ihn. Ja ich sehe ihn rot werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst errötete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Partei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mitteilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen

schicken, dann wollen wir uns darüber besprechen. Die Sache soll öffentlich werden, das ist meine gute Absicht. Zu gewinnen ist unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Masse für mich thäten, so wäre es schön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken lassen und ihn nach Frankfurt schicken. Ich muß aber darin sprechen dürfen auf meine Weise. Das, fürchte ich, schüchtert ihren guten Willen zurück. R***s Rat werde ich auf keine Weise in dieser Sache verschmähen, sobald er mir nur freiläßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen persönlichen Vorteil allein habe ich eine schwache Zunge und eine stumpfe Feder. — Die Angst für mein Nassauer Geld ist lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache seinen ganzen Kredit umstoßen solle? Aber eure Furcht ist bezeichnend genug. Wieweit muß es in Deutschland gekommen sein, daß man solche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campes Brief teile ich Ihnen in meinem nächsten einiges mit. Heute nur, so viel das Papier verstattet. Menzel schrieb ihm: „Sie werden meine in diesen Tagen erschienene Kritik der Börneschen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik wird je imstande sein, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie sichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollsten Stellen unter den ersten unserer Litteratur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchsten Grade achtungswert. Selbst das frivole Hundegebell, das sich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungsartikel gegen meine Briefe heißt es unter anderen Merkwürdigkeiten: ich wäre erbost gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich selbst kein Hofrat wäre; erbost gegen die Reichen, weil ich arm sei; erbost gegen die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, je selbst ein Fürst zu werden. Ist das nicht himmlisch? Reden Sie. Ich arm? Ist mein Herz allein nicht eine Million wert? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verschmähen Sie sie nicht; ich kann doch noch einmal Fürst werden. In Versteigerungen kauft man oft die kostbarsten Sachen um weniges Geld.

Vierundsechzigster Brief.

Paris, Samstag, den 24. Dezember 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geschrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Censur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunschweig gedruckt. So sind die deutschen Regierungen! So schamlos ist ihre Censur! So sind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbestehen ließen, um republikanische Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern so knechtischer Gesinnung sein könne, als ein Staatsrat von Edelleuten. Der nämliche Censor, der es doch geschehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörtesten Schimpfreden gegen mich erschien, deren Titel schon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Verteidigung übernahm! Und solche Regierungen verlangen noch, daß man sie achte! Campe schreibt mir ferner: „Denken Sie sich die Tollheit der Menschen, einige behaupten steif und fest, Sie hätten diese Briefe im österreichischen Solde geschrieben, damit man der Presse beikommen könne. Ist das erhört?" Glauben Sie mir, so dumm das ist, so giebt es doch Menschen, die noch dümmer sind als das, und es ist darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Commis Voyageurs der Diplomatie ein solches Gerücht vorsätzlich in den Gang gebracht.

Sechzehnmal ist Campe schon verhört worden. Ich habe eine Vorstellung davon, was sie ihn alles ausfragen. So oft stand Louvel nicht vor Gericht. Es kostet viele Arbeit, bis man in Deutschland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, dessen ich gestern erwähnt, steht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen schon geschrieben, einem Trödelmarkt, wo die aristokratischen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urteil über Börnes Briefe. „Die Mannheimer Zeitung schließt eine kurze Kritik dieser politischen litterarischen Monstrosität folgendermaßen: Was hier mit dürren Worten, von allen hochtrabenden Phrasen befreit, gesagt wird, ist leider die Geschichte der heutigen Tage. Geld- und Ehrgeiz bilden die Grundlage der Börneschen Ausfälle und erwecken in ihm den tötlichen Haß, welcher sich auf jeder Seite ausspricht. Weil er nicht Hofrat, Staatsrat, Minister ist, haßt er alle Beamten; weil er selbst kein Geld hat, so trifft sein Haß alle Begüterte, Bankiers oder wohlhabende Bürger, und weil

er endlich nie Fürst werden kann, so fällt das größte Gewicht seines Hasses auf die Großen dieser Erde. Was er auszusprechen, in so furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, verzehrt im stillen Tausende. Es ist daher die Wut ganz begreiflich, mit der alle seine Geistesverwandten über den Unverschämten herfallen, welcher in so ganz unbegreiflich naiven Geständnissen der Zeit vergißt, und den Schleier lüftet, welchen bisher ein erkünstelter Patriotismus so fein gewoben hatte. Es war daher nur ein Schrei des Entsetzens unter seinen Freunden, als sie ihr klug bewahrtes Geheimnis so leichtsinnig verraten, und alle die zarten Fäden aufgedeckt sahen, mit denen sie ihre Pläne umsponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Unrecht, fürchten, daß, ist einmal die Maske gefallen, sich die öffentliche Meinung, welche sie bisher schlau für sich benutzt, sich gegen sie richten, und so den Nimbus zerstören würde, der sie umgiebt. Solche Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten Sache nicht verloren! Es ist daher Börnes Werk ein lehrreiches und nützliches Buch!" Das merkt euch, Kinder, und stellt die Pariser Briefe neben eure Andachtsstunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er ist geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen diese spitzbübischen Franzosen, will man sein Recht behaupten oder erlangen, grob sein muß. Ist man artig, wird man besiegt, denn sie verstehen noch artiger zu sein als wir. Diese ihre Waffen wissen sie so geschickt zu gebrauchen; sie geben uns freundliche Worte, süße Versprechungen, um uns einzuschläfern und unsere Ansprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodisch-abgemessene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang schickte ich täglich viermal den Konrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu sorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herolds Artikel in den Zeitschwingen hat mir sehr gut gefallen. Darin ist jugendlicher Mut und Übermut, wie ihn der Kampf dieser Zeit erfordert. So eine Butterseele, wie dieser Alexis, will es ja nicht besser, als geschmiert zu werden, — freilich mit goldenen Messerchen, von zarter Hand, auf zartgeröstetes Weißbrötchen. Nun kommt eine tüchtige Bürgerfaust und schmiert sie mit einem Kochlöffel auf Haberbrot; das wird der Berliner Butterseele ihre Schmiegsamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie sollte ich sie nicht kennen! Sie wohnen seit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich sehe und höre sie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch solches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei stören. Ich wollte nächstens mit Ihnen davon zu sprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten gelesen?“ und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erst zu vergessen suchen, daß sie Ihnen bekannt sind. Wenn das noch einmal geschieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine schüchterne Schriftstellerei verwirren, lasse ich künftig Ihre eigenen Briefe statt der meinigen drucken. Da wird sich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir sehen, wie Sie mit dieser Hamburger Megäre fertig werden.

Der Constitutionnel, seit vielen Jahren das mächtigste Blatt der Opposition, ist jetzt in Casimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müssen das bekannt machen, und die anderen sollen es auch weiter verbreiten, damit sich keiner täuschen lasse. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Constitutionnel seine Maske völlig abwirft. Das Blatt hat seit vier Wochen schon viertausend Abonnenten verloren.

Montag, den 26. Dezember.

Soeben verläßt mich ein Besuch, dessen Veranlassung mir sehr erfreulich war, dessen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Mensch, aus Hof in Bayern gebürtig, seit einigen Jahren in einer hiesigen Handlung als Commis angestellt. Er sagte, daß er im Namen seiner zahlreichen Freunde käme, die erst kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris sei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und so fort. Ich suchte das abzukürzen. Darauf weiter: er sei beauftragt, mich um Rat zu fragen. Er, seine Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten sich vorgenommen, an die bayerischen und badischen Stände eine Adresse zu erlassen, um ihnen für den Mut und die Beharrlichkeit, mit welcher sie für Recht und Freiheit gestritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine solche Adresse zu spät käme, weil in wenigen Tagen die Stände

in München und Karlsruhe auseinander gehen würden, erwiderte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja bloß darum zu thun, auch ihrerseits ihre Gesinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine solche Adresse aufsetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den sie zu machen dächten, würde von den heilsamsten Folgen sein. Uns andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller, so oft wir von den verfassungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen sprächen, machte man den Vorwurf der Unruhestiftung und heillosen Zerstörungssucht, und wo man einmal so gnädig sei, uns milder zu betrachten, spottete man unserer lustigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für solche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung stünde. Jetzt aber kämen sie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beschäftigung an das Positive gewiesen, ja durch Maß, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn sie sie je vergessen möchten, stündlich erinnert würden, und wünschten und forderten das nämliche. Sie sprächen es aus, daß die materiellen Interessen, wo die Sorge für dieselbe löblich wäre, innigst an die moralischen Interessen gebunden wären, und daß nach allem das sinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menschen nicht ihre höchste Bestimmung sei. Dieses würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um so leichter zu besiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien suchten. . . .

In diesem Sinne werde ich nun für die jungen Leute die Adresse abfassen.

Dienstag, den 27. Dezember.

Dreimal lese ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf alles antworten? Ein Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorlesen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck ist jetzt hier. Solche Leute schickt seit der Revolution die preußische Regierung eine Menge hierher. Aber statt zu spionieren, welches ihre Sendung ist, werden sie spioniert. Die französische Regierung erspart dadurch Geld, Spione in Berlin zu besolden. Bequemer und besser kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundschaft von der Staël her, bei deren Schwiegersohn,

dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum besten gehabt und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künstlern haben sich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunstwerke zu verfertigen, und sie zum Vorteile der Polen auszuspielen. Die Gegenstände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgestellt. Der Zettel kostet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei solchen Unternehmungen, stehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung, bei welchen die Lose zu haben sind. Frau v. Rothschild ist dieses Mal nicht dabei. Es ist keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu sehen, thut auch einem sanften weiblichen Herzen wohl. Die schöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Bureau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen sei, als an einer für den Himmel.

Fünfundsechzigster Brief.

Paris, Freitag, den 30. Dezember 1831.

Ihre Frage wegen der Simonisten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht schämte, unwissend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht schämen, meine Unwissenheit zu gestehen. Sie ist um so weniger zu entschuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigsten Erscheinungen, ja noch mehr ist: der Inbegriff von vielen wichtigen Erscheinungen dieser Zeit. Das schwebte vor mir in der Luft und genauer untersuchte ich es nicht. Es ist nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, ist das Klima davon warm geworden und man braucht die Brust nicht einzuheizen. Aber tausend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tausend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu sehen und zu hören, und tausend Köpfe, um alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simonisten halten jeden Sonntag öffentliche Vorlesungen,

in welchen sie ihre Lehren zusammenstellen und erläutern. Ich habe aber diesen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da sein, um Platz zu finden, und so viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammersitzung, bei den Verhandlungen der Assisen, noch in einer der öffentlichen Versammlungen, die hier fast jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter sich gelassen, die monarchisch und aristokratisch geblieben. Es giebt in Paris kein öffentliches Gebäude, das selbst für das bescheidenste Bedürfnis einer Volksversammlung Raum genug hätte. Es ist lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputiertenkammer sind. Die Regierungen, wenn sie die Freiheit mit keinen moralischen Schranken mehr umziehen dürfen, engen sie wenigstens so viel und so lange als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simonisten haben, der ist nun besonders klein, und ich glaube, daß sie ihn aus Schelmerei so gewählt, damit die Zuhörer um so begieriger herbeiströmen. Wo die Pariser keinen Platz finden, da eilen sie am liebsten hin, besonders die Frauenzimmer: es ist ihre Wonne, gestoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer näheren Bekanntschaft, nicht mit den Grundsätzen, sondern mit den Lehren der Simonisten, abgehalten, ist die monarchische Verfassung ihrer Kirche. Sie haben einen Papst; vor solchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finstern Walde. Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meister, am liebsten aus der Flasche. Wenn ein Papst mir sagt: zweimal zwei ist vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchischen Leitung entbehren kann; das Christentum selbst blieb schwach, ward verfolgt und geschlagen, so lange es republikanisch war, und wurde erst stark, siegend und erobernd, als es einen höchsten Bischof an seine Spitze stellte. Jedem Staate ist die monarchische Gewalt in seiner Kindheit die Laufbank, in seinem Greisenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreife, verabscheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältnis und für jede Zeit. Ein junger Staat soll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas später gehen

lernen, soll lieber, sobald er das Greisenalter erreicht, sich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und schnellere Entwickelung seiner Glieder, als einige Jahre Frist jämmerlichen Daseins mit der Freiheit bezahlen. Wie einem die Regierung oft alle bürgerliche Gesellschaft, das System die schönste Philosophie verleiden kann; so verleidet einem die Kirche jeden Glauben. Muß ich selig sein im Paradiese, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht so viel daran, daß eine neue Wahrheit sich schnell und weit umher verbreite; sie wird leicht an Würde verlieren, was sie an Macht, im Werte verlieren, was sie im Preise gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simonisten etwa das reine Christentum herzustellen suchen? Ich glaube es. Aber was heißt reines Christentum? Es giebt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieser fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abspülen, und sich mit allem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen. Die Simonisten mögen wohl in Frankreich sein, was die Karbonari in Italien sind. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß sie einen edlen Zweck haben, daß sie suchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papsttums zu bringen und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeschreiblichen Wut, mit welcher die geistliche und weltliche Macht in Italien den Karbonarismus verfolgt.

Der hier erscheinende Globe ist das Apostelblatt der Simonisten; eine Art hausierende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben frisch und warm in die Häuser bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und lese darum das Blatt nicht. Von den drei stereotypen Lehren, die der Globe als Motto täglich hinter seinem Titel hat, kann ich nur die erste annehmen; die zweite ist mir zu trivial; die dritte finde ich falsch und eine vierte, mir die erste, mangelt gänzlich. Erste Grundlehre: Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Klassen zu sorgen habe, diesem Grundsatze kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Beistand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatze

die reinste, heiligste und unverletzlichste Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig. Weil sie rein ist, wird sie von allen besudelt; weil sie heilig ist, wird sie verspottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganisches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel gestiegene Thränendunst aller der Millionen Unglücklichen als Sündflut niederstürzen und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen.

Zweite Grundlehre: Tous les priviléges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die altertümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit, ein so festgegründetes Recht, daß man durch ein schadenfrohes Erwähnen derselben nicht die Anmaßung des Widerspruchs herausfordern sollte. Nicht die Vernunft ist auf der Seite der Gleichheit, sondern auf der Seite der Ungleichheit ist der Wahnsinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnsinn entgegenzutreten, ihm den Weg zu versperren; sondern sie soll warten, bis er herbeikommt, bis er losbricht. Dann soll sie ihn besprechen, heilen, und wenn er sich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unschädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel gesprochen, ist ein Schwertstreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens ist vorüber.

Dritte Grundlehre: A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses œuvres. Eine heillose Irrlehre! Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, je weniger Lohn; das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weiteren Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Kapazität nach ihren Werken", ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Wert, und

also seinen Preis, nicht das, was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, ist es bloß Lebensäußerung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes sein. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer anderen, zu welcher sie sich bekennen, der von einer Gütergemeinschaft, — eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen rein menschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört, und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn das Recht sich alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simonisten vor — ob der Vorwurf begründet, weiß ich nicht — sie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir schwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politische Bund, haben im Verlaufe späterer Entartung sittenverderbliche Grundsätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenlosigkeit gegründet. Doch einen anderen Grundsatz sprechen die Simonisten deutlich aus: den der Emanzipation der Weiber. Wollen sie damit täuschen, oder täuschen sie sich selbst — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln sie diesen Grundsatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Ist es ihnen aber Ernst, dann sind sie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich ist, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emanzipiert würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menschheit, scheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es ist Täuschung. Selbständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.

Arnim. Herausgegeben von Max Morris.
Börne. Mit Einleitung von Alfred Klaar.
Brentano. Herausgegeben von Max Morris.
Brinckman. Herausgegeben von O. Weltzien.
Bürger. Herausgeg. von Wolfg. v. Wurzbach.
Byron. Übers. v. Böttger. Herausg. v. W. Wetz.
Cervantes. Herausgegeben von W. v. Wurzbach.
Chamisso. Mit Einleitung von Ad. Bartels.
Droste-Hülshoff. Herausgegeben von E. Arens.
Eckermanns Gespräche mit Goethe v. L. Geiger.
Eichendorff. Mit Einleit. v. Rud. v. Gottschall.
Gaudy. Mit Einleitung von Karl Siegen.
Goethe (Gesamt-Ausgabe). Mit Einl. v. L. Geiger.
Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von S. M. Prem.
Grillparzer. Herausgegeben von M. Necker.
Halm. Herausgegeben von Anton Schlossar.
Hauff. Mit Einleitung von Ad. Stern.
Hebbel. Herausgegeben von Herm. Krumm.
Hebel. Herausgegeben von Ernst Keller.
Heine. Mit Biographie von G. Karpeles.
Hoffmann. Herausgeg. von Eduard Grisebach.
Hoffmann v. Fallersleben. Hg. v. H. Benzmann.
Homer. übers. v. Voß. Mit Einl. v. Gotth. Klee.
Immermann. Mit Einleitung von K. Siegen.
H. v. Kleist. Herausgegeben von K. Siegen.
Körner. Herausgegeben von Eug. Wildenow.
Kurz. Herausgegeben von Herm. Fischer.
Lenau. Herausgegeben von Eduard Castle.
Lessing. Mit Einleitung von Th. Matthias.
Ludwig. Herausgegeben von Adolf Bartels.
Novalis. Herausgegeben von W. Bölsche.
Platen. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet.
Raimund. Herausgegeben von Eduard Castle.
Reuter. Herausg. von Carl Friedr. Müller.
Rückert. Herausgegeben von C. Beyer.
Schiller. Mit Einleitung von G. Karpeles.
Seidl. Herausgegeben von Wolfg. v. Wurzbach.
Shakespeare. Mit Einleitung v. Max Mendheim.
Stifter. Herausgegeben von Rudolf Fürst.
Tieck. Herausgegeben von Georg Witkowski.
Uhland. Mit Einleitung v. Rud. v. Gottschall.
Wieland. Herausgegeben von Wilh. Bölsche.
Zschokke. Mit Einleitung von Ad. Vögtlin.

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 04 04 006 7